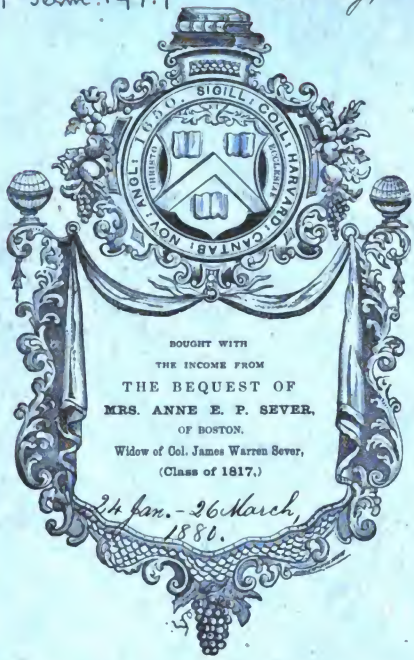
DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART

Digitized by Google

P Germ. 147.1

Bd. May, 1880.



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
MRS. ANNE E. P. SEVER,
OF BOSTON,
Widow of Col. James Warren Sever,
(Class of 1817.)

24 Jan. - 26 March, 1880.

Digitized by Google

Deutſche Revue

über das

geſammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ſtändiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntſchli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Bubl** (München), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Garis** (Gießen), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Dr. **Otto v. Leixner** (Berlin), Prof. **Merkel** (Straßburg), Prof. **Jürgen Bona Meyer** (Bonn), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reillinger** (Wien), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seiß** (München), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleiſcher.

Vierter Jahrgang. — Zweiter Band.

(Januar bis März 1880.)

Berlin, 1880.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

P Germ 147.1

1880, Jan. 24 - March 26.
Sever fund.

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgang IV.

(Januar bis März 1880.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Gustav Lipke: Bismarck und Carl Twesten 1
Felix Dahn: Der Schmidt von Gretna-Green 23
E. Junckert: Der getreue Eckart. I. II. 178. 319
Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. I. II. III. 47. 198. 334
Prokesch-Osten: Erinnerungen aus Konstantinopel 61
Karl Stieler: Aus Kaulbachs Briefen 145
Fr. Vischer: Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875. I. II. 178. 319
Der Reichstag und die deutsche Marine 289
Alfred Hartmann: Eros im Irrenhause 303
Arthur Milchhöfer: Griechische Heroengräber 347

Rundschau über das nationale Leben.

Schulze-Delitzsch: Die Stellung der höheren Gesellschaftsklassen zur socialen Frage 75
J. B. Meyer: Spiritismus in Deutschland 81
Landgraf: Die Altersversorgung für unsere Arbeiter 92
Ratzel: Zukunft und Beurtheilung der Neger 97
H. Brugsch-Bey: Das Gesetz und die Propheten bei den alten Aegyptern 111
Franz Reber: Zur Culturgeschichte in der Kunstgeschichte 126
M. Carriere: Lotze's Metaphysik 131
— — Der Kampf ums Dasein der Seele 404
A. Merkel: Die conservativen und die liberalen Parteien und der von ihnen auf Staat und Gesellschaft geübte Einfluß. II. Die modernen Gleichheitsbestrebungen 225. 367
Friedrich Oetker: Heinrich von Gagern und sein Programm 240
Richard Fleischer: Die äußere und innere Politik des Fürsten Bismarck 250

Digitized by Google

Seite

F. Krones: Das Deutschthum unter der Magyaren-Herrschaft in Vergangenheit und Gegenwart 255
K. Vierordt: Die Aufgaben der heutigen Physiologie 260
C. Hueter: Ueber Bildung im Allgemeinen und die Vorbildung des Arztes im Besonderen 266
P. Zech: Der Planet Vulkan 280
Politische Betrachtungen eines Nationalliberalen 359
Franz Seitz: Die auf Menschen übertragbaren Thierkrankheiten 373
K. Zittel: Ueber das Eozoon 380
Eduard Strasburger: Ueber Wirkungen des Lichtes auf die Pflanzen . 386
L. Bohnstedt: Die Ansprüche an Concurrenzen im Baufache 398
R. Rößler: Die schlesische Mundart 410
H. W.: Bismarck über die Slaven 423
Karl Stieler: Erklärung 425
Literarisches 138. 285. 425

Digitized by Google

JAN 24 1888

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester 6 Heften.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 4. Januar 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 4. Januar 1880.

Allgemeiner Theil.

Seite

Guſtav Lipke: Bismarck und Carl Twesten 1

Felix Dahn: Der Schmidt von Gretna-Green 23

E. Juncker: Der getreue Eckart. I. 24

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neueſter Zeit. I. 47

Prokeſch-Oſten: Erinnerungen aus Conſtantinopel 61

Rundſchau über das geſammte nationale Leben der Gegenwart.

Schulze-Delitzſch: Die Stellung der höheren Geſellſchaftsklaſſen zur ſocialen Frage 75

J. B. Meyer: Spiritismus in Deutſchland 81

Landgraf: Die Altersverſorgung für unſere Arbeiter 92

Ratzel: Zukunft und Beurtheilung der Neger 97

H. Brugſch-Bey: Das Geſetz und die Propheten bei den alten Aegyptern 111

Franz Reber: Zur Culturgeſchichte in der Kunſtgeſchichte . . 126

M. Carriere: Lotze's Metaphyſik 131

Literariſches 138

Digitized by Google

Allgemeiner Theil.

Bismarck und Carl Twesten.

Von einem nahen Verwandten des verstorbenen Mitbegründers der nationalliberalen Partei, Carl Twesten, wurde uns die Mittheilung gemacht, daß der Herr Abgeordnete Lipke Briefe von Twesten besitze, die über das Verhältniß Bismarcks zu demselben Aufschluß geben.

Auf unseren Wunsch, eine Reihe dieser gerade für die Gegenwart wichtigen Briefe zu publiciren, sandte uns Herr Lipke, der viele Jahre den Wahlkreis Twestens im preußischen Abgeordnetenhause vertrat, nachfolgenden Aufsatz.

Wir glauben, daß dieser Artikel für die Entwicklungsgeschichte der nationalliberalen Partei und deren frühere Beziehungen zum Reichskanzler einen besonderen Werth hat. Redaction der Deutschen Revue.

Der deutsche Reichskanzler kann zu seinen vielen Erfolgen jetzt noch den hinzufügen, daß er seine offen verkündete Absicht, die nationalliberale Partei an die Wand zu drücken, erreicht hat. In dem neu gewählten Abgeordnetenhaus ist über ein Drittel der Partei durch Conservative ersetzt und die Majorität des Hauses wird an Gefügigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Ob dies zum Heil des Landes gereicht, wird die Zukunft lehren. In dieser ernsten Zeit wird die Veröffentlichung eines Theils der Denkwürdigkeiten willkommen sein, welche von dem Manne handeln, der die nationalliberale Partei hauptsächlich ins Leben gerufen und der wie kein Anderer in selbstloser Aufopferung den Reichskanzler in seinen großen Zielen unterstützt und doch trotzdem ihm gegenüber seine Selbstständigkeit bewahrt hat. Auch er hat dafür keinen Dank geerntet. „Mit Twesten glaubte ich noch einmal zusammen im Ministerium zu sitzen," äußerte Bismarck zu einer Zeit, als bereits das Tischtuch zwischen den beiden Männern zerschnitten war. Wer trägt die Schuld, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllt hat? Durch Veröffentlichung von Mittheilungen aus dem Munde Twestens und aus den Briefen, die er an den von Jugend auf mit ihm befreundeten Verfasser dieses Aufsatzes geschrieben hat, soll darüber Aufschluß gegeben werden. Twesten wurde Ende 1861 zum ersten Mal in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt. Im Frühjahr desselben Jahres war

Digitized by Google

die Brochüre „Was uns noch retten kann“ erschienen, welche rückhaltlos und mit großer Schärfe die Schäden aufdeckte, an denen damals der preußische Staat krankte. Zu denselben rechnete der Verfasser der Brochüre, welcher sich nicht genannt hatte, die Einrichtung des Militärcabinets. Die betreffende Stelle der Brochüre lautete:

„Die einseitige und abgeschlossene Stellung des Heerwesens wird besonders gefördert, wenn die Trennung selbst im Centrum der Staatsverwaltung stattfindet. Auch in Oesterreich suchte man bis zu dem Feldzuge 1859 die militärischen Angelegenheiten gänzlich von der übrigen Verwaltung zu scheiden, jeder Einwirkung des Ministerrathes zu entziehen. Der Kriegsminister steht doch noch in einer nothwendigen Verbindung mit den übrigen Chefs der Regierung, das Militärcabinet ganz außerhalb. Der Vorstand desselben, General v. Manteuffel, der seine Carriere am Hofe gemacht, und von der Armee längst nicht viel gesehen hat, steht in dem Rufe, die Personalien in zu hohem Maße aus der Perspective des Hofes zu behandeln. Die militärische Nothwendigkeit über Wahl und Verwendung der Officiere jederzeit unbedingt disponiren zu können, thut ohnehin der Laune und dem Nepotismus Vorschub. Die Theilung der Arbeit zwischen Ministerium und Cabinet complicirt und erschwert die Geschäfte. Reibungen — wie Stein sie schildert — können nicht ausbleiben. Officiere, wie die Herren v. Voigts-Retz und v. Hartmann, die eines hervorragenden Rufes im Heere genießen, denen man in der Führung und Verwaltung der Armee eine bedeutende Zukunft verheißt, wurden als zu selbstständige, und daher unbequeme Mitarbeiter aus dem Kriegsministerium entfernt, wie 1850 der energische General v. Griesheim entfernt wurde. Es ist einer der Charakterzüge des ausgebildeten Büreaukratismus: fest geschlossen nach außen, innerlich Streit und Widerwille. Herr v. Manteuffel ist bei einem großen Theile der Armee wenig beliebt; er wird vielfach betrachtet wie Graf Grünne in Wien, der das Commando in Italien dem Grafen Giulay übergab. Wird es auch bei uns einer Schlacht von Solferino bedürfen, einen unheilvollen Mann aus einer unheilvollen Stellung zu entfernen?“

Die Brochüre erregte Aufsehen, dieselbe wurde bei Hofe besprochen. General v. Manteuffel hatte sich damals noch nicht als Feldherr bewährt und erfreute sich auch bei Hofe keiner allgemeinen Beliebtheit. Befragt, welche Schritte er gegen den Verfasser der Brochüre thun wolle, soll er sich anfänglich ablehnend verhalten und erklärt haben, er habe keine Verpflichtung, Druckschriften zu beachten, deren Verfasser unbekannt sei, worauf ihm kein Geringerer als der Befehlshaber in den Marken, Feldmarschall Wrangel, die Mittheilung gemacht haben soll, daß der Verfasser der Brochüre kein gewöhnlicher Scribent, sondern der Stadtgerichtsrath Twesten, der Sohn des bekannten hochgeachteten Oberconsistorialraths Professor Twesten sei. General v. Manteuffel glaubte nunmehr Genugthuung fordern zu müssen und nachdem durch directe Correspondenz mit Twesten er von diesem die Bestätigung erhalten, daß er der Verfasser der erwähnten Brochüre sei, schrieb er an ihn den 24. Mai 1861:

> „Mir steht jetzt nicht eine anonyme Schrift, sondern der Herr Stadtgerichtsrath Twesten gegenüber, der öffentlich über mich geurtheilt und meinen Namen der öffentlichen Mißachtung preisgegeben hat. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich ergebenst, die Stellen der fraglichen Bro-

Digitized by Google

schüre, welche auf den Seiten 81 und 82 stehen und welche über meine Person und über meine dienstliche Wirksamkeit urtheilen, durch eine öffentliche Erklärung zurückzunehmen."

Twesten erwiderte hierauf:

„Als ich Ihre erste Zuschrift erhielt, Herr General, wußte ich natürlich, daß es Ew. Hochwohlgeboren nicht um eine Erklärung, sondern um eine Genugthuung zu thun sein würde. Ich habe meine Schrift nicht anonym erscheinen lassen, um eine Verantwortung abzulehnen, sondern weil ich dies für ihre Wirkung zweckmäßiger fand. Ew. Hochwohlgeboren bitte ich überzeugt zu sein, daß ich nicht in der Absicht geschrieben habe, einen hochstehenden und charaktervollen Mann anzugreifen und — nur von Angriffen kann meines Erachtens die Rede sein, nicht von Mißachtung — ich hielt es in der bedrohten Lage unseres Vaterlandes für nothwendig, die Aufmerksamkeit auf Einrichtungen zu lenken, die ich mit vielen Anderen für gefährlich und unheilvoll erachte. Freilich kann man nicht gegen Institutionen sprechen, ohne über Personen zu urtheilen; zurücknehmen kann ich zu meinem Bedauern nichts von dem, was ich gesagt habe."

Wenige Tage nachher brachten die Berliner Zeitungen die Nachricht, daß ein Pistolenduell zwischen dem General v. Manteuffel und dem Stadtgerichtsrath Twesten, Verfasser der Brochüre: „Was uns noch retten kann," stattgefunden habe, Twesten durch einen Schuß in den rechten Arm verwundet worden sei. Die Nachricht machte ein ungeheures Aufsehen, die Brochüre: „Was uns noch retten kann," erlebte in wenigen Wochen sieben Auflagen. Der Bürgerstand, die Universität, der größte Theil der Beamten und auch ein Theil der Officiere nahm Partei für Twesten. Von allen Seiten gingen Adressen und Beileidsbezeugungen ein, nicht nur an Carl Twesten, sondern auch an dessen Vater, den Oberconsistorialrath Professor Twesten. Eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adresse der Berliner Studentenschaft bezeugte dem Letzteren die Theilnahme über den Unglücksfall, welcher seinen Sohn betroffen habe, als er für seine freimüthig ausgesprochene Ueberzeugung eintrat.

Bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus im December 1861 wurde Twesten in der Priegnitz, wo er viele Jahre als Kreisrichter in Wittstock gelebt hatte, und im ersten Wahlbezirk von Berlin gewählt. Wie richtig Twesten, obgleich damals noch nicht die liberale Partei sich in Fortschritts- und nationalliberale Partei gespalten hatte, den Wankelmuth der Berliner Wähler beurtheilte, zeigt sein Brief:

Berlin, den 8. December 1861.

„Ich bin in der Provinz mit großer Majorität gewählt, würde auch für meine Person gerne dort annehmen, da ich mir dort einen Wahlkreis für das Leben sichern würde, während ich hier in der Luft schwebe, ja diesmal bei einem Haar nicht gewählt wäre; denn die beiden sichern Bezirke, der 2. und 4. — in deren einem ich gewählt werden sollte, entschieden sich im letzten Augenblicke beide für Waldeck und Virchow und im ersten stand die Sache höchst zweifelhaft. Aber Alles verlangt, daß ich hier annehme, theils demonstrationis causa, theils um den X . . auszuschließen, der bei einer Nachwahl gewiß durchdringen würde, und so muß

ich mich schon fügen, werde also als Abgeordneter für Berlin auftreten und denke von der Gunst der Umstände Gebrauch zu machen, mich etwas in den Vordergrund zu stellen — gewiß nicht mit Charlatanerie — und auf den parlamentarischen Feldzug einigen Einfluß zu gewinnen."

Der erste Berliner Wahlbezirk wählte Twesten 1863 nicht wieder; Vorwand war die Stellung, welche Twesten in der Militärfrage eingenommen hat. Die Streichung des ganzen Extraordinarium, die Rückgängigmachung der bereits in der Vollendung begriffenen Armeereorganisation hielt er für einen Unsinn, er schrieb:

Berlin, den 17. Juli 1862.

„In der Militärsache scheint augenblicklich die Mehrheit, nicht der Fortschrittspartei, sondern des ganzen Hauses entschlossen, das Extraordinarium pure zu streichen; was dann weiter werden soll, weiß ich nicht. Ein Budget kommt in dem Falle sicher nicht zu Stande, die Regierung mag es durch das Herrenhaus verwerfen lassen oder die Kammern schließen. Ich werde einem solchen Beschluß niemals zustimmen, auf Popularität in oder außer dem Hause keine Rücksicht nehmen."

Twesten wurde wegen dieser seiner Stellung zur Militärfrage aus dem Vorstand der Fortschrittspartei ausgeschlossen. Ende September 1862 übernahm Bismarck das Präsidium des Staatsministeriums, der Verfassungsconflict verschärfte sich immer mehr und mehr. Twesten trat bei der im Januar 1863 erfolgten Wiedereröffnung des Landtags der Fortschrittspartei nicht bei, worüber er schreibt:

Berlin, den 28. Januar 1863.

„Ich bin der Fraction der Fortschrittspartei in dieser Session nicht beigetreten, wie ich glaube, ganz correct, da man mein Verhalten in der Militärsache als einen Austritt betrachtet hat und ich entschlossen bin, darin meinen Weg fortzusetzen, wenn auch die Fraction einer Gesetzvorlage gegenüber die rein negative ablehnende Stellung beibehalten sollte, was ich freilich nicht befürchte, aber doch möglich ist. Der Nachtheil der Isolirtheit ist im jetzigen Augenblick nicht groß, da nichts Erhebliches vorliegt und wir rein in die Negative gedrängt sind, nichts Positives unternehmen oder versuchen können. Mit den Einzelnen verhandle ich — wie mit Einzelnen anderer Parteien — und stehe ich ganz freundlich. Daß man mich von der Budgetcommission ausgeschlossen hat ist eine Thorheit, namentlich dem Rufe gegenüber, daß alle Liberale einig zusammen stehen müßten. Eben — ich schreibe im Hause, während Virchow als Antragsteller einen langen Vortrag hält — habe ich eine Rede gehalten, die von der Linken und überhaupt im Hause gut aufgenommen ward. Die in den letzten Tagen umgelaufenen Gerüchte von sofortigem Schluß oder Auflösung des Hauses sind bis jetzt ohne allen positiven Grund.

Persönlich geht es mir im übrigen gut, nur mit dem Arm schlecht. Was ich schon vor der Reise annahm und damals den Aerzten zweifelhaft war, ist jetzt, nachdem die Callusmasse mehr geschwunden, klar geworden: die Knochenenden der Ulna sind in der Bruchstelle gar nicht zusammengewachsen und ich habe unter fortgesetzter Hülfe einer Schiene auf dem gebrochenen Arm unter fortdauernden Schmerzen und anhaltender Geschwulst weiter zu wirthschaften."

Trotz Schmerzen und schwankender Gesundheit entwickelte Twesten gerade jetzt eine überaus große politische Thätigkeit. Er bekämpfte auf der einen Seite

Digitized by Google

die Verfassungverletzungen der Regierung, auf der andern den unfruchtbaren nur verneinenden Radicalismus. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Bismarck damals nur als der Junker bekannt war, der im vereinigten Landtag zur Erhaltung des absoluten Regiments gegen die großen Städte predigte und deren Zerstörung in Aussicht stellte. Die in ihm in Frankfurt a. M. als Bundestagsgesandter vorgegangene Wandlung hatte sich bis dahin nach Außen nicht erkennbar gemacht. Die erste Veranlassung, bei der dies geschah, gab Twesten. Die dänische Regierung hatte gegen die bestehenden Verträge durch den Erlaß vom 30. März 1863 Schleswig von Holstein getrennt und die bisher bestandene Gesammtstaatsverfassung von Schleswig-Holstein auf das Flagranteste verletzt. Twesten stellte folgende Interpellation:

> „Ob die Königl. Staatsregierung in den Erlassen der dänischen Regierung vom 30. März d. J. eine Verletzung der in den Verhandlungen der Jahre 1851 und 1852 gegebenen Zusicherungen erkennt und ob sich die Königl. Staatsregierung ihrerseits noch ferner an die in diesen Verhandlungen und in Folge derselben übernommenen Verpflichtungen gebunden erachtet?"

In der Sitzung v. 17. April 1863 rechtfertigte Twesten in einer längeren, das complicirte Rechtsverhältniß sehr gründlich und klar auseinandersetzenden Rede diese Interpellation. Er gab seinem Mißtrauen durch folgende Worte Ausdruck:

> „Vielleicht, meine Herren, denken die Dänen auch, daß die jetzt regierende Partei nicht eben geneigt wäre, gegen Dänemark einzuschreiten, sie können sich dafür auf die Vergangenheit der Kriegsjahre berufen. Der Herr Ministerpräsident bezeichnet im Jahre 1849 den Krieg mit Dänemark als „ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen, (hört! hört! links) zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Rebellion."

Bismarck erwiderte hierauf:

> „Bevor ich zur Beantwortung der Interpellation übergehe, erlaube ich mir auf einen Theil der Aeußerungen des Herrn Vorredners einige Worte zu erwidern.
>
> Ich bedaure, daß derselbe seiner im Uebrigen so gründlichen und sachlichen Entwickelung einige Momente beigemischt hat, welche fast darauf berechnet schienen, die Wirkung seiner Auseinandersetzung außerhalb dieser Wände abzuschwächen. Der Herr Vorredner, denke ich, erwartet von mir, daß ich die Sache der deutschen Herzogthümer Dänemark gegenüber in meiner amtlichen Eigenschaft vertreten solle. Ich kann kaum glauben, daß er mir diese Aufgabe dadurch hat erleichtern wollen, daß er Bruchstücke einer Rede las, die ich vor vierzehn Jahren in diesen Räumen gehalten habe. Es wird mich dies aber nicht abhalten, in meiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen ausschließlich die Interessen dieses Landes zu vertreten, wie sie sich historisch entwickelt haben, und nicht persönliche Ansichten, die ich vor vierzehn Jahren etwa ausgesprochen habe."

Digitized by Google

Die erste Begegnung der beiden Männer bei einer großen politischen Frage war also keine freundliche, doch zeigen die Worte Bismarck's, die ich wörtlich nach dem stenographischen Bericht angeführt habe, daß ihm Twesten's klare staatsmännische Behandlung der Frage Respect eingeflößt hatte. Es steht der Ton der Antwort Twesten gegenüber im bezeichnenden Gegensatz zu einem Vorfall, der sich in derselben Sitzung zutrug. Während der Rede des Abgeordneten Dr. Löwe-Bochum, die allerdings an Gehalt sehr der Rede Twesten's nachstand, hatte sich der Ministerpräsident entfernt und trat erst wieder in den Sitzungssaal ein, als der folgende Redner, Abgeordneter Dr. Virchow, auf Grund Art. 60 der Verfassung seine Gegenwart bei Fortsetzung der Verhandlung verlangte. Bevor Virchow in seiner Rede fortfuhr, gab Bismarck die wenig rücksichtsvolle Erklärung ab:

„Ich wollte nur zur Beruhigung der Herren bemerken, daß sowohl der Herr Vorredner als der letzte Herr Redner im Nebenzimmer vollständig verständlich war."

Und als der Abgeordnete Parisius (Brandenburg) das Auftreten des Ministerpräsidenten als wegwerfend und ganz und gar der Würde des Hauses unangemessen bezeichnete, erwiderte Bismarck:

„Es ist mir nicht möglich ununterbrochen Ihren Verhandlungen beizuwohnen. Wenn ich den Vortheil habe bei der sonoren Stimme der Herren Vorredner im dortigen Zimmer (auf das Ministerzimmer deutend) am Tische arbeitend Ihre Reden hören zu können, so weiß ich nicht, wie Sie darin eine Veranlassung zu diesem Aufwande von sittlicher Entrüstung finden können."

Diese unerquickliche Scene wurde noch durch Hin- und Herreden eine Zeit lang fortgesetzt, ehe Virchow seine Rede in Gegenwart Bismarck's vollenden konnte.

Twesten schreibt über diese Sitzung:

Berlin, 21. April 1863.

„In der Schleswig-Holstein'schen Sache habe ich eine 14spaltige Rede gehalten; es lag mir daran, einmal wieder im Zusammenhange und urkundlich die festgestellten Bedingungen und deren Verletzung nachzuweisen; das Zurückgehen auf die früheren Rechtsverhältnisse ist jetzt gewiß gerechtfertigt und das Einzige, was augenblicklich geschehen kann. — Der Hieb auf Bismarck's frühere Stellung zu der Sache saß und kränkte ihn sehr. Altliberale sind thöricht genug auf den Zopf anzubeißen und zu bedauern, daß durch solche Angriffe der Regierung die Wahrnehmung der deutschen Rechte erschwert werde. Es wird wohl ein Antrag meiner Deduction gemäß eingebracht werden. Die nachfolgende Scene war höchst widerwärtig. Der tactvolle Parisius beschwert sich, daß die Regierung uns verachte! Bismarck: o, wie sollte ich die Herren verachten. Parisius: ja, er verachtet uns doch! Grundgütiger Gott, es ist viel Schonung, wenn Kladderadatsch sich der Sache nicht annimmt."

Am 15. November 1863 starb plötzlich der König Friedrich VII. von Dänemark und auf Grund des Londoner Protocolls bestieg Christian IX. den Thron und seine erste Regierungshandlung war, daß er das neue Grundgesetz, wodurch Schleswig von Holstein getrennt und mit Dänemark vereinigt wurde, sanctionirte. Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg machte seine Ansprüche auf Schleswig-

Digitized by Google

Holstein und Lauenburg geltend und die Schleswig-Holsteiner, in der Hoffnung, hierdurch für immer die dänische Herrschaft los zu sein, erkannten diese Herrschaft an und begrüßten ihn als Herzog. Die weitere Geschichte ist bekannt, die Intervention des deutschen Bundes, demnächst das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen und der siegreich mit Dänemark geführte Krieg, welcher mit der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark endigte. Twesten, der selbst von Geburt ein Holsteiner war und mit den maßgebenden Persönlichkeiten daselbst in verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehung stand, nahm sich der Sache des Prinzen von Augustenburg an und dasselbe that auch das preußische Abgeordnetenhaus, welches dem Bündniß Preußens mit Oesterreich mißtraute und fürchtete, daß Bismarck die Hand dazu bieten würde, Schleswig-Holstein an Dänemark wieder auszuliefern, wie dies schon einmal 1850 geschehen war. Als sich aber herausstellte, daß Bismarck durch seine geschickte diplomatische Führung trotz dem Widerspruch der übrigen europäischen Mächte die Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark bewirkte, da war Twesten der erste, der dies ohne Umschweife anerkannte. Von der Schweiz aus, wo er sich, als die Friedenspräliminarien nebst längerem Waffenstillstand unterzeichnet wurden, befand, schrieb er:

Interlaken, 23. August 1864.

„Wenn die Kammern wieder zusammenkommen, meine ich auch, daß wir den auswärtigen Erfolg — nicht blos die Befreiung der Herzogthümer, auch die Position Preußens durch den Krieg auf eigene Faust, ohne Rücksicht auf Englands Geschrei und Drohen — unbedingt anerkennen müssen, nicht an Kleinigkeiten oder Nebensachen nörgeln dürfen, das schließt natürlich eine Kritik dessen, wo wirklich etwas gefehlt oder verdorben ist, nicht aus, und kann noch weniger an unserem Verhalten in den inneren Fragen und in den Geldangelegenheiten etwas ändern. Ist auch in den nächsten Jahren kein Erfolg zu hoffen, so denke ich doch, wird es auch der Regierung nicht gelingen, positiv in Ordnung zu kommen."

Anerkennen was anerkennenswerth, nicht an Kleinigkeiten oder Nebensachen nörgeln, andererseits aber an den verfassungsmäßigen Rechten unerschütterlich festhalten, dies war die Richtschnur für Twestens politische Thätigkeit, dies die Grundsätze, denen er treu blieb, unbekümmert, ob er dadurch Lob oder Tadel einerntete.

Dem Landtage von 1865 wurde der Friedensvertrag mit Dänemark vorgelegt und im Abgeordnetenhaus von der Regierung der Antrag gestellt, der stattgefundenen Verwendung der Verwaltungüberschüsse der Jahre 1863 und 1864, im Gesammtbetrage von 12,212,828 Thaler und der Entnahme einer Summe von 1,304,059 Thaler aus dem Staatsschatz zur Bestreitung des Krieges gegen Dänemark nachträglich die Zustimmung zu ertheilen. Die zur Berathung dieses Antrags eingesetzte Commission beschloß Ablehnung des Antrages und ernannte Twesten zum Referenten. In dem schriftlichen Bericht führt Twesten aus, daß mit Rücksicht auf die Popularität und den Erfolg des geführten Krieges es vielleicht rathsam erscheinen könne, eine Genehmigung zu ertheilen, deren Versagung man ohne Zweifel gegen das Abgeordnetenhaus auszubeuten versuchen würde.

Es sei indeß nicht zuläßig, bei dem ungeregelten Staatshaushalts-Etat einen einzelnen Punct herauszunehmen und zu erledigen. Die Regierung habe seit mehreren Jahren und für die Verwendung von mehreren hundert Millionen keine

Digitized by Google

verfassungsmäßige Genehmigung, sie bedürfe daher auch keiner Ratificirung für diese einzelne Ausgabe.

In der Sitzung vom 13. Juni 1865 rechtfertigte Twesten zwar seinen Bericht, erkannte jedoch ohne Rückhalt die großen Verdienste Bismarcks an. Es ist, sagte er, unter der Mißgunst der auswärtigen Mächte, gegen die Wünsche Oesterreichs, unter dem lauten heftigen Einspruch Englands, unter dem fortgesetzten Bemühen Englands, eine Coalition gegen Preußen zu Wege zu bringen, ein großer militärischer und politischer Erfolg erreicht worden. In der auswärtigen Politik können die verschiedensten Parteien einig sein. Auch eine Regierung, welche das Verfassungsrecht des Landes mißachtet, kann nach Außen durch eine kühne und geschickte Benutzung europäischer Conjuncturen dem Lande einen Machtzusatz gewinnen, das ist schon geschehen durch die Führung der Politik in dieser Sache, durch das Ansehen, welches die preußische Politik in dieser Sache vor ganz Europa gewonnen hat."

Es waren noch 2 Anträge gestellt, die unter Anerkennung der erzielten Resultate, der eine die Annexion der Elbherzogthümer, der andere die definitive Regelung der Verhältnisse Schleswig-Holsteins nur unter solchen Maßgaben befürworteten, welche eine unlösliche Verbindung zwischen denselben und Preußen feststellte, die Entwickelung einer Achtung gebietenden Marine zum Schutz der Nordgrenzen Deutschlands gewährleistete. Twesten hatte sich für die letztere Resolution ausgesprochen, beide erhielten aber nicht die Majorität. Twesten äußerte sich hierüber in seinem Brief:

Berlin, 14. Juni 1865.

„Gestern war ein angreifender Tag, Session von 9 bis 9, zwei lange Reden gehalten — etwas gesprochen habe ich in letzter Zeit so ziemlich alle Tage — leider selbst die Resolution, die der Ansicht der Majorität entsprach, aus kleinlichen Gründen nicht angenommen, wie ich fürchte, sehr zu Ungunsten des Hauses. Hauptgrund für die Ablehnung war wieder das Geschrei der Entschiedenen „bei dieser Regierung" —, wodurch sich das Gros einschüchtern läßt. Man war schon zum Theil höchst unwillig, weil ich Bismarcks Politik das Lob zusprach, welches ihr Niemand versagen kann.

Mommsen sagte kürzlich der Fraction: sie sehe vor Bismarck die ganze übrige Welt nicht mehr.

Sonnabend wird es dann wohl mit der Session zu Ende gehen."

Die Session wurde in der That bald darauf geschlossen, ohne daß auch diesmal ein Etatsgesetz zu Stande kam. Als im Januar 1866 der Landtag wieder zusammentrat, wollte Twesten, daß die zeitraubenden Berathungen in der Budgetcommission nicht mehr stattfinden sollten. Die Budgetcommission unter der Leitung des Abgeordneten v. Bockum-Dolffs hatte in den vorhergehenden Jahren mit großer Gründlichkeit die einzelnen Etatspositionen berathen und schließlich wurde doch der ganze Etat vom Herrenhaus verworfen, die Regierungsvorlage von dem nach der Verfassung hierzu nicht competenten Herrenhaus wieder hergestellt und wenn auch das Abgeordnetenhaus diesen Beschluß des Herrenhauses für null und nichtig erklärte, so führte die Regierung trotzdem die Verwaltung weiter, ohne sich um Verfassung und Abgeordnetenhaus zu kümmern. Twesten wollte dieser Comödie ein Ende machen. Er schreibt:

Digitized by Google

Berlin, 18. Januar 1866.

„Ich habe in der Fraction und in der Besprechung mit den Bockum-Dolff'schen sehr lebhaft für die Verwerfung des Budgets nach bloßer General-Discussion gestritten. Da Waldeck in voller Befriedigung mit unserer großartigen Stellung für Detailberathung, Feststellung und verlängerte Session ist und da das ganze philiströse Element des Hauses für den alten Weg ist, namentlich das Centrum durch die negativen Radicalen Muth gewonnen hat, sich gegen den energischeren Schritt der Budget-Verwerfung zu stemmen, ist kaum Aussicht, damit durchzudringen. Vielleicht werden wir aber in der Budget-Commission (in die ich sonst gar nicht eintreten wollte) die Majorität haben und dann einen geharnischten Bericht auf Verwerfung wegen thatsächlicher Sistirung der Verfassung einbringen.

So machen wir wenigstens unsere Meinung geltend; würde sie adoptirt, so wäre ein rasches Ende der Sitzung herbeigeführt und das wäre gewiß unter den jetzigen Umständen bei weitem das beste.

Unsere Freihändler sind wegen der Handelsverträge ꝛc. dagegen."

Der Antrag Twestens, über den Staatshaushalts-Etat eine Vorberathung zunächst im Hause selbst stattfinden zu lassen, wurde in der That verworfen und dagegen der Antrag von Bockum-Dolffs, den Staatshaushalt-Etat in die Budgetcommission zu verweisen, angenommen. Es wurde indessen auch den Berathungen der Budgetcommission bald ein Ziel gesetzt, da schon der Landtag am 22. Februar geschlossen wurde. Twesten drückte hierüber seine Freude aus:

Berlin, 25. Februar 1866.

„Erwünschter konnte es mir kaum kommen, als mit diesem plötzlichen Schluß des Landtags, der uns von allen Verlegenheiten befreite, das Nichtzustandekommen von Gesetzen, Verträgen, Budget lediglich der Regierung überläßt, nach den schärfsten Verhandlungen abbricht. Warum? mit Oesterreich eilt es gewiß nicht so sehr; für die Stimmung im Lande kann es der Regierung schwerlich nützen, wenn auch die Zeit der Stille bis zu den Wahlen noch ziemlich lang ist; fast wird es wahrscheinlich, daß man keinen Ausspruch des Hauses über das Geschäft mit der Köln-Mindener Eisenbahn haben wollte, denn es ist glaubhaft versichert, daß der Kölner Oppenheim erklärt hat, wenn das Abgeordnetenhaus den Vertrag für nichtig erklärte, müsse die Gesellschaft ihr Geld zurückfordern."

Nach den Statuten der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft vom 9. October 1843 besaß der Staat den siebenten Theil des Actien-Kapitals, hatte eine Zinsgarantie übernommen und sich verpflichtet, die übrigen $^6/_7$ durch allmälige Einlösung zu erwerben und zu amortisiren. Die Regierung hatte am 10. August 1865 mit der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen, wonach die allmälige Einlösung der Actien zum Zweck der Amortisation für immer aufgehoben wurde, die Gesellschaft dafür an den Staat 13 Millionen Thaler zahlte und dagegen das Recht erhielt, ihr Actien-Kapital, das 13 Millionen Thaler betrug, zu verdoppeln. Außerdem wurden in diesem Vertrag die Bestimmungen über die vom Staate übernommene Garantie und den zur Deckung etwaiger Zinsausfälle bestimmten Garantiefonds geändert, wodurch ebenfalls der Staat zur freien Verfügung mehrere Millionen Thaler erhielt. Dieser Vertrag erhielt unterm 13. September 1865 die königliche Genehmigung, ohne daß derselbe vorher dem Landtag vorgelegt

Digitized by Google

worden war, was nach der Verfassung unzweifelhaft hätte geschehen müssen. Mochte dieser neue drohende Conflict und seine Folgen zu der plötzlichen Schließung des Landtags beigetragen haben, so lag doch wohl der Hauptgrund hierfür in der zunehmenden Spannung und dem bevorstehenden Bruch mit Oesterreich.

Die folgenden Briefe Twestens, welche wir im Auszuge wörtlich wiedergeben, geben interessante Aufschlüsse über die damalige Lage und sind auch für die heutigen Zustände bezeichnend:

Berlin, 4. April 1866.

„Die Frage, ob Krieg oder Friede, wird wohl noch einige Monate spielen. Bismarck hat die Hoffnung hineinzutreiben nicht aufgegeben, und der König soll sich bald in resignirter, bald in gehobener Stimmung befinden, den von Oesterreich provocirten Krieg aufnehmen und zur Ehre des Staates führen zu müssen. Der augenblickliche Stillstand hat nichts zu bedeuten; in nächster Zeit ist von Bismarck wirklich ein deutsches Reformproject mit Parlament und Preußischer Militärhegemonie über Norddeutschland zu erwarten, wahrscheinlich um einen neuen Streitpunkt, eventuell ein Verhandlungs- und Ausgleichsobject gegen Oesterreich zu erhalten, vielleicht auch mit der phantastischen Vorstellung, durch populäre Acclamation und Furcht der Regierungen seinem Project, der Mainlinie, einen Schritt näher zu kommen. Es ist wahrhaft rührend, wenn Wagner und Bucher, der conservative und groß-deutsche Vertheidiger der Oesterreichischen Alliance unter Bismarcks Aegide gemeinschaftlich den Krieg gegen Oesterreich schüren. Unsere Feudalen nebst Anhang haben in der That keine anderen Grundsätze mehr als den einen: zu regieren und die Vortheile des Regierens zu ziehen. Die innere Bewegung nach außen abzuleiten oder still zu machen, das wird ihnen wohl für einige Zeit gelingen."

Berlin, 23. April 1866.

„Die Bismarckischen Projecte ändern sich täglich; sowohl die Lage überhaupt, wie sein Ansinnen, daß erst das Parlament berufen, und hinterher sein positiver Reformplan an das Licht treten soll, machen es sehr unwahrscheinlich, daß es zum Parlament kommt. Dagegen soll ihm jetzt der Gedanke vorschweben, nach dem Scheitern des Parlaments ohne Rücksicht auf den Bundestag die nächsten Staaten zu einer engeren Vereinigung aufzufordern, eine Art Union von anno 50 womöglich bis zur Mainlinie. Man behauptet auch, er trage sich jetzt mit einem Ausgleich für den inneren Conflict, werde vielleicht die Kammern bald wieder einberufen, denke den König (nach den Andeutungen der Provinzialcorrespondenz) durch die Verstärkung der Militärkräfte aus dem übrigen Deutschland zu Ermäßigungen im Preußischen Heere zu disponiren. Es scheinen Anweisungen zu milderer Praxis gegen Presse, Versammlungen, bei Bestätigung städtischer Wahlen ergangen zu sein. Ich weiß nicht, ob man wegen meiner neulichen Rede disciplinarisch gegen mich einschreiten wird; da es offenbar nach der Definition des Obertribunals eine Demonstration und Agitation gegen die Regierung war, wäre es ein Zeichen der Zeit, wenn nichts veranlaßt würde. Auch die Untersuchung wegen der Reden im Abgeordnetenhaus läßt man noch immer schlafen. Wie Bucher, befindet sich jetzt auch Rodbertus offen im Bismarckischen Lager; was sich die Leute bei ihrer politischen Freiheit ohne Parlamentarismus denken, weiß ich nicht. Bismarck denkt ohne Zweifel an ein Napoleonisches Regiment mit allgemeinem

Digitized by Google

Stimmrecht und ähnlichen Kunststücken. Welches Resultat allgemeine directe Wahlen ergeben würden, läßt sich nicht ermessen. Und ob es nicht gelingen könnte, im Aufrühren und Mischen des Aeußeren und Inneren, in Blasirtheit und Zerfahrenheit endlich die liberalen Parteien ähnlich zu zersetzen wie die Conservativen, das wage ich auch nicht zu bestreiten. Gervinus sagt von den zwanziger Jahren, die Liberalen kamen nie zu der Freude positiven Handelns — getäuschte Hoffnungen und ohnmächtige Wünsche in endloser Wiederholung! So wird es uns vielleicht auch ergehen."

Berlin, 3. Mai 1866.

„Für entschieden halte ich den Krieg noch nicht, freilich für sehr wahrscheinlich, daß die Italiener losschlagen und Preußen dann eintritt. Louis Napoleon hetzt offenbar mit dem Geschrei gegen Oesterreichs provocirende Rüstungen. Wird nach Bismarcks Hoffnung in einem kurzen scharfen Kriege der Sieg erfochten, so würde die Ueberlassung der Herzogthümer an Preußen, Venetiens an Italien der Erfolg sein, der in meinen Augen Krieg und Gefahr nicht lohnt. Weitere Umgestaltungen in Deutschland scheinen nach dem Kriege kaum denkbar, da Louis Napoleon sie gewiß nicht zulassen würde, auch schon den süddeutschen Regierungen hat sagen lassen, daß Reformen der Bundesverfassung eine Veränderung der Wiener Verträge enthielten. Dadurch ermuntert und durch Bismarcks Vorgehen in ihrer Existenz bedroht, ist zu befürchten, daß Baiern ꝛc. auf Oesterreichs Seite am Kriege Theil nehmen.

Meine Rechnung auf ihre Feigheit und Schwäche wollte Roggenbach nicht gelten lassen. Der Parlamentsvorschlag hat nur gedient, die Kriegsgefahr durch eine Verstärkung Oesterreichs mit den Kräften der Mittelstaaten und durch eine völlige Zerreißung Deutschlands zu erhöhen. Statt der Speculation auf eine populäre Strömung sind Bevölkerung und Regierungen in Süd- und Mitteldeutschland geeinigt in heftigster Erbitterung gegen Preußen. Zur Einberufung des Parlaments wird es ja schwerlich kommen. Roggenbach war wohl auf Veranlassung der Königin oder des Kronprinzen hier, hat umständlich mit Bismarck gesprochen, protestirt lebhaft gegen jede Art des Einverständnisses mit ihm, hat jedenfalls nicht in dessen Auftrag mit irgend Jemand unterhandelt; ich glaube, er hat außer mir kein Mitglied der Fortschrittspartei gesehen. Bismarck hat schon früher von einer liberalen Modification des Ministeriums für Parlament oder Krieg gesprochen; er denkt dabei natürlich nur an einen Schein von liberalen Namen und laxer Praxis; anfangs wurden in Folge dessen einige Leute genannt, die außerhalb der parlamentarischen Parteien stehen sollten, aber natürlich nirgends für liberal gelten würden, nachher auch Mitglieder des Abgeordnetenhauses. Roggenbach habe ich meine Ansicht dahin ausgesprochen: was im Laufe eines verlängerten Krieges geschehen könne, möge dahin stehen, selbst für den Anfang würden die Personen Bismarcks und Roons in meinen Augen nicht unbedingt entgegenstehen, aber die Bedingungen für den Eintritt wirklicher Liberaler — Reform von Herrenhaus, Kreis- und Gemeindeordnung, Budgetrecht — ließen sich nicht herstellen, König und Bismarck könnten nicht ihre eigenen Worte essen —, solide Verwaltung und Praxis mit verständigen Fachministern würde der einzige Ausweg bleiben. Ohne Sicherheit für wirkliche Reformen könnten Männer der liberalen Parteien nichts nützen, würden nur die Zerfahrenheit vermehren und die Zukunft compromittiren."

Digitized by Google

Berlin, 10. Juni 1866.

„So wenig auf Bestand und ernstliche Nachgiebigkeit zu rechnen, laufen in der Regierung doch Gedanken an eine Verständigung um, und wenn uns durch wirkliche Feststellung des Budgetrechts die rechtliche und moralische Möglichkeit zu Bewilligungen gegeben wird, werden wir sie nach Ausbruch des Krieges schwerlich verweigern können. Jedenfalls richtet sich die Regierung darauf ein, den Krieg ohne uns führen zu können, und sie kann es unzweifelhaft — nicht blos für ein Jahr. Es könnte daher leicht kommen, daß wir ein weit größeres Interesse daran haben, Bewilligungen aussprechen zu können, als die Regierung es hat, Bewilligungen zu erhalten.

Kommt es zu keiner Verständigung über die Geldangelegenheiten, so rechne ich auf allgemeinen Kriegszustand und Suspension der Verfassung, mache mir aber durchaus keine Hoffnung auf Widerstand.

Im Falle ernster Niederlagen würde wohl schnell Friede geschlossen werden, bei geringen Rückschlägen schwerlich eine Aenderung eintreten, bei schnellem Siege die Regierung unbedingt Herrin der Tage sein — dann dürfen wir nicht mehr auf dem Trottoir gehen, meinte ein ehrsamer Bürger — nur bei Verlängerung des Krieges würde die Regierung wohl, mehr in Rücksicht auf die Chancen des Krieges und auf die Haltung während der Friedensverhandlungen namentlich der Einmischung Louis Napoleons gegenüber als eigentlich gezwungen zu ernsten Concessionen geneigt werden. Was nach dem Kriege in Preußen und in Deutschland möglich, läßt sich schwerlich voraussetzen; das wahrscheinlichste ist wirthschaftliche Zerrüttung und politische Erschlaffung für längere Zeit. Ich bin der Meinung, daß Absolutismus und Junker alle Chancen für sich haben. Ob Preußen unterliegt, ob es ohne unsere Mitwirkung siegt, wir werden in beiden Fällen die Leidtragenden sein. Unser Programm muß natürlich auf Aenderung von System und Personen gerichtet bleiben und unbedingt: keine Geldbewilligung ohne Budgetrecht; weiter werde ich mich auf keinen Fall binden, habe auch manche Andere davon abgebracht und wünschte, daß es allgemein nicht geschehe, da die Gestaltung der Umstände unberechenbar ist. Der Friedensruf ist jetzt gewiß ohne Sinn, und viel Kritik, wer Schuld am Kriege, überflüssig."

An demselben Tag, an welchem der vorstehende Brief vom 10. Juni 1866 geschrieben ist, ließ Bismarck dem Bundestag die Reformvorschläge für die Bundesverfassung überreichen, welche bereits in den Circulardepeschen vom 11. März und 24. April von ihm aufgestellt waren. Am 14. Juni stellte Oesterreich beim Bunde den Antrag auf Mobilmachung der Bundesarmee mit Ausschluß des Preußischen Contingents, und obgleich Preußen die Annahme dieses Antrages als eine Kriegserklärung bezeichnete, erfolgte diese dennoch von der Majorität des Bundestags. Am 15. Juni bot Preußen noch den Königen von Hannover und Sachsen, und dem Kurfürsten von Hessen die Garantie ihrer Souverainetät an, wenn sie neutral bleiben und sich den Reformvorschlägen für die Bundesverfassung anschließen würden. Diese Forderungen wurden jedoch abgelehnt, worauf unmittelbar die Kriegserklärung erfolgte. Bis zu dem Tage der Entscheidung fanden noch Demonstrationen zur Erhaltung des Friedens statt. Dem Vorgange der Stadt Köln waren andere Städte, auch Danzig gefolgt, und hatten die städtischen Behörden ihren Friedenswünschen in einer Adresse

Digitized by Google

Ausdruck gegeben. Das Abgeordnetenhaus war aufgelöst und die Neuwahlen zum 3. Juli ausgeschrieben. In einer Urwählerversammlung zu Danzig sprach ich mich gegen den erwähnten Schritt der städtischen Behörden aus, theilte meine Ansichten über das thörichte Friedensgeschrei an Twesten mit und richtete an ihn die Frage, ob nicht wenigstens an Stelle der Minister Lippe und Eulenburg andere populäre Männer treten würden; dies zum Verständniß des folgenden Briefes:

„An eine Aenderung in dem System oder den Personen der Regierung ist gar nicht zu denken. Bismarck giebt zu, daß liberale Maßregeln und Personen die Chancen des Krieges durch die Wirkung auf das Inland wie auf das übrige Deutschland verbessern, die Erfolge des Sieges namentlich durch die Wirkung auf Napoleon größer und sicherer machen würden; er erklärt, daß er selbst den König zu einem liberalen Ministerium nöthigen würde, wenn er im auswärtigen Ministerium zu ersetzen wäre; er versichert, daß er nicht an einem liberalen Ministerium Theil nehmen könne, der König sich nicht zu einem solchen entschließen werde. Außer Stande, einen großen Aufschwung in Preußen und Deutschland hervorzurufen, erkennt er an, daß es dringend erforderlich, wenigstens so weit zu einer Verständigung zu kommen, daß Geldbewilligungen seitens des Abgeordnetenhauses erfolgen können. Aber selbst dazu soll nichts geschehen. Ich bin auf seinen Wunsch bei ihm gewesen, habe ihm gesagt, daß uns ohne Herstellung des verfassungsmäßigen Budgetrechts jede Verhandlung über Geldbewilligungen unmöglich sei, daß die Bewilligungen aber ohne andere, außerhalb der Budgetfrage liegende Bedingungen sicher erfolgen würden, sobald sie uns durch Herstellung des verfassungsmäßigen Bodens rechtlich und moralisch möglich gemacht würden. Ich konnte ihm diese Versicherung geben, obwohl damals (vor 3 Wochen) noch viel mehr gerufen wurde: diesem Ministerium kein Geld, weil ich sicher war, daß sich das im Kriege schnell ändern würde, und weil ich sah, daß unser Interesse, bewilligen zu können, bald größer sein würde, als sein Interesse, Bewilligungen zu erhalten. Jetzt wird der Ruf: unbedingt bewilligen! schon ziemlich laut. Das ist uns unmöglich. Könnte die Regierung ohne uns kein Geld erhalten, so würde sie in demselben Augenblick nachgeben; aber sie kann es ohne uns auf absolutistischem Wege erhalten, und so wird sie den Weg gehen. Ich machte ihm specielle Vorschläge über die Budget-Operationen ꝛc. und habe auf seinen Wunsch einen Entwurf für die Thronrede gemacht, worin der König unter Ankündigung der Finanzvorlagen die Zusicherung ertheilen sollte, daß künftig nicht ohne ein durch die drei Factoren festgestelltes Etats-Gesetz regiert und keine Ausgabe gegen einen Beschluß einer Kammer gemacht werden sollte.

Seitdem hat er Unruh zu sich, hat ihm erklärt, das ganze Ministerium sei mit meinem Vorschlag und Entwurf einverstanden gewesen, aber der König habe Alles verweigert. Dann hat er nur gemeint, wir müßten auch so für den Krieg bewilligen. Das wird hoffentlich nicht geschehen. Der äußere Erfolg wird allerdings ziemlich derselbe sein; wird ohne uns, oder mit unserer einfachen Unterwerfung gesiegt, so wird wahrscheinlich der Erfolg für die Umgestaltung Deutschlands nicht sehr groß und gewiß die Herrschaft der Reaction im Innern lang und drückend werden. Aber ich ziehe unsere Niederlage durch die Gewalt der Regierung selbst mit Suspension der Verfassung und allem Uebrigen der Niederlage durch eigenen

Digitized by Google

Abfall nnd die daran sich knüpfende Demoralisation vor. Und dabei behalten wir doch die eine Chance einer Nachgiebigkeit für den Fall, daß der Krieg sich in die Länge ziehen, oder daß während desselben ein Regierungswechsel eintreten sollte. Für das erste ist an einen Zwang durch Geldnoth so wenig zu denken, wie an einen Zwang durch die Haltung des Volkes, wovon natürlich Manche träumen, oder jetzt schon träumten.

Ich kam mit Bismarck überein, nicht von der Unterhandlung zu sprechen, so lange ein Erfolg zu hoffen, wünsche auch jetzt nicht, daß die Sache durch mich in das Publikum kommt, und bitte Dich also, in der nächsten Zeit nicht davon zu sprechen.

Denkst Du noch an eine Candidatur für das Abgeordnetenhaus? In Bromberg ist ein Sitz vacant, dort wäre vielleicht eine Gelegenheit für Dich; sonst hört man hier absolut nichts von den Wahlen, es kommen weder Anfragen noch Anzeigen her; man hat eben an andere Dinge zu denken. Deine Rede war sehr gut; jetzt verstummt freilich der Friedensruf und die Kritik über die Ursachen des Krieges von selbst. Daß wir uns mit den Conservativen auf eine Vereinigung für die Unterstützung der Soldaten eingelassen, hat hin und wieder Anstoß gegeben und abenteuerliche Gerüchte hervorgerufen, die sogar von den Conservativen für die Wahlagitation ausgebeutet sind; ich halte es aber doch für richtig und vom Vorstand haben wir alle anstößigen Namen fern gehalten."

Der Krieg war, wie Bismarck gehofft, scharf und kurz. Am 23. Juni rückten die Preußischen Truppen ein, am 3. Juli war bereits die Entscheidungsschlacht von Königgrätz. Am 4. Juli feierten die Eltern Twestens ihre goldene Hochzeit; die am Morgen eingetroffenen Depeschen hatten nur von einem siegreichen Treffen gemeldet, erst ein im Laufe des Tages eingegangenes von dem König an die Königin gerichtetes Telegramm gab Kunde von der Großartigkeit und entscheidenden Bedeutung des Sieges. Der Geheimrath O . . . . . ., Landsmann und langjähriger Freund des Ober-Consistorialraths Twesten, trug bei dem Hochzeitsfeste dies Telegramm, von dem er sich eine Abschrift zu verschaffen gewußt hatte, vor, und das Familienfest trat zurück gegen diese große Neuigkeit und die daran sofort geknüpfte Hoffnung auf die Einigung des deutschen Vaterlandes. Am 5. August wurde der neugewählte Landtag eröffnet, die Thronrede war zwar nicht die von Twesten entworfene, doch einen Gedanken dieses Entwurfes hat sie sich angeeignet, nämlich die Anerkennung der Verfassungswidrigkeit der in den letzten Jahren gemachten Staatsausgaben und das Verlangen, daß in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung Indemnitätsertheilung beantragt wurde.

In der letzten Session des Reichstags erklärte Fürst Bismarck in der Sitzung vom 9. Juli 1879:

„Ich verlange nicht dieselbe Ueberzeugung von Jedem, ich will überhaupt Niemanden überreden, ich will nur darlegen, wie ich zu meiner Stellung jetzt den Fractionen gegenüber komme. Als wir aus dem Kriege 1866 zurückkamen, wäre es ja für mich in der Stellung, die ich damals, in kleinerem Kreise einflußreicher wie heute, einnahm, sehr leicht gewesen, ja, ich habe sogar mit Mühe mich dessen zu erwehren gehabt, zu sagen: jetzt ist Preußen größer geworden, die Verfassung ist dafür nicht berechnet, wir müssen sie neu vereinbaren, kurz, die kühnste und ein-

Digitized by Google

schneidendste Reactionspolitik mit dem Erfolg, der noch von Königgrätz an den Dingen klebte, mit vollen Segeln zu treiben. Sie wissen, daß ich das Gegentheil gethan habe und daß ich mir dadurch zuerst die Abneigung eines großen Theils meiner älteren politischen Freunde zugezogen habe, und es hat mich schwere Kämpfe gekostet, das Gegentheil, die Indemnität, das Fortsetzen des constitutionellen Systems durchzuführen. — Habe ich das aus Liebe zum constitutionellen System gethan? Meine Herren, ich will mich nicht besser machen, als ich bin, ich muß das ganz bestimmt verneinen. Ich bin kein Gegner des constitutionellen Systems, im Gegentheil, ich halte es für die einzig mögliche Regierungsform — aber wenn ich geglaubt hätte, daß eine Dictatur in Preußen, daß der Absolutismus in Preußen der Förderung des deutschen Einigungswerks nützlicher gewesen wäre, so würde ich ganz unbedingt und gewissenlos zum Absolutismus gerathen haben."

(Stenograph. Ber. pag. 2195.)

Das ist es, was die beiden Männer schied und schließlich den Bruch zwischen ihnen herbeiführte. Twesten war es um Herbeiführung verfassungsmäßiger Zustände heiliger Ernst, Bismarck dienten Institutionen und Menschen nur zur Erreichung seiner jeweiligen Ziele. Von der aufopfernden Hingebung, mit der Twesten Bismarck in seinen deutschen Reformbestrebungen unterstützte, davon geben seine Reden und Arbeiten im Preußischen Abgeordnetenhaus und im Reichstag des Norddeutschen Bundes Zeugniß, dabei war er aber immer auf Sicherung des Verfassungsrechts bedacht. Die folgenden Stellen aus seinen Briefen sind in dieser Beziehung interessant.

Berlin, 10. August 1866.

„Kaum im Hause, geschweige sonst findet sich eine Minute zum Schreiben. Eben ist Forckenbeck zum Präsidenten gewählt, nachdem Grabow verzichtet und die Altliberalen ausgeschlossen worden, weil einige von ihnen erklärt hatten, eher für einen Conservativen als für Grabow zu stimmen.

Ueber Adreßentwürfe von Gneist und mir wird endlos discutirt, die Altliberalen haben bereits einen Loyalitäts-Entwurf eingebracht. Ich will das Ziel des ganzen Deutschland aussprechen, die Mitwirkung an dem vorläufigen Norddeutschen Bund zusagen, Indemnität und Geldbewilligungen auf dem Boden der Verfassung verheißen, dagegen Sicherung des Verfassungsrechts für die Zukunft verlangen.

Man war besorgt wegen einer formulirten Forderung Frankreichs, auf die Grenzen von 1814 gerichtet, wenn Preußen auf allen in Aussicht genommenen Annexionen beharre. Es scheinen etwas beruhigende Erklärungen gefolgt zu sein. Indessen sieht man nicht bloß weiteren Verhandlungen, sondern auch beiderseitigen Rüstungen entgegen. In nächster Woche wird es wohl kaum zur Adreßdebatte kommen."

Berlin, 23. November 1866.

„Wir sitzen denn jetzt tüchtig in der geschäftlichen Arbeit und ich ganz besonders. Mit der Budgetberathung im Plenum geht es ganz gut und ich betrachte den neuen Modus als einen wesentlichen parlamentarischen Fortschritt. Daß die Fortschrittspartei sich gegen die Vorberathung im Hause und dann gegen eine Generaldebatte ereiferte, geschah nur, weil sie in der Militärfrage noch nicht Position

Digitized by Google

genommen hat und deshalb darüber schweigen mußte. Ich wollte zeigen, was in die Generaldebatte gehört, Aufklärung über die reale Finanzlage und die wesentlichen Punkte des Budgets, namentlich wo es sich um Aenderungen handelt, nicht Budgettheorien ꝛc., wie Waldeck annahm. Materiell liegen die Dinge freilich nicht erfreulich. In der inneren Politik ist an keine Wendung zu denken, trotzdem muß man wünschen, daß es zu keinem eigentlichen Conflict wieder kommt. Auch nach Außen, mit dem Norddeutschen Bunde geht es flau. Bismarck, der wieder wohl sein soll, hat vor 8 Tagen in einem kurzen ägrirten Schreiben an den König seine Entlassung gefordert. v. d. Heydt einerseits, und von der andern Seite ein Theil der eigentlichen Reaction, z. B. Kleist-Retzow, suchen ihn zu verdrängen. Der König hat sich nicht zur Annahme der Demission entschlossen, den Fürsten Putbus mit der Begütigung Bismarcks beauftragt — und sehr ernstlich wird es auch wohl mit seinem Entlassungsgesuch nicht gemeint gewesen sein."

Berlin, 5. December 1866.

„Ich muß fürchterlich arbeiten, weiß wirklich nicht, wo mir der Kopf steht. Die langen Sitzungen in der bösen Luft des Hauses und die vielen Besprechungen, die drum und dran hängen, sind allmälig recht angreifend, bis jetzt halte ich indessen leidlich aus. Gestern habe ich unseren Standpunkt gründlich entwickelt und begründet, gegen Eulenburg und die gouvernementalen Zumuthungen Vincke's sogar das Heine'sche Nationalzuchthaus ausgespielt. Sie treiben wirklich ihr Handwerk fort. In der Nichtigkeitsbeschwerde gegen mich beantragt der Staatsanwalt 2 Jahr Gefängniß.

Ich schreibe im Hause während Berathung des landwirthschaftlichen Etats. Folgt der Cultus.

Zu aller Arbeit soll ich morgen Abend noch einen Vortrag im Saale des Handwerkervereins halten, zu dem ich mich im vorigen Jahre verpflichtet hatte. Ich spreche über Machiavelli, habe den Vortrag aber noch nicht fertig."

Twesten war Berichterstatter über das Indemnitätsgesetz, über das Wahlgesetz zum norddeutschen Reichstag, später auch über die norddeutsche Bundesverfassung. Der negative Standpunkt, welchen ein Theil der Fortschrittspartei bei allen diesen Fragen einnahm, veranlaßten die Scheidung dieser Partei und es entstand die nationalliberale Partei, zu deren Stifter und Führer vor allen Twesten gehörte. Als im Anfang 1867 die Wahlen zum ersten norddeutschen Reichstag stattfanden, wurde Twesten in Danzig und in dem Wahlkreis Reichenbach-Neurode als Candidat aufgestellt. Der Kreis Reichenbach wählte für den preußischen Landtag gemeinschaftlich mit dem Kreis Waldenburg. Nachdem Twesten 1863 in Berlin zum preußischen Landtag nicht wieder gewählt wurde, wählte ihn der Wahlkreis Waldenburg-Reichenbach, der ihm bis zu seinem Tode treu blieb. Bei der Wahl zum norddeutschen Reichstag kam es in den beiden Wahlkreisen, die Twesten aufgestellt hatten, zur Stichwahl zwischen Conservativen und Liberalen. In Reichenbach-Neurode, weil die Ultramontanen, in Danzig, weil die Fortschrittspartei einen besonderen Candidaten aufgestellt hatte. Twesten siegte in beiden Stichwahlen, nahm schließlich für Reichenbach-Neurode an. Im Reichstag 1867 und in der darauf folgenden Session des preußischen Landtags entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Kurz vor Schluß des Reichstags schrieb er:

Digitized by Google

Berlin, 16. April 1867.

„Heute sind wir denn mit der Verfassung fertig geworden, und noch besser davon gekommen, als es in den letzten Tagen den Anschein hatte. Bis Montag früh war Bismarck nicht auf unsere Vorschläge eingegangen, hatte durch die Rechte die Amendements einbringen lassen, welche Armee-Ziffer und Geldpauschquantum auch über 1871 hinaus sichern sollten, und glaubte wohl, Alles durchdrücken zu können. In dieser Meinung erklärte ich, daß kein Compromiß zu Stande gekommen und daß ich für die Artikel, wie sie aus der Vorberathung hervorgegangen, stimmen würde. Da sagte er mir, er habe Ujest und Bennigsen in das Conferenzzimmer gebeten, glaube unsere Vorschläge acceptiren zu können, und werde sich über die Redaction sofort verständigen. Er und Roon erklärten dann wieder, sie hätten noch nicht mit dem König darüber gesprochen, müßten auch die Conservativen berücksichtigen, die nach ihrem Wunsch die Anträge eingebracht, könnten sich daher nicht öffentlich für unsere Amendements erklären, würden sie aber acceptiren und die Conservativen veranlassen, eventuell dafür zu stimmen. Darauf versprach ich, dies Abkommen zu verbreiten, in Folge dessen die meisten von uns gegen die Diäten stimmen würden und mich mit einigen Andern, die sich einmal für die Diäten engagirt, der Abstimmung zu enthalten. Als wir dann rasch bis Artikel 60 kamen, wurde die Sitzung vertagt. Heute erklärte Bismarck nun zwar nicht das Amendement Ujest-Bennigsen für unannehmbar, drückte aber öffentlich und privatim, unterstützt und überboten durch Vincke, so stark für die Amendements der Rechten (die nach Ablehnung bei Art. 60 zum Art. 62 wiederholt wurden) auf alle zugänglichen Gemüther, daß fast alle s. g. freie Conservative, Ujest an der Spitze, uns im Stiche ließen, Viele bei uns schwankend wurden und die Sache schlimm aussah. Forckenbeck, Bennigsen und ich waren emsig umher, die Schaar zusammen zu halten, die gestrige Erklärung Bismarcks geltend zu machen, gegen den Scandal des Abfalls zu eifern, und schließlich ergab sich denn die Majorität, welche die parlamentarische Verhandlung über Armeebestand und Budget von 1871 ab wieder sicher gestellt hat.

Natürlich werden wir viel wegen der schlechten Verfassung herunter gemacht werden, aber manche derselben Leute würden noch ärger auf uns schimpfen, wenn wir die Verfassung zu Falle gebracht hätten. Es heißt, daß der preußische Landtag schon zum 29. d. M. oder zum 1. Mai berufen werden soll."

In dieser Zeit der Kämpfe um die Verfassung des Norddeutschen Bundes, welche Twesten sowohl im Reichstag wie im preußischen Landtag gegen die Angriffe von rechts und links vertheidigte, war das Verhältniß zwischen dem Reichskanzler und Twesten ein sehr freundliches, nicht nur in politischer, sondern auch in socialer Beziehung. Um so seltsamer erschien es, daß die gegen Twesten schwebenden Untersuchungen, welche wegen seiner berühmten Reden gegen die Entscheidungen des Obertribunals, die durch Ernennung von Hülfsrichtern ad hoc herbeigeführt waren, weiter gingen. Es wurde sogar am 18. Februar 1867 durch Beschluß des Obertribunals eine neue Disciplinaruntersuchung gegen Twesten wegen einer seiner Reden verhängt. Als Twesten einer Einladung des Reichskanzlers zum Diner, mit denen er in dieser Zeit sehr häufig beehrt wurde, Folge geleistet hatte, kam der Reichskanzler auf diese Untersuchungen zu sprechen, äußerte, daß jetzt, wo sie beide

Digitized by Google

so gute Freunde wären, er gerne diesen Verfolgungen ein Ende setzen möchte, der Justizminister (Graf zur Lippe) habe aber erklärt, dies sei nicht möglich, sei einmal eine Untersuchung eingeleitet, so könne sie nur durch Erkenntniß wieder aus der Welt geschafft werden. Twesten erwiderte hierauf ganz correct, die Behauptung des Grafen zur Lippe sei richtig, insoweit es sich um die gegen ihn schwebende Criminalunterſuchung handle, Disciplinarunterſuchungen könnten aber jederzeit aufgehoben werden. Wenige Tage nach dieser Unterredung verurtheilte in der Disciplinarunterſuchung das Kammergericht Twesten zu einer Geldbuße von 300 Thalern, wies aber den weiter gehenden Antrag des Staatsanwalts auf Dienſtentlaſſung zurück. Was geſchah? Der Staatsanwalt appellirte gegen das Urtheil, weil nicht auf Dienſtentlaſſung erkannt ſei. Da eine Vorſchrift exiſtirt, daß in allen wichtigeren, Aufſehen erregenden Fällen an den Juſtizminiſter berichtet werden muß, ſo konnte es bei der hervorragenden politiſchen Stellung, die Twesten einnahm, keinem Zweifel unterliegen, daß der Staatsanwalt, bevor er die Appellation einlegte, bei dem Juſtizminiſter angefragt und dieſer die Einlegung des Rechtsmittes anbefohlen hat. In der Criminalunterſuchung wurde gegen die freiſprechenden Erkenntniſſe des Stadtgerichts und Kammergerichts, welche nach der früheren Praxis des Obertribunals die Reden im Abgeordnetenhaus für nicht verfolgbar erklärte, die Nichtigkeitsbeſchwerde eingelegt. Gneiſt, in dem Nachruf, welchen er Twesten in den Grenzboten widmete, ſagt über den oben erwähnten Obertribunalsbeſchluß vom 18. Februar 1867:

> „Dieſe greiſenhafte Bureaukratie verſuchte noch einmal auch das Schema der Beamtendisciplin gegen die verfaſſungsmäßige Stellung der Landesvertreter in Bewegung zu ſetzen."

Die Zeitungen ſprachen über dieſe erneuten Verfolgungen ihren Unwillen aus. Der Reichskanzler nahm trotz jener von ihm provocirten Nachmittagsunterhaltung keine Notiz davon. Twesten empfand dies bitter und die ſocialen Beziehungen erkalteten. Auf die politiſche Stellung aber hatte dieſe perſönliche Kränkung für Twesten keinen Einfluß. Er ſchrieb um dieſe Zeit:

> „Es wird vielleicht ſchwer halten, aber wir müſſen laviren, um uns die Majoritäten zu erhalten, den status quo nicht verſchlechtern zu laſſen und einen wirklichen Bruch mit der Regierung zu vermeiden. Die Lage iſt ſehr widerwärtig, und in der inneren Entwicklung haben wir auch vielleicht nichts mehr zu erleben, als eine Wiederholung ohnmächtiger Wünſche und getäuſchter Hoffnungen."

Wie ſchwer es war, zu laviren und den Conflict zu vermeiden, das zeigte ſich bald. Am 15. November 1867 trat der Landtag wieder zuſammen. In ihrer Sitzung vom 28. November beſchäftigte ſich die Budgetcommiſſion bereits mit der Denkſchrift, betreffend die Ausführung des Geſetzes vom 28. September 1866. Durch dies letztere Geſetz war die Regierung ermächtigt worden, für die durch den Krieg gegen Oeſterreich veranlaßten außerordentlichen Ausgaben das Geld bis zur Höhe von 60 Millionen Thalern im Wege des Credits zu beſchaffen. Bei der Berathung dieſes Geſetzes hatte der Reichskanzler ausdrücklich erklärt, daß die Gelder nur dazu verwendet werden ſollten, um die Lücken auszufüllen, welche durch die Kriegsführung entſtanden waren. Der Ueberſchuß über das, was zu dieſer Aufbeſſerung noth-

Digitized by Google

wendig wäre, solle nur in Verwendung treten, insoweit und falls die Landesvertheidigung es unbedingt erfordere.

Die Denkschrift über die Ausführung dieses Gesetzes ergab aber, daß trotz den klaren Bestimmungen des Gesetzes und der bündigen Erklärung des Reichskanzlers aus den betreffenden Geldern in Folge des mit dem Könige von Hannover geschlossenen Vertrages vom 29. September 1867 16 Millionen Thaler und in Folge des mit dem vormaligen Herzog von Nassau geschlossenen Vertrages vom 18. September 1867 8 891 252 Thaler gewährt worden waren. Die Verträge waren mit der Denkschrift nicht vorgelegt. Twesten, welcher in der Commission als vorläufiger Referent fungirte, beantragte die Vorlegung dieser Verträge und die Einholung der Genehmigung des Landtages zu den in diesen Verträgen gewährten Abfindungssummen. Die Beschlußfassung über diesen Antrag wurde auf die nächste Sitzung anberaumt, welche am 29. November in Gegenwart des Ministerpräsidenten Graf Bismarck stattfand. Bismarck beschränkte sich darauf, die hohe politische Bedeutung der Verträge, besonders des mit dem Könige von Hannover abgeschlossenen, hervorzuheben. Die Abfindungssumme sei allerdings sehr hoch, der König Georg habe mehr bekommen, als er zu verlangen berechtigt gewesen wäre, gerade dadurch habe der König durch Unterzeichnung des Vertrages den bestehenden Zustand anerkannt. Eine nothdürftige Abfindung würde ohne politische Bedeutung gewesen sein, einen ganz anderen Charakter habe aber die Sache dadurch angenommen, daß er mehr genommen hätte, als er bisher hatte. Dies habe auch in Hannover einen nicht zu unterschätzenden Eindruck gemacht. Twesten führte dagegen aus, daß die Regierung nicht berechtigt gewesen wäre, die Verträge ohne Zustimmung des Hauses abzuschließen und die Abfindungen zu zahlen. Er liest die Stelle des Gesetzes vom 28. September 1866 vor, wonach der eröffnete Credit lediglich zur Bestreitung der Kriegskosten verwendet, die Gelder dem Kriegsminister überwiesen werden sollen, und ein anderer Gebrauch derselben wäre sowohl durch den Wortlaut des Gesetzes, als durch die bei dessen Verhandlung im Landtag abgegebene Erklärung der Regierung ausgeschlossen.

Die Handlungsweise der Regierung schließe einen Bruch des Gesetzes und des in Anspruch genommenen Vertrauens in sich. Unmöglich könne die Genehmigung des Hauses zu der Ausgabe beiläufig wie bei einer Etatsüberschreitung ausgesprochen werden, er beantrage, daß die nachträgliche Genehmigung in Form einer besonderen Gesetzesvorlage und unter Vorlegung der Verträge ausgesprochen werde. Bismarck erwiderte sehr erregt, daß er glaube, keine Veranlassung gegeben zu haben zu einem Ausdruck wie Bruch des Gesetzes und Bruch des Vertrauens, und als Twesten dabei blieb, daß die Verwendung der Gelder zu einem anderen Zwecke als zu dem im Gesetze vorgesehenen sich weder mit dem Gesetze noch der in der Berathung desselben abgegebenen Erklärung vereinigen ließe, obgleich er zugebe, daß es nicht in der Absicht der Regierung gelegen habe, das Land zu benachtheiligen, verließ Bismarck erzürnt den Sitzungssaal, schließlich noch äußernd, daß er für seine Person kein Bedenken trage, die Ermächtigung Seiner Majestät des Königs zu dieser besonderen Gesetzesvorlage einzuholen, wenn es vom Landtage verlangt würde. Die Debatte wurde in Abwesenheit des Ministerpräsidenten fortgesetzt, der Finanzminister v. d. Heydt, welcher derselben noch ferner beiwohnte, wiederholte die Erklä-

Digitized by Google

rung des Ministerpräsidenten, besonderen Nachdruck auf die Bedingung legend, daß der Landtag ein derartiges Verlangen auf Vorlegung der Verträge an die Regierung stelle. Der dahin zielende Antrag Twesten's wurde angenommen, Twesten zum Referenten für das Plenum ernannt und mit schriftlicher Berichterstattung beauftragt. Am Schluß der Sitzung ging bereits ein an den Vorsitzenden der Budgetcommission General v. Stavenhagen gerichtetes Schreiben Bismarck's ein, worin er die gezeigte Bereitwilligkeit, sich mit der Commission zu verständigen, betonte, er sei aber außer Stande, seine Aufgabe durchzuführen, wenn er bei ruhiger und sachlicher Discussion der Geschäfte persönlichen Beleidigungen ausgesetzt sei, deren Entgegennahme seine amtliche Stellung ihm eben so wenig zur Pflicht mache, als er sie außerhalb des Dienstes zu ertragen gesonnen sei. Der Herr Referent habe der königl. Regierung, insbesondere ihm persönlich, den Vorwurf des Rechts- und Vertrauensbruches gemacht und auf die von ihm gegebene Erklärung denselben nicht zurückgezogen. Wenn er sein Amt nur unter der Bedingung fortsetzen könne, daß er dergleichen wahrheitswidrige Kränkung anzuhören gezwungen wäre, ohne sich rechtlich dagegen vertheidigen zu können, so würde er unbedingt vorziehen, demselben zu entsagen. Einstweilen habe er geglaubt, sich der Gefahr einer nochmaligen Wiederholung verletzender Aeußerungen der Art entziehen und die Sitzung verlassen zu sollen. Der General v. Stavenhagen zeigte diesen Brief Twesten und erwiderte darauf noch an demselben Tage, er habe in den von dem Referenten gebrauchten Ausdrücken keine persönliche Beleidigung gefunden, von dem Inhalt des Briefes Twesten Kenntniß gegeben und dieser hätte erklärt, daß ihm jeder Gedanke, daß seine Aeußerung eine persönliche Beleidigung des Ministerpräsidenten enthalte, völlig fern gelegen habe. Bismarck beruhigte sich hierbei aber nicht, sondern schickte eine Abschrift des Briefes v. Stavenhagens an den damaligen Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Herrn v. Forckenbeck, mit einer Zuschrift, worin er erklärt, daß er die Behauptung, beleidigt zu sein, aufrecht, erhalte und in der Voraussetzung, daß v. Forckenbeck die Disciplin des Hauses, unter deren Schutz allein sich die Minister des Königs betheiligen können, nicht nur im Plenum, sondern auch in allen Verhandlungen des Hauses zu handhaben berufen sei, richte er das Ersuchen an ihn, gefälligst zu vermitteln, daß für die ihm widerfahrene Beleidigung in gleicher Oeffentlichkeit eine Remedur eintrete und er dadurch in den Stand gesetzt werde, sich fernerhin an den Verhandlungen zu betheiligen. v. Forckenbeck hatte als Präsident natürlich gar keine Disciplinarbefugniß wegen der in der Budgetcommission, der er nicht präsidirt hatte, gefallenen Aeußerungen, er wandte sich aber an den mit ihm befreundeten Twesten mit der Bitte, dazu beizutragen, den drohenden Conflict abzuwenden. Twesten war hierzu auch sofort bereit und richtete an Forckenbeck einen Brief, in welchem er nochmals betheuerte, daß er nicht daran gedacht habe, den Ministerpräsidenten beleidigen zu wollen, und von diesem Brief jeden Gebrauch zu machen gestattete, und als Forckenbeck ihm mittheilte, daß dieser Brief nicht genüge, so fügte er noch folgendes ebenfalls an Forckenbeck gerichtetes Schreiben hinzu:

Berlin, 30. November 1867.

„Da Sie mir mittheilen, daß das von mir gebrauchte Wort „Vertrauensbruch" besonderen Anstoß erregt hat, beeile ich mich, meinem Schreiben von heute

Digitized by Google

Morgen hinzuzufügen, daß ich mit diesem Wort nur meine Empfindung über den objectiven Gebrauch, welcher von dem Creditgesetze dem Abgeordnetenhaus gegenüber gemacht worden ist, ausgedrückt und damit nicht entfernt eine Beleidigung der Regierung oder gar des Herrn Ministerpräsidenten persönlich beabsichtigt habe."

Hierbei beruhigte sich Bismarck noch nicht, sondern wie Forckenbeck in der am folgenden Tag anberaumten Sitzung der Budgetcommission erklärte, halte der Ministerpräsident durch die geführte Correspondenz den Conflict noch nicht für erledigt, da die Budgetcommission durch die Wahl des Herrn Twesten zum Referenten für das Plenum die von demselben durch das Wort „Vertrauensbruch" geübte Kritik gebilligt zu haben schien. Auf Antrag des Herrn v. Bennigsen, der damals Mitglied der Budgetcommission war, faßte letztere nun folgenden Beschluß:

> Es wird auf Anfrage des Vorsitzenden klar gestellt, daß die Commission durch die Wahl des Herrn Twesten zum Referenten den von Herrn Twesten gebrauchten Ausdruck „Vertrauensbruch" sich nicht hat aneignen wollen.

So wurde der Conflict geschlichtet, Twesten blieb natürlich Referent, doch ehe das Referat von ihm schriftlich abgefaßt war, legte die Regierung bereits, ohne die Aufforderung des Abgeordnetenhauses abzuwarten, die mit dem König von Hannover und dem Herzog von Nassau geschlossenen Verträge dem Abgeordnetenhause zur Genehmigung vor, welche ertheilt wurde. Twesten sprach sich für die Genehmigung aus politischen Gründen aus, rügte aber die Verfassungsverletzung. „Dieser Einbruch in unser Recht," sagte er, „hat es mir auf's Neue vor die Seele geführt, daß mit einer Regierung, welche das für zulässig hält, eine parlamentarische Regierung, daß ein gutes Einvernehmen, ein Einvernehmen, wie die gegenwärtige Lage Preußens und Deutschlands es vor Allem nothwendig macht, zwischen der Regierung und allen Denen, welchen an festen Rechts- und Verfassungszuständen gelegen ist, niemals möglich ist. Und wir haben es heute wieder gehört, meine Herren, der Herr Ministerpräsident zieht in seiner Politik Alles in Erwägung, die Mächte und die Stimmung der auswärtigen Höfe, auch die Stimmung der neuen Landestheile; *nur das Recht des eigenen Volkes und das Recht dieses Hauses, die fallen nicht in die Rücksichten des Herrn Ministerpräsidenten.*"

Seit dieser Zeit kam es nie wieder zwischen dem Reichskanzler und Twesten zu einem freundlichen persönlichen Verkehr. Twesten fuhr zwar fort, im Reichstag des norddeutschen Bundes, im Zollparlament und preußischen Abgeordnetenhaus in allen Zweigen der Gesetzgebung mit rastlosem Eifer zu arbeiten und seine gediegenen Referate und seine durch Sachkenntniß ausgezeichneten Reden füllen einen großen Theil der stenographischen Berichte, doch das Verhältniß zum Reichskanzler blieb ein auf beiden Seiten gereiztes. Twesten unterstützte den Reichskanzler in seiner äußeren Politik, in seinen Bestrebungen für die Befestigung der deutschen Einheit, mißtraute ihm aber in allen anderen Beziehungen. Offen und scharf sprach Twesten seine Mißbilligung aus über den Servilismus, das Streberthum und das Ueberhandnehmen der Corruption. Besonders empfindlich war er gegen Angriffe auf die Würde des Parlaments. Als im März 1869 der Reichstag des norddeutschen Bundes zusammentrat, stand demselben das jetzige Reichstagsgebäude noch nicht zur

Digitized by Google

Verfügung, vielmehr tagte er in dem Sitzungssaal des preußischen Herrenhauses. Zur Zeit der Zusammenberufung des Reichstags tagte aber noch der preußische Landtag, und als in der ersten Sitzung des Reichstags am 4. März 1869 die Anberaumung einer zweiten Sitzung auf den folgenden Tag beantragt wurde, stellte sich heraus, daß nach der Abmachung des Reichskanzlers mit dem Präsidenten des Herrenhauses das Local erst wieder nach 2 Tagen für den Reichstag zur Verfügung stand. Twesten drückte sein Bedauern aus, daß der Reichskanzler es für gut befunden habe, die Zusammenberufung des Reichstags zu einer Zeit zu veranlassen, wo nicht einmal ein Local zur Constituirung des Plenums und der Abtheilungen zu Gebote stehe. Er erinnerte daran, daß in der vorhergegangenen Session der Reichstag einen Antrag angenommen habe, den Reichskanzler zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß keine concurrirenden Sitzungen des Reichtages und einzelner Territorial- oder Provinziallandtage stattfinden. Der Reichskanzler habe auch die Zusicherung gegeben, daß er dahin nach Möglichkeit wirken werde und schloß mit den Worten:

„Der Herr Bundeskanzler hat bereits in einem Brief an das Herrenhaus erklärt, am Freitag und Sonnabend würden keine Sitzungen stattfinden. Ueber die Sitzungen hat allerdings unser Präsidium und in zweiter Instanz der Reichstag selbst zu befinden, wenn es aber kein Local giebt, wo wir Sitzungen halten können, so erledigt es sich von selbst; wir sind leider durch das Befinden eines Anderen behindert, über unsere Sitzungen zu beschließen."

Der Reichskanzler erwiderte hierauf:

„Der Herr Vorredner hat auch diese Gelegenheit zu einem Angriff auf meine Person, meine Stellung und meine Handlungen benutzt, auf den ich in diesem Augenblick noch nicht gefaßt war, obschon ich wußte, daß der Herr Vorredner sich unter den Anwesenden befand."

Dies zur Charakterisirung der gereizten Stimmung zwischen den beiden Männern, deren bisheriges Zusammenwirken doch so viel zum Heil des Vaterlandes beigetragen hatte. Nicht lange mehr sollte die Anwesenheit Twesten's dem Reichskanzler zum Verdruß gereichen. Nachdem Twesten noch am 16. April desselben Jahres den mit Graf Münster gestellten Antrag auf Ereirung verantwortlicher Bundesminister beredt vertheidigt hatte, nahm er noch an der Sitzung vom 24. April 1869 Theil. Dies war aber die letzte, mit derselben schloß seine parlamentarische Thätigkeit. Er erkrankte und verließ außer einigen kurzen Unterbrechungen das Bett nicht bis zu seinem am 14. Oktober 1870 erfolgten Tode.

Am 12. Juli 1870 schrieb er mir:

„Da an eine parlamentarische Thätigkeit für die nähere Zukunft nicht mehr zu denken, habe ich natürlich auf Wiederwahl verzichtet. So scheide ich denn aus der politischen Thätigkeit — mit einem gebrochenen Arm, Verlust von Amt und Einkommen, gänzlich zerrütteter Gesundheit, ohne irgend etwas gewirkt und erreicht zu haben. Die Junker haben Glück, bei einer Aenderung hätte ich doch am meisten gethan, ihrem Regiment einen Riegel vorzuschieben."

Digitized by Google

Diese ergreifenden Worte bedürfen keines Commentars; ohne sie zu kennen hat zu denselben den treffendsten der Vater Twesten's gegeben, indem er auf den Grabstein seines Sohnes den Spruch setzen ließ:

Du hast geliebet
die Gerechtigkeit,
Und gehasset
die Ungerechtigkeit.

Berlin, 1879. Gustav Lipke.

Der Schmidt von Gretna-Green.

Ballade
von
Felix Dahn.

Der König von Schottland, die Zügel verhängt,
Kam Nachts nach Gretna-Green gesprengt.

Er trug vor sich in dem Sattel ein Weib,
Das war ihm viel theurer als Sel' und Leib.

Ein Priester folgte dem flüchtigen Par,
Der sollte sie trau'n — auch sonder Altar.

Und der König rief: „Nun zu Ende der Ritt!
Rasch öffne die Pforte, mein treuer Schmidt.

Und während der Priester mich eint der Braut,
Sei Deinem Hammer das Thor vertraut.

Denn hinter uns jagt der Verfolger Troß
Und ich blute von manchem scharfen Geschoß.

Doch bevor ich sterbe, sei die Maid
Als meine Kön'gin mir angefreit."

Und der Priester begann den frommen Gesang,
Und der Schmidt mit dem Hammer zum Thore sprang.

Die Verfolger zerschlugen das eichene Thor —
Da warf sich der Schmidt als Riegel vor.

Und während der Priester versah sein Amt,
Abwehrte der Schmidt die Feinde gesammt. — —

Da traf ein Geschoß den Priester — er schrie
Und brach verstummend in die Knie',

Noch ehe das Amen gesprochen war,
Noch ehe die Ringe gewechselt das Par.

Digitized by Google

Und er winkt den Schmidt von dem Thore herbei,
Daß dieser des Amtes Vollender sei.

Und der Schmidt erschlug den letzten Feind
Und hat mit den Ringen das Par geeint.

Dann fiel er vor seinen Herrn wie todt,
Von sieben blutenden Wunden roth.

Nun hielt die junge Königsfrau
Schmidt, König und Priester die Wundenschau.

Und am Leben blieben sie alle drei
Und der König von Schottland, der Feinde frei,

Er hat dem Schmidte von Gretna-Green
Zum Dank das freudige Recht verlieh'n,

Daß er darf trauen ein treues Par,
Dess' innige Liebe bewährt und wahr,

An seinem Herd, wo die Esse flammt,
So gültig wie Priester in Kirchenamt.

Auf sprühendem Amboß bei Hammerschlag
Er die Herzen zusammen schmieden mag.

Da spricht kein Vater, kein Vormund drein: —
Nur muß es treu' innige Liebe sein!

Der getreue Eckart.

Erzählung
von
E. Juncker.

I.

Mehrere Tage lang waren heftige Herbststürme über Hamburg gezogen und hatten eine große Anzahl Regenschauer über die Stadt geschüttet. Hielt nun auch Jupiter pluvius mit seinen plätschernden Wassermassen inne, so schickte er dafür seinen Bruder, den Nebel, welcher sich noch bessern Zugang zu verschaffen wußte als er selbst. Mit derselben Zähigkeit kroch er in die Luken der Kohlenschiffe und ballte sich um die Schuten am Niederhafen, wie er am Kaiserquai in die eleganten Schiffskajüten der großen Dampfer eindrang; und die Verkaufsbuden, Menagerien und Volkstheater auf dem Hamburger Berg schauten nicht trüber aus dem Nebelmeer als die imposanten Häuser am Alsterbassin. Auf den Trottoirs häuften sich Schmutzschichten, in denen der Fuß ausglitt, auf den Promenaden unter den Bäumen stieg ein Modergeruch aus der feuchten Erde empor, den Rauch der zahlreichen Schornsteine drückte der Nebel siegreich herunter und verbreitete dadurch jenen brenzlichen Geruch, der das Athmen so sehr erschwert. Selbst der exclusivste

Digitized by Google

Stadttheil, jene prachtvolle Villenstraße der vornehmen Welt mußte es sich gefallen lassen, seine stylvollen Formen durch die gleichmäßige Tusche des Nebels verwischt und seine wohlgepflegten Vorgärten mit den warm abgetönten Teppichbeeten und sammetgrünen Rasenflächen, in kalte, bleigraue Landschaftsbilder verwandelt zu sehen.

Vor eine der stolzesten und zugleich geschmackvollsten Besitzungen trat der Portier und zündete an der Einfahrt, welche durch den Vorgarten führte, die Gaslaternen an. Der behäbige Mann hüstelte bei dem Geschäft, denn der feuchte Nebel drang ihm in die Kehle, und kehrte eilig in seine Stube zurück. Die Gasflammen aber leuchteten in der schweren, dicken Luft wie von einem dunkelglühenden, rothen Mond umgeben und warfen ein phantastisches Licht auf die schon etwas entlaubten Blutbuchen, auf die Sphinxe, welche gleich Wächtern zu beiden Seiten des Eingangs lagen, und denen die Villa ihren Namen verdankte.

Eine schmale, weiße Hand theilte die rothsammetnen Vorhänge an dem Mittelfenster des Erdgeschosses und ein Paar ernste, große Augen schauten einige Minuten unbeweglich in die melancholische, nebeldurchrieselte, einsame Landschaft. Dann aber ließ die Besitzerin derselben die herabgelassene Gardine wieder niederfallen, wandte sich in das behaglich erwärmte und erhellte Gemach zurück und durchmaß einigemale den teppichbelegten Raum mit leichten, schwebenden Schritten. Alle jene Gesetze, welche auf Maßverhältnissen, auf Einheit, Symmetrie und Harmonie beruhen, sie schienen in der schlanken Frauengestalt im schweren, dunkelblauen Damastkleide zum Ausdruck gekommen zu sein. Sie erinnerte mit ihren sanften Linien und schmiegsamen Formen an jene Bildwerke, welche uns wie ein Gesang Homer's von der Schönheit eines verschwundenen Volkes erzählen und eine stille, in sich ruhende Gelassenheit war ebenso wie den Antiken diesem schönen Antlitz eigenthümlich. Liebe, Sehnsucht, Haß, Schmerz, alle die ungestümen Gefühle, welche eine Menschenbrust bewegen, hatten sie wol je dieses klare, dunkle Auge getrübt oder diese weiße Stirn gefurcht? Selbst ein geübter Physiognomist hätte es schwer entscheiden können und wäre der räthselhaften Unergründlichkeit dieses Angesichts gegenüber wol verstummt. Während die schöne Frau auf und abging, ruhte ihr Blick einigemale auf der Pendule auf dem Kaminsims, aber plötzlich blieb sie vor einem Tischchen stehen und nahm aus einer kunstvoll ciselirten Schale zwei uneröffnete Briefe. Mit diesen ging sie zum Kamin, ließ sich in einen niedrigen Polstersessel fallen und schnitt mit einen Falz von Elfenbein das Couvert des größeren, dessen Adresse eine klare, kaufmännische Hand zeigte, auf. Ihre Augen glitten schnell über das Papier und mit einer unmuthigen Geberde ließ sie, als sie geendet, den Brief auf den Teppich fallen.

„Immer dasselbe," murmelte sie halblaut, „immer der gleiche, kühle, geschäftsmäßige Ton mit dem auch das gemüthliche Soll und Haben gebucht wird. Soviel steht fest, es ist doch ein gewagtes Ding zu heirathen!" — Damit griff sie zu dem kleinen Billet, und während sie die wenigen Zeilen überflog, zog ein eigenthümliches Gemisch von Ernst und Lächeln über das bleiche Gesicht, um den holden Mund und in die Augen, welche wie Sterne leuchteten.

„Also er kommt, kommt trotz des schlechten Wetters doch heut," flüsterte sie, indem sie das Billet sorgfältig zusammenfaltete und sich erhob, um die beiden silbernen Armleuchter auf dem Kaminsims ein wenig näher zu rücken, damit ihr Licht voller

Digitized by Google

auf das Gemälde über demselben fiele. Dann nickte sie befriedigt, ließ sich wieder in den Sessel gleiten, drückte den Kopf, für den die Fülle des kastanienbraunen Haares beinahe zu schwer schien, gegen die Lehne, faltete die wunderschönen Hände ineinander und vertiefte sich in die Anschauung der gemalten Novelle, welche der Künstler auf die Leinwand „geseufzt" hatte. Im Hintergrund erblickte man ein Schloß, dessen Park sich mit seinen uralten Bäumen und sonnenbeglänzten Rasenabhängen bis hart an das Ufer eines Stromes zog. Der Epheu, welcher die mächtigen Stämme umrankte, hing so tief herab, daß er den Wasserspiegel berührte, durch die abgeworfenen braunen Blätter des vergangenen Jahres steckten Schlüsselblumen ihre zierlichen Köpfchen, Alles in dieser lieblichen Landschaft sproßte, funkelte, lächelte, nur nicht die schöne Frauengestalt, welche in dunklen Gewändern, einen schwarzen Schleier über das liebliche Haupt geworfen, träumerisch in's Weite starrte. Sie sah ihn nicht, oder wollte ihn nicht sehen, den jungen Mann am andern Ufer, der so wehmüthig zu ihr hinüberschaute und über ihren Anblick das Ziel seiner Wanderung vergaß, denn er stützte sich mit beiden Händen auf einen Stab und seine Füße schienen am Boden zu wurzeln. Ihr Auge aber folgte der Schaar Wandervögel, welche gen Norden zog, und man las auf diesem Antlitz das sehnsüchtige Klopfen des Herzens, welches die Vögel beneidete und mit ihnen davonzufliegen wünschte, fort, weit fort von den Mauern dieses Schlosses. Tiefe Seelenbeziehungen verbanden diese zwei Menschen und es war eine traurige Liebes-Legende, welche durch das trennende Wasser und das drohende Gewitter, das unten am Horizont aufstieg, noch eine eigenthümliche, mystisch ergreifende Färbung erhielt. Frisch wie am ersten Tag wirkte noch immer der Zauber dieses Bildes auf die Frau, welche jetzt vor demselben saß und darin immer eine Illustration jener süßen Klage gesehen hatte:

„Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so."

Hatte sie doch auch gewissermaßen einen Antheil daran, hatte der junge, talentvolle Maler das Bild doch unter ihren Augen gemalt und bei der Ausführung der Details manchen ihrer Rathschläge beachtet! Es war derselbe junge Mann, der jenes kleine Billet geschrieben hatte, welches um die Erlaubniß bat, den trüben, grauen Herbstabend in ihrer Gesellschaft verbringen zu dürfen. Aus doppelten Gründen freute sie das. Erstlich, weil es wirklich solch schwermüthiger, dunkler Abend war, den man besser zu Zweien verlebte, und dann, weil sie nun schon seit Monaten an dieser anscheinend einfachen Künstlernatur herumräthselte, die sich niemals mit dem Hergebrachten begnügte, niemals ganz verausgabte, so daß sie bis heut noch um Nichts klüger geworden war. Es gewährte ihr aber in dem tödtlich grauen Einerlei des Lebens, unter all' den Menschen, die sie auswendig wußte wie ihr kleiner Knabe die Lafontaine'schen Fabeln nebst der dazugehörigen Moral, eine wahre Erquickung, einer Persönlichkeit zu begegnen, bei der man nicht den Mechanismus entdecken konnte, welcher die überraschende Wirkung hervorbrachte. Freilich, daß sie schon öfter Aehnliches zu finden geglaubt und schließlich doch immer wieder auch die Grenzen solcher Naturen erkannt hatte, das gehörte zu den empfindlichen Täuschungen, mit denen das Interesse für den Menschen bei ihr sogleich erlosch, und von denen sie in Bezug auf sich selbst

Digitized by Google

sagte, daß es geradezu lächerlich sei, wie gläubig sie sich immer noch dem Pathos des Augenblicks hingäbe, und noch nicht gelernt habe, ihm mit zweifelnder Ironie zu mißtrauen! — — —

Eine Thür, welche sich öffnete, ließ sie aufschauen. „Nun," sagte sie einem achtjährigen Knaben zunickend, der zögernd in einiger Entfernung stehen blieb, „willst Du mir nicht gute Nacht sagen, Richard?"

Der blonde Krauskopf trat mit einer verlegenen, schuldbewußten Miene, einem zerfetzten Hemdkragen und beschmutztem Sammtwamms näher.

„Aber Kind, wie siehst Du aus?" —

„Ja Mama," erwiderte er, die blauen, ehrlichen Augen treuherzig aufschlagend, „es ging wirklich nicht anders, Mildebrandt's Junge hatte gesagt, ich sei ein Zierbengel und ein Modepüppchen, und da — "

„Da habt Ihr Euch geprügelt," ergänzte die Mutter seine stockende Rede, „man sieht die Folgen."

„Ja," rief der Knabe und die Augen leuchteten wieder in Kampfesmuth auf, „tüchtig, Mama! Erst lag ich unten und der Karl oben, aber dann kriegte ich ihn unter und dann, dann habe ich ihn furchtbar gewalkt und ich hätte es noch mehr gethan, wenn nicht der Mildebrandt dazu gekommen wäre und uns getrennt hätte. Aber Du darfst dem Portier nichts sagen, Mama, und auch nichts dem Karl, es war ein ganz ehrlicher Kampf."

„Das glaube ich schon, und nun gute Nacht," sagte sie lächelnd, indem sie ihm das wirre, gelockte Haar aus der Stirn strich und einen Kuß auf seinen rothen Mund drückte. Der Knabe war schon im Begriff zu gehen, als er den Brief mit der klaren, kaufmännischen Hand gewahrte, der noch immer auf dem Teppich lag.

„Vom Papa," rief er, denselben aufhebend, „ach, sage doch, wie geht es ihm drüben, und wird er auch nicht die kleinen Colibris vergessen, die ich mir so sehr wünsche?"

Es flog wie eine leichte Verlegenheit über ihre Züge, als sie den Brief aus der Hand des Kindes nahm und auf den Tisch legte.

„Papa pflegt nichts zu vergessen, Du weißt ja, er trägt Alles in sein großes Notizbuch ein, und so wirst auch Du zu Deinen Colibris kommen," sagte sie mit einer veränderten, kalten Klangfarbe ihrer melodischen Stimme. Der Krauskopf nickte beifällig.

„Da hast Du recht, Papa ist so treu und gut und hält immer sein Wort! Wenn er nur erst wieder zu Haus wäre. Weißt Du," sagte er, die beiden dicken Hände auf ihr Knie stemmend und die Stimme zu einem Flüstern dämpfend, „komme doch noch, ehe ich einschlafe, zu mir, damit wir den lieben Gott bitten, daß Papa eine glückliche Ueberfahrt hat. Mildebrandt's Junge erzählte mir heut von einem großen Postdampfer, der mit Mann und Maus untergegangen ist, und so etwas fällt mir immer im Bett wieder ein, und dann kann ich nicht schlafen."

„Thue Du's allein," sagte sie, die kleinen Händchen fortschiebend und sich schnell erhebend, „ich erwarte Besuch, hörst Du, da klingelt es schon — gute Nacht, Richard."

Die Thür schloß sich hinter dem Kinde, während ein Diener durch eine andere eintrat und Fräulein Obarius anmeldete. „Sehr angenehm, ich lasse bitten, näher zu treten," sagte die schöne Frau gleichgültig und ging der Eintretenden ein paar

Digitized by Google

Schritt entgegen. Diese war eine ältliche Dame mit einem Lockenscheitel, den schon viele graue Haare durchzogen, klugen, aber kalten Augen und einer so dürren, eckigen Figur, daß das grünlich wollene Kleid, dessen Schnitt verschiedene Saisons zurückdatirte, es beharrlich verschmähte, sich derselben anzuschließen und in ganz wunderbaren, kühnen Wellenlinien und Puffen von ihr abstand. „Ich bitte gehorsamst, lassen Sie sich gar nicht stören", sagte sie und folgte der Aufforderung der Hausfrau, welche sie einlud, am Kamin Platz zu nehmen. Der Diener warf einige Scheite Holz auf, entfachte das Feuer mit dem Blasebalg und entfernte sich dann geräuschlos.

„Ich hatte es mir schon so lange vorgenommen, Sie während Ihrer Strohwittwenschaft zu besuchen," nahm Fräulein Obarius das Wort, indem sie ihre Handschuhe abstreifte, „aber da sind meine verheiratheten Brüder mit ihren bestimmten Familientagen, auch gab es in unserem Stift so mancherlei zu thun, daß ich beim besten Willen noch keine Zeit finden konnte. Aber nun erzählen Sie mir vor allen Dingen von Ihrem Herrn Gemahl; Sie haben doch fleißig Nachricht von ihm und gute?" —

„Ich danke, ja; ich hatte heut einen Brief aus New York."

„Sie werden Ihren Gatten recht schwer vermissen," sagte das Stiftsfräulein mit einem süßlichen Lächeln." — Es ist wirklich stiller in Hamburg geworden, seitdem er fort ist, und Alles sehnt sich nach der großen Geselligkeit und den mustergültigen Diners Ihres Hauses. Was nur Ihr Gatte zu Ihrer Ueberraschung wieder ausklügeln wird. Die Frau Senator Schönling, Ihre Nebenbuhlerin in dem Turnier für Eleganz und neuste Mode, zittert förmlich davor, denn die Niederlage, welche ihr die zuletzt mitgebrachten Brillanten bereitet haben, ist von ihr noch unvergessen."

„Das sind allerdings Lorbeeren, auf die ich stolz sein kann."

„Nun, nun, liebe Frau Görne, so weit sind Sie doch auch eine Evas-Tochter, daß Sie das freut. Ist es doch bekanntlich Ihres Herrn Gemahls größte Befriedigung, die schönste und eleganteste Frau Hamburgs zu besitzen, in der geschmackvollsten Weise das größte Haus zu machen und da Sie ihm zu diesem Ruhm verhelfen, müssen Sie ihn nothwendig auch theilen."

Es zog wie ein Wetterleuchten über die weiße Stirn und die purpurrothen Lippen kräuselten sich einen Moment in stolzem Hohn, aber schon im nächsten kehrte der ruhige Ausdruck, welcher dem schönen Gesicht eigenthümlich war, zurück und sie sagte mit dem sanften Tonfall ihrer melodischen Stimme:

„Gewiß, mich wundert nur, daß Sie, wenn Sie von den Besitztiteln meines Mannes sprechen, nicht auch seine Vollblutrenner aufführen, um die man ihn, wie ich höre, in der ganzen Männerwelt beneidet."

Das Stiftsfräulein blickte erstaunt auf, aber, als sie in das gleichmüthige, unveränderte Antlitz geschaut hatte, lachte sie leise vor sich hin.

„Das that ich ja auch in Gedanken, liebe Frau Görne, denn neulich im Club hat man, wie mir mein ältester Bruder erzählte, von Ihrem Gatten gesagt, daß er der beneidenswertheste Mann der Stadt sei, indem er die schönste Frau, die schönste Villa, und die schönsten Pferde besäße. Sie verzeihen die Zusammenstellung, Herren sind zuweilen so burschikos."

„O ich bitte." —

Digitized by Google

„Und gefreut hat es doch Ihren Gatten und läßt auch Sie, was Sie auch dagegen einwenden mögen, nicht gleichgiltig, denn schön und elegant sein ist ja der Beruf Ihres Lebens. Unser Einer hat freilich dafür keine Zeit, andere Ziele nehmen unsern Geist in Anspruch.“ Damit zog Fräulein Obarius ein weißwollenes Gestrick aus der Tasche und brachte bald mit ihren hölzernen Nadeln ein gleichmäßig klapperndes Geräusch hervor. „Sehen Sie, das ist so meine Art,“ sagte sie, auf die Andere blickend, deren schlanke Finger, weißer als die Spitzen, welche sie umsäumten, lässig im Schoß lagen. „Etwas muß ich immer zu thun haben, und ganz müßig zu gehn oder zu feiern verstehe ich nicht.“

„Ja, ich weiß,“ erwiderte die schöne Frau, und es zog wieder das wunderbare Gemisch von Ernst und Lächeln über ihr Gesicht, das ihr etwas so Unergründliches, Geheimnißvolles, Hinreißendes verlieh, „Sie regen ohne Ende die fleißigen Hände, und Unterröckchen und Jäckchen für Ihre Neffen und Nichten entstehen in derselben fruchtbaren Fülle wie die Kinder Ihrer Muse. A propos, stehen Sie augenblicklich in der Gunst der hohen Frau?“

„Ach, woran erinnern Sie mich,“ sagte das Stiftsfräulein, nachdenklich die Wolle um die eine abgestrickte Nadel wickelnd. „Denken Sie doch, daß ich einen Auftrag habe, eine Novelle für unsere Frauen-Zeitung in spätestens sechs Wochen abliefern muß und noch nicht die geringste Ahnung eines Stoffes, einer Idee besitze.“

Die großen Augen wurden noch größer und es klang wie schreckhaftes Staunen, als die Hausherrin sagte: „Abliefern zu einer bestimmten Zeit eine Novelle, von deren Inhalt Sie noch keine Ahnung haben? Aber das ist doch kein Kleid oder handwerkmäßiger Artikel, den man zu jeder beliebigen Stunde anfertigen kann? Und ich dachte immer, jede Idee ist Offenbarung, sie kommt oder kommt nicht, und wehe dem Schriftsteller, dessen Schöpfungen nicht wenigstens von einem Funken des heiligen Feuers durchglüht sind, ohne welches zu schaffen mir wie ein Sacrilegium erscheint!“

Fräulein Obarius lächelte überlegen und setzte die klappernden Nadeln wieder in Bewegung. „Sie nehmen es ein bischen zu ernst mit unserer Thätigkeit, verehrte Frau, wenn Sie genauer zuschauten, würden Sie sehen, daß auch bei uns mit Wasser gekocht wird, wie man zu sagen pflegt. Außerdem ist es ja ein so vielfach bebautes Feld, daß man darauf weder jungfräulichen Boden, noch ganz neue Ideen findet; und wenn jeder Schriftsteller auf eine Offenbarung warten wollte, könnte er indessen mit seiner Familie verhungern. Nichtsdestoweniger gewährt es mir eine große Genugthuung, die Phantasiegebilde meiner einsamen Stunden so hübsch Schwarz auf Weiß vervielfältigt und schließlich in einem Bande zusammengefaßt zu sehen. Welche Freude macht es mir doch schon, wenn ich sie noch im Manuscript meinen Bekannten und alten Stiftsdamen vorlese, die sich gar nicht erklären können, wie man es anfängt, dergleichen zu schreiben.“

Die Hausherrin schüttelte das Haupt und sprach, während sie zu dem Bilde über dem Kamin aufschaute, mehr zu sich selbst als der Andern: „Ich meine, jeder Künstler steht während der Zeit des Schaffens unter einem himmlischen, oder, wenn Sie wollen, höllischen Zauber; in seiner Seele trägt er die Statue, oder das Bild, oder das Drama rein und fleckenlos, bis daß der Kampf mit dem spröden Material beginnt, das in der Plastik der Stein, in der Malerei die Farbe, in der

Digitized by Google

Musik der Ton und in der Dichtkunst das Wort ist. Da gilt es denn: siegen oder fallen; es in Farben, Tönen oder Worten auszusingen, was durch „das Labyrinth der Brust" wandelt, oder aber die Waffen zu strecken und zu bekennen, daß dieselben nur von starken, geweihten Händen zu gebrauchen sind! — Fräulein Obarius, hatten Sie denn nie das Gefühl, wenn Sie eine Ihrer Erzählungen vollendet, daß es nur ein farbloser Abglanz des Gedachten war, und mußten Sie nicht stets gegen die Versuchung kämpfen, das Manuscript, anstatt in die Druckerei zu schicken, in den Ofen zu stecken?"

Es war ein Glück, daß der eintretende Diener der Frau vom Hause in diesem Moment eine Karte reichte und dabei eine halblaute Meldung machte, welche ihre Aufmerksamkeit von ihrem Gaste abzog, denn sonst wäre sie wol vor dem Ausdruck entrüsteter, athem- und sprachloser Verwunderung, welche denselben sogar gegen zwei tief gefallene Maschen gleichgiltig machte, zurückgeschreckt. So aber blickte ihr Auge ungläubig bald auf die Karte in ihrer Hand, bald auf den Diener, welcher noch immer ihre Entscheidung erwartete.

„Dr. Eltzholz zu dieser Stunde? Aber haben Sie ihm denn nicht gesagt, Friedrich, daß der Herr verreist ist?"

„Ja, aber er meinte, er wisse es und wolle die gnädige Frau sprechen."

Ihre Stirn faltete sich leicht, während die schönen Hände die Visitenkarte zerknitterten. „Wie ungeschickt! Sie konnten doch sagen, daß ich Besuch habe und heut Niemand annehmen kann."

„Ich sagte auch, daß Besuch da sei, aber der Herr Doctor ließ sich nicht abweisen; er meinte, er hätte eine Bestellung an die gnädige Frau, die er mündlich und zwar noch heut ausrichten müßte."

„So mag er kommen."

Die schöne Frau veränderte nicht ihre Stellung, und offenbar grübelte sie über die unbekannte Veranlassung dieses sonderbaren Besuchs, während der Diener sich wieder entfernte.

„Es ist mir ja ganz neu, liebe Frau Görne," sagte das Stiftsfräulein mit einem stechenden Blick ihrer kalten, grünen Augen, „daß der gelehrte Naturforscher so nahe Beziehungen zu Ihrem Hause hat."

„Nicht neuer wie mir, Fräulein Obarius," erwiderte die Angeredete, „denn Dr. Eltzholz hat nur drei- oder viermal unser Haus bei Gelegenheit von Herren-Diners betreten. Nichtsdestoweniger genügte unsere flüchtige Bekanntschaft, um mir ein Vorurtheil gegen den Mann einzuflößen, denn er zählt für mich zu den Menschen, die wie ein Schicksal auf Diejenigen wirken, welche mit ihnen in nahe Berührung kommen."

Als gleich darauf der Doctor eintrat und sich vor ihr verbeugte, erwiderte sie seinen Gruß mit kaltem Befremden. „Herr Dr. Eltzholz, Fräulein Obarius," sagte sie, mit einer leichten Handbewegung auf einen Sessel deutend.

„Ich habe die Ehre," erwiderte er, sich nochmals verneigend, während der kühne, durchdringende Blick seiner Augen auf der Hausherrin ruhte. Er hielt den Hut noch in der einen Hand, die andere lag auf der Lehne des Sessels. So stand die große, breitschultrige Gestalt des vierzigjährigen Mannes in einer sichern, vor-

Digitized by Google

nehmen Haltung, für einen Hausfreund viel zu fremd, für einen seltenen Gast viel zu herrisch, zwischen den beiden Damen.

„Der Diener sagt mir, Sie hätten mir eine Nachricht zu bringen," begann jetzt die schöne Frau.

Er schien weder seine Augen noch seine Gedanken von dem Gegenstande, mit dem sie sich beschäftigten, ablösen zu können, denn sie wartete vergeblich auf Antwort. Ein wenig lauter und mit einer leisen Nuance von Ungeduld fuhr sie fort: „Was verschafft mir denn zu so später Stunde die seltene Ehre Ihres Besuchs, Herr Doctor?"

„Sie erlauben wol, daß ich mich setze," erwiderte er, wie einer, der wachend geträumt hat, auffahrend. „Es sind zwei Dinge, die ich Ihnen zu sagen habe."

„Und die nicht den Aufschub einer einzigen Nacht erlitten?"

„Wie Sie sich überzeugen werden, nein," erwiderte er mit einem überlegenen, spöttischen Ausdruck, während er den Sessel näher zu ihr heranrollte. Sie zog die blaue Damastschleppe mit einer Bewegung an sich, welche eben so gut ein Platzmachen, als auch den Wunsch, eine gewisse Entfernung zwischen sich und ihn zu legen, ausdrücken konnte. Er schien es nicht zu bemerken.

„Der nächste Anlaß meines Besuchs ist die Rechtfertigung meines jungen Freundes," sagte er. „Gustav Vehling hat mich gebeten, Ihnen, meine Gnädigste, seine ergebenen Abschiedsgrüße zu bringen und Sie zu bitten, ihn gütigst entschuldigen zu wollen, daß er sich nicht persönlich vor seiner Abreise nach Italien empfehlen konnte."

„Herr Doctor ... ich verstehe nicht ... das heißt, es muß ein Irrthum obwalten. Ich erwarte Herrn Vehling, der sich bei mir brieflich angemeldet hat, noch heute Abend."

„Ganz recht, gnädige Frau; um sein Ausbleiben zu entschuldigen, bin ich ja hier. Sie haben da schon einen Grund, um dessentwillen ich Sie noch heute sprechen mußte. Was aber die plötzliche Abreise meines Freundes Vehling betrifft, so ist sie wieder ein Beleg für die freundliche Verkettung von Verdienst und Glück, von welcher freilich Mephistopheles behauptet, daß die Menschen sie niemals einsehen. Unser junger Künstler hat — was er Ihnen wohl noch nicht mittheilen konnte — gleichzeitig einen Preis gewonnen und einen Auftrag, der ihn nach Rom führt, erhalten. Dahin hat er sich denn heut auf den Weg gemacht."

Während er diese Worte sprach, ruhte der Blick des Doctors auf dem Teppich und jetzt bückte er sich, um das Knäuel aufzuheben, das dem Stiftsfräulein, welches die beiden Sprechenden gespannt beobachtete, entfallen war. Als er sich dann aber wieder der Hausherrin zuwandte, lag ein leichtes Roth auf dem bleichen Gesicht und die Lippen waren so fest zusammengepreßt, als wollten sie gewaltsam ein Wort zurückhalten, das sich hervorzudrängen suchte.

„Das ist ja ein enormes Glück für den jungen Mann," sagte Fräulein Obarius.

„Gewiß," erwiderte die Hausfrau, „und Sie können in dieser Fügung schon einen Beweis für meine vorhin aufgestellte Behauptung sehen, daß nämlich Herr Doctor Eltzholz auf Alle, die ihm nahe zu stehen den Vorzug haben, wie ein Schicksal wirkt. Eine ähnliche Verkettung von Verdienst und Glück verschaffte ja wohl Ihrem geistvollen Freunde, dem Herrn Jänisch, vor anderthalb Jahren eine Stellung als Professor in Dorpat?"

Digitized by Google

Der Doctor verneigte sich lächelnd.

„Nur die an Flucht erinnernde Schnelligkeit, mit welcher Herr Vehling sich entfernt hat, ohne den gewöhnlichsten Höflichkeitsformen zu genügen, bleibt noch ein Räthsel, das Sie mir lösen müssen."

„Nichts leichter, meine Gnädigste. Die Hamburger Herbstnebel bekamen meinem Freunde Vehling nicht, sie nahmen ihm den unbefangenen Frohsinn seines Gemüths, sogar die Freude an seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung. Da ich nun dem Jungen gut bin wie einem Bruder und die Ueberzeugung habe, daß sein kräftiges Naturell unter dem blauen, sonnigen Himmel Italiens bald die düstern Nebel und schwermüthigen Träume des Nordens abschütteln wird, nahm ich die günstige Gelegenheit wahr und schickte ihn auf der Stelle fort, indem ich mich anheischig machte, Pardon für seinen polnischen Abschied zu erbitten."

Sie sahen sich einige Sekunden fest in die Augen, als wollten sie erproben, wer den Blick am längsten aushielte.

„Das war Eins, was Sie mir mitzutheilen hatten," nahm die Hausherrin das Wort, immer noch ohne mit der Wimper zu zucken, „aber Sie versprachen mir noch eine zweite Ueberraschung."

„So kühn war ich nicht, meine gnädige Frau, denn die zweite Mittheilung betrifft nur mich und hat für Sie selbst gar kein Interesse. Trotzdem bin ich sie Ihnen schuldig, weil sie mein Eindringen zu dieser Stunde erklärt. Morgen wäre es zu spät gewesen, die Vertheidigung meines Freundes vor Ihnen zu führen, denn der „Wieland" lichtet um sieben Uhr die Anker, um mich zunächst nach England zu führen, von wo ich über Cairo den Weg zur lybischen Wüste antreten will."

„Ach," rief Fräulein Obarius, „wie interessant! Ich hatte von dem Auftrag, der Ihnen geworden ist, gehört, wußte aber nicht, daß Ihre Abreise so schnell erfolgen sollte. Dieses Afrika ist ja ein Wunderland nach Stanley's Berichten, nur schade, daß beinah' jeder wißbegierige Reisende von den Kannibalen todtgeschlagen wird."

„Für diesen Fall, mein gnädiges Fräulein, bitte ich Sie, „in Ihr Gebet meine Sünden einzuschließen."

„Ach gehen Sie, Sie sind ein Heide, oder was noch schlimmer ist, ein Zweifler."

„Und diese Kategorie dulden die liebevollen Bekenner der Religion der Liebe auch nicht im Vorhof Ihres Tempels?"

Der Diener brachte in diesem Augenblick den brodelnden Theekessel, setzte ihn nebst dem Service und einem Teller mit leichtem Gebäck auf ein Tischchen und rollte dieses an den Kamin, leise fragend, ob die gnädige Frau sonst noch etwas wünsche. Sie schüttelte verneinend den Kopf und wandte sich an den Doctor.

„Ist es nicht ein Raub an Ihrer kostbaren Zeit, wenn ich Sie bitte, am letzten Abend vor Ihrer afrikanischen Expedition den Thee bei mir einzunehmen?"

Er erhob sich von seinem Stuhl und griff nach seinem Hut. „Auf eine so liebenswürdige Weise versteht doch nur eine Frau von Welt einen Ueberflüssigen zu verabschieden, und ich fühle schon jetzt, wie mir im Lande der Schwarzen das Herz vor Heimweh nach unserer gesegneten, europäischen Cultur bluten wird."

„Sie mißverstehen mich vollständig, Herr Doctor Eltzholz," sagte die Hausfrau, „und es ist unrecht, meinen Worten eine solche Auslegung zu geben. Weiß

Digitized by Google

ich doch nur zu gut, in welchem innigen Verhältniß Sie zu Ihrer Frau Mutter und einzigen Schwester stehen, und habe darum nicht den Muth, Sie diesem Kreise den letzten Abend zu entziehen."

„Und wenn ich Ihnen nun sagte, meine gnädige Frau, daß ich von diesen beiden Menschen schon Abschied genommen habe und, um meinem alten Mütterchen die schlaflose Nacht zu ersparen, in ein Hôtel gegangen bin, was würden Sie antworten?" —

Sie schlug die langen, schwarzen, an den Spitzen aufgebogenen Wimpern empor und es war ein befremdeter, verwunderter, fragender Blick, der ihn traf. Dann aber, als müsse sie sich selbst aus ihrer Erstarrung wecken und alle störenden Gedanken verscheuchen, fuhr sie mit der Hand über die Stirn und sagte: „Sie wissen, Herr Doctor, ich hasse Redensarten und darum werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, Ihr Bleiben ist mir schon eines psychologischen Problems wegen, das mir nur Ihr Scharfsinn lösen kann, von Werth!"

Wieder zuckte um die bärtigen Lippen des Mannes das spöttische überlegene Lächeln, aber er stellte nach einer kurzen Verbeugung den Hut fort und nahm seinen alten Platz ein, während die Hausfrau sich mit der Bereitung des Thees beschäftigte.

„Diese Reise nach der lybischen Wüste liegt natürlich in Ihren Wünschen, Herr Doctor?" fragte das Stiftsfräulein.

Er schüttelte verneinend den Kopf. „Es ist ein ehrenvoller wissenschaftlicher Auftrag, den ich nicht gut ablehnen konnte, aber es geht mir mit ihm nach dem alten bekannten Sprichwort: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle," nur leider, daß die rechte Genußfähigkeit dann nicht mehr vorhanden ist. Wenn ich früher an solchem Abschnitt stand und an den frischen Wind dachte, der mein Lebenssegel wieder schwellen, an all' das Unbekannte, dem ich entgegengehen sollte, dann rieselte mir solch Wonnegefühl durch Leib und Seele, dann schnellte mich solche Springkraft in die Höhe, daß ich mich garnicht gewundert hätte, wenn ich plötzlich in Nord- oder Südpolregionen niedergefallen wäre."

„Und nun?" fragte die schöne Frau.

„Nun," erwiderte er, „nun habe ich mich und man hat mich gründlich verwöhnt während der zwei in Deutschland verbrachten Jahre. Ich habe mich sehr glücklich gefühlt unter den Meinen und der Segen der Heimat, der Familie, der An- und Zugehörigkeit ist mir so klar geworden und hat sich auf mein Gemüth so warm und wohlthuend gelegt. Ich kann es mir nicht länger verhehlen, daß ich mich endlich ausgetobt, mich müde gewandert und in einem gewissen Sinne müde gelebt habe. Es ist eine natürliche Folge meiner Nomaden-Existenz, daß ich gegen weite Fernen, neue Menscheneindrücke, psychologisches Studium der verschiedenen Racen, Völker und Gesellschaften blasirt bin, daß nur noch der Geograph in mir Unbekanntes erwartet, der Mensch aber eigentlich Neues nicht mehr erleben und erfahren kann. So kommt es, daß ein stiller, sanfter, häuslicher Sinn kaum so sehnsüchtig und leidenschaftlich ein Heim, ein kleines, trautes Heimatsfleckchen mit den dazu gehörigen Menschen zu schätzen vermag, wie meine zur Ruhe und Müdigkeit gekommene Vagabundennatur es thut. Ist es nun nicht eine Ironie des Schicksals, wenn ich mit diesen Empfindungen nach Afrika gehe, dem unerbittlichen Causalzusammenhang der Dinge, oder wenn Sie wollen, den Consequenzen meiner Vergangenheit gehorchend?"

Digitized by Google

Er hatte den Blick nicht von der Hausfrau abgewendet und je länger er sprach, je mehr hatte sich das kalte, böse Lächeln auf seinem Antlitz verloren, je weicher war der Ton seiner Stimme geworden. Sie aber war nur im Anfang seiner Rede gefolgt und sagte, während sie das brodelnde Wasser auf den Thee goß:

„Sehen Sie, nun sind auch Sie nicht mehr rastlos, sondern müde, und das ist schlimmer, denn die Rastlosigkeit ist jedenfalls der angenehmere Zustand."

„Sie sind dennoch beneidenswerth," rief das Stiftsfräulein. „Welch ein unschätzbares Material von Natur- und Menscheneindrücken haben Sie während Ihres Lebens gesammelt."

„Gewiß, Fräulein Obarius, darum ist Dr. Eltzholz ja auch solch Seelenkünder und besitzt solche unfehlbare psychologische Diagnose."

Ohne daß sie es beabsichtigte, hatte sich wieder in den Ton ihrer Stimme etwas Feindseliges geschlichen, aber das Stiftsfräulein bemerkte es nicht, sondern fuhr fort:

„Und wie ergiebig müßte dasselbe sein, wenn es in eine Hand geriethe, die dasselbe zu allgemeinem Genuß und Frommen verwerthen könnte, so daß es nicht nur in Ihren fachwissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften vergraben bleibt."

„Zum Beispiel in Ihre, Fräulein Obarius," sagte die Hausfrau. „Sie müssen wissen, Herr Doctor, daß Sie eine Heldin der Feder vor Sich haben, welche im Augenblick Jagd auf den Stoff zu einer Novelle macht."

Es schien, als ob alle Geister des Spottes in dem sonnengebräunten Gesicht des Doctors erwachten.

„Und das sagen Sie mir jetzt erst, meine Gnädigste, und lassen mich so ungewarnt in mein Verderben taumeln? Wer weiß, welche Blößen ich mir schon gegeben und wie ich unbewußt dieser gefährlichen Dame Modell gestanden habe."

„Nein, wirklich nicht," versicherte das alte Fräulein, während aus jedem ihrer zahlreichen Fältchen befriedigte Eitelkeit hervorleuchtete, „ich brauche nie lebende Figuren zu Vorbildern, denn die sind insgesammt zu sehr trocken und unergiebig."

„Danke für das Compliment," lachte der Doctor, aber dann setzte er plötzlich ernst werdend hinzu: „Das müssen Sie nicht sagen, mein gnädiges Fräulein, denn das ist eine Lästerung wider den heiligen Geist. Wenn eine Kunst die Fühlung mit der Natur verliert, dann ist sie auf einem Abwege begriffen und dann vergessen ihre Jünger stets, daß sie nur eine Sprache reden dürfen, nämlich die Sprache der Schönheit."

Eine kleine unbehagliche Pause entstand, welche die Hausfrau benutzte, um den Thee in die Tassen zu gießen.

„Darf ich Ihnen den Thee gleich zurecht machen, Fräulein Obarius," sagte sie, „ich kenne Ihren Geschmack, recht süß und viel Sahne. Aber was ich sagen wollte, lassen Sie sich doch vom Herrn Doctor, der so strenge Ansichten über Kunst und so reiche Lebenserfahrungen hat, einen Novellenstoff mittheilen. Etwas Erzählenswerthes muß ihm auf seinen Wanderungen durch die verschiedenen Welttheile doch begegnet sein."

„Das wäre ein Gedanke," sagte das Stiftsfräulein, „als ich zuletzt das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, kamen Sie gerade aus Central-Asien."

Digitized by Google

„Jawohl, und wenn Sie eine Schilderung von Land und Leuten gebrauchen, stehen meine Bücher und Handschriften zu Ihrer Verfügung. Aber ich glaube, die Gegend als solche dürfte keine Anziehung für Sie haben, denn sie trägt vom Syr Daria an durch die Kirgisensteppen eine sehr monotone Physiognomie; immer dieselbe Steppe, immer derselbe graugelbe Farbenton, der auf Allem liegt; es ist eine bizarre Häßlichkeit, die indessen für europäische Augen den Zauber der Originalität, des Niegesehenen, des ganz und gar Außergewöhnlichen hat, und das ganz intime Zubehör dieses Bildes, die traurigen, resignirten Kameele, die dicht verhüllten weiblichen Gestalten, welche mit ihren schwarzen Pferdehaarschleiern Phantomen gleichen, Alles vertieft den Eindruck der Einsamkeit, der Oede, des Leblosen."

„Ach, mit den bloßen Naturschilderungen ist es ja nicht gethan," sagte Fräulein Obarius, „ich brauche einen Stoff, aus dem man einen novellistischen Knoten schürzen und den man zu einer anmuthigen Erzählung ausspinnen kann."

Ein Blitz erhellte plötzlich die Augen des Mannes und einige Secunden ruhte ihr kühner durchdringender Blick auf der schönen Frau, dann aber kehrte er sich wieder dem Stiftsfräulein zu und sagte: „Wenn Ihnen mit der Erzählung zweier loser Fragmente aus meinem Leben gedient ist, und wenn Ihr divinatorischer Geist das Ende dazu erfindet, das mir das Schicksal schuldig geblieben ist, dann möchte ich versuchen, Ihnen dieselben zur gefälligen Benutzung mitzutheilen."

„Das ist ja herrlich," rief das Stiftsfräulein, griff wieder nach dem Strickzeug und zog eine Fußbank heran. „Nein, ich danke für Thee, liebste Frau, aber bitte noch um ein Stückchen Kuchen, und nun können Sie meinetwegen beginnen."

„Ich aber bitte noch um Thee und dann um Ihre gütige Erlaubniß, gnädige Frau," sagte der Doctor, indem er seine Tasse hinhielt.

Sie schenkte ihm ein, neigte zustimmend das Haupt und lehnte sich dann in den Sessel zurück. Die kleinen Füße in Goldkäferschuhen, welche die blauen Strümpfe sehen ließen, übereinandergestreckt, die dunkeln Augen halb geschlossen, der sphinxartige Ausdruck um den holden Mund spielend, alles das steigerte die Potenz ihres Reizes und machte sie zu einer still in sich ruhenden, abgeschlossenen Erscheinung. Auf dem Kaminsims schlug die Pendule neun Uhr und der Sensenmann mit seiner silbernen Sichel that neun Schläge gegen die feinen goldenen Aehren. Als der letzte derselben verklungen war, begann der Doctor:

„Zunächst, mein gnädiges Fräulein, muß ich Ihnen eröffnen, daß meine beiden skizzenhaften Bilder nicht in fernen Welttheilen, sondern in unserem alten Europa von mir aufgenommen worden sind. Ich war von meiner ersten großen Reise nach den Nilquellen zurückgekehrt und wälzte eine Welt von Plänen und Unternehmungen in meinem Kopf herum, als ich zu meiner Erfrischung auf einige Wochen nach der Schweiz ging. An einem wolkenlosen Julimorgen wanderte ich von Interlaken nach Gsteig, um von dort zunächst die Schynige Platte und dann das Faulhorn zu besteigen. An dem Kirchlein vorüber ging's zu dem neuen Reitweg hin, der stets durch Wald sich in vielen Zickzackwindungen bis zu der kleinen Restauration Schönegg zieht. Es hatte die Tage vorher geregnet und darum strömte mir im Walde eine duftige Feuchtigkeit und eine Fülle von Wohlgeruch entgegen. Unser bestes, tiefstes Empfinden sprießt in solchen einsamen Stunden, wo die heilige und geheime Majestät der Natur uns umgiebt, keine kleinliche Sorge den starken Schlag des

Digitized by Google

Herzens einengt, kein selbstsüchtiger Gedanke in unserem Geist Platz findet, wo der stille Morgenlaut, diese Schöpfungsmusik, uns mit seinen süßen Rhythmen jede fatale Regung aus der Seele schmeichelt und gleichsam in Klang auflöst. Geheimnißvoll rauschen die Wipfel der Bäume, um gleich darauf unbeweglich in den blauen Himmel zu ragen, leise öffnen die Blumen ihre geschlossenen Kelche, ein fleißiges Bienchen surrt vorüber und während man in's Thal auf die Schnitter blickt, glaubt man das tönende Schwirren der Sense zu vernehmen. An den scharfen Zickzackwendungen bauen sich mächtige Felstrümmer auf, die den Ruinen alter Burgen und Thürme täuschend ähnlich sehen und auf welchen kleine Buchen und Fichten ihre Aestchen ausbreiten, während Moos, Farren und Glockenblumen aus allen Ritzen des Gesteins wuchern. Es war kurz vor solcher Biegung des Weges, als ich eine jugendliche Stimme sagen hörte:

„Jetzt ist's genug, Johann, und nun steigen Sie auf das alte, geduldige Pferd und reiten hinauf."

„Aber Fräulein werden sich erhitzen und die Frau Tante hatte es doch ausdrücklich befohlen, daß Sie reiten sollten," sagte in vorstellendem Ton eine männliche Stimme.

„Ach was, halb hat mir Tante schon den Spaß verdorben, indem sie mir Sie mit Ihrer bunten Jacke mitgegeben hat, und ich will mir die zweite Hälfte nicht durch das Reiten auf diesem müden, lammfrommen Gaul auch noch ruiniren. So ist's recht, Johann, und oben auf der Höhe treffen wir uns wieder, damit kein Mensch sich über das Phänomen eines allein die Schynige Platte besteigenden jungen Mädchens entsetzen kann.

„Es giebt wohl wenige Menschen, welche in dem Grade für ein weiches, metallvolles Organ empfänglich sind wie ich, und umgekehrt durch ein heiseres, rauhes oder kreischendes zu Folterqualen verurtheilt werden. Es beruht das auf einer eigenthümlichen Reizbarkeit meines Nervensystems, die ich nie überwinden lernte, und die sehr hübsche Mädchen in meinen Augen oft reizlos machte. Eine Frau, die kein weiches, wohlthuendes Organ besitzt, zählt für mich zum Geschlecht der Tulpen, es ist eine Blume ohne Duft! Urtheilen Sie nun, mein Fräulein, wie mir ward, als ich inmitten dieser Natur eine Stimme hörte, so süß, so frisch, so melodiös, wie sie bis dahin noch nie mein Ohr vernommen, eine Stimme, die Seelentöne in ihrer Sprechweise hatte und die sich geheime Wege zu meinem Herzen bahnte. Unwillkürlich hielt ich den Schritt und Athem an, um noch einmal dem Klange zu lauschen, der bei mir ein körperliches Wohlgefühl hervorrief, umsonst, es blieb still; nur die Käferchen schwirrten und das gleichmäßig sich entfernende Geräusch der Pferdehufe drang zu mir. Ein kurzer Kampf entspann sich in meinem Innern. Sollte ich hier Rast machen, mir die hübsche Illusion bewahren und nicht die unfehlbar eintretende Enttäuschung, welche die Zickzackwendung des Weges barg, aufsuchen? Denn wenn man sich viel und eingehend mit der Natur beschäftigt hat, dann weiß man, daß es in ihrem Haushalt nicht fürstlich zugeht, daß sie launisch, ja beinah boshaft verfährt in der Art, mit der sie die Gaben des Geistes und der äußerlichen Schönheit vertheilt, und daß die schönsten Seelen darum in logischer Folge meist in einer häßlichen Hülle wohnen. Alle diese Gedanken, welche blitzschnell durch meinen Kopf jagten, vermochten mich aber doch nicht zu halten, ich

Digitized by Google

hatte die Waldecke mit ein paar großen Schritten umgangen und da sah ich vor mir eine schlanke, jugendliche Gestalt leichten Schrittes einherwandeln. Das kurze Kleid ließ ein Füßchen sehen, das einer Spanierin Ehre gemacht hätte, tadellos war der Ansatz des Kopfes so weit ihn die dunkeln Haarmassen frei ließen. Sie wandte sich nicht um, und auch ich hatte keine Eile, in das Gesicht zu blicken, in dem sich, wie ich überzeugt war, neben manchem Wünschenswerthen sicherlich eine Kartoffelnase oder ein ausgesprochen häßlicher Mund befand. Wir mochten wohl so fünf Minuten hintereinander gewandert sein, als sie an einer Stelle, die einen wundervollen Blick auf Interlaken und den Brienzer See gewährte, stehen blieb. Ein Windstoß, der unversehens herangeflogen kam, löste ihren leicht um den Hut geschlungenen blauen Schleier, ohne daß sie es bemerkte, und trug ihn auf einen Buchenzweig. Ich erwischte den Flüchtling noch rechtzeitig und brachte ihn seiner Besitzerin. Was ich sagte, ob ich in jenem Moment überhaupt ein Wort gesprochen, ich habe es nie gewußt, denn sie wandte sich um und zeigte mir ihr Antlitz. Ich habe im Laufe meines Lebens hübschere, imposantere Frauen gesehen, aber keine, die so schön gewesen wäre, keine, deren edle Formen so durchgeistigt, so transparent das innere Leben widerspiegelten. Und dazu kam ein Zug des Geheimnißvollen, ein Hauch von Trauer, welcher den größten Schöpfungen der Natur und des Menschengeistes gemeinsam ist, der uns elementar aus der endlosen Meeresfläche entgegenweht und als Schmerz der Kreatur von Michel Angelo in Stein gemeißelt, von Beethoven in Töne gebannt ist, jene Schwermuth, welche die Signatur bedeutender Geister ist, und mit der Grimasse des Weltschmerzes nichts gemein hat! — Es war vielleicht kein erlebtes, aber ein geträumtes Leid, das auf diesen feinen Brauen lastete, und zuweilen die dunkeln Augen verschleierte, zu denen das unschuldige, kindliche Lächeln der Lippen, das in diesem Augenblick ein Lächeln tiefster Freude war, einen rührenden Kontrast bildete."

Der Doctor hielt eine Minute inne. Die schöne Frau, welche einen Ring zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, ihn prüfend beschaute und dann wieder mit dem Battisttuch abrieb, erhob den Kopf.

„Ei, Herr Doctor, Sie entwickeln ja Beredtsamkeit."

„Sieben, neun Touren, ich glaube, ich kann wieder abnehmen," sagte das Stiftsfräulein. „Ja, wahrhaftig, Sie erzählen gar nicht übel für einen Mann der abstracten Wissenschaft, nur finde ich, daß Sie sich ein bischen lange an der bewußten Waldecke aufhalten."

Der Doctor verneigte sich vor der Herrin des Hauses und fuhr dann fort:

„Wir blieben in Wahrheit nur so lange, um die gewöhnlichen Höflichkeiten, welche solche Gefälligkeitsacte zu begleiten pflegen, miteinander auszutauschen. Dann setzten wir unsern Weg fort und da er der gleiche war, machte es sich von selbst, daß wir ihn gemeinsam zurücklegten. Und wir sprachen auch nur, was man so zu sprechen pflegt, wenn man sich zum erstenmal im Leben begegnet, über den klaren Tag und die gute Aussicht und die Ausflüge, die wir schon gemacht und uns noch vorbehalten hatten, aber immer klang die glockenreine Stimme in mein Ohr und das schöne Mädchen bewegte sich bewußt und sicher, als ob ich ihr in aller Form auf dem Parquet eines Salons vorgestellt wäre. Auf Schöneck trafen wir

Digitized by Google

Johann, welcher noch einen vergeblichen Versuch machte, das Fräulein zum Besteigen des Pferdes zu bewegen."

„Es ist doch seltsam," sagte sie lächelnd zu mir, als er endlich auf ihr Zureden weiterritt, „daß es einem so schwer gemacht wird, auf seine Art die Natur zu genießen. Meine Tante kann sich gar nicht vorstellen, daß auch eine körperliche Anstrengung ihren Reiz hat, und daß ein eroberter Genuß dem müheloſen vorzuziehen ist."

„Dann haben Sie aber heut einen zwiefachen Genuß," erwiderte ich, „denn Sie erobern sich, wie ich aus Johanns Einwendungen entnehme, diesen Tag in doppelter Beziehung."

Sie warf mir einen prüfenden Blick zu, während ein schalkhaftes Lächeln ihr liebliches Gesicht überflog. „Da haben Sie recht, es hat auch Mühe genug gekostet, ihre Einwilligung zu erlangen. Zum Glück habe ich sie schon durch meine Spazierritte allein mit Johann an Außerordentliches von meiner Seite gewöhnt, denn in der Ebene auf einem guten Pferde reite ich gern, besonders im Frühling, wo ich mich in der lauen Luft auf einem träumerischen Existenzbehagen ertappe. Ich brauche solche körperlichen Bewegungen und ein wilder Ritt oder eine späte Schlittenfahrt entreißt mich, meist mit Erfolg, der Stimmung des Augenblicks, dämpft ein häßliches Auflodern, unterbricht ein dumpfes Brüten und glättet, was in mir verworren ist. Wenn die Verwunderung der Menschen über solche selbständige Thaten mich auch amüsirt, so beengt sie mich andererseits auch oft. Aber es ist eigentlich undankbar, das Alles hervorzuheben und so stark zu empfinden, als ich es thue, denn sie sind ja so gut zu mir — selon leurs moyens," setzte sie beinah unhörbar hinzu.

Wir waren indessen zu den schroffen Abfällen der Suleck gekommen und vor uns erhoben die drei Giganten des Berner Oberlandes, Eiger, Mönch und Jungfrau immer gewaltiger ihre Häupter. Ich machte dem Mädchen den Vorschlag, nicht dorthin zu blicken, damit wir das Schöne nicht tropfenweise, sondern oben auf der Höhe mit einem beherzten Zug in uns aufnehmen könnten. Sie nickte mir zu.

„Das ist auch meine Theorie, aber sie wird diesmal schwer auszuführen sein, wo der Blick gleichsam magnetisch zu den Schneebergen gezogen wird. Nichts destoweniger versuchen wir's." —

Und wir thaten es und erreichten unsern Zweck. Wo ich trotz meiner 28 Jahre, damals noch ein schüchterner und zurückhaltender Mensch, den Muth hernahm, der Fremden soviel von meinem Leben und meinen Plänen zu erzählen, ist mir immer räthselhaft geblieben, aber sie besaß die seltene Gabe, mit liebenswürdigem Verständniß zuzuhören, und das riß mich so fort, daß ich ihr ausführlich von meiner Reise nach den Nilquellen erzählte, meine Pläne und Forscherzwecke vor ihr entwickelte, ja ihr sogar das rastlose Fernweh klagte, welches mich mächtig von neuem in's Weite drängte.

„Sie haben's gut," sagte sie, „denn Sie haben erkannt, was Sie wollen, und wollen, was sie erkannt haben. Es ist aber ein würdiger Beruf für einen Mann, zu den Pionieren der Wissenschaft zu zählen, und wenn ich später Ihren Namen in den Zeitungen oder geographischen Berichten lese," — sie stockte, lachte

Digitized by Google

und fuhr dann fort: „Aber ich weiß ihn ja nicht, und will ihn auch nicht wissen, denn wenn man die alltäglichen Höflichkeitsformen und den conventionellen Tamtam in solche Natur hineinträgt, dann versündigt man sich an ihr, und der Zauber ist“ — sie sprach das letzte Wort nicht aus, denn wir standen jetzt auf der Höhe und überblickten das ganze riesengroße Gletscherpanorama! Hochragend erhoben sich die Kolosse mit ihren weiten Schneefeldern, von denen sich die bläulich schimmernden Gletscher bis hinab in's Thal ziehen und dort unten im lieblichsten Gegensatz lag Grindelwald und Lauterbrunn, in das der Staubbach hinabflattert, und dessen äußerstes Ende der Schmadribach wie eine Coulisse begrenzt. Feierlich still war es ringsum, ameisenhaft klein erschien einem alles Menschliche und als jetzt von der Jungfrau eine Lawine in's Thal donnerte, hatte ich die Empfindung, als ob in dem von Berg zu Berg hallenden Echo etwas von der felsenthürmenden Riesenkraft athme, welche vor unvordenklichen Zeiten jene Gebirge aus dem Schoß unserer Erde aufsteigen ließ! — — — —

Ich wandte mich zu meiner Gefährtin und unsere Augen begegneten sich. Durchsichtig bleich waren Stirn und Wangen, die Lippen, gleichsam dürstend, etwas geöffnet, die feinen Nasenflügel dehnten sich, als wollten sie den reinen Aether besser einsaugen und aus den großen, dunkeln Augen sprühten flimmernde Blitzfünkchen. Sie strahlten sie zurück die Schönheit, welche sie tranken, diese glänzenden Augen und aus ihrer Tiefe wehte mich der wundersame Unendlichkeitshauch an, das Esoterische, Innerste, nur Geweihten Verständliche, das sich besser noch von Aug' zu Auge, als von Mund zu Mund fortpflanzt! . . . .“

„Sie sind ja ein Poet, Herr Doctor,“ unterbrach ihn die schöne Frau, er aber fuhr, ohne zu antworten, in seiner Erzählung fort.

„Woran denken Sie?“ fragte ich leise das Mädchen. Es war, als ob ich sie aus einer andern Welt abriefe, denn es zog ein fremder, verwunderter Zug über das süße Gesicht und dann schüttelte sie die rebellischen Haare, mit denen der Wind spielte, in's Genick, wie man wohl thut, wenn man sich selbst zu erwecken strebt.

„Woran ich denke?“ wiederholte sie, „daß ich jetzt eine Stunde erlebe, die mir mehr gilt als viele andere, immerhin gute Stunden meines Lebens, daß sie zu den Markſteinen, zu den Wahrzeichen eines reinen und idealen Genießens zählt, wie es uns Menschen nur vom großen Geiste zu Theil wird und nur, wenn dieser große Geist durch seine Werke zu uns spricht. Ist es nicht herrlich, so über der kleinen, dumpfen Menschenwelt zu stehen, sich die Brust mit klarer Luft zu füllen und das Auge auf diesen gewaltigen Formen und Linien auf diesen magischen Farben und Lichtern ruhen zu lassen? Dort unten liegt sie nun lautlos still mit all' ihrem Lärm und Gewühl, ihrem Glanz und Luxus, ihrer Eitelkeit, ihrem Ehrgeiz, ihrem Jammer und Elend und alles Menschliche, selbst das eigene Leben erscheint mir in diesem Augenblick wie Rauch und Dunst, Alles hastet vorüber im ewigen Wechsel und dauernd, wirklich bleiben nur die gewaltigen Schneehäupter, welche mich dort drüben grüßen, und ich wollte, meine Füße faßten Wurzel in diesem Grase, und ich könnte so verharren und den geheimnißvollen Frieden, die zauberische Harmonie dieser Natur tief in meine Seele senken!“

„Da es aber keine Harmonie ohne Illusion giebt,“ erwiderte ich, „so würde dieser schöne Schein auch nur so lange dauern, als der Totaleindruck währt. Sie

Digitized by Google

sehen die Natur mit Künstler- aber nicht mit kritischen Augen an, sonst würden Sie erkennen, daß nirgend in ihr ein sicherer oder dauerhafter Friede zu finden ist, daß Thiere und Pflanzen einander schädigen und das Leben verkürzen, ja, daß selbst die unbewegten Massen sich mit den bewegten im Kampf befinden. Angriff, Widerstand, Wirrwarr, Störung trifft man, wohin man auch den Blick wendet. Der starre Fels jener Bergkolosse scheint Ihnen unüberwindlich und dennoch, wenn in seinen Spalten das Wasser gefriert, so zersprengt es das feste Gefüge und besiegt das Beharrungsvermögen der Materie! Wie aber erst, wenn sich die Elementarmacht gleichsam beleidigt aufrafft und dem Menschen die Unsicherheit seiner Herrschaft beweist, wenn sie im Bergsturz blühende Ortschaften verschüttet und Wüsteneien an ihre Stelle setzt, wenn Orkane und Ueberschwemmungen die mühselige Arbeit vieler Jahre vernichten und die Lawine, die wir soeben in's Thal donnern hörten, friedliche Wanderer begräbt? Wo bleibt da die absolute Harmonie, wo die ausnahmslose Zweckmäßigkeit? Allenfalls im Auge des Künstlers, der über die Einzelheiten hinwegsieht oder in der kritiklosen Denkweise des Dogmatikers, der von seiner Studirstube aus eine unantastbare, höchste Zweckmäßigkeit der Weltordnung dekretirt, nimmer aber vor dem klaren, unbestechlichen Blick des Naturforschers, welcher nüchtern die Thatsachen aneinanderreiht und aus ihnen seine Schlüsse macht. Darum glauben Sie mir, Fräulein, der Weltfriede ist weder unten im Thal bei den Menschen, noch hier oben in reiner Luft und einsamer Höhe, und die Poeten, welche weltmüde in die Arme der Mutter Natur flüchten, sind mir immer sehr lächerlich vorgekommen, weil nirgend ein so erbitterter, endloser, grausamer Kampf geführt wird wie von den Organismen, welche ihr Schoß hervorbringt und wenn auch in einem etwas anderen Sinne möchte ich doch mit de Maistre sagen: „Die Erde schreit nach Blut. Sie ist ein unermeßlicher Altar, wo alles Lebende geopfert wird, maßlos, rastlos bis zur Vollendung der Dinge."

„O, was für eine barbarische, häßliche, finstere Anschauung", rief das schöne Mädchen. „Kein Wunder, daß die Götter Griechenlands sich vor ihr aus dem Staube gemacht haben und der große Pan todt ist."

„Und wenn der große Pan todt ist, so sitzt dafür die wissenschaftliche Wahrheit auf dem Thron, und sie ist eine strenge Gottheit. Die Apostel aber, welche ihre Lehre verkünden, müssen reinen Sinnes und Herzens sein und dürfen sich nicht kehren an das Geschrei der Menge und die Verfolgung des Pöbels."

Sie sah mich schalkhaft an. „Ich sehe, Sie lieben die großen Worte und bin überzeugt, daß Sie sie zu Thaten machen werden. Indessen, bis Ihr Name in das Conversationslexikon eingetragen ist, seien Sie doch noch ein bischen menschlich. Ich kann gar nicht sagen, wie wohl mir diese Stunde gethan hat. Neue Frische, neuen Muth habe ich mir in die Seele geathmet, vergessen, verschmerzt, was dahinter liegt. Und trotz Ihres ewigen Kampfes und Ihrer blutdürstigen Erde glaube ich an Frieden, Freude und an ein goldglänzendes Glück! En attendant möchte ich aber Mittagbrot essen."

Trotz eines Gefühls von Beschämung über das jugendliche Pathos, zu dem ich mich hatte fortreißen lassen, mußte ich herzlich lachen. Die Schalkhaftigkeit stand ihr so gut und war mir so neu an einer Frau, denn die meisten, die ich kennen gelernt hatte, besaßen eine gewisse Sentimentalität, die nothwendig einen Mangel

Digitized by Google

an Humor mit sich bringt. So gingen wir denn ins Wirthshaus, wo uns Johann schon unruhig entgegenkam und wo der Tisch ganz mit Engländern besetzt war, so daß wir nur mit genauer Noth an einem Eckchen untergebracht wurden. Um uns herum gurgelten die Gutturaltöne in den tiefsten und höchsten Lagen, denn es waren auch Kinder in der Gesellschaft, die auf Kosten der anderen Gäste zuerst und am reichlichsten versorgt werden mußten. Ich beobachtete die Meisterschaft und Umsicht, mit welcher zwei Mütter dergestalt für ihre zahlreichen Küchlein sorgten, daß zu uns wiederholt nur leere Schüsseln gelangten, aber ich wäre beinahe heftig geworden, als ein unausstehlicher Bengel bei dem Bestreben, den letzten Rest Salat auf seinen Teller zu schaufeln, das zarte graue Reifekleid meiner Gefährtin befleckte.

„Don't mention it," erwiderte sie im reinsten Englisch der eine Entschuldigung murmelnden Mutter, breitete mit Seelenruhe eine Serviette darüber und lächelte über meine Entrüstung, die sich in der Bemerkung Luft machte, daß Kinder in die Kinderstube gehören und nicht zur Plage anderer Leute in der Welt herumzuschleppen seien.

„Sie sind ein ganzer Barbar," sagte sie, „aber auch ich bekenne mit einer gewissen Wehmuth, daß mir von Natur der Sinn für den Zauber kinderreicher, rührender, einfacher Häuslichkeit fehlt, und für jenes chronische Eheglück, welches jedes harmlose Interesse an einer Person, die außerhalb des geheiligten Kreises steht, ausschließt. Und mit diesem mangelnden Sinn komme ich natürlich schlecht fort, denn die genannten Vorzüge charakterisiren die Kreise, in denen ich lebe."

Die Frage, wo die schöne Fremde denn zu Hause sei, drängte sich mir ungestüm auf die Lippen, aber ich wagte nicht, sie auszusprechen; es lag etwas in ihrer bewußten, vornehmen Haltung, was jede, auch die leiseste Zudringlichkeit fern hielt. Ach, niemals habe ich inbrünstiger gewünscht, daß ich am Webstuhl der Zeit sitzen und der Parze in den Arm fallen könnte, um den unerbittlichen Gang der Stunden aufzuhalten, als an jenem Tage, niemals habe ich so glühende Bitten zu den Göttern geschickt, daß sie einen kleinen Wolkenbruch, oder eine Windhose arrangiren möchten, als da wir auf der kleinen überdeckten Veranda den Kaffee tranken und das Mädchen die Bemerkung machte, es sei wohl bald Zeit für mich nach dem Faulhorn aufzubrechen. Und siehe da, die Ewigen waren gnädig und schickten mir die erbetene Hilfe in Gestalt gar nicht ungewöhnlicher, aber lange anhaltender Gewitter, denn, als das erste vorübergezogen, kam das zweite und als wir die letzten Donner verhallt glaubten, jagte es der Wind wieder zurück, und es dunkelte schon, als noch von allen Seiten des Horizonts grelle Blitze aufzuckten. Im Hause bewegten sich die Engländer wie ein Bienenschwarm, der sich neu constituirt und belegten vorsorglich jeden Platz und jedes Plätzchen für die Nacht, Johann aber verhandelte immer wieder von neuem mit dem Führer, ob er nicht doch mit dem Fräulein aufbrechen und heut noch Interlaken erreichen könnte. Als derselbe aber zuletzt ärgerlich erklärte, das ginge nur, wenn sie sich Alle durchaus in der Dunkelheit den Hals brechen wollten, kam Johann verzweiflungsvoll zu uns.

„Was sollen wir nun thun, Fräulein? Hinunter können wir nicht und im Haus giebt es für die Nacht kein Kämmerchen mehr, wie mir die Wirthin versichert hat. So was kommt aber von das alte Bergsteigen, und wenn das die Frau Tante wüßte —"

Digitized by Google

„So würde ihr das Herz im Leibe zerspringen," lachte das Mädchen. „Nun machen Sie nur nicht solch trostloses Gesicht, Johann, ich werde noch einmal mein Heil bei der Wirthin versuchen."

Damit verließ sie uns, kam aber schon nach zehn Minuten zurück, ohne einen andern Erfolg erzielt zu haben. Nur auf dem Heuboden, wo die Wirthe campirten, sagte sie, gäbe es noch einen Unterschlupf. Sie für ihre Person zöge diese Veranda jenem Asyl vor, und werde sich mit Hilfe ihres Plaids hier für die Nacht einrichten.

„Ja Fräulein das ginge denn auch schon, aber mein Reißen," wandte Johann ein.

„Das ist freilich schlimm, Johann, und dann müssen Sie es mit dem Heuboden versuchen, aber ich bleibe auf alle Fälle hier." Dem festen Ton dieser Stimme gehorchte der Diener, wenn auch seufzend. Es gelang uns noch einen alten Lehnstuhl zu erbeuten, und mit Hilfe des Plaids und eines Fußschemels stellten wir ein ganz behagliches Plätzchen her. Als sich Johann mit seinem „Wünsche eine wohlzuschlafende Nacht" empfahl, fragte sie, ob ich mich ihm nicht anschließen wollte, aber als ich sagte, wenn sie nichts dagegen hätte, würde ich lieber bei ihr Wache halten, neigte sie nur zustimmend das Köpfchen. So setzte ich mich auf einen Stuhl ihr gegenüber, zwischen uns stand ein Tisch.

Das Wetter war indessen weiter gezogen, nur über dem Mittaghorn zuckte noch dann und wann ein Blitz. Ein weicher, feuchter Dunst stieg von der Erde empor, dustig und regungslos war die mit tausend Wohlgerüchen gesättigte Luft. Blutroth wie eine Feuerkugel ging der Mond am Horizont auf, und schüchtern zitterten erst vereinzelte Sterne zwischen den schwarzen, zerrissenen Wolken hervor, in dem Maße aber als die königliche Nacht weiter ihre Herrschaft über Himmel und Erde ausdehnte, entwölkte sich das Firmament und nahm an den frei gewordenen Stellen ein tiefes Blau an. Auf dem weißlich schimmernden Grase lag der schwarze Schatten des Hauses, Alles schwieg und ruhte von dem heißen, glänzenden Tagesleben aus. Kein Laut, von Mensch oder Thier hervorgebracht, unterbrach die mitternächtliche Stille, kein rascher Pferdehuf auf dem Wege, kein schlaftrunkenes Pfeifen eines Nachtvogels ließ sich vernehmen, es war als ob näher dem Himmmel alle die irdischen Töne verstummt und zur Ruhe gekommen wären. —

Anfänglich unterhielten wir uns lebhaft, schwiegen dann ein Weilchen still, sprachen wieder, bis allmälig unser Gespräch erlosch und ich an ihren gleichmäßigen Athemzügen hörte, daß sie entschlummert war. Zwischen uns auf dem kleinen Tisch duftete der Strauß von Alpenveilchen, den wir gekauft hatten, süß und berauschend durch die Nacht und ein bleicher, zitternder Mondstrahl fiel auf die Hände des Mädchens. Es waren nicht animalische, rosenfingrige Hände, in denen man das heiße Blut gleichsam pulsiren sieht, sondern vergeistigte, vornehme, weiße, keusche Hände, Hände rein und unschuldig und makellos „wie eine Hostie." . . . Ich vergegenwärtigte mir meine ketzerischen Gedanken vom Vormittag und es schien mir, als ob die beleidigte Natur mir hätte beweisen wollen, daß sie im Stande wäre, auch lückenlose Organisationen und göttliche Seelen in herrlichen Leibern zu schaffen, Seelen, welche den ganzen Reichthum des Lebens ermessen haben, nur nicht die Schönheit ihrer selbst! . . . Und in meinem Herzen erwachte plötzlich eine Sehnsucht von so wilder, flammender Innigkeit, diese mondbeglänzten, unent-

Digitized by Google

weihten Hände zu küssen, meine brennenden Lippen an diesen feingeäderten, schlanken Fingern zu kühlen, daß ich ihrer kaum Herr werden konnte! Ein leises Zittern durchflog die Luft, als ob diese duftige, lautlose, träumende Nacht das Sehnen meines Herzens mitempfände und von der Alp tönte leise ein Glöckchen, aber als es verklungen war, machte sich die tiefe Stille nur noch fühlbarer. Das Antlitz des Mädchens lag im Schatten, aber ich hatte ja jeden einzelnen Zug in mein Herz geprägt, und ich fragte mich, ob wohl ein Mensch in diese Augen jemals den Ausdruck leidenschaftlicher Glückseligkeit und um den holden Mund jenes Lächeln tiefster Freude zaubern könnte, welches ich heut auf der Höhe gesehen hatte? Gab es überhaupt auf der Welt einen Mann, der es verdiente, diese Seele und diesen Leib sein eigen zu nennen, und würde je die Stunde schlagen, in der diese klaren, wahrhaftigen Augen, diese frommen Blumenlippen zum Dolmetscher des höchsten irdischen Glückes würden? — — — — —

Ich beugte mein Gesicht über die Veilchen. Große, runde Tropfen zitterten in ihren Kelchen, betäubende, sinneverwirrende Duftwellen stiegen aus ihnen empor! Jetzt hatte sie die Lage ihrer Hände verändert und nur die rechte wurde von dem Mondstrahl getroffen. . . Wie eine griechische Offenbarung lag sie auf dem dunkeln Plaid diese kleine Hand, deren Ringfinger ein goldener Reif mit einem großen Opal schmückte. . . Eine ehrfurchtsvolle Scheu hielt mich von ihr zurück, — eine namenlose, nicht zu bewältigende Sehnsucht zog mich zu ihr hin, — mein Herz pochte so laut, daß ich seinen Schlag zu hören glaubte, und plötzlich neigte ich mich und küßte sie mit einer Inbrunst, einer tiefen, glühenden Zärtlichkeit, wie ich nie mehr im Leben geküßt habe. Die kleine kühle Hand zuckte beinah schmerzlich bei der Berührung zusammen, aber ihre Besitzerin schlief ruhig weiter! Beschämt, reuig, als hätte ich ein Allerheiligstes entweiht, stürzte ich in's Freie! Schon ging die kurze Sommernacht zu Ende, viele Sterne schienen sich dem dunkeln Rande der Erde zuzuneigen. Ringsum lag alles im festen, regungslosen Morgenschlummer, ich allein wachte, sah den Mond mehr und mehr erbleichen, das Morgenroth im Osten aufdämmern, fühlte einen empfindlich kalten Wind über die Höhe streifen, hörte halbe Töne und Stimmen, aber selbst als sich ein Berggipfel nach dem andern glutroth entzündet hatte, Alles in Licht und Glanz und Morgenfrische gebadet war, hatte ich ihn immer noch nicht ausgeträumt den geheimnißvollen Traum dieser stillen, duftigen Sommernacht!"

„Mein Gott," rief das Stiftsfräulein, indem sie tief Athem schöpfte, „Sie sprechen ja wie ein Wasserfall, Herr Doctor, und wenn ich auch mit dem Inhalt gar nicht einverstanden bin, so wäre doch die Form, vorausgesetzt, daß sie gefeilt würde —"

„Beinah so schön wie die Ihre, Fräulein Obarius," ergänzte die Hausfrau mit einem schalkhaften Blick. „Aber darum erzählt ja der Herr Doctor Ihnen sein Erlebniß, damit Sie als Frau von Fach es in die mustergiltige Form gießen."

„O liebste Frau," sagte das Stiftsfräulein, „wie können Sie nur so etwas denken und annehmen, daß *meine* Feder, die Feder einer Frau, noch mehr einer Dame aus der Gesellschaft sich mit solch einem heiklen Gegenstande befassen würde. Ein Mädchen, das eine ganze Sommernacht unter Gottes freiem Himmel mit einem fremden jungen Mann zubringt, dürfte doch wohl kein geeigneter Novellenstoff für

Digitized by Google

ein Journal sein, das zum größten Theil von Frauen und für Frauen geschrieben wird, und welches wir bis jetzt ohne Sorge der heranwachsenden weiblichen Jugend in die Hand geben konnten."

„Wenn Gottes freier Himmel bei Ihnen Anstoß erregt, mein Fräulein," erwiderte der Doctor scharf, „so muß ich noch einmal bemerken, daß die Veranda, unter welcher wir saßen, bedeckt und nur an den Seiten offen war. Was aber Ihre Auffassung über die Einwirkung dieses Erlebnisses auf junge Mädchengemüther betrifft, so hoffe ich zur Ehre derselben, daß Sie sich irren, denn mir würde eine junge Dame, die dahinter etwas anderes als ein ungewöhnliches, von den Regeln der Gesellschaft abweichendes Ereigniß sieht, was ihre Vergangenheit, oder wenigstens was ihre Seelenreinheit betrifft, recht verdächtig vorkommen, nach jenem alten deutschen Sprichwort: „Wer niemals hinter einer Thür gestanden hat, sucht auch keinen Andern dahinter."

„Halt, Herr Doctor," fiel die schöne Frau dem Erregten ins Wort, „jetzt muß ich Sie zur Ordnung rufen, denn Ihre letzten Ausdrücke erscheinen mir nicht mehr parlamentarisch. Sie könnten ja nicht galliger sein, wenn Sie die Erzählung wirklich veröffentlicht hätten und Fräulein Obarius ein berufener Recensent wäre. Man sieht es, Sie sind ein Neuling auf diesem Gebiet und die Pachydermenhaut, die jeder Künstler sich der vielköpfigen Menge gegenüber anschaffen muß, sie fehlt Ihnen."

„Ich bitte allseitig um Verzeihung," erwiderte der Doctor, indem er sich mit der Hand über die breite Stirn strich, „und werde die Mahnung beherzigen. Auch ist die kleine Episode gleich zu Ende. Als wir uns am hellen Morgen wiedersahen, rüstete Johann zum Aufbruch und nachdem wir an der großen Tafel gemeinschaftlich mit den Engländern den Kaffee eingenommen hatten, ging es ans Abschiednehmen. Ich machte jetzt einen energischen Versuch, den Namen und Wohnort meiner schönen Unbekannten zu erfahren und ihr den meinen aufzudrängen, aber sie hielt sich lachend die Ohren zu und sagte dann in ihrer bezaubernd freundlichen Weise:

„Seien Sie nicht böse, aber es ist eine Schwäche von mir, daß ich nur, so lange ich nicht das letzte Wort gehört habe, ein rechtes Interesse für Menschen und Erlebnisse empfinde. Schon als Kind habe ich mir immer die Märchen und Geschichten verleidet, wenn ich sie auslas, denn das Ende war meist so trivial und nie nach meinem Geschmack. Nun möchte ich aber nicht, daß unsere hübsche, freundliche Begegnung wie jede andere alltägliche mit einem Austausch der Karten und dem sicheren Versprechen eines Wiedersehens endet. Es wäre schade, denn die originellen Situationen, die wir zusammen erlebten, die wirklich gehobenen Stunden, in denen ich mich ganz von allen Schranken und Langweiligkeiten conventionellen Daseins befreit fühlte, lassen uns, wie ich glaube, gegenseitig sehr lichtumflossen erscheinen und umgeben uns für einander mit einem gewissen Zauber, von dem auch der letzte Schatten sich verflüchtigen würde, sobald wir uns wie andere Leute geberdeten. Steht es in den Sternen geschrieben, daß wir uns wiedersehen, um so besser, wo nicht, werde ich den 17. Juli anno domini 1865 stets in guter Erinnerung behalten."

„Damit reichte sie mir die behandschuhte Rechte, nickte mir noch einmal freundlich zu und war mit Johann bald meinen Blicken entschwunden. Schnell

Digitized by Google

brach ich nach dem Faulhorn auf, befand mich aber schon an demselben Abend wieder in Interlaken, wo ich sogleich meine Nachforschungen begann und in den folgenden Tagen fortsetzte. Vergeblich, sie mußte gleich mit ihrer Gesellschaft aufgebrochen, oder von einem anderen Ort aus gekommen sein, denn ihre Spur fand ich nicht, obgleich ich drei Wochen lang die Schweiz nach allen Richtungen durchsuchte.

Nach jener Zeit stürzte ich mich wie rasend in meine Studien, betrieb meine zweite große Reise und that jedes Ding, als hinge mein Leben davon ab. Es glückte mir auch Alles unerwartet, meine Expeditionen hatten Erfolg für die Wissenschaft, meine Bücher wurden gelesen, mein Name genannt — und doch erschien mir Alles eitel, die Arbeit eines Menschenlebens Stümperei und der Ruhm ein Gaukelspiel!"

Es entstand eine Pause, in der man nur das Singen des Theekessels und das Klappern der hölzernen Stricknadeln hörte.

„Wissen Sie, Herr Doctor," nahm endlich Fräulein Obarius das Wort, „zum Novellisten würden Sie doch gar nicht taugen. Da Sie keine Ansprüche machen, ein solcher zu sein, kann ich es Ihnen ja ehrlich sagen, daß Sie viel zu weitschweifig und wenig thatsächlich sind. In den Raum, den Sie zur Mittheilung einer einzigen erfolglosen Begegnung gebraucht haben, hätte ein geübter Erzähler eine ganze Liebesgeschichte bis zur Verlobung resp. Verheirathung gebracht. Ja, ja, die Mache, das Handwerk bei uns will gelernt sein und es amüsirt mich immer, wenn ein Laie darüber geräth und denkt, ein Jeder könne das. Wie lang und ermüdend würden sich Ihre Dialoge gedruckt ausnehmen und wie leicht könnte man ihren Inhalt mit ein paar Worten wiedergeben. Wenn man z. B. sagte: Es war ein geistvolles Mädchen, oder wir tauschten unsere Eindrücke über die großartige Natur aus, so kommt man viel leichter und angenehmer für den Leser zu demselben Ziele, als Sie mit Ihren langathmigen Schilderungen."

„Wahr, mein gnädiges Fräulein, wahr!" rief der Doctor, „und ich will Ihre gütigen, kritischen Winke auf der Stelle benutzen, denn Sie wissen, ich versprach Ihnen noch eine zweite Episode aus meinem Leben. Beachten Sie gefälligst, auf welchen fruchtbaren Boden Ihr Tadel gefallen ist und ob ich diesmal nicht meine Sache besser mache."

Die Augen des Mannes sprühten förmliche Spottgarben, aber Fräulein Obarius nickte beifällig, rückte sich in ihrem Stuhl zurecht und nahm ihre Strickerei wieder auf. Die Hausfrau aber, welche, den Kopf in die rechte Hand gestützt, in die verglimmenden Kohlen des Kamins starrte, richtete sich plötzlich auf, schellte und befahl dem eintretenden Diener, das Theegeschirr fortzutragen und noch einmal Feuerung aufzuwerfen.

„Es ist kalt," sagte sie, leicht zusammenschauernd, „und man glaubt, den feuchten Nebel selbst im Zimmer zu spüren. Bei solchem Wetter beneidet man Sie fast um Ihre Reise nach Afrika, Herr Doctor."

Als der Diener das Feuer wieder angefacht und sich entfernt hatte, sagte sie: „Wie wäre es, meine Herrschaften, wenn wir jetzt eine Partie Whist spielten. Ich glaube, das viele Sprechen hat Sie doch ermüdet und Fräulein Obarius scheint von Ihrem Stoff nicht gerade erfüllt zu sein."

Digitized by Google

„O nein, nein," rief diese, „ich bitte dringend, daß Herr Doctor sein Wort erfüllt, denn ich leugne nicht, daß ich auf das zweite Erlebniß recht gespannt bin. Nur möchte ich, bevor er beginnt, noch einmal ausschauen, ob es auch nicht regnet." Damit ging sie zum Fenster.

Die schöne Frau beugte sich ein wenig vor, schlug die großen, dunkeln Augen voll auf und, den Blick gespannt auf den Mann vor sich richtend, sagte sie leise: „Ist es aber nicht eine Zeitverschwendung, wenn man in wenigen Stunden aus der Heimat scheidet, dieselben der Vergangenheit zu weihen, und eine Grausamkeit, alte, blasse Erinnerungsleichen wieder künstlich zu beleben? Ich dachte, Sie wären gekommen, um Räthsel zu lösen, und statt dessen geben Sie ganz verworrene auf!"

„Sagen Sie das nicht, gnädige Frau," erwiderte er ebenfalls mit gedämpfter Stimme, „mein Räthsel ist zwar schwer, ist ein Sphinxräthsel und seine völlige Lösung schließt vielleicht Verderben ein, aber ich verlasse dieses Haus nicht eher, bis ich es vollständig aufgegeben habe."

Sie zuckte unwillig zusammen.

„Und wenn ich es nicht hören will?"

„Dann zwinge ich Sie dazu," erwiderte er mit Festigkeit, „denn Sie wollen doch nicht, daß die letzten Nachrichten über meinen Freund Vehling mit mir in Afrika begraben werden."

„Es regnet nicht, aber der Nebel ist undurchdringlich," sagte Fräulein Obarius, die zu den Beiden an den Kamin trat, sich in den Lehnstuhl setzte und ihre Strickerei wieder aufnahm. „Besseres Wetter zum Geschichten erzählen giebt es nicht, und darum beginnen Sie, Herr Doctor."

„Sie erlauben, gnädige Frau?" fragte er, sich artig vor der Hausherrin verneigend.

Sie sah ihn kalt an, nickte unmerklich und stellte den Kaminschirm schützend zwischen sich und das hell auflodernde Feuer. Auf diese Weise wurde ihr Antlitz etwas beschattet, aber die Gestalten von Rebekka und Eleasar, deren Begegnung am Brunnen als Gobelin den Schirm zierte, nahmen durch das intensive Licht der flackernden Flammen ein eigenthümlich phantastisches Leben an.

„Schon in meiner Studienzeit," begann der Doctor, „war ich mit einem jungen, höchst talentvollen Mann bekannt geworden, auf den unser ganzes Corps große Erwartungen setzte. Als der Jüngste und bei weitem Begabteste unserer Verbindung genoß er eine gewiß privilegirte Stellung, und ich freute mich aufrichtig, als er sich im Lauf der Zeit enger an mich anschloß. Ein mühelos erworbenes umfassendes Wissen, schlagfertiger, prickelnder Witz und eine echte dichterische Begabung machten ihn bei seinem angenehmen Aeußern zu einem beliebten Genossen und in den Augen der Frauen unwiderstehlich. Auch war er keineswegs unempfänglich für das „ewig Weibliche" und genoß selbst unter ungebundenen Studenten, die keineswegs Heilige waren, den Ruf eines Don Juan. Ich bin nie im Leben einem Menschen begegnet, der, von Leidenschaften beherrscht, denn er spielte auch mit ungewöhnlicher Passion und weit über seine sehr beschränkten Mittel hinaus, dennoch ein solch intuitives Verständniß für andere Naturen besaß und die Gabe hatte, das, was man selbst nur verworren empfand, immer mit einem knappen, bezeichnenden Wort auszusprechen. Hauptsächlich diese Eigenschaft war es auch, welche mich ihm

Digitized by Google

näher verband, trotzdem mich ein gewisses Gefühl von Unsicherheit seiner Individualität gegenüber schon damals nie verließ. Es fehlte ihm nämlich eins, ohne welches kein noch so begabter Mensch bedeutend oder groß ist, nämlich die innere Wahrhaftigkeit und die Treue gegen das Ideal. Es mag allenfalls hingehen, gegen Andere nicht immer wahr zu sein, denn es giebt ja eine kaum vermeidliche, sanctionirte gesellschaftliche Lüge, aber wenn ein Mensch auch gegen sich selbst unaufrichtig ist, so beruht das auf einem Stück Feigheit, welches in seinen letzten Consequenzen zur moralischen Fäulniß führt. Oscar — Sie erlauben, daß ich seinen andern Namen verschweige — war aber die Lüge ein Bedürfniß, eine Gewohnheitssache, die er gebrauchte, ohne daß es sogar nothwendig gewesen wäre, und die ihn so fest umsponnen hielt, daß er sich nie von ihr losmachen konnte. Zuweilen, wenn mich seine genialen Gedankenblitze, seine tief poetischen Bilder bezauberten, hörte ich doch einen falschen Ton in seiner Rede und ich sagte zu mir selbst: „Phrasen, Worte, alles nur leere Worte, die sich niemals in Thaten umsetzen werden.“ Es waren das nur vorübergehend auftauchende Empfindungen, die ich mir als Härte, Ungerechtigkeit, ja selbst als Neid vorwarf, denn er war ja jünger und viel reicher veranlagt als ich selbst. Niemals war ich mehr bereit, ihm Geld zu borgen, das er stets brauchte und immer zurückzuzahlen vergaß, als nach solchen Anwandlungen und niemals inniger überzeugt, daß er schließlich doch noch sein großes Ziel erreichen würde, als wenn solch ein häßlicher Zweifel sein Haupt erhoben hatte.

So schieden wir von der Universität als gute Freunde und blieben, wenn auch zeitweis getrennt, doch in beständigem Zusammenhang bis zu dem Antritt meiner zweiten großen Reise. Oscar arbeitete damals als Journalist an einem freisinnigen, politischen Blatt und größere Kreise schauten erwartungsvoll auf die junge, vielversprechende Kraft. Bei unserem Abschied bat ich ihn noch einmal inständig, sich nicht nur mit der vorüberrauschenden Tageswelle zu beschäftigen, sondern den schon längst geplanten, oft besprochenen poetischen Wurf zu thun, und das Drama, mit dem er sich trug, und von dem er den ersten Act schon geschrieben hatte, endlich zu vollenden. Ich sehe noch, wie er das braunlockige Haar aus der Stirn strich und sagte: „Ja, ja, alter Mentor, wenn Du zurückkommst, sollst Du mit Deinem Telemachos zufrieden sein. In nächster Zeit werde ich mich von der Tagelöhnerarbeit frei machen und mein großes Werk schreiben.“

(Schluß folgt.)

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

I.

Die ersten kriegerischen Operationen zur See lassen sich nach den geschichtlichen Ueberlieferungen im Gewande der Mythe wol auf den trojanischen Kriegszug zurückführen, zu welcher Zeit die griechischen Kriegsfahrzeuge jedoch hauptsächlich nur als Transportmittel zur Ueberführung der bewaffneten Kämpfer und des Kriegs-

Digitized by Google

materials über das Meer Verwendung fanden. Thukydides*) bemerkt hierüber unter Hinweis auf die Iliade: „Homer zählt zwölf hundert Schiffe, und auf den Böotischen hundert und zwanzig, auf denen des Philoktets fünfzig Mann Besatzung, um wie mir scheint, die größte und kleinste Zahl anzugeben, da er die Stärke der Besatzung bei Aufzählung der übrigen Schiffe nicht angiebt. Daß auf den Schiffen des Philoktets alles Streiter waren, die zugleich das Ruder (den Riemen) führten, hat er deutlich erklärt, denn er sagt, daß sämmtliche Ruderer Bogenschützen gewesen. Solcher die nicht mitruderten, waren, außer den Königen und obersten Befehlshabern, wol nicht viele; zumal, da sie mit allen Rüstungen zum Kriege über das Meer setzen wollten, und keine bedeckten, sondern nach alter Art gebaute Schiffe hatten, wie Seeräuber sie gebrauchten." Erst später, als die verschiedenen Völker an den Küsten des ägäischen sowie des Mittelmeeres sich weiter ausbreiteten, und Rivalität, Neid Eifersucht unter ihnen wach gerufen wurde und man sich gegenseitig die Herrschaft auf dem Meere streitig zu machen suchte, wurde auch zur See gekämpft und eine Entscheidung durch das Kriegsglück auf dem Meere herbeigeführt.

In Berücksichtigung dessen jedoch, daß die Kriegführung zur See und die bei derselben befolgte Tactik sowol in älterer als in neuester Zeit, mit der Bauart, der Art der Fortbewegung, der Bewaffnung und der Ausrüstung der Kriegsschiffe eng in Verbindung steht, erscheint, um sich ein anschauliches Bild von der Verschiedenartigkeit der Kampfesweise in den resp. Zeitaltern machen zu können, vor der Behandlung des eigentlichen Themas nothwendig, einige Worte über die Entwickelung des Schiffbaues, der Schifffahrt und der Construction der Kriegsfahrzeuge, soweit das Material hierzu zu Gebote steht, in gedrängter Kürze voranzuschicken.

Die Bewohner der östlichen Küsten des Mittelländischen Meeres sind nach den uns überkommenen Traditionen als die ersten Völker der alten Welt anzusehen, welche vermöge der geographischen Lage ihrer Ländereien, angeregt durch den milden und größtentheils freundlich lächelnden Charakter des Meeres, sowie durch eigene Intelligenz schon in grauer Vorzeit die Idee zur Ausführung gebracht haben, das Meer für sich nutzbar zu machen, Fahrzeuge für Zwecke des Fischfanges, der Purpurmuscheln- und Perlenfischerei, resp. des Handels herzustellen, mit diesen die ihnen zunächst liegenden Küsten und Inseln aufzusuchen und dann weitergehend auch mit anderen entfernter wohnenden Küstenvölkern, und zwar nach Osten durch das Rothe Meer, nach Westen über die Säulen des Hercules hinaus, Verkehr und Verbindungen anzuknüpfen. Und wenn die erweckenden Berührungen des Morgenlandes mit Griechenland nicht alle zur See erfolgten, da ja die Wohnsitze der Hellenen auch durch breite Landstrecken der ins Mittelmeer vorgeschobenen Halbinsel Kleinasien mit dem Orient fast zusammenhängen, so waren es doch die ersten Berührungspunkte zwischen den Küstenvölkern Kleinasiens und Aegyptens, welche durch die Phönizier angeknüpft wurden.

Und im Grunde genommen darf der Trieb der Phönizier und anderer älterer Küstenvölker nach diesem Gewerbe wol nicht allzu sehr befremden, denn, abgesehen von dem Drange nach Neuheit und dem materiellen Vortheil, welchen dasselbe im

*) Buch I., Cap. 10.

Digitized by Google

Gefolge hatte, gab es und giebt es wol heute noch kaum andere Gewässer, welche einladender zu solchen Unternehmungen und Expeditionen waren, als gerade die Küsten des östlichen Mittelmeer-Beckens. Das Meer, welches dort, wo es das ganze Jahr hindurch dem Verkehr geöffnet ist, die Länder ungleich näher verbindet, als die unwirthlichen Binnenmeere des Nordens, ist, obgleich es leicht bewegt und aufgeregt wird, mit Ausnahmen der kurzen Winterzeit, auch bald wieder besänftigt; seine Gefahren sind verringert durch die große Zahl Inseln und sicherer Zufluchtsstätten und Meeresbuchten, welche namentlich der kühne Seefahrer der alten Zeit mit seinen roh zusammengesetzten offenen Fahrzeugen aufzusuchen gezwungen war, sobald stürmisches Wetter ihn überraschte oder die Winde ihm ungünstig waren; sowie durch die Klarheit der Luft, welche ihn bei Tage viele Meilen weit die Ziele seiner nächsten Fahrten erkennen ließ, und ihm bei Nacht einen wolkenlosen Himmel den größten Theil des Jahres zeigte. Es ist ja nur die kurze Winterfrist, während welcher in den dortigen Gegenden Wind und Wetter unbeständig sind und ihre rauhe Seite nach außen kehren; mit dem Eintritt der guten Jahreszeit folgen die Winde im ganzen Aegäischen Meere einer festen Regel und machen die Schifffahrt leicht und weniger mühevoll.

Die phönizischen Seefahrer, jenes kühne unternehmende Seevolk, welches die Wichtigkeit des Gewerbes der Schifffahrt, das die Menschen einander nahe bringt und als Trägerin der Cultur dieselbe von Land zu Land verbreitet, bald erkannten, stießen bei ihren Expeditionen nach Norden und Westen zunächst auf die südlichsten Inseln des Aegäischen Meeres, bis sie nach und nach die griechischen und italischen Küsten erreichten und zwischen 1500 und 500 vor Christi schon an allen Küsten des Mittelmeeres und sogar darüber hinaus Ansiedelungen hatten, wo sie nicht allein einen reichen Absatz für ihre Producte, Färbereien und sonstigen Erzeugnisse fanden, sondern auch ihr Augenmerk auf die bewaldeten Küsten und Höhen Griechenlands und anderer Küstenländer richteten, die ihnen das nach und nach etwa an den asiatischen Küsten mangelnde Holz zum Schiffbau ersetzen sollten, was andererseits wiederum zur Auffindung von Metall, Kupfer- und Eisenminen auf den Inseln ꝛc. führte. Ein solcher Verkehr an einzelnen Uferplätzen ist aus uralter Ueberlieferung zu uns gekommen. Herodot schildert uns aus der Vorzeit von Argos mit lebendigen Farben, wie die fremden Schiffer einen Bazar von phönizischen, assyrischen und ägyptischen Manufacturen unter Zulauf des Ufervolkes ausgestellt hatten. Fünf bis sechs Tage, sagt Herodot, standen die Waaren aus; es war ein Wochenmarkt. Was nach sechs Tagen nicht verkauft wurde, brachte man wieder auf die Schiffe. Denn ein weltkundiges Volk, wie die Phönizier, ermangelte nicht, an einen Industriezweig andere anzuknüpfen und mit einer späteren Niederlassung verschiedene Zwecke zu verbinden. Sie waren es also, welche nicht befriedigt mit der Küstenfahrt allein, das Seefahren, das Vertrautwerden mit dem Meere, und den mit diesem Gewerbe so eng verbundenen Schiffbau nach den von ihnen besuchten entfernteren Küsten weiter verbreiteten, so daß nach den auf uns gekommenen geschichtlichen Daten wol ein phönizischer Königssohn, der auf seinem Fünfzigruderer von der Nilmündung zum Inachos gelangt sein soll, als der Begründer der Seefahrt der alten Welt, angesehen werden darf; denn die Phönizier werden uns als die ersten genannt, welche den unscheinbaren Polarstern als den sichersten Führer für ihre nächtlichen Fahrten

Digitized by Google

nutzbar machten, wenn gleich die Griechen hinter ihren Lehrmeistern sowol in der Schifffahrt und Astronomie als im Handel und Schiffbau nicht lange zurückgeblieben sind, ihnen vielmehr auf ihren Reisen folgten und sich in die Kreise anderer Völker hinein drängten, bis sie zuletzt ihre Wegweiser und Pfadfinder überflügelt haben.

Sind uns über die Beschaffenheit der Schiffe der Phönizier zwar bis etwa 2000 Jahre v. Chr. mancherlei Darstellungen geworden, aus welchen Form und Bauart derselben wol ähnlich derjenigen unserer Weichsel-, Oder- und Elb-Fahrzeuge zu entnehmen ist, so muß die Bauart derselben um die Zeit des Jahres 1000 v. Chr. doch schon eine größere Vollkommenheit erreicht haben, um die nach geschichtlichen Traditionen von ihnen unternommenen Seereisen selbst bis an die stürmischen Gestade Portugals und weiter nördlich zu erklären.

Als durch das spätere Vordringen der Völker jener großen despotischen Reiche Asiens nach Westen auch die Küstenbewohner des östlichen Mittelmeeres mit in diese Fluchtwanderungen hineingedrängt wurden, und sich weiter im Westen statt der verlorenen Heimat eine andere suchen mußten, das Mittelmeer und die angrenzenden Gewässer belebter wurden, Handel und Verkehr der verschiedenen Völkerschaften sich mehr entwickelten und Morgenländer und Griechen mit Staaten in Verbindung traten, welche außerhalb des Kreises der damaligen Kultur stehend, kein Gesetz anerkannten, als das der Gewalt, da bedurfte es einer bewaffneten Macht zur See, um die Handelswege frei zu halten; da trat auch die Nothwendigkeit eines wirksamen Schutzes auf dem Meere, sei es gegen Ueberfälle und Seeräubereien*), sei es zum Schutze der Ansiedelungen, zu Cooperationen mit den Landarmeen, zur Begleitung und Bewachung von Transportschiffen ꝛc. in den Vordergrund.

Es nimmt daher kein Wunder, wenn einzelne Heerführer, Staaten und Städte sich nicht mit der Eroberung der Ländergebiete allein begnügten, vielmehr auch nach der Herrschaft auf dem Meere strebend, dieselbe sich gegenseitig streitig zu machen suchten, Kriegsschiffe in großer Anzahl herstellten und diese schwimmenden Streitkräfte im Kampfe mit einander zu vernichten trachteten. Ist unseres Wissens ein Kampf zur See in ältester Zeit resp. bis etwa 700 v. Chr. zwar nirgends von den Schriftstellern verzeichnet, dienten die Kriegsfahrzeuge bis zu jenem Zeitabschnitt lediglich als Transportmittel für Fußvolk, Reiterei und Kriegsmaterial, so genügten dieselben, als der Kampf selbst auf dem Meere ausgefochten werden sollte, nicht mehr; es mußten vielmehr in erster Linie die Schiffe zu diesem Zwecke die erforderlichen Einrichtungen erhalten, und da die Waffen der Bogenschützen und Speerschleuderer weder den nöthigen Effect hatten, noch mit Sicherheit nnd Präcision verwendet werden konnten, wenn ein Erfolg im Kampf aus der Ferne erreicht werden sollte, so versuchte man andere Mittel, dem Feinde Schaden zuzufügen, und

*) Ueber das Seeräuberwesen sagt schon Thukydides Cap. 13, 1: Als in der Folge die Hellenen eine stärkere Gemeinschaft zur See eröffneten, reinigten sie mit ihren Flotten das Meer von Räubern. Wie gefährlich das Seeräuberwesen für den Handel ꝛc. selbst noch im Jahre 67 v. Chr. gewesen ist, lehrt die Geschichte. Denn Pompejus erhielt auf 3 Jahre eine unbeschränkte Vollmacht in dem Kriege gegen die Seeräuber, und bedurfte es der Aufbietung einer bedeutenden Anzahl von Kriegsschiffen, um die Unterdrückung dieses Unwesens einigermaßen herbeizuführen.

Digitized by Google

zwar zunächst das Schiff selbst als Angriffswaffe zu benutzen, dem Gegner auf den Leib zu rücken und den Kampf durch gegenseitiges Niederrennen zur Entscheidung zu bringen, indem man dahin strebte, mit dem scharf zugespitzten und mit einem Sporn versehenen Vordertheil des Schiffes in die leicht gebauten und daher auch leichter verletzbaren Seiten des Gegners zu fahren und denselben zum Sinken zu bringen, oder aber, wie später in den punischen Kriegen die Römer, auf die persönliche Tapferkeit und Gewandtheit ihrer Krieger rechnend, Brücken bereit hielt, diese auf die feindlichen Schiffe warf, die letzteren durch ihre Soldaten ersteigen ließ und auf diese Art den Kampf Mann gegen Mann auch auf dem Meere zur Ausführung brachte, oder aber, wie die Schriftsteller sagten, wie am Lande kämpfte. Bei der Verwendung der Schiffe als Angriffswaffe aber war es, wenn diese Kampfesweise den erwünschten Erfolg haben sollte, geboten, auch auf möglichste Schnelligkeit und Gewandtheit in der Handhabung derselben Bedacht zu nehmen. Zur Erreichung einer größtmöglichen Schnelligkeit und Beweglichkeit im Ausweichen wurden daher eine entsprechende Anzahl von Ruderern, anfangs neben einander, später aber etagenweise über einander stationirt, da die Anwendung der Segel im Handgemenge ausgeschlossen war; und als die intelligenteren Völker zu der Einsicht gelangten, daß die auf diese Weise durch Menschenkraft allein erreichte Schnelligkeit der Schiffe nicht ausreichte, da war es nothwendig, auf einen mehr zweckmäßigen Bau und die vortheilhaftesten Formen derselben zur Ueberwindung des Wasserwiderstandes Bedacht zu nehmen, da mußten, um dem Gegner gewachsen zu sein, auch die Schiffsbautechniker der einzelnen Völker mit einander wetteifern, und sich in ihren technischen Leistungen den Rang streitig machen; denn in den meisten Seeschlachten und Kämpfen auf dem Meere zur Zeit der Perser, Griechen, Karthager und Römer blieb derjenige Sieger, dessen Schiffe in erster Reihe die nöthige Schnelligkeit und Beweglichkeit hatten, vorausgesetzt, daß dessen Führer auch entsprechende Gewandtheit im Manövriren und Geschicklichkeit in der Handhabung ihrer Schiffe besaßen. Als Ausnahme hiervon müssen wir jedoch die Schlacht bei Mylae bezeichnen, in welcher der Sieg lediglich durch die neue Kampfesweise der Römer gegen die besser geschulten Karthager entschieden wurde. Erst vom siebenten Jahrhundert v. Chr. an, wo nach den Traditionen die Korinther den eigentlichen Kriegsschiffbau begründeten und von da ab erst unterschieden wurde zwischen langen Schiffen (Kriegsschiffen) und runden Schiffen (Handelsschiffen), werden auch die Nachrichten über das Seewesen der Alten mannigfacher, so daß es möglich wird, aus den Ueberlieferungen und Beschreibungen der verschiedenen Schriftsteller sich ein treffenderes Bild wie bisher über den Schiffbau derselben zu entwerfen. Denn die Bauart der Kriegsfahrzeuge älterer Zeit dürfte zwar den damaligen Verhältnissen entsprechen, doch nur wenig Anspruch auf Solidität und Festigkeit machen, ihr Tiefgang kann nur ein geringer gewesen sein, so daß dieselben, da sie bei stürmischem Wetter nicht geeignet waren die hohe See zu halten, auch ohne große Mühe, aufs Land gezogen werden konnten, wenn sie unter Umständen gegen Stürme und Unwetter oder aus anderen Rücksichten in flachen Buchten und Hafen Schutz suchen mußten.

Im siebenten Jahrhundert, so erfahren wir, hat man schon statt der früheren, nur mit einer Reihe von Ruderern versehenen Fahrzeuge, Kriegsschiffe

Digitized by Google

mit drei und mehr Reihen Rudern (Riemen) über einander im Seekriege verwendet und haben die Korinther, die aus ihrem Trierenbau (Kriegsschiffe mit drei Reihen Ruderern über einander) ein strenges Geheimniß machten, 704 v. Chr. ihren Baumeister nach Samos entsandt, um den Samiern vier Kriegsschiffe zu bauen, so daß hieraus wol zu schließen ist, wie selbst unter den einzelnen Völkerschaften Griechenlands das Bauwesen für Kriegsschiffe im Allgemeinen nur wenig bekannt war.

Thukydides sagt darüber Cap. 13, 14 und 15, I.: „Die Hellenen begannen Flotten zu bauen und sich mehr mit der See zu beschäftigen. Und zuerst sollen die Korinther ihrem Schiffswesen eine neue Gestalt gegeben haben, die der jetzigen am nächsten kam; auch sollen zu Korinth die ersten Trieren in Hellas erbaut worden sein. Ebenso ist es gewiß, daß Aminokles, ein Korinther Schiffsbaumeister, den Samiern vier Trieren gebaut hat. Die erste Seeschlacht, von der wir Nachricht haben, fiel zwischen den Korinthern und Korzyräern vor, und auch von dieser, bis zu Ende des peloponnesischen Krieges verflossen ungefähr 260 Jahre. — Später unterhielten auch die Jonier zur Zeit des ersten Königs der Perser, Cyrus und seines Sohnes Kambyses, große Flotten, und spielten eine Zeit lang, während des Krieges gegen den Cyrus, den Herrn im jonischen Meere. Ebenso unterhielt auch Polykrates, der zu Kambyses Zeiten Tyrann von Samos war, eine starke Seemacht, unterwarf sich nebst anderen Inseln, Rhenea. — Die Phokäer überwanden, als sie Massilia gründeten, die Karchedonier in einer Seeschlacht.

„Dies waren vor allen die mächtigsten Flotten. Aber auch diese, obgleich sie so viele Menschenalter nach dem Troischen Kriege erbaut wurden, zählten noch wenige Trieren, und bestanden meist, gleich denen der früheren Zeit, aus Fünfzigruderern und langen Fahrzeugen. — Erst kurz vor dem Medischen Kriege und dem Tode des Darius, hatten die Tyrannen von Sicilien und die Korzyräer Trieren in bedeutender Zahl.

„Denn dies waren die letzten erwähnenswerthen Seemächte, welche vor dem Heereszuge des Xerxes bestanden. Weit später erst beredete Themistokles die Athener, in ihrem Kriege mit den Aegineten, da er auch einen Angriff der Barbaren entgegensah, die Schiffe zu bauen, mit denen sie sich in der Folge schlugen; und auch selbst diese waren noch nicht mit einem vollkommenen Verdeck versehen.

„Solche Bewandtniß hatte es mit dem älteren sowol als dem späteren Hellenischen Seewesen. Indeß gelangten diejenigen Staaten, die ihm oblagen, zu einer bedeutenden Macht, sowol durch den großen Handelserwerb, als durch die Ausbreitung ihrer Herrschaft über andere. Denn es griffen solche, zumal die kein hinreichendes Gebiet hatten, mit ihren Flotten die Inseln an und unterwarfen sie sich" — 2c.

Mit welcher Energie die Völker des Alterthums an den Gestaden des Mittelmeeres sich jetzt dem Kriegsschiffbau hingaben und die Herstellung von Kriegsschiffen betrieben, ja welche Anstrengungen sie machten, um in kürzester Frist sich Flotten zu schaffen, ist aus den Angaben der Geschichtsforscher ersichtlich und giebt Thukydides, wie wir schon früher erwähnt, die Gründe hierfür besonders bei den Küstenstädten und Ländern des Aegäischen Meeres sehr treffend an. Lassen wir hier einige Beispiele folgen:

Digitized by Google

Im Jahre 491 v. Chr., heißt es, hatten die Perser ihre Rüstungen gegen Hellas dermaßen betrieben, daß sich 600 Trieren an der kilikischen Küste sammelten und große Transportschiffe bereit waren, Fußvolk und Reiterei aufzunehmen und zwar in einer Gesammtstärke von 100 000 Mann Fußtruppen und 10 000 Reitern, um mit diesem Heere den Krieg nach Griechenland zu übertragen. Wie weit diese Angaben über die Heeresstärke der wirklichen Zahl entsprechen, darüber weichen die Angaben der einzelnen Schriftsteller allerdings von einander ab, so daß eine feste Ueberlieferung nicht vorhanden gewesen zu sein scheint.

Man erzählt ferner, daß im Jahre 481 v. Chr. nach einem Berichte des Ktesias dem von Xerxes bei Kritella in Kappadocien gesammelten asiatischen Heere, bestehend aus 800 000 Mann Fußvolk, dazu eine Reiterei von 80 000 Pferden, die zur Aufnahme dieser Heeresmassen erforderliche Anzahl Schiffe entsprach, so daß über 1200 Trieren und mit den Transportschiffen und kleineren Fahrzeugen eine Menge von 3—4000 Segeln zusammen kam, welche bei Kyme und Phokaia sich vereinigte. Jede Triere hatte 150 Ruderer und außer der eigenen Bemannung zur größeren Sicherheit noch ein Commando von Persern.

Ferner sollen sich die Römer beim Ausbruch des ersten punischen Krieges, zu einer Zeit, wo sie im Schiffbau noch weit zurück waren und ihnen das Seewesen nicht allein völlig fremd war, sondern sie sogar verächtlich auf dasselbe herabblickten, da sie ihre bisherigen Erfolge lediglich dem Landheere verdankten, mit Anwendung aller Kräfte und einer solchen Energie auf den Bau von Kriegsschiffen geworfen haben, daß sie, indem sie ein gestrandetes karthagisches Kriegsschiff sich als Muster nahmen, 120 Schiffe mit fünf Reihen Ruderer (Penteren), mit denen C. Duilius im Jahre 260 v. Chr. bei Mylae über die Karthager den ersten Seesieg erfocht, in 60 Tagen erbaut haben. Und um von der Hartnäckigkeit und Größe des mit dem Jahre 241 v. Chr. endenden 24jährigen Kampfes zwischen Rom und Karthago einen Begriff zu haben, sei hier angeführt, daß nach Angaben des griechischen Geschichtsschreibers Polybios im Laufe desselben die Römer 700, die Karthager 500 große Kriegsschiffe verloren haben sollen. Will man jedoch einen Maßstab an die Leistungen solcher Bauausführung legen, so kann das Material sowohl als die Einrichtungen nur als roh und mangelhaft bezeichnet werden. Als Beispiel, wie hoch in den Jahren 493—491 v. Chr. sich der Preis eines griechischen Kriegsschiffes beziffert, sei hier bemerkt, daß die Staatskasse in Athen für den Rumpf eines solchen ein Talent (etwa 4800 Mark) zahlte.

Wenn wir oben erwähnten, daß die Kriegsschiffe älterer Zeit nur leicht gebaut und von inferiorer Qualität gewesen sein müssen, so wollen wir, als Beweis für die geringe Mühe, mit der man Kriegsschiffe in älterer Zeit auf's Land gezogen hat, und zwar nach den Aufzeichnungen der Ereignisse des Jahres 479 v. Chr., hier anführen, daß 300 persische Kriegsschiffe, weil sie keinen Widerstand gegen die hellenische Flotte wagten, sich trotz einer dreifachen Uebermacht an Schiffen nach dem Vorgebirge Mykale in den Schutz des Landheeres zurückbegeben haben, wo die Schiffe an das Ufer gezogen und mit starken Verschanzungen umgeben wurden. Ebenso ließ 480 v. Chr. der karthagische Feldherr Hamilkar bei seiner Landung auf Sicilien 200 Galeeren in Ermangelung eines Hafens bei Himera auf's Land ziehen, was das Verbrennen der Schiffe zur Folge hatte, als er die Schlacht verlor.

Digitized by Google

In einem anderen Falle im Jahre 212 v. Chr. ließ Hannibal aus entgegesetzten Motiven die tarentinischen Schiffe, welche im innersten Winkel der Hafenbucht lagen, an's Land heben, auf Rollen setzen, sie so auf der breiten Straße durch die Stadt vom Hafen nach dem Meere führen und sie dort wieder in's Wasser bringen, um sie zum Ersatz resp. gegen die Feinde zu verwenden.

Aber auch die Seeeigenschaften der Kriegsschiffe der damaligen Zeiten können nicht als sehr hervorragend bezeichnet werden und als Beweis hierfür mag der große Schiffbruch der römischen Flotte im Jahre 255 v. Chr. dienen, wo, wie die Geschichte erzählt, die Römer, als sie mit ihrer Flotte im Sommer jenes Jahres von ihrem beim hermäischen Vorgebirge an der afrikanischen Küste über die Karthager erfochtenen Siege, welcher den letzteren 114 Schiffe kostete, nach Sicilien zurückkehrten und trotz der Warnung der griechischen Steuerleute sich dennoch nach der hafenlosen Südküste der Insel begaben, bei Camarina vom einem Sturm überfallen wurden und von 300 Schiffen nur 80 retteten, so daß mit den Trümmern und Leichen die ganze Küste bis Pachynum bedeckt war.

Aehnlich erging es einer römischen Flotte im Jahre 249 v. Chr., wo sie an derselben Küste von gleichem Schicksal ereilt und mit unbarmherzigem Wüthen vom Sturme fast bis auf die letzte Planke vernichtet wurde, so daß von der ganzen Transportflotte nur zwei Schiffe — so sagt eine Nachricht — nebst ihren Geleitschiffen davon gekommen sind.

Auch die Annalen des Jahres 493 v. Chr. haben im Herbst am Athosgebirge bei Artemision und Euböa einen bedeutenden Schiffbruch der persischen Flotte zu verzeichnen, wo 300 Fahrzeuge untergingen und die Gestade des Strymonischen Meerbusens mit unzähligen Leichen der Perser bedeckt wurden.

Mögen die oben bezeichneten Schiffbrüche zwar zum Theil als Beweise dafür gelten, daß die Schiffe und deren Einrichtungen ihre großen Mängel hatten, so ist andererseits bei näherer Prüfung nicht zu verkennen, daß auch der Führung derselben die Erfahrung gebrach und daß namentlich die Römer im Seewesen noch zu lernen hatten, und man ihnen wohl den Vorwurf nicht ersparen kann, daß durch Ungeschick und Unglück, gepaart mit Uebermuth, ihnen zwei große Seerüstungen zerstört wurden.

Das schätzenswertheste Material über die Bauart und Einrichtung verschiedener attischer Kriegsschiffe, der Quadriremis, Triremis, und neben diesen auch einer Schiffsklasse, welche zur Zeit der punischen Kriege Verwendung fand und welche, wie uns überliefert wird, mit wenigen Ausnahmen bis etwa 200 v. Chr. die größten damals verwendeten Kriegsschiffe bei den kriegführenden Völkern an den Küsten des Mittelmeeres enthielt — der „Quinqueremis (Penteren)" (Schiffe mit fünf Reihen Ruderern etagenweise übereinander), haben wir in neuester Zeit den Forschungen deutscher Gelehrter, des Professor Böckh und Dr. B. Graser zu danken, welche uns in die Jahre von 340 — 330 v. Chr., also in die Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands zurückführen. Denn bis dahin war man nur im Stande, sich ein höchst unvollkommenes Bild von dem Zustande der Kriegsschiffe, selbst noch während der Zeit zu machen, als Griechenland, Rom und Karthago um die Herrschaft des Mittelmeeres stritten, und war es namentlich schwer verständlich, wie Schiffe mit sechszehn Reihen Ruderern und darüber eingerichtet

Digitized by Google

waren, von denen die Geschichtsschreiber erzählen, so daß man fast geneigt war, deren Angaben als Uebertreibungen anzusehen.

Waren zur Zeit des vierten Jahrhunderts v. Chr. Schiffbau und Seewesen des Alterthums schon sehr weit vorgeschritten, so hatten sie dennoch nicht den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht. Sollten doch unter Alexander dem Großen Schiffe mit zehn und unter seinem Feldherrn Demetrius Poliorketes solche mit sechszehn Reihen Ruderern übereinander erbaut worden sein und Ptolemaeus Philopator sogar ein mit vierzig Reihen Ruderern über einander eingerichtetes Schiff haben bauen lassen, welches eine Länge von 280 griechischen Ellen (420 Fuß), eine Breite von 57 — 83 Fuß und eine Höhe von 48 resp. 53 griechischen Ellen vorn und hinten (72 — 80 Fuß), bei einem Tiefgange von 20 Fuß und mit 4 Steuerrudern versehen, erreichte und eine Besatzung von 4000 Ruderern, 400 Matrosen und 2850 Soldaten gehabt haben, jedoch für Kriegs- und Seegebrauch untauglich gewesen sein soll.*) Die höchste Zierde des antiken Schiffbaues soll im Jahre 264 v. Chr. das nach einer Construction des Archimedes zur Zeit Hiero II. erbaute Schiff Alexandreia gewesen sein, das bei einer Tragfähigkeit von 4200 Tons eine Besatzung von 1000 Mann gehabt haben, dessen Takelage ähnlich der der Kriegsschiffe resp. der großen Handelsschiffe der Neuzeit und dessen Boden schon zum Schutz gegen Anwuchs und Bohrwurm mit einem Beschlage von Bleiplatten versehen gewesen sein soll — ein Schiff von der Größe des englischen Linienschiffes Duke of Wellington. Das Werk des Dr. phil. B. Graser de veterum re navali von 1864 bietet uns Gelegenheit, die Einrichtung einer Quinqueremis (Pentere), so weit eine solche für unsere Zwecke erforderlich erscheint, in Nachstehendem darzustellen: Die Penteren hatten eine Länge von 168 Fuß, eine Breite von 26 Fuß und einen Tiefgang von 13 — 14 Fuß mit einem Raumgehalt von etwa 550 Tons à 2000 Pfund, waren daher von ungefähr gleicher Größe wie kleinere Corvetten der Neuzeit. Sie hatten bei den Griechen eine Besatzung von 47 Officieren und Matrosen, 310 Ruderern und 18 Soldaten, bei den Römern 300 Ruderer und 120 Seesoldaten, während die Trieren nur eine Besatzung von 120 — 170 Ruderern und 20 Matrosen bei einer Länge von 150 Fuß und 232 Tons Gehalt hatten. Die äußere Form der oben bezeichneten Penteren macht wie die der Triremis und Quadriremis einen durchaus gefälligen Eindruck, sowohl bezüglich der Zweckmäßigkeit ihrer Bauart, als besonders ihrer schönen Wasserlinien, welches letztere auf einen ziemlich hohen Standpunkt der Schiffsbautechnik der damaligen Zeit schließen läßt.

Der Schiffs-Construction und der inneren Zusammensetzung des Schiffskörpers scheinen im Großen und Ganzen dieselben Principien zu Grunde gelegt worden zu sein, wie bei der Herstellung der hölzernen Kriegsschiffe der Neuzeit. Der Vordertheil (Bug) sowohl wie der Hintertheil (Heck) ist mit einem stärkeren Verbande von Inhölzern (Spanten) versehen als die Mitte des Schiffes, wo die Spanten weiter auseinander stehen. Der Bug ist in der Wasserlinie mit einem aus Balken construirten und mit Metall oder Erzbeschlag bekleideten Schnabel (Widder, Sporn) versehen, dazu bestimmt, die feindlichen Schiffe beim Anrennen zum

*) Dies Schiff hatte fast dieselben Dimensionen wie die engl. Panzerfregatte Warrior, 420′ lang und 58′ breit.

Digitized by Google

Sinken zu bringen, eine Einrichtung, welche auch bei den Panzerschiffen der Neuzeit, wenn auch in anderer Form, zur Anwendung gekommen ist. Der Schnabel selbst war jedoch, wie uns anderweitig berichtet wird, kein integrirender Theil des Schiffes: beim ungestümen oder ungeschickten Angriff brach er häufig ab, ohne das Schiff zu gefährden. Ueber diesem Sporn in der Wasserlinie war noch ein zweiter Balken (Sporn) mit einem Widderkopf versehen, um mit demselben das feindliche obere Schiff zu zerstören.*)

Die Schiffsseiten der Penteren bildeten vom Kiel aus nach oben die Form einer Lyra resp. eines Schwanenhalses und waren zur besseren Anbringung und Benutzung der Ruder (Riemen) von der Wasserlinie aufwärts nach außen geneigt. Der Höhe nach waren sie in drei Etagen mit festen Docks getheilt, von denen der so geschaffene unterste Raum zur Unterbringung des Ballastes und der verschiedenen Vorräthe verwendet wurde, während die übrigen Etagen zum Aufenthalt resp. zur Unterbringung der Mannschaft dienten. Die beiden oberen Etagen waren der Länge nach wiederum durch verticale gitterartige Wände in drei Theile getheilt, von denen die äußere Abtheilung zur Aufnahme der Ruderbänke und ihrer Gerüste bestimmt war, wohin die Rudermannschaften durch die gitterartigen Spaliere gelangten. Die einzelnen Ruderreihen dagegen waren nicht durch feste Docks von einander getrennt, vielmehr hatte man Einrichtungen derart getroffen, daß der Kopf des in unterer Reihe sitzenden Mannes sich zwischen den gespreizten Beinen des über ihm sitzenden bewegte, und betrug die verticale Entfernung der einzelnen Reihen der Ruderer von einander etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß; während die unterste Ruderreihe etwa 3 Fuß von der Wasserlinie entfernt war. Auch das obere Dock war wieder durch Geländer in drei Theile getheilt: das mittlere Dock oder Plattform — welches die Breite des Schiffes in der Wasserlinie hatte — und die sogenannten Laufplanken zu beiden Seiten, welche zur Communication der Mannschaft von vorn nach hinten ꝛc. dienten und von wo aus noch Hülfsruder (Hülfsriemen) angebracht werden konnten, deren Länge dann die übrigen bedeutend überragte, so daß die Länge der Ruder (Riemen) überhaupt bedeutend und zwar von 19—30 Fuß und darüber variirte. Lag der Schwerpunkt der Ruder (Riemen) zu weit außerhalb der Rudergabel oder Ruderpforte (Kojepforte), so wurden dieselben innenbords entsprechend mit Blei u. s. w. beschwert, um dem Ruderer das Handhaben mit denselben möglichst zu erleichtern. Die Leute der obersten Ruderreihen (Thraniten) hatten übrigens den schwersten Dienst und wurden zu denselben die stärksten und tüchtigsten ausgesucht.

Der vordere und hintere Theil der Penteren waren erhöht und hatten Plattformen, zu denen Treppen führten. Auf der hinteren Plattform (Halbdeck, Campagne) befand sich das für den Steuermann bestimmte Steuerhaus. Ein

*) Im Jahre 413 v. Chr. soll ein korinthischer Steuermann eine ähnliche Steuerung am Bau der korinthisch-sicilischen Schiffe eingeführt haben, durch welche die Geschicklichkeit der Athener im Vor- und Zurückgehen und im schnellen Wenden beeinträchtigt wurde, indem man die Vordertheile der Schiffe, unter gleichzeitiger Verstärkung derselben nach beiden Seiten hin, mit starken hervorstehenden Balkenköpfen versah, durch welche die Schiffe in den Stand gesetzt wurden, beim Anrennen der feindlichen die schwächeren Wände derselben sowie deren Ruder (Riemen) zu beschädigen resp. zu zerstören.

Digitized by Google

Steuerruder, wie es im Mittelalter und der Neuzeit auf Kriegsschiffen sowohl wie auf allen Handelsschiffen angewendet wird, welches mit seiner vorderen Seite am Hintersteven mittelst Fingerlingen und Oesen hängt und mit der sogenannten Ruderpinne bewegt wird, kannten die Alten nicht; vielmehr wurden die Kriegsschiffe der Griechen, Karthager und Römer durch zwei große zu beiden Seiten am Hinterschiff angebrachte Handhaben, die man Steuerriemen nennen möchte und welche in ihrer Form und Wirkung eine gewisse Aehnlichkeit mit dem sogenannten Balance-Ruder einiger Panzerschiffe aus der Neuzeit haben, gelenkt. *)

Die Seiten der Kriegsschiffe (Penteren sowohl als Trieren ꝛc.) waren je nach der Anzahl der zu führenden Ruder (Riemen) mit entsprechenden Einschnitten, den sogenannten Ruderpforten (Kojepforten) versehen, welche mit Metallstreifen eingefaßt und zur Verhinderung des Eindringens von Wasser von außen mit einem Lederschlauch benagelt waren. Wurden beim Segeln die Ruder eingenommen, so dienten diese Lederschläuche gleichzeitig zum Verschluß der Ruderpforten.

Daß die Handhabung der Ruder (Riemen) sowie das Aus- und Einlegen derselben für ungeübte Mannschaften ein schwieriges Exercitium ist, welches, wenn es im Ernstgebrauch der Aufforderung entsprechen soll, der unausgesetzten Uebung bedarf, wird selbst für einen Laien einleuchtend sein; es ist daher die Umsicht des römischen Feldherrn d. J. 260 v. Chr. rühmend hervorzuheben, als er, in Anerkennung dieser Schwierigkeiten, schon während der Bauperiode der Schiffe die Mannschaften auf dem Lande die Bedienung und den Ruderschlag einüben ließ. Ein Gerüst mit fünf Etagen, so erzählt man, ward errichtet, genau nach dem Muster eines wirklichen Kriegsschiffes; in der Mitte nahm der Commandirende Platz; nach Commandowort und Signal fielen die Mannschaften mit den Rudern (Riemen) vor und zurück wie auf dem Wasser. Die Takelage der Kriegsschiffe der Griechen, Römer und Karthager unterscheidet sich von der gegenwärtigen im Mittelmeere gebräuchlichen im Allgemeinen nur wenig und fand dieselbe nur bei längeren Fahrten und günstigen Winden Verwendung, während die Schiffe im Gefecht ausschließlich durch Riemen fortbewegt, die Segel eingezogen oder auch Masten und Segel niedergelegt wurden, um unabhängig von Wind und Strömung den Verhältnissen entsprechend leicht und schnell manövriren zu können. Die Takelage, wenngleich dieselbe schon theils aus voll getakelten mit Raaen versehene Masten bestand, war doch den dortigen Witterungsverhältnissen entsprechend eingerichtet, um die Segel bei den häufig vorkommenden plötzlichen Windstößen schnell fortnehmen und unschädlich machen zu können. Soweit unsere Mittheilungen aus dem Werke des

*) Die römischen Kriegsschiffe, welche 260 v. Chr. in der Schlacht von Mylae sich gegen die Karthager schlugen, hatten außerdem am Vordertheil mit Geländer versehene bewegliche Brücken von 36 Fuß Länge und 4 Fuß Breite, welche, mittelst einer Vorrichtung an einem runden Balken hängend, sowohl auf- und niedergelassen, oder auch nach vorn und den Seiten gewendet werden konnten. Diese Brücken waren an ihren Enden mit einem starken Haken — die eiserne Hand oder der Rabe genannt — versehen, mittelst dessen, indem man die Brücke bei Annäherung eines feindlichen Schiffes auf dasselbe niederfallen ließ, dies im Augenblicke des Anschießens festgehalten und durch Erklettern der feindlichen Schiffe das Gefecht in einen Kampf Mann gegen Mann verwandelt wurde.

Digitized by Google

Dr. B. Graser,*) indem wir hiermit unsere Betrachtungen über den Schiffbau und das Seewesen der Alten schließen und nun auf die Kampfweise und Taktik derselben zur See übergehen.

Ein Kampf zur See oder eine Seeschlacht von größerem Umfange, wo die Entscheidung mit dem Schwerte in der Hand im Kampfe Mann gegen Mann herbeigeführt wurde, wird unseres Wissens aus ältester Zeit nirgends beschrieben und war auch die Bewaffnung des einzelnen Mannes nicht dazu angethan, denn das Gros der Besatzung, die Ruderer, waren, nach Thukydides, Bogenschützen, während die außer den Ruderern an Bord befindlichen Mannschaften nur eine geringe Zahl betrug, die entweder auch mit Bogen und Pfeil bewaffnet oder Speerschleuderer waren. Die sogenannten großen Handelsfehden zwischen den Uferstaaten und Inseln des östlichen und westlichen Theiles des ägäischen Meeres zu Anfang des siebenten Jahrhunderts v. Chr. scheinen daher, wie Thukydides angiebt, der erste große Krieg in der ganzen Zeit vom trojanischen Kriege bis zu den Perserkriegen gewesen zu sein. Von diesen Handelsfehden werden uns aber wenig Einzelheiten überliefert und heißt es nur, daß sich das ganze seefahrende Griechenland in zwei Parteien theilte und daß der ganze Archipelagus das Kriegstheater bildete.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß schon zu jener Zeit der Sporn resp. das Schiff selbst als eine allbekannte Waffe der Kriegsschiffe diente, da ja Korinth und Samos an diesen Kriegen betheiligt waren, und der sogenannte Trierenbau dort schon zu dieser Zeit einen hohen Stand erreicht hatte. Und wenn die Ge-

*) Die obige Art und Weise der Fortbewegung kleinerer Kriegsfahrzeuge durch Ruder (Riemen) hat sich bei den sogenannten Scheeren- oder Küstenflotten Schwedens, Rußlands und Dänemarks bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erhalten, bis sie durch die allgemeine Einführung des Dampfes verdrängt worden ist.

Auch die ersten im Jahre 1848 und 1849 erbauten Kriegsfahrzeuge der königlich preußischen Marine waren ähnlich eingerichtet; sie wurden bei längeren Fahrten zwar durch Segel, die nebst den Masten bei der Gefechtsbereitschaft niedergelegt wurden, fortbewegt, oder sectionsweise zu dreien durch kleine Dampfer geschleppt, dagegen im Gefecht mittelst 30 doppelhändiger Ruder (Riemen) manövrirt und durch zwei sogenannte Steuerriemen gesteuert, da die Ruderpinne im Gefecht nicht zu jeder Zeit angewendet werden konnte.

Bis zum Jahre 1860 besaß Preußen noch 36 solcher Ruderkanonen-Chaloupen mit 2 schweren Geschützen (ein 25 pfündiges Bombenkanon im Bug, einen langen 24 Pfünder en pivot am Heck) und Luggertakelage mit einer Besatzung von 1 Officier, 3 Unterofficieren und 60 Mann; und 6 Ruderkanonen-Jollen mit einem 25 pfündigen Bombenkanon am Heck und 32 Mann Besatzung.

Diese Art von Kriegsfahrzeugen der dänischen Marine ist während des europäischen Krieges zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts namentlich den englischen Kriegsschiffen, welche die Handelsflotten durch den Sund und die Belte convoyirten, durch ihre große Manövrirfähigkeit und Beweglichkeit bei Windstillen oft lästig und unbequem geworden und hat manche Handelsschiffe als gute Prise in dänische Häfen gebracht.

Außerdem wurden auf kleinen Segelkriegsschiffen bei Windstillen solche Ruder theils zum momentanen Fortbewegen, theils bei leichten Winden bei der Wendung benutzt und hatte z. B. die Segel-Corvette Amazone der königlich preußischen Marine seiner Zeit zwölf solcher Ruder (Riemen), mit welchen bei Windstillen bis 2½ Knoten Geschwindigkeit erreicht wurde; auch war es nicht ungewöhnlich, selbst auf englischen Linienschiffen noch bis Mitte dieses Jahrhunderts eine Anzahl solcher Ruder (Sweeps) zu sehen, um, bei leichtem Winde, beim Wenden bisweilen Verwendung zu finden.

Digitized by Google

schichte über die Erfolge der Flotte von Samos unter Polykrates auch keine weiteren Daten angiebt, so steht doch fest, daß sie eine Zeit hindurch die Herrschaft über das Meer ausübte, nachdem sie die Schiffe von Milet und Lesbos in glücklichen Seeschlachten besiegt und entwaffnet hatte. Dagegen war im sechsten Jahrhundert nachweislich der Sporn als eine von den Kriegsschiffen allgemein angewandte Waffe vorhanden, denn da nach Herodot in dieser Zeit die Phokäer den Karthagern und Etruskern bei Kynos (Corsika) 536 v. Chr. eine Seeschlacht lieferten, in welcher vierzig ihrer Schiffe zu Grunde gingen nnd die übrigen zwanzig unbrauchbar wurden, weil die Schnäbel abgestoßen waren, so ist wohl als erwiesen annzunehmen, daß die Flotten sämmtlicher Völker des Mittelmeeres sich bereits des Sporns bedienten.

Um jedoch ein Bild über die Kampfesweise der einzelnen Völker in dem Seetreffen zu gewinnen, wollen wir zunächst so viel Einzelheiten aus den Seeschlachten anführen, als uns an Material hierzu zu Gebote steht: Ueber die Schlacht von Lade im Jahre 494 v. Chr. zwischen Persern und Joniern unter Dionysios erfahren wir, daß sich zum letzten Widerstande gegen das Joch der Perser die meisten griechischen Städte aufrafften und je nach ihrer Größe und Reichthum 353 Kriegsschiffe an Zahl stellten und zwar Milet deren 80, welche den rechten Flügel einnahmen, Chios bildete mit 100 Schiffen das Mitteltreffen; zur Linken hielten die Samier mit 60 Schiffen; Lesbos stellte 70 Schiffe u. s. w.

Der Geschichtsschreiber sagt von diesen Flottenmannschaften sehr treffend: es war ein bunt gemischtes Seevolk, alle auf dem Meere zu Hause, zu einzelnen kecken Unternehmungen trefflich geeignet, aber ohne rechten Zusammenhang, ohne Zucht und Schule. Dies voranschickend, war der Ausfall der Schlacht wohl kaum zweifelhaft. Denn was half es, daß Dionysios von Phokaia als Befehlshaber Muth, Thatkraft und Feldherrntalent genügend besaß, um selbst nicht vor der Uebermacht der Perser zurückzuschrecken; was nützte es, daß er bei Antritt seines Commandos täglich Uebungen im tactmäßigen Ruderschlage, in rascher Wendung der Schiffe und jähem Angriff anstellte, um die einzelnen Abtheilungen für die Schlacht vorzubereiten und sie nach gleichem Modus auszubilden, nach 8 Tagen war es mit der Ausdauer dieser Schaar schon zu Ende, nach dieser Zeit schon fing das leichtsinnige Seevolk bei dem Herannahen der doppelt so starken feindlichen Streitkräfte an bedenklich zu werden, trotzdem er versprach, ihre Sache zu retten, wenn sie ihm folgen würden. Die Uebungen hörten auf und der Tag des Verderbens rückte heran, da durch Uneinigkeit und Versprechungen des Feindes die Zahl der Schiffe am Tage der Schlacht sich bis auf zwei Drittheile verringert hatte. Wie heldenmüthig daher auch der Kampf Derer war, die bei Lade Stand gehalten und trotzdem viele feindliche Schiffe im milesischen Golf versenkt wurden, so war die Sache Joniens mit diesem Kampfe zu Ende und war, wie die Geschichte lehrt, die letzte Flotte, welche Jonien aufzubringen vermochte, theils schon vor, theils nach der Schlacht von Lade in alle Winde zerstreut.

Der erste Impuls, einen Massenkampf auf dem Meere herbeizuführen, ist geschichtlichen Ueberlieferungen zufolge und zwar nach der Schlacht von Marathon 490 v. Chr. von Themistokles ausgegangen, der im Geiste vorhersah, daß die Perser, wenngleich momentan besiegt, es gewiß nicht unterlassen würden, mit dem Reste ihrer Heere den Kampf von Neuem aufzunehmen, die Griechen mit überlegenen Kräften und großem Ungestüm anzugreifen, und daß ein Widerstand in offenem Felde

Digitized by Google

unmöglich sein würde. Er schlug den Athenienſern daher vor: den Feind zur See zu bekämpfen", und begründete seine Anſicht damit, daß die Perſer auf dem Waſſer immer nur beſchränkte Maſſen in den Kampf führen könnten, hier aber ihre Kerntruppen am wenigſten an ihrem Platze ſein würden; dagegen den ſeegeübten Hellenen gegenüber am meiſten im Nachtheil ſeien. Das Schaffen einer Flotte ſei daher geboten und zwar nicht einer, die nur für Küſtenvertheidigung verwendbar, ſondern einer Flotte, die — nach ſeiner Meinung — groß genug ſein müſſe, um die ganze Bürgerſchaft Athens aufzunehmen, einer Flotte von Trieren, um Athen unüberwindlich zu machen. Wie richtig Themiſtokles im erſten Theil ſeiner Anſchauung geurtheilt hat, dafür liefert der Ausgang der Seeſchlacht von Salamis den beſten Beweis, denn durch Tapferkeit, gepaart mit Behendigkeit und Geſchicklichkeit in der Handhabung der Schiffe, brachten die Hellenen den unter den Augen des Großkönigs kämpfenden ſiegesbewußten, aber ungeübten Gegner, ob er auch an Zahl bedeutend überlegen war, zum Weichen, und zwar in einer Weiſe, daß dieſer erſte Seeſieg der Griechen gleichzeitig entſcheidend für den kläglichen Rückzug der Heere des Xerxes wurde. Der Vorſchlag des Themiſtokles, eine Flotte herzuſtellen, wurde von den Athenern acceptirt, man ging ſogar mit aller Energie vor, appellirte an den Patriotismus der Griechen und wurde ein großer Theil der Schiffe von den reichen Bürgern, ſoweit die Mittel derſelben ausreichten, erbaut und von der Regierung alsdann ausgerüſtet.

Der Kampf in Thermopylai war zu Gunſten der Perſer entſchieden; das Grab der tapfern Spartaner aber, welche ihr Leben ſo heldenmüthig geopfert, zu einem unvergänglichen Denkmal griechiſcher Bürgertugend geworden, das den Hellenen nicht allein als Vorbild dienen, ſondern dieſelben gleichzeitig antreiben mußte, ſowohl zu Lande als zur See rüſtig und auf ihrer Hut zu ſein. Die Gelegenheit, ihre Thätigkeit zur See zu bekunden, ſollte nicht lange auf ſich warten laſſen. Die Perſerflotte war nämlich, wie erzählt wird, nach dem Aufbruch des Xerxes aus dem thermäiſchen Golfe ausgelaufen, um mit der Landarmee zu cooperiren. Die Fahrt nach Süden ſollte in Anbetracht der herrſchenden ſtürmiſchen nördlichen und öſtlichen Winde für dieſelbe nicht ohne empfindliche Verluſte zurückgelegt werden, ſo daß es ihr erſt möglich war, am vierten Tage nach dem Auslaufen den Eingang des pagaſäiſchen Meerbuſens zu erreichen, wo man bei Artemiſion gleichzeitig die erſten griechiſchen Kriegsſchiffe zu Geſichte bekam, und zwar 271 Trieren, welche Artemiſion unter dem Oberbefehle des Spartaners Eurybiades als den Vorpoſten des inneren Griechenlands, und das Fahrwaſſer des Euripos hüteten. Die Verluſte, welche die Perſerflotte erlitten hatte, konnten den Griechen nicht unbekannt bleiben und flößten ihnen neuen Muth ein, der noch mehr entflammt wurde, als ihnen eine Anzahl perſiſcher Schiffe, welche vom Sturm nach Süden verſchlagen waren, ohne Kampf in die Hände fiel.

Inzwiſchen ſchickte ſich die Perſerflotte, nachdem ſie ſich von ihrer Unbill erholt hatte, an, den von den Griechen verſperrten Durchgang zwiſchen Euboia und dem Feſtlande zu erzwingen. Ein Geſchwader von 200 Schiffen wurde beordert, die Griechen zu umgehen und den ſüdlichen Ausgang des Meeresbuſens zu beſetzen und ſo die Griechen in den Rücken zu faſſen. Die Wachſamkeit der Griechen vereitelte jedoch den Plan und ſpornte dieſelben gleichzeitig an, die Haupt-

Digitized by Google

macht der Perser trotz ihrer überlegenen Zahl an Schiffen sofort anzugreifen. Es geschah und als die Perser sich anschickten, das kleine Geschwader der Griechen mit ihrer Uebermacht zu umringen, verstanden die letzteren es so geschickt, sich zuerst in einer Kreisstellung zu concentriren und dann plötzlich sich auf den Feind zu stürzen, daß sie dreißig Fahrzeuge erbeuteten. Ungünstige Witterung nach dem Treffen begünstigte insofern die Griechen, als dieselbe die Flotte der Perser in Verwirrung brachte und die für die Umgehung bestimmten 200 Schiffe vom Sturme vollständig vernichtet wurden, während die Griechen noch Verstärkung durch funfzehn attische Trieren erhielten. An den beiden nächsten Tagen wurde der Kampf fortgesetzt und als am zweiten Tage die Perser gegen Mittag abermals gegen die Griechen vorgingen und mit ihrer Uebermacht die griechische Flotte zu umfassen und einzuengen suchten, führten sie diesen Plan mit solcher Ungeschicklichkeit aus, während die Athener so sicher geführte Ausfälle und Angriffe auf die Perser richteten, daß der Sieg auf Seite der Griechen blieb, obschon sie auch nicht unbedeutende Verluste an Schiffen zu beklagen hatten.

Dieser dreitägige Kampf bei Artemision, wenn er auch nicht als eine große Seeschlacht bezeichnet werden kann, hatte für die Griechen doch den Vortheil, daß man im ernsten Kampf bei überlegener Zahl von feindlichen Schiffen taktische Evolutionen ausgeführt, daß die griechische Flotte ihre Bluttaufe bestanden hatte, obgleich die persische Flotte noch nicht besiegt war, da sie nach allen Verlusten noch immer 10 000 Segel zählte.

Es kam der Tag von Salamis, 20. September 480, denn die Bucht von Salamis war der nächste Versammlungsort der griechischen Flotte, welche bei Artemision mit den Persern gekämpft hatte; die Felseninsel dieses Namens bildet ein Binnenmeer, zu welchem zwei Eingänge führen und welches für die an Zahl viel geringere griechische Flotte sich insofern besser zum Kampfplatz eignete, als das offene Meer, als dort ein Umfassen deshalb durch die persische Flotte ausgeschlossen war, denn nur 378 Trieren der verbündeten griechischen Seestreitkräfte standen etwa 1000 persischen Schiffen gegenüber.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

Aus dem Nachlaß des Grafen

Prokesch-Osten,

k. k. Botschafter und Feldzeugmeister.

Ueber die Anlässe zu den blutigen Ereignissen in Syrien (Mai 1860) herrschten in Europa wenig klare Anschauungen. Die öffentliche Meinung fand sich mit einigen Schlagworten ab. Die Cabinette regelten die ihre nach ihnen bequemen Parteiberichten. Um diese Ereignisse zu begreifen, ist der Rückblick auf die Zustände im Libanon unerläßlich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten diese Zustände Festigkeit zu gewinnen begonnen durch den Emir Beschir, einen älteren Reisenden vielbekannten Mann, den Häuptling der muselmännischen Familie der Schehab, der sich das ganze Gebirge unterwarf. Er rottete, so wie Sultan Mahmud in vielen Theilen des Reiches, den größeren Theil der erblichen drusischen Grundherren aus, die, in unablässigen Kämpfen unter sich, die Geißel der Bevölkerung waren. Im

Digitized by Google

Jahre 1841, nachdem er ein Opfer des Krieges der Pforte und der mit ihr verbündeten Mächte gegen Mehmed Ali von Aegypten geworden war, kehrten viele dieser in das Innere Syriens entflohenen Drusen-Scheiks oder ihre Söhne in das Gebirge zurück und setzten sich in den Besitz ihrer Erbgüter, größtentheils von Christen bewohnt. Vergeblich wandten sich diese an die Pforte und selbst an die Mächte um Schutz gegen die Folgen dieser Wiederkehr. Die Drusen kamen dem Schutze zuvor und behandelten die Klagenden als Aufständische. Die Mächte schritten ein, obwohl zu spät; sie wandten sich an die Pforte. Das Zweckmäßigste wäre vielleicht gewesen, dem Sohne des Emir Beschir, dessen Geltung von Drusen und Christen anerkannt war, die Herrschaft des Vaters zu übertragen, unter dem Frieden und Sicherheit durch Jahre im Libanon geherrscht hatten. Man zog aber vor, Christen und Drusen, deren erblicher Grundbesitz anerkannt wurde, unter von einander unabhängige Kaimakame zu stellen. Da gerade im Drusenbezirke viele Christen ansässig waren, so ergab sich daraus, daß diese den drusischen Grundherren preisgegeben wurden. England war es, welches, trotz der Vorstellungen der Konsuln, durch Lord Redcliffe diese Theilung festhielt. Daraus erwuchs das Schutzverhältniß Englands zu den Drusen; es stellte sich demjenigen Frankreichs gegenüber, welches, als katholische Macht, für den Schutz der Maroniten sich voran gestellt hatte.

Aus diesem zweispaltigen Verhältnisse gingen schon im Jahre 1845 blutige Ereignisse hervor und zwar in den drusischen oder sogenannten gemischten Bezirken, im Gebirge ober Beirut und Saida, wo etwa 40000 Christen mit den Drusen zusammen wohnten. Aus demselben Verhältnisse ergaben sich die Ereignisse von 1860, nur daß diesmal der Angriff von Seite der Christen ausging und unter den Maroniten, nicht ohne Beihülfe der Franzosen, seit Längerem vorbereitet war. — — — — Die Franzosen, welche durch nahezu hundert Schulen und durch die Geistlichkeit die katholische Bevölkerung des Libanon in Händen hatten, richteten den mannbaren Theil derselben in Waffen ab, die sie aus Marseille herbeibrachten. In Beirut bestand ein eigener Verein, um die Maroniten mit Frankreich in Verbindung zu halten und mit dem Glauben sicherer Unterstützung von Seite dieser Macht zu durchdringen. Durch ihren Bischof Tobias aufgeregt, brannten die Maroniten, im Mai, ein Dorf der Drusen nieder, wofür letztere, obwohl geringer an Zahl, fürchterliche Vergeltung übten. Bis in die Straßen von Saida und aus mehr als dreißig Orten im Libanon, die dabei in Flammen aufgingen, geworfen, waren die Maroniten in Gefahr, Deir-el-Kamr, ihren hierarchischen Mittelpunkt, zu verlieren. Die Sympathien der muselmännischen Bevölkerung waren auf Seite der Drusen, und die türkischen Befehlshaber in Beirut und Saida, diese Sympathien theilend und schwach an Mitteln, ließen diesen Zweikampf der beiden sich hassenden Bevölkerungen ohne ernstliches Dazwischentreten geschehen. Doch begab sich der türkische Divisionsgeneral Tahir Pascha in das Lager der Drusen, um sie vom Angriffe abzuhalten, während die fünf Konsuln bei den Maroniten beschwichtigend einschritten und Kriegsschiffe der Mächte von Konstantinopel und Malta nach der syrischen Küste eilten. Von Seite der Pforte gingen Streitkräfte allsogleich dahin ab, und an den Statthalter der Provinz, Kurschid Pascha, erging der Befehl, mit bewaffneter Hand zwischen die Kämpfenden zu treten und den Frieden zu erzwingen. Auch wurde eine Commission unter Vely Pascha zusammengestellt, um gerechten

Digitized by Google

Klagen auf der Stelle abzuhelfen. Für Damascus wurde Namik Pascha, ein entschiedener und angesehener Mann, zum Militairgouverneur ernannt. Man war berechtigt zu hoffen, daß diese Maßregeln ausreichen würden.

— — — — Im Laufe des Sommers verschlimmerte sich jedoch die Lage in Syrien ungemein durch in Damascus vorgefallene Gräuel. Die Sendung französischer Truppen nach Syrien war die Folge davon. Aus dieser ergab sich der Zusammentritt einer aus Abgeordneten und Consuln bestehenden europäischen Commission in Beirut. Die Gefahr einer Verwickelung lag nahe. Die Pforte entschloß sich, Fuad Pascha — nach Aali Pascha ohne Zweifel den bedeutendsten Mann des Reiches — mit unbeschränkten Vollmachten auf den Schauplatz der Gräuel zu senden. Fuad Pascha trat dort dem Verlangen der Franzosen, die Drusen mit den Waffen zu bekämpfen, mit Entschiedenheit entgegen und hielt die Fahne des Landesherrn und das diesem zustehende Recht hoch. Er verfuhr mit größter Strenge, namentlich gegen die türkischen Gouverneure, Beamten und Militairs, die ihre Pflicht nicht gethan hatten, und wußte sich mit Klugheit durch die europäischen Rathschläge durchzuwinden. — — — — — — Während er die Drusen mit Waffengewalt aus dem Gebirge hinauswarf, sprach er in Damascus mehrere Todesurtheile und ließ selbst den türkischen Gouverneur dort hinrichten. Die europäische Commission aber bildete sich zu einem Gerichte, welches gegen Drusen und Türken zahlreiche Todesurtheile fällte und auf dessen Haltung und Vorgehen die Eifersucht des französischen Einflusses gegen den englischen nicht ohne Wirkung blieb.

Zu Anfang Februar 1861 sprach sich der englische Commissär, Lord Dufferin, dahin aus, daß die Anwesenheit französischer Streitkräfte nicht länger nöthig sei. Das war auch die Ansicht Fuad Pascha's. In Folge davon machte das englische Cabinet einen Schritt in Paris, den das französische Cabinet, welches die Verlängerung der ursprünglich (in einer Convention vom 6. September 1860) festgestellten Frist des Verbleibens seiner Truppen in Syrien wünschte, mit der Frage beantwortete, ob England die Verantwortlichkeit für die Folgen der Nichtverlängerung der Frist auf sich nähme? — Die bejahende Erklärung Englands entschied die Frage, aber die französischen Organe blieben verletzt. Der französische Commissär, Herr Beclard, und der preußische, Herr Rehfuß, wollten die größtmögliche Zahl von Drusen zum Tode verurtheilt und die gegen die türkischen Beamten gefällten Urtheile verschärft. Sie drangen namentlich auf den Tod des Drusenhäuptlings Said-Bey-Dumblat und des Statthalters von Beirut, Kurschid-Pascha. Gegen Said-Bey, der sich selbst dem Gerichte überliefert hatte, lagen keine Beweise für persönliche Betheiligung an den Metzeleien vor, ja vielmehr die Thatsache, daß er mehrere Christen vom Tode gerettet hatte, was beides selbst der russische Commissär anerkannte. Dennoch stimmte auch dieser gleich seinen beiden Collegen für dessen Tod, da Said-Bey einer der mächtigsten Drusenfamilien angehörte, sein Einfluß vielleicht ausgereicht hätte, um die Metzeleien aufzuhalten, ihm also zugetraut werden müsse, sie gewünscht zu haben. Lord Dufferin trat diesem Verdammnißgrunde als einem gesetzlich unzulänglichen entgegen; ihm schloß sich Herr v. Weckbecker, der österreichische Generalconsul, an. Aber die Mehrheit, weniger unbefangen in ihrem Urtheile, stimmte für den Tod. Der Umstand, daß Said-Bey bald nach seiner Verurtheilung im Kerker starb, räumte diesen Zankapfel zwischen den Commissären weg.

Digitized by Google

Mit gleicher Beharrlichkeit wurde von den drei Commissären der Tod des Statthalters von Beirut, Kurschid-Pascha, verlangt und zwar wegen „Schwäche und Unterlassung pflichtschuldigen Einschreitens," eines vielleicht schwachen Mannes aber eines Ehrenmannes, der nun das Opfer seiner Lage werden sollte. Wer die Verhöre gelesen, fand darin dessen redlichen Willen, dessen unablässige Bemühungen und dessen Entblößung von Mitteln nachgewiesen, aber er war den französischen, russischen und preußischen Organen schon zur Zeit, als er Statthalter von Bosnien, als zu Oesterreich geneigt, verhaßt, und selbst Lord Dufferin stimmte für dessen Hinrichtung, wenn man dagegen das über Said-Bey-Dumblat gefällte Urtheil mildern wollte. Nur Herr v. Weckbecker hatte den Muth zu erklären: „er stimme für den Tod jedes Drusen oder Türken, dessen Schuld gesetzlich erwiesen sei, und den das Gesetz verdamme, aber er stimme für keines Drusen oder Türken Tod aus politischen Gründen, Parteirücksicht oder Straßengeschwätz." Auf dessen Vorschlag entschied sich Fuad-Pascha, die von der Commission beantragten Todesurtheile der Entscheidung des obersten Gerichtshofes in Konstantinopel zu unterlegen.

Als von der Pforte zu verlangende Entschädigung sprach die Commission die Summe von 150 Millionen Piaster an, bei der finanziellen Klemme des Staates eine erschreckende Forderung. Es war billig vorerst abzuwarten, was die Pforte im Lande selbst und namentlich in Damascus davon hereinbringen konnte.

Die schwierigste und wichtigste Frage aber, diejenige die das meiste Feld bot für die Eifersüchteleien der Organe der Mächte, war die der künftigen Gestaltung des Libanon. Alle Vertreter der Mächte in Konstantinopel fühlten die Nothwendigkeit, die Entscheidung darüber in der Hauptstadt selbst zu treffen. Darum hatten sie die Commission dahin berufen. Nachdem diese eingetroffen war, würde es an der Pforte gestanden haben, das Wort zu ergreifen. Aber sie konnte es nicht, ohne England oder Frankreich zu verletzen. — Die Frage war in Wahrheit den Vertretern beider Mächte weniger: durch welche Einrichtungen die Wiederkehr von Metzeleien und Gräueln zu verhindern sei, als diejenige: ob der französische Name im Libanon mehr gelten solle als der englische. Wenn man nach dem Werthe dieses Vorzuges forscht, so lag derselbe höchstens in den selbstgefälligen Täuschungen der öffentlichen Meinung in Paris und London, denn eine wirkliche Bedeutung hatte dieser sogenannte Einfluß nicht, der weder der einen noch der andern Macht in der Stunde der Noth eine Compagnie Soldaten noch ein paar Beutel Geldes gebracht haben würde. Der Einfluß bestand eigentlich nur darin, daß der eine Consul mehr Besuche als der andere empfing, und die redlichen oder unredlichen Geschäfte der Unterthanen und Schützlinge ohne Widerspruch und zum Trotze anderer Consuln durchführte. Die Commission hatte sich über einen Organisationsvorschlag von 16 Artikeln geeinigt, der nicht so viel werth war als die einstige, im Jahre 1841 umgeworfene Verfassung, aber immerhin vertreten werden konnte. Auch in diesem Vorschlage, aus einem in 47 Artikeln entworfenen hervorgegangen, war die Frage offen gelassen, ob das Haupt des Gebirges ein Eingeborener sein sollte oder nicht. Die Franzosen wollten einen Eingeborenen und betrieben die Sammlung von Unterschriften für einen Schehab. Aber die Schehab, vormals Muselmänner und reich, waren jetzt Christen und arm. Wie ein Schehab die Drusen sich würde gehorchen machen, wie er seine sehr zahlreichen armen Verwandten ohne Beeinträchtigung anderer Familien würde zufrieden stellen können, wie er also eine Bürgschaft des

Digitized by Google

Friedens sein würde, war nicht abzusehen. Wollte man aber einen Nichteingeborenen, der doch Christ und zwar Katholik sein sollte, woher ihn nehmen? Er mußte doch wenigstens die Sprache des Landes kennen, Namen und Vermögen haben. Im Lande fände man keinen, der sich zur Annahme einer solchen Stellung entschlösse. Die Schwierigkeit war zu umgehen, gab man dem Libanon einen türkischen Statthalter, und setzte demselben einen Christen als Unterstatthalter an die Seite. Aber die Weisungen der fünf Cabinette lauteten auf einen christlichen Statthalter.

Die Weise, in welcher die Commission als Gerichtshof vorgegangen war, entsprach den Anforderungen der Unbefangenheit und Unparteilichkeit nicht. In ihren persönlichen Meinungen erkannten dies die Commissäre selbst, aber es war ihnen und namentlich dem französischen, befohlen, „die Sache der Christen in die Hand zu nehmen." Der französische Commissär, durch die Anwesenheit von Geschwader und Truppen unterstützt, führte das überwiegende Wort. Die Commission hatte sich mit den Anlässen der Metzeleien und Gräuel gar nicht befaßt, sondern nur diese traurigen Thatsachen selbst vor den Richterstuhl gezogen. Sie behandelte Drusen und Türken wie blutdürstige Mörder, die Christen als unschuldige Opfer. Nicht ein einziger Christ wurde bestraft oder auch nur beschuldigt. Nur den Christen wurden Entschädigungen zuerkannt. — Es war als säßen Kreuzritter über Muselmännern zu Gerichte. Das französische Cabinet, im Wunsche, ohne sich gegenüber England bloß zu stellen, die französischen Truppen an und auf der syrischen Küste noch länger verweilen zu lassen, glaubte die Pforte bestimmen zu können, das längere Verbleiben derselben selbst zu beantragen.

Es richtete in dieser Absicht eine Weisung am 3. Mai an seinen Botschafter, Herrn v. Lavalette, die den vier Cabinetten mitgetheilt wurde, in welcher es die Pforte mit der Verantwortlichkrit für den Erfolg der für den Libanon in Vorschlag gebrachten Einrichtungen belastete, obgleich dieselben nicht das Werk der Pforte sein konnten, nicht einmal zu den Ansichten derselben stimmten, ja von ihr als eine Gefahr bezeichnet worden waren.

Die Pforte ging nicht in die Falle; sie lehnte die Verantwortlichkeit entschieden ab, erklärte auch die französischerseits hingeworfene Behauptung, als würde ihr das Verbleiben der französischen Truppen genehm sein, wenn englische zu diesen stießen, für eine völlig unbegründete. England aber bestand einfach auf der Räumung und auf dem Rückzug der Franzosen bis 5. Juni. Der eingeborene katholische Fürst, den Frankreich empfahl, war Medschid-Bey-Schehab. Ihm entgegen trat Jussuf-Karam auf, der, fähiger aber nicht aus dem alten Adel des Gebirges, bei der Pforte wegen mehrmaligen Wechsels der Religion im schlechten Lichte stand. Die Commissäre sprachen sich alle vertraulich für einen muselmännischen Statthalter aus. Dieser Ansicht waren auch der englische Botschafter, Sir Henry Bulwer, und ich. Aali-Pascha theilte dieselbe, als eine unausführbare, nicht. Des englischen Botschafters um die Mitte Mai aus London erhaltene Weisung war: jedem Vorschlage der Pforte bezüglich des Statthalters beizustimmen; ich aber erhielt die Weisung mit Frankreich zu gehen.

Am 21. Mai traten die fünf Vertreter zusammen, um über den Vorschlag der Commission, der auf 16 Artikel gebracht worden war, ihre Ansichten auszu-

Digitized by Google

tauschen. Im ersten Artikel war die Mehrheit der Commission, der Meinung des französischen Commissärs entgegen, auf einem nichteingeborenen Statthalter bestanden. Diesem Mehrheitsbeschlusse traten nun der französische Botschafter, Graf Lavalette, und, zufolge meiner Weisung, ich entgegen; aber der englische Botschafter hielt den Commissions-Vorschlag fest. Ihm gesellte sich der russische Gesandte bei, der, die Beispiele des Drucks aufzählend, den seine Glaubensgenossen, die Orthodoxen, durch die Maroniten erlitten, von einem katholischen Oberhaupte, wie solches ein Schehab sein würde, nichts wissen wollte. Der preußische Gesandte, Graf Goltz, erklärte sich noch ohne Weisung, aber der Ansicht des englischen Botschafters zugeneigt. Dieser, Sir Henry Bulwer, hob mit Recht hervor, daß, um zu einem Beschlusse in dieser Frage zu kommen, der alleinige und überdies der gerechte Weg sei, die Wahl des Statthalters und überhaupt die Einrichtung und Verwaltung des Gebirges der Pforte zu überlassen. Wollten die Mächte dies nicht, so müßten sie auch darauf verzichten, die Pforte für die Verwaltung und den Frieden im Libanon verantwortlich zu machen. Er wies eben so richtig darauf hin, daß die Metzeleien, die wir alle beklagten, nicht hätten stattfinden können, wäre die Autorität des Sultans nicht eben durch die Mächte, die der Pforte heute ein Verbrechen daraus machten, gelähmt gewesen. Der Weg zum Frieden gehe durch die Achtung und Hebung dieser Autorität. Er stimme daher für einen nichteingeborenen, absetzbaren Statthalter, weil ein solcher der Diener des Sultans und nicht das Spielzeug der Parteien sein werde. Diese Aeußerung wurde vom Grafen Lavalette entschieden verworfen. Die Mitschuld der Türken, ja selbst der Behörden der Pforte, als erwiesen betrachtend, erklärte dieser es vor der öffentlichen Meinung Europas für unmöglich, die Autorität der Pforte zu erweitern; überdies sei ein Gedanke dieser Art bereits von allen Cabinetten verworfen, indem sich alle bereits für einen christlichen Statthalter ausgesprochen. Diese letzte Behauptung, insofern sie England betraf, berichtigte Sir Henry Bulwer durch die Erklärung: allerdings fände England auch einen christlichen Statthalter zulässig, jedoch nur einen nichteingeborenen. Diesem vorzuziehen erscheine England jedoch ein muselmännischer Statthalter. Ueberdies sei uns allen vorgezeichnet, uns nicht blos unter uns, sondern auch mit der Pforte zu verständigen. Da er nicht zweifle, daß jeder von uns dieser Weisung nachgekommen sei, so müsse auch jeder von uns wissen, daß die Pforte keinen eingeborenen Christen wolle. Er seinerseits betrachte die Pforte im Recht, ihre nach seiner Meinung bessere Ansicht fest zu halten trotz dem Einspruche Frankreichs und Oesterreichs. Graf Lavalette und ich, wir erwiderten: auch uns sei die Ansicht Aali-Pascha's bekannt, aber nur als seine persönliche, noch nicht als die der Pforte. Sir Henry schlug hierauf vor, mit Aali-Pascha zusammen zu treten, um die Ansicht der Pforte zu erfahren, was wir, und mit uns auch die Gesandten von Rußland und Preußen, als verfrüht ablehnten, da noch einer der Gesandten, der preußische nämlich, ohne Weisung war, wir also heute nur zwei Stimmen gegen zwei, also nicht einmal eine Mehrheit Aali-Pascha vorzulegen hatten. Sir Henry bemerkte gegen das Wort Mehrheit: verhandelten wir über Art. 1 der Commission, so sei die Pforte ein nothwendiges Glied dieser Verhandlung. Gäbe man aber der Mehrheit den Sinn, als folge aus ihr für die unabhängige Regierung des türkischen Reiches, für den Souverain von Syrien, die Pflicht, einem

Digitized by Google

Mehrheits-Ausspruche sich zu fügen, so verwerfe er eine solche Auslegung und gestehe keiner Macht das Recht zu einer solchen zu.

Wir lasen die 16 Artikel des Vorschlages. Sie fanden theils Billigung, theils Einspruch, aber die Verhandlung konnte keine bindende sein, so lange über den Inhalt des 1. Artikels die Entscheidung ausstand. Die Versuche von meinen Collegen von Rußland, Preußen und mir, eine solche herbeizuführen, scheiterten bald an dem französischen, bald an dem englischen Botschafter. Wir trennten uns. So wie Sir Henry Bulwer uns verlassen, las uns Graf Lavalette ein Telegramm des Herrn v. Thouvenel vom 11. Mai, dem zufolge Lord John Russell dem französischen Botschafter in London, Grafen Flahault, erklärt hatte, die Entscheidung durch Mehrheit annehmen zu wollen. Graf Lavalette schloß hieraus, daß Sir Henry Bulwer, um Frankreich zu demüthigen, den Weisungen seiner Regierung entgegen handle. Dieser seinerseits war der Ansicht, daß der französische Botschafter die Pforte und die Bevölkerung des Libanon zu opfern bereit sei, um des Triumphes willen, einen Schehab zum Statthalter zu machen. Er zeigte mir ein Telegramm Lord John Russells vom 13. Mai, das ihn anwies, unter keiner Bedingung einem eingeborenen Statthalter zuzustimmen.

Die Entschiedenheit Lord Johns erklärt sich genügend durch das unbedingte Vertrauen, das er in seinen Commissär, Lord Dufferin, setzte, einen Mann von erprobter Einsicht und achtungswerthem Charakter, dabei einer socialen Stellung, welche die Unabhängigkeit seiner Meinung sicherte. Die dem Parlamente vorgelegten Papiere gaben diese Unabhängigkeit mehrfach kund. So schrieb Lord Dufferin am 1. Januar an Sir Henry Bulwer: „Hätten wir nichts anderes im Auge als die Beruhigung des Gebirges, so würde ich nicht anstehen zu sagen: der sichere Weg dazu ginge durch die Aufhebung aller der zweckwidrigen Privilegien und durch die Unterstellung des Gebirges unter die unmittelbare Controle des türkischen Provinzial-Gouverneurs; darüber ist hier alle Welt einig. Alles Blutvergießen seit 25 Jahren würde unterblieben sein, hätte die türkische Jurisdiction freie Hand gehabt. Von den verschiedenen Elementen, aus denen die Bevölkerung besteht, ist keines fähig, sich oder die Anderen zu regieren . . . . . Die Unabhängigkeit des Gebirges macht jede gute Verwaltung desselben unmöglich und jeder Versuch, die Orthodoxen und Drusen der Herrschaft der Maroniten zu unterwerfen, ist eben so grausam als unausführbar." Lord Dufferin hielt während der ganzen Dauer der Commission seine Ansicht von der Unverträglichkeit eines eingeborenen Statthalters mit dem Frieden des Gebirges fest. Er machte sie in einem ersten Vorschlage, den die Commission unter Vorsitz Fuad-Pascha's Anfangs Februar ausarbeitete, geltend, und seine Collegen von Oesterreich, Rußland und Preußen stimmten mit ihm; er hielt sie fest im zweiten Vorschlage, der in 47 Artikeln die Unterordnung der Bewohner des Gebirges, nach Gruppen gesondert, unter den türkischen Statthalter von Saida zum Ziele hatte; er verschaffte ihr den Sieg auch im dritten und letzten Vorschlage und vertrat sie auf das Nachdrücklichste nunmehr in Konstantinopel. Lord John Russell konnte sich nicht anders als vor dem Parlamente gebunden betrachten durch seinen Commissär, den überdies vier Commissäre aus fünfen, in dieser Frage, mit dem Ausspruche der Unmöglichkeit für einen Maroniten, wäre er auch ein Schehab, die Drusen, die Orthodoxen u. s. w. im

Digitized by Google

Gehorsam zu erhalten, unterstützten. Lord Dufferin konnte seiner Regierung auch die Anmaßungen der Maroniten seit Ankunft der französischen Streitkräfte nicht verschweigen, — nicht die unter den Augen der Truppen von ihnen niedergemetzelten Drusen, Männer, Frauen und Kinder, — nicht die 4500 drusischen Köpfe, welche die Bischöfe verlangten, — nicht die Weigerung, über die den Drusen angeschuldeten Verbrechen näheren Nachweis zu geben, um das Gericht in die Lage zu setzen, gerechte Strafen auszusprechen, — nicht die äußerste Parteilichkeit, die selbst die Commission in den Aburtheilungen sich aus Rücksicht für die französischen Organe zu schulden kommen ließ. Diese und viele andere Umstände konnten dem Gewissen Lord John Russells zur Pflicht machen, das Gebirge nicht einem unversöhnlichen Gegner und die Pforte nicht den Folgen eines solchen Zustandes preiszugeben.

Am Morgen nach unserer ergebnißlosen Zusammenkunft suchte ich meine Haltung bei Aali-Pascha durch die einer katholischen Macht obliegenden Rücksichten zu decken. Der Minister gestand mir seine Ueberraschung, mich im französischen Lager zu finden und setzte bei: er begreife nicht, warum ein katholischer Statthalter, wenn nicht im Gebirge geboren, einer katholischen Macht mißfallen könne. Diese Aeußerung wurde die Brücke für das spätere Verständniß.

Aali-Pascha, durch mich und Grafen Goltz, welcher Weisungen erhalten hatte der Ansicht der Pforte Rechnung zu tragen, gedrängt, lud die Vertreter der fünf Mächte zu einer Berathung mit ihm am 30. Mai. Er eröffnete die Sitzung mit einer Darlegung der Lage, um die Nothwendigkeit baldigen Verständnisses anschaulich zu machen, und sprach sich sodann für den Vorschlag der 47 Artikel aus, war aber auch bereit zu verhandeln über den der 16, falls die Vertreter der Mächte denselben vorzögen. Das thaten wir auch aus dem Grunde, weil darin der christliche Statthalter festgehalten war, den alle Mächte wünschten. Der erste Artikel aus dem Vorschlage der 16 wurde also wieder besprochen und der Streit über eingeboren oder nicht, tauchte auf. Die Erklärung Aali-Paschas gegen den „eingeborenen" lautete so entschieden, daß niemand mehr erlaubt war, die Ansicht der Pforte in Zweifel zu ziehen. Er rollte die Geschichte der Vergangenheit auf, die den eingeborenen Fürsten als die Quelle von Blut und Gewalt nachwies, und wie, wenn unter dem letzten, Emir-Beschir, ein Zeitraum des Friedens eintrat, dieser eben nur durch Gewaltthaten herbeigeführt werden konnte, die niemand wiederkehren sehen möchte. „Diese Zeit und der Mann sind vorüber," sagte er; „kein eingeborener Fürst hätte heute, um sich zu erhalten, die Barbarei und die Willkür zu Mitteln, noch einen Dschesar-Pascha und Mehemed-Ali von Aegypten zu Stützen. Ist der Eingeborene, den man im Sinne hat, ein Schehab, so vergesse man nicht, daß es 123 Schehab, fast alle Bettler, gibt, die allein schon hinreichen würden, um das Gebirge in Brand zu stecken. An der Spitze derselben bedarf es eines Mannes ohne Verwandte, ohne Partei, und so gestellt, daß es ihm möglich wird, gerecht und unparteiisch zu sein. Wir wollen die feudalen Vorrechte abschaffen und weisen daher einen Eingeborenen zurück, in dem die feudalen Ansichten Fleisch und Blut geworden sind. Wie könnten wir glauben, daß er seine Machtstellung nicht zu Gunsten der Seinen verwenden würde?"

Sir Henry Bulwer unterstützte diese Gründe, während Graf Lavalette und ich zufolge meiner Weisung, sie bekämpften und selbst der Absicht der Aufhebung der

Digitized by Google

feudalen Vorrechte, als in die Sitten und Gebräuche eingewachsen, entgegentraten. Wir konnten uns in dieser Hinsicht auf einen, mit großer Einsicht abgefaßten älteren Bericht Lord Redcliffe's an seine Regierung beziehen, der die Aufrechterhaltung der feudalen Vorrechte, der Absicht der Pforte entgegen, verfocht. Aali-Pascha antwortete: „Wer hat ein größeres Interesse als die Pforte, die Quellen der Zerfahrenheit und Kämpfe der Bevölkerung des Gebirges zu verstopfen? Auf wem liegt größere Verantwortlichkeit für Erhaltung des inneren Friedens? Man stütze also die Autorität der Pforte. Man lasse die verderbliche Rücksicht für Einrichtungen fallen, welche zu denselben Gräueln führen müßten, die wir heute beklagen, und entziehe durch Wahl eines nichteingeborenen Statthalters fremder Eifersucht den Boden."

Nach dreistündiger vergeblicher Verhandlung schlug Graf Goltz vor, das Wort: „non indigène" aus dem ersten Artikel zu streichen, der sonach lauten würde: „Der Libanon wird durch einen christlichen Gouverneur verwaltet werden, den die Pforte ernennt und der unmittelbar von ihr abhängig ist." Da niemand zweifeln konnte, welchen Gebrauch die Pforte von der ihr gegebenen freien Hand machen werde, so behielten sich die Vertreter von Frankreich, Oesterreich und Rußland die Zustimmung ihrer Regierungen vor. Ich fügte die Bedingung bei, daß der Statthalter nur auf drei Jahre ernannt werde, damit für den Fall der Ernennung eines Nichteingeborenen, derselbe nach dieser Zeit gewechselt, und zur Ernennung eines Eingeborenen geschritten werden könne. Diese Bedingung wurde allseitig angenommen. Für den Fall, daß die Absetzung innerhalb der drei Jahre nöthig werde, wurde bestimmt, daß dieselbe nur in Folge richterlichen Urtheils stattfinden könne, und schließlich gab Aali-Pascha auf meinen Antrag zu, daß drei Monate vor Ablauf der drei Jahre, die heute nur vertagte, nicht gelöste Frage zwischen der Pforte und den fünf Vertretern abermals als eine offene behandelt werde.

Die Cabinette gaben dem in der Conferenz vom 30. Mai gewählten Auskunftsmittel ihre Zustimmung. Am 6. Juni fand eine weitere Zusammenkunft mit Aali-Pascha statt, worin der Rang und Geschäftskreis des Statthalters und die Artikel 4 bis 16 nach eingehender Verhandlung festgestellt, der Artikel 3 aber auf eine nächste Sitzung verschoben wurde, da er Erweiterungen des Verwaltungsgebietes des Libanon vorschlug, über welche uns die nöthige Kenntniß fehlte, und die Aali-Pascha verwarf. Am 9. Juni, in einer Zusammenkunft sämmtlicher Vertreter und Aali-Pascha's bei mir, wurde diese schwierige Verhandlung völlig abgeschlossen. Der orthodoxe Bezirk des unteren Kura, mit Ausnahme eines nur von Muselmännern bewohnten Städtchens — so auch der christliche Theil von Sahel — wurden dem Verwaltungsgebiete des Libanon beigezählt, andere Anschlüsse, die dem Paschalik von Damask entzogen werden sollten, abgelehnt, den christlichen Bewohnern darin aber Ländereien am östlichen Abhange des Libanon zuerkannt.

Die Person, welche die Pforte zum Statthalter zu ernennen die Absicht hatte, war mir seit lange bekannt und von der kaiserlichen Regierung bei verschiedenen Gelegenheiten warm empfohlen. Es war Davoud-Effendi, ein Katholik aus Aleppo, ein fähiger, geschäftsgewandter Mann, der Landessprachen, so wie mehrerer europäischer kundig, den ich zur Zeit meiner Gesandtschaft in Berlin der türkischen als Rath beigegeben gekannt hatte, der dann General-Consul in Wien geworden war und die Verhandlung über die Navigationsacte geleitet, später als Director der

Digitized by Google

türkischen Staatstelegraphen die brauchbarsten Dienste geleistet hatte, ein Günstling Fuad-Paschas und des besten Rufes genießend. Alle Vertreter betrachteten diese Wahl als eine glückliche, die sich späterhin auch wirklich als eine solche herausgestellt hat. Die am 9. Juni von den fünf Vertretern und Aali-Pascha unterzeichnete Organisations-Acte des Libanon wurde als kaiserliches Hat hinausgegeben.

In diesen Tagen trat, nicht unerwartet aber nicht so nahe vorausgesetzt, ein Ereigniß ein, das in der Geschichte monarchischer Staaten nicht selten eine Epoche abschließt und eine neue öffnet. Man steht vor der Zukunft, wie vor der Bühne, wenn eben der Vorhang aufgezogen wird. Der Sultan Abd-ul-Medschid, kränkelnd seit einiger Zeit an Fieber und Magenleiden, starb in den Vormittagsstunden des 25. Juni. Sein Bett umstanden der Großvezir, der Kapudan-Pascha, Mehmed-Ali, der Seriasker, Riza-Pascha, und die Aerzte. Eine Stunde später begab sich Abd-ul-Aziz, der Bruder des Verstorbenen, nach dem alten Serail, wo ihn die Minister, die Großen des Reiches und unzähliges Volk erwarteten. Auf dem Thronstuhle sitzend, zu seiner Linken den Kapudan-Pascha (den Gemahl seiner Schwester Refige), empfing er die übliche Huldigung. Die Kanonen verkündigten der Hauptstadt den Thronwechsel. Die Truppen waren unter Waffen, die Flotte lag am kaiserlichen Palaste von Dolmabagdsche im Bospor hart am Ufer und hatte Springtaue aufgesetzt, die Breitseiten den Zugängen zugewendet. Begleitet nur vom Kapudan-Pascha, kehrte der Sultan zu Wasser nach dem Palast zurück. Nachmittags übernahmen die Minister und Großen die Leiche Abd-ul-Medschid's und brachten sie feierlich nach der Moschee Sultan Selim's, wo sie beigesetzt blieb bis die Grabstätte in Ejub bereit gestellt war.

Das war die Außenseite des Ereignisses; verborgen blieb zunächst was unter der Decke vorgegangen. Das Bestehen einer Partei, die Murad-Effendi, den 21jährigen Sohn des Sultans Abd-ul-Medschid auf den Thron bringen wollte, war nicht völlig Geheimniß geblieben; seit Längerem lief das Gerücht davon in türkischen und fränkischen Kreisen. Wer daran glaubte, bezeichnete den Seriasker Riza-Pascha als das Haupt dieser Partei und die französische Botschaft als die Stütze derselben. Die Vielen, denen diese Neuerung eine zu tiefgehende schien, um sie einem Manne wie Riza-Pascha zuzutrauen, glaubten doch, er könnte ihr ein williges Ohr geliehen haben. Abd-ul-Aziz, der Bruder des Sultans, der mehr darüber wußte, hatte schon mehrere Wochen vor dem Tode desselben Vorsichtsmaßregeln genommen; er aß nichts, als was ihm von seiner Mutter selbst bereitet und gebracht wurde, er machte sich unzugänglich und sah ohne Zeugen niemand als den Kapudan-Pascha, seinen Schwager, in den er aus richtiger Schätzung der Gesinnung desselben unbedingtes Zutrauen hatte. Auch verließ dieser den kranken Sultan fast nie, wohl weil er fürchtete, daß man demselben irgend einen Willensausspruch zu Gunsten Murad-Effendi's abnöthige. Die letzte Begegnung zwischen den beiden Brüdern (von verschiedenen Müttern), bald nach dem Kurban-Bairam, war durchaus nicht so herzlich gewesen, wie man verbreitete und der Kapudan-Pascha hatte Sorge getragen, daß dies im Volke bekannt wurde. Wenige Tage vor dem Tode Abd-ul-Medschid's, in einem Augenblicke als die Besorgnisse Abd-ul-Aziz' gestiegen sein mochten, erneuerten diesem Mehmed-Ali, Kyprißli-Pascha und andere Minister die Zusage ihrer Treue. Riza-Pascha, obwohl zu Gleichem aufgefordert, that es nicht, auch Savfetti-

Digitized by Google

Pascha entschuldigte sich. Es nahmen aber auch Ruschdi- und Aali-Pascha keinen Theil an diesem Schritte, da sie zu weit wohnten, um rechtzeitig davon verständigt zu werden.

Dem Prinzen Abd-ul-Aziz fiel nur die Nichtbetheiligung Riza-Pascha's auf, der ihm der wichtigste sein mußte, da die bewaffnete Macht in dessen Händen lag. Er ließ ihn deshalb zur Rede stellen und erhielt von Riza die Antwort: er habe den Schritt für unnöthig gehalten, da sich des Prinzen Nachfolge von selbst verstehe; diese Antwort befriedigte nicht, aber der Prinz verbarg diesen Eindruck und ließ an Riza-Pascha in wohlwollenden Worten seinen Dank aussprechen.

Als nun der Tod Abd-ul-Medschid's eingetreten, forderte der Kapudan-Pascha, in dessen Armen er verschieden war, die beiden Anwesenden, den Großvezir und Riza-Pascha, auf, ohne Verzug sich mit ihm zu Abd-ul-Aziz zu begeben, um diesem zu huldigen. Der Großvezir erklärte sich sogleich bereit hierzu, Riza-Pascha schwieg, aber er folgte. Als die drei vor das Gitter kamen, welches den Palast des Prinzen von dem des Sultans trennt, fanden sie es verschlossen; während des Rufens, damit geöffnet werde, erschien des Prinzen Mutter am Fenster und da sie Riza-Pascha unter den Dreien sah, frug sie unter Thränen und Schluchzen, ob sie kämen, ihren Sohn zu ermorden? Erst auf wiederholte Zusage des Kapudan-Pascha wurde das Gitter geöffnet. Sie traten ein, fanden den Prinzen bereits zum Empfangen der Huldigung gekleidet, huldigten ihm, und Mehmed-Ali forderte ihn auf, die Leiche seines Bruders zu besehen. Abdul-Aziz verweigerte dies mit der Aeußerung: es sei kein Augenblick zu verlieren, und befahl ihnen, ihn nach dem alten Serail zu begleiten. Sie stiegen mit ihm in das seit mehreren Tagen bereit gehaltene Boot und stießen ab. Die Mutter noch immer in Angst, sprach aus den Fenstern die fürchterlichsten Flüche über die Begleiter, wenn sie ihr den Sohn nicht wieder brächten. Dann fuhr sie ihnen nach und ließ ihren Sohn nicht aus den Augen bis er vor Jali-Köschk, am Eingangsthore zum Garten des alten Serails, ausstieg, eilte den Garten hinauf und wohnte der Huldigung bei.

In der im kaiserlichen Palaste, also unter den Augen des Seriaskers und Palastmarschalls Riza-Pascha, ausgefertigten, amtlichen Kundmachung des Thronwechsels an Volk und Reich war von den Secretären der Name des Nachfolgers offen gelassen; erst der Großvezir ließ in diesen Act den Namen Abd-ul-Aziz-Chan eintragen. Als während des Vorganges im alten Serail vor dem kaiserlichen Palaste am Bospor die Ulemas erschienen, um das Gebet über den neuen Herrscher zu sprechen, weigerten sie einzutreten, bevor ihnen der mit dem Sultan in den Palast zurückgekehrte Kapudan-Pascha nicht von dem Fenster aus zugerufen, daß sie nicht zu Murad-Effendi, sondern zu Abd-ul-Aziz geführt würden. Diese Scene war durch den Kapudan-Pascha eingeleitet worden. So hatte dieser auch an die, die Zugänge zum Palaste von der Landseite beherrschenden Kriegsschiffe die Weisung gegeben, im Falle Truppen dem Palaste sich näherten, sie zusammenzuschießen. Er wurde in der öffentlichen Meinung der Hauptstadt allgemein als der Mann betrachtet und gepriesen, dem das Reich den Uebergang des Thrones von Abd-ul-Medschid auf Abd-ul-Aziz verdanke.

Niemand glaubte, daß Riza-Pascha die Thronbesteigung Murad-Effendi's durchzuführen den Muth gehabt hätte, aber niemand zweifelte, daß er sie gewünscht und sich für Murad erklärt haben würde, hätte ein Anderer den gefahrvollen Theil des Werkes auf sich genommen.

Digitized by Google

Die erste Handlung des neuen Sultans war, daß er, und zwar schon am ersten Tage seiner Regierung, sämmtliche Frauen seines Bruders in einen abgelegenen Palast im Inneren des goldenen Hornes bringen ließ. Die zweite, daß er Riza-Pascha entfernte und durch Namik-Pascha ersetzte, einen tüchtigen, unterrichteten, der französischen Sprache völlig mächtigen, in mehreren Sendungen verwendeten Mann, der zur Zeit der Vorfälle in Djedda dort Gouverneur gewesen und deshalb sehr mit Unrecht an den europäischen Höfen verlästert worden war.

Der französische Botschafter war über den Fall Riza-Pascha's mißmuthig, ergab sich aber bald in denselben. Am 1. Juli wartete das diplomatische Corps, nach eingeholter Ermächtigung von den Höfen, dem neuen Sultan auf. Er machte mir den Eindruck eines verständigen Mannes, jünger als seine Jahre (er zählte 31), von sicherer Haltung und heiteren Gemüthes. In allen Klassen des Volkes war die Stimmung ihm günstig, die Minister nährten die Hoffnung leichteren Verständnisses und betrachteten sich einer Last enthoben. In den letzten Monaten war es ihnen kaum möglich gewesen, die Abneigung Abd-ul-Medschid's gegen alle Geschäfte zu überwinden. Er war eben krank, was seine wohlwollende Natur häufig unduldete. Mir war er persönlich ein Verlust, denn diese Natur hatte sich mir gegenüber nie verläugnet. Ich erinnere mich noch heute, da ich dieses schreibe, der zarten Rücksicht, mit welcher er, als ich ihm nach meinem mehrere Monate früher erlittenen Beinbruch, zum ersten male aufwartete, über die Formen wegspringend, nicht duldete, daß ich die Treppe zu seinen Empfangsgemächern hinaufstieg, sondern in das Erdgeschoß herab kam und mich da mit den Worten begrüßte: „Ihre Füße leiden und die meinen sind gesund, lassen Sie mich Ihnen entgegen kommen." — Aali-Pascha hob mir gegenüber, nach der ersten Aufwartung der Minister bei Abd-ul-Aziz, hervor, daß dessen Sprache eine einfache und natürliche gewesen, daß er keiner gekünstelten Redeweisen sich bedient habe, daß seine Haltung männlich sei, daß er ihn als die Bürgschaft einer günstigen Zukunft betrachte. Er las mir den Entwurf der üblichen Ansprache des Herrschers an das Volk, und als ich ihm einige Bemerkungen darüber machte, die er billigte, so nahm er nicht Anstand mir zu sagen, er werde den Sultan, obwohl dieser den Entwurf schon gebilligt habe, zu den angerathenen Aenderungen vermögen, was auch geschah. Diese bestanden in der Beifügung einiger Worte bezüglich der christlichen Unterthanen und in einer Erwähnung der Unabhängigkeit des Reiches, die ich, der Mächte wegen, für nützlich hielt. Diese Ansprache wurde von Einheimischen sowohl als Fremden beifällig aufgenommen.

Der Sultan verzichtete auch sogleich auf die Hälfte seiner auf 20 tausend Börsen monatlich festgestellten Civilliste. Er setzte die Zahl der Palastdiener von 750 auf 150 herab. Er behielt von den Pferden seines Vorgängers nur vier Bespannungen und 16 Reitpferde und gab die übrigen an die Artillerie ab. Er schränkte auch die Prinzen und die Frauen des Serails ein. Dem entlassenen Kriegsminister, Director der Artillerie, obersten Befehlshaber aller Reichsfestungen und Palastmarschall Riza-Pascha ließ er die Rechnungen abfordern. — — — — — — Von den Kaiserhöfen in Wien und Petersburg waren eigene Abgeordnete angelangt, um dem Sultan zur Thronbesteigung Glückwünsche zu bringen, aus Wien der Feldmarschallieutenant Graf Palffy, aus Petersburg der Generallieutenant Ignatieff, ein junger Mann von bereits erprobter Befähigung auf diplomatischem

Digitized by Google

Felde, dessen Ernennung zum Gesandten in Konstantinopel bereits damals in Aussicht gestellt wurde. — — — — — —

In die erste Hälfte des Juli fiel auch eine unenthüllt gebliebene Geschichte, welche für die Entschlossenheit der russischen Regierung zeugt, wo es sich um Interessen der orthodoxen Kirche, so oft dieselben mit denen Rußlands zusammenlaufen, handelt. — — — — Am Schlusse des Jahres 1860 waren viele Bulgaren zur römisch-katholischen Kirche übergetreten. — — — Die Bulgaren sind ein geschlossenes, ackerbauendes Volk, orthodoxen Glaubens, das in Ochrida und Tyrnowa lange seine eigene Kirche hatte, und welches sich zu befreunden, dem Patriarchate von Konstantinopel niemals gelang. Der griechische Klerus überwucherte nach und nach das ganze Land; das Land trug ihn, aber blieb ihm fremd; die Klagen des Landes beim Patriarchate blieben vergebliche, und so wuchs das Trachten der Bulgaren, vom Patriarchate sich abzulösen, heran, dem die russische Propaganda sowohl als das gleichzeitig gesteigerte Nationalgefühl die Richtung gaben nach dem Verlangen der Wiederherstellung einer abgesonderten, orthodoxen bulgarischen Kirche. Es gab aber unter den Bulgaren eine Minderzahl, welche — im Vorgefühl der Abhängigkeit, in welche die abgetrennte orthodoxe bulgarische Kirche von derjenigen von Moskau fallen würde — ihre Nationalität besser durch Anschluß an Rom geborgen dachte. 150 Bulgaren als Vertreter von 3000 in Rumelien seßhaften Familien nebst einigen bulgarischen Geistlichen und ein paar hundert ihrer in Konstantinopel wohnenden Landsleute unterzeichneten die Erklärung des Uebertritts zur römischen Kirche. Bald folgten dem Beispiele fast die Hälfte der bulgarischen Bevölkerung der Hauptstadt und über 150 Ortschaften im Inneren des Landes. — — — Die Pforte, kraft der im Reichsgesetze begründeten Freiberechtigung jeder Religion und der unbeirrten Ausübung jedes Kultes, gestattete ihnen die Bildung einer eigenen Kirchengemeinde mit gleichen Rechten wie alle übrigen christlichen Gemeinden. Es wurde ihnen vom katholisch-armenischen Primas, Monsignor Hassun, eine Kirche in Galata zugewiesen, die sie sogleich unter zahreichem Zudrange eröffneten, wobei das Gebet für Papst und Sultan gesprochen wurde. — Es lag damals vielleicht nur an Rom und an den katholischen Mächten, die gesammte Bulgarei in eine römische Kirchenprovinz, was sie einst und wiederholt war, wieder zu verwandeln. — Das Nöthigste schien für den Augenblick, den unirten Bulgaren einen Bischof zu geben. — — — Gegen diese Bewegung einigten sich alsbald die russische Gesandtschaft und das Patriarchat. Als eine der russischen Propaganda entgegen wirkende Strömung mußte dieselbe auf meine Hülfe zählen können.

Die russische Gesandtschaft war mit Thätigkeit und mit ausreichenden Mitteln der Neigung der Bulgaren zum Anschlusse an die römische Kirche entgegengetreten; sie vermochte das Patriarchat zu zeitgemäßer Nachgiebigkeit, befestigte durch Geldspenden die Schwankenden und nützte unter den Uebergetretenen die Leidenschaften aus. Die zur römischen Kirche Geneigten oder bereits Uebergetretenen wandten sich sowohl an den französischen Botschafter als an mich. Wir konnten ihnen, wie bereits erwähnt, Dank der Pforte, volle Freiheit in Ausübung des katholischen Gottesdienstes zusichern, die römisch-unirte bulgarische Gemeinde anerkennen machen, sie mit Büchern und Priestern unterstützen. Mehr konnten wir aber nicht. Die Gründung und Ausrüstung unirter bulgarischer Kirchen und Schulen verlangten

Digitized by Google

Summen, die wir keine Aussicht hatten von unseren Regierungen zu erhalten. In anderer Lage war unser russischer College.

Die unirte Gemeinde hatte einstweilen einen bulgarischen Priester, den sein hohes Alter ehrwürdig machte, nach Rom gesendet, um dort die Weihe als Bischof zu empfangen. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, machte derselbe den Pforten-ministern und den Vertretern der Mächte Besuche und wurde mit der seiner Würde schuldigen Rücksicht empfangen. Er fand den russischen Gesandten Fürsten Lobanoff, den gleichfalls zu besuchen ein bulgarischer Priester ihn bestimmt hatte, nicht, wohl aber eine Einladung desselben nach dem russischen Landhause in Bujukdere, wo er ihn empfangen werde. Dort angekommen, in Begleitung eben dieses Priesters, verweilte er zu längerer Unterredung bei dem Gesandten, begab sich, freiwillig oder nicht, auf das vor dem russischen Landhause geankerte russische Stationsschiff, das einst-weilen geheizt hatte, und wurde von demselben nach der Mündung des Schwarzen Meeres gebracht. Das Stationsschiff kehrte ohne den Bischof zurück. Es verbreitete sich das Gerücht gewaltsamer Entführung. Bald darauf meldeten Briefe aus Odessa, daß der Bischof auf dem russischen Postschiffe dort angelangt sei und bei angesehenen Griechen untergebracht war. Er war von dem Stationsdampfer auf den am Aus-gange in's Schwarze Meer wartenden Postdampfer überschifft worden, ob freiwillig ob gezwungen ist nie bekannt worden.

Kurz darauf verließ uns Graf Lavalette. Er konnte die Beruhigung mit sich nehmen, daß die begonnene Prüfung der Rechnungen Riza-Pascha's, dessen ver-trauter Verkehr mit der französischen Botschaft zur Zeit des Herrn v. Thouvenel und späterhin allgemein bekannt war, niedergeschlagen wurde. Auch ich verließ zugleich mit Grafen Palffy für ein paar Monate meinen Posten und ging nach Wien und Gastein.

— — — Während meiner Abwesenheit wurde die syrische Angelegenheit ihrem Abschlusse zugeführt. Als ich im October nach Konstantinopel zurückkehrte, hielt nur noch die Entschädigungsfrage die Commission in Beirut in Thätigkeit. Mit Mühe hatte Fuad Pascha erzielt, daß man Unterschied mache zwischen schuld-losen Opfern des Krieges und denen, die dessen Folgen auf sich luden, indem sie die Waffen in die Hand nahmen. Parteikämpfe zwischen Jussuf Karam und den Schehabs drohten einen Brand zu entzünden. Fuad Pascha und die Commission unterstützten den Statthalter Davoud Pascha, der Jussuf Karam entschlossen ent-gegen trat und ihn aus dem Lande wies. Das französische Geschwader verließ endlich am 17. November die Rhede von Beirut. Der Sultan stellte Fuad Pascha anheim, nach Konstantinopel zurückzukehren, und ernannte ihn — auf Antrag Aali Paschas — wenige Tage darauf zum Großvezir, während Aali Pascha das Ministerium des Aeußeren übernahm.

Fuad Pascha langte am 20. Dezember in der Hauptstadt an. Syrien hatte ihn mit Bedauern gehen sehen. Seine Befähigung und politische Gewandtheit, seine Arbeitskraft und sein entschlossener, unermüdlicher Eifer hatten das Land wie mit einem heilenden Zauberschlage berührt. Was man für unmöglich gehalten hatte, schien ihm leicht geworden zu sein.

Digitized by Google

Rundschau über das nationale Leben.

Die Stellung der höheren Gesellschaftsklassen zur socialen Frage.

Von

Dr. Schulze-Delitzsch.

Immer dringender fordert die socialistische Agitation Alle dazu auf, ihr gegenüber Stellung zu nehmen, und so mag es wohl am Platze sein, auch in diesen Blättern den Stand der Dinge in einigen Hauptzügen vorzuführen und auf das Verhalten hinzudeuten, welches dadurch namentlich den gebildeten und besitzenden Klassen auferlegt wird.

Daß die Bewegung, mit der wir es zu thun haben, in sehr frühe Geschichtsepochen zurückgreift, ist bekannt, wenn auch die Gruppirung wie die Losungen der Betheiligten im Laufe der Jahrhunderte gewechselt haben. Von jeher hat es eine vorzugsweise mit Bildung und materiellen Mitteln ausgestattete Klasse gegeben, welche als bestimmende Macht die gesellschaftlichen Verhältnisse ordnete und den herrschenden Einfluß in Politik und Wirthschaft über die andern übte. Eben so regelmäßig tritt dann dem Festhalten einer solchen bevorzugten Stellung das Rütteln an deren Schranken, das Eindrängen in die exclusiven Kreise Seitens der untern Schichten entgegen, sobald die Stadien der Kindheit im Völkerleben überwunden werden, und diese Emancipationsstrebungen sind es, welche bald im Wege allmäliger Reform, bald in harten Kämpfen den Inhalt der socialen Bewegung ausmachen.

Schon diese Wahrnehmung führt dahin, daß wir in ihr nichts Willkürliches, nichts durch künstliche Agitation Hervorgerufenes vor uns haben, was sich ebenso beliebig wieder abstellen läßt. Vielmehr ist das Eintreten der untern Klassen für die Hebung ihrer wirthschaftlichen Lage und gesellschaftlichen Stellung das Ergebniß des gesammten Culturfortschritts und könnte nur mit diesem selbst beseitigt werden. Dies zeigt sich wieder bei der gegenwärtigen großen Arbeiterbewegung auf das Entschiedenste. Kraft des der Cultur innewohnenden Entwicklungsgesetzes hat die intensive Erstarkung derselben ihr inneres Wachsthum an Kenntnissen und Erfahrungen, stets ihre äußere Ausdehnung, ihre größere Verbreitung zur Folge. So ergreift sie von gewissen engbegrenzten Centren aus

Digitized by Google

immer weitere Bevölkerungsschichten; so theilen sich aus den anfangs streng abgeschlossenen Kreisen der Geweihten Wissen und Gesittung immer mehr den Massen mit. Welch ungeheurer Abstand zwischen sonst und jetzt: wie sind die ersten schwachen Quellen aus den geheimen Priesterschulen des Alterthums im Laufe der Zeit zu der gewaltigen Strömung angewachsen, welche die Bewegung gegenwärtig bei allen civilisirten Nationen hervorgerufen hat! Nicht befriedigt mit den auf politischem, auf dem Rechtsgebiete erlangten Concessionen, beginnt sie ihre Forderungen auf die thatsächlichen Unterlagen der Zustände zu richten, und immer bewußter fassen die Betheiligten den Ausgleich ihrer äußeren Lebenslage mit ihrer menschlichen Lebensbestimmung in das Auge.

Hat aber der höhere Culturzustand die höheren Forderungen hervorgerufen, so rückt er uns auch die Möglichkeit, ihnen zu genügen, näher. Unaufhaltsam geht damit die Erleichterung der materiellen Daseinsbedingungen Hand in Hand. Die großen geistigen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte, die Entdeckungen und Erfindungen, welche die Stoffe und Kräfte der Natur immer mehr zu unsrer Verfügung stellen, machen die menschliche Arbeit zur Beschaffung unsrer Existenzmittel leichter und productiver. So wird die Herstellung des Gesammtbedarfs an materiellen Bedürfnissen immer reichlicher, mit immer geringerer Mühe und geringerem Aufwande an Zeit bewirkt. Die rohsten und aufreibendsten Verrichtungen, die bis dahin, Körper und Geist abstumpfend, den Arbeiter in der Ausbildung seiner geistigen Anlagen hemmten, werden ihm mehr und mehr abgenommen und den Naturkräften zugewiesen. Demgemäß wird eine Summe menschlicher Thätigkeiten, welche bisher im Dienst der gemeinen Nothdurft gebunden war, frei und kann sich höheren Strebungen zuwenden. Und daß dies geschieht, daß die günstige materielle Bilanz vollständig zu diesem Zweck ausgenutzt, daß in die durch jene Möglichkeit eröffneten Bahnen entschieden eingelenkt werde: das kann man allen Betheiligten, nach Oben wie nach Unten, nicht genug an das Herz legen.

Damit kommen wir von der Berechtigung der Bewegung auf die Verpflichtungen, welche sie nach allen Seiten hin auferlegt und gewinnen zugleich den Anhalt, wo und wie in dieselbe einzugreifen ist, um ihr den für alle Theile befriedigenden Verlauf zu sichern. Soll dieselbe als Ausfluß des allgemeinen Culturfortschritts gelten, worin wir ihre Berechtigung fanden, so dürfen die Mittel, die man dabei anwendet, der Weg, den man darin einschlägt, nicht gegen die **Culturbedingungen** überhaupt verstoßen, oder die Bewegung verleugnet sich selbst, gelangt niemals zu ihrem Ziel, der Vervollkommnung menschlicher Zustände auf allen Daseinsgebieten. Nun weisen uns alle dahin gerichteten Strebungen auf die beiden von der Natur selbst gegebenen, einander polarisch gegenüberstehenden Lebenselemente des Menschenwesens hin: auf die Individualität, das Fürsichsein eines Jeden einerseits, und den Zusammenschluß, das Einstehen Aller für einander in der Gesellschaft. Das Einzelleben — mit seiner Besonderheit im Wollen und Können — und das Gesellschaftsleben — mit seiner Ordnung der Gesammtbeziehungen Aller zu einander — sie bedingen einander, sind aufeinander angewiesen, keines kann ohne das andere irgend zur Entfaltung gelangen. Sind die Menschen so geartet, daß der Einzelne in völliger

Digitized by Google

Isolirung, ohne die unerläßlichen Wechselbeziehungen zu Wesen seiner Gattung kläglich verkommen müßte: so ist wiederum an die individuellen Zustände der Einzelnen mit Nothwendigkeit auch die gedeihliche Gestaltung des Ganzen, des Gesammtlebens geknüpft. Die Antriebe und Kräfte, welche hierzu in Wirkung treten müssen, durch welche sich Alles schließlich vollzieht, sind von der Natur in die Einzelnen gelegt. Einsicht und Thatkraft, sittliche und intellectuelle Tüchtigkeit mit allen hier zur Geltung kommenden Eigenschaften, muß ein Jeder in und mit sich selbst fertig bringen, dazu gehört die consequente eigene Thätigkeit, die keiner dem Andern abnehmen kann. Und wie nur dieses selbstthätige Eintreten das Emporkommen der Einzelnen bedingt, so führt es auch allein zur Entwicklung des Gesammtlebens, insbesondere zu der erstrebten Hebung ganzer großer Bevölkerungsschichten, die ja aus diesen Einzelnen bestehen, nur in ihnen zur Erscheinung kommen. Nach alledem ergiebt sich als Resultat unsrer Betrachtungen die Forderung

a) daß das Streben der Einzelnen niemals in Auswüchsen sich verlieren darf, welche mit der Möglichkeit der gesunden Gestaltung gesellschaftlicher Zustände für Alle unverträglich sind;

b) daß aber ebensowenig die Gesellschafts-Ordnung den Grundbedingungen der individuellen Entwicklung erschwerend für irgend einen Theil der Bevölkerung zu nahe treten darf.

Eine Abirrung nach einer der beiden Seiten dieses in der Menschennatur selbst begründeten Gesetzes, in welchem wir zugleich das Gesetz der geschichtlichen Entwicklung erblicken, zieht früher oder später schlimme Folgen nach sich, hemmt den Ausbau der Institutionen im öffentlichen wie im Privatleben, die Festigung erträglicher Zustände für Alle und führt mit Sicherheit zum endlichen Bruch.

Und damit ist der Weg gezeigt, welchen unsere Einwirkung in der socialen Frage innezuhalten hat. Förderung aller auf Ausbildung der Einzelnen, auf ihr Emporkommen durch eigene Tüchtigkeit gerichteten Bestrebungen — darum muß es Allen zu thun sein, die es ehrlich mit der Sache meinen! Dahin müssen, so gut wie die gebildeten Stände, aber auch die Arbeiter selbst alle ihre Bestrebungen richten, soll ihnen wirklich geholfen werden. Wohl müssen wir die Forderungen der Arbeiter an die Gesellschaft als vollberechtigt anerkennen, soweit sie dahin gehen: daß jene innere Arbeit soviel als möglich erleichtert, jene Bedingungen des Emporkommens allen Schichten des Volkes mehr wie bisher zugängig gemacht werden, daß man ihnen förderſamſt dabei entgegen komme.

Aber nur für diese Erleichterung, diese Förderung in den darauf gerichteten Bestrebungen, für die Entwicklungs-**Möglichkeit** — wodurch den einzelnen die Gestaltung ihrer Existenz in die Hände gelegt wird — niemals für die Existenz selbst, als das Entwicklungs-**Resultat**, kann von der Gesellschaft die Gewähr gefordert werden. Vielmehr muß die Gestaltung der Existenz davon abhängig bleiben, wie jene den Leuten gebotene Möglichkeit von ihnen genutzt wird. Das Letztere also, die Ausnutzung der gebotenen Möglichkeit ist die Forderung, welche die Arbeiter an sich selbst richten müssen. Denn das ist nicht zu ändern: Nur soweit eine Klasse sich bei den civilisatorischen Bestrebungen

Digitized by Google

selbst bethätigt, ihnen in der eigenen Haltung gerecht wird, erntet sie von deren Früchten ihr Theil.

Was daher auch für Versuchungen an die Arbeiter herantreten, um sie hiervon abzuziehen, niemals dürfen sie ihnen Gehör geben, wollen sie jemals zum Ziele gelangen, indem sie sich sonst in Gegensatz zu den natürlichen Gesetzen auf diesem Gebiete bringen. Besonders gilt dies von den Weltverbesserungsplänen der Socialisten, welche von der Annahme ausgehn: daß die arbeitenden Klassen nicht im Stande seien, durch eigene Thätigkeit emporzukommen und deshalb die Hilfe und Mittel des Staates in Anspruch nehmen müßten. Zu diesem Zweck macht man den Staat zum allgemeinen wirthschaftlichen Unternehmer, schiebt ihm die Garantie der Existenz jedes Einzelnen zu, legt ihm die Regelung der Thätigkeit, wie des Bedürfnisses Aller auf. Mit dieser Aufhebung der Verantwortlichkeit für die Folgen unsres Thuns und Lassens wird das natürliche Verhältniß des Einzellebens zum Gesammtleben, das Ineinandergreifen beider, worin wir allein die Möglichkeit gedeihlicher Gestaltung beider erblickten, verschoben. Fanden wir doch in der Förderung der individuellen Entwicklung die Grundbedingung gesunder gesellschaftlicher Zustände, welche ohne die volle Verantwortlichkeit für Thun und Lassen aller Betheiligten undenkbar sind. Freilich haben diese socialistisch-communistischen Lockungen zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Erfolg gehabt. Es ist gar zu bequem, die Verbesserung seiner Lage anderen aufzubürden, und je mehr Hindernisse und Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, desto mehr verfangen jene Lockungen. Was aber dabei herauskommt, wenn derartige Strömungen für den Augenblick im öffentlichen Leben überwiegen, zeigen wiederholt die neusten Erfahrungen. Anstatt damit zum Ziele zu gelangen, wurden die Arbeiter nur davon verschlagen, das bis dahin Erreichte durch den allgemeinen Bruch mit verschlungen und die Abhilfe weiter wie ja in die Ferne gerückt.

Indessen sind diese Erfahrungen nicht ohne gute Folgen in den betheiligten Kreisen geblieben. Wo man immer die Frage praktisch in die Hände nahm, finden wir noch immer die Mehrheit der Arbeiter der gesunden Richtung der Selbsthilfe, dem Emporarbeiten durch eigne Kraft nicht entfremdet. Nur thut hier bei der gesteigerten Rührigkeit der socialdemokratischen Partei ein allgemeineres Eintreten der gebildeten Stände Noth. Nicht zum kleinen Theil trägt die Lässigkeit hierin die Schuld, wenn vielfache Erfolge jener Agitationen erreicht sind, weil man es unterlassen hat, den Strebungen der tüchtigeren Arbeiterkreise ermunternd entgegen zu kommen. Wirklich können die höheren Stände im Allgemeinen den Vorwurf langer Säumniß, mannigfacher Mißgriffe und Verschuldung hierbei nicht von sich abweisen. Kaum einige Jahrzehnte sind verflossen, seit man sich bei uns überhaupt erst aus der Gleichgültigkeit aufraffte, mit der man bis dahin den Dingen ihren Lauf ließ. Und noch jetzt sind es nur vereinzelte Kreise, die in den Bestrebungen auf diesem Felde eine planmäßige Thätigkeit entwickeln. Leider ist man an vielen ganz besonders einflußreichen Stellen neuerlich nur zu sehr geneigt, die ganze Angelegenheit der Staatsgewalt zuzuschieben, die sie mit Aufgebot ihrer äußeren Machtmittel unterdrücken soll. Als ob sich eine Strömung aus so unversieglichem Quell auf die Dauer gewaltsam zurückdrängen, mit ihr der geschichtliche Fortschritt selbst sich sistiren ließe! — Wohl mag man so einzelne

Digitized by Google

Zuckungen, einzelne Excesse niederschlagen: aber werden dabei nicht die andern inneren Mittel, die wir andeuteten, zugleich mit angewendet, so greift die Gährung in der Tiefe um sich und gebiert immer neue Ausbrüche, bis die angewendeten Machtmittel am Ende versagen. Möchten doch alle zu der Einsicht gelangen, daß man sich zu Concessionen entschließen, eine Stellung zu der Bewegung einnehmen muß, welche den humanen Forderungen, den Aufgaben der Zeit entspricht. Schon beginnt sie die Fundamente der Gesellschaft zu unterwühlen, während sie, in die rechten Bahnen geleitet, denselben neue kräftige Stützen bereiten könnte. Wem in aller Welt muß aber an dem Halt der gesellschaftlichen Ordnung mehr gelegen sein, als den gebildeten und besitzenden Klassen; für wen steht bei deren Untergrabung mehr auf dem Spiele? — Schon das beschränkteste Sonderinteresse müßte daher zu Zugeständnissen, zu Mühen und Opfern jeder Art sie bereit machen, um die Bewegung des bedrohlichen Charakters zu entkleiden. Wie nichtig erscheinen dagegen die Einwände, mit denen man dies nicht selten ablehnt. Da werden die Maßlosigkeit der Forderungen, das rohe Auftreten, die verwerflichen Ziele — wie dies alles ja leider häufig genug vorkommt — zum Vorwand genommen, um jede Mitwirkung an Bestrebungen abzulehnen, welche ja grade das Umsichgreifen dieser Richtung zu verhüten bestimmt sind! Aber wenn auch ein Theil der Betheiligten in solches wüste Treiben verstrickt ist, so bedenke man die Zustände, in denen dieselben meist ohne Wahl bisher zurückgehalten waren: die intellectuelle und physische Verkümmerung, in der so viele aufgewachsen sind, die Noth endlich, welche abenteuerliche Projecte so leicht zugänglich macht. Wird nun gar in manchen Fällen die Ungunst dieser Verhältnisse von Oben aus eigensüchtigen Motiven noch verschärft — wer mag da über die Ernte von Unvernunft und Böswilligkeit sich beschweren, die aus solcher Saat emporwuchert? — Im Gegentheil muß man über den unverwüstlichen Kern in der Menschenbrust erstaunen, der unter dem Wust überall noch so viele gesunde Keime hervorsprießen läßt, die nur der Pflege bedürfen zu gedeihlicher Entfaltung! Wie manches Mal daher auch der beste Wille verkannt, die Hilfe erschwert, Opfer und Mühe mit Undank belohnt werden: es entbindet die Günstigergestellten nicht von der bez. Thätigkeit, die, im rechten Geiste und mit den rechten Mitteln geübt, niemals ohne alle Frucht bleibt. Gebietet dies doch, außer dem eigenen wohlverstandenen Interesse, eine heilige Pflicht, die auf den höheren Ständen lastet. Was die Gesellschaft den gedrückten Klassen schuldet — sie schuldet es hinwiederum der Gesellschaft! Die Zustände, zu welchen jene sich mühsam emporringen müssen, für die sie mit Mühen und Entbehrungen jeder Art den Preis zahlen, sind den Angehörigen der höheren Stände ohne solche Opfer und Mühe meist von vorn herein gesichert. Für diese Gunst der Lage ist nun die von ihnen geforderte Mitwirkung eben der Einsatz, womit sie aufkommen müssen, um die Gesellschaft in den Stand zu setzen, den unteren Schichten gerecht zu werden und so den endlichen Bankerott zu vermeiden! — Darum helfe Jeder hier, dem die Mittel gegeben sind, es ist Zeit, die alte Schuld wett zu machen; das Wohl des Ganzen, das Wohl und Wehe jedes Einzelnen von uns wird davon berührt! Prägen sich doch Alle ein: Nicht durch hartnäckiges Festhalten an veralteten Institutionen, sondern durch das bereite Eingehen auf zeitgemäßige Reformen; nicht durch kastenmäßiges

Digitized by Google

Abschließen, sondern durch die stetige Verjüngung der eigenen Reihen aus den aufstrebenden Elementen; nicht durch die Beanspruchung eines größeren Maßes von Rechten, sondern durch die freiwillige Uebernahme eines größern Maßes von Pflichten, im vollen Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit ihrer socialen Lage, vermögen die günstig situirten Klassen sich in ihrer Stellung zu behaupten. In dem Augenblicke aber, wo sie dieselbe mit dem Gemeinwohl in Widerspruch bringen, verliert sie mit der inneren Berechtigung den äußeren Halt.

Dies der Standpunkt, welchen die höhern Stände zur socialen Bewegung einzunehmen haben. Außer dem, was wir aus dem Wesen der Sache dafür anführten, wird dies noch besonders durch die Erfolge bestätigt, welche bereits durch solches redliche Zusammenwirken erreicht sind. Willig wurde von den Arbeitern die Hand ergiffen, die man ihnen bot und unter schwierigen Umständen nahm man die Aufgabe, sich durch eigene Kraft emporzuhelfen, nach den verschiedensten Seiten hin in Angriff. Materielle und intellectuelle Ziele, wirthschaftliche und humane Zwecke, sie fanden in Tausenden jener Vereine ihre Stützen, in welchen wir die eigentlichen Werkstätten der großen nationalen Arbeit zu suchen haben, welche Noth thut! Das Eintreten, die Förderung solcher Vereine legen wir daher Allen an das Herz, denen es Ernst um die Sache ist. Nicht mit der Aufhilfe Einzelner, sondern mit Aufbesserung der Zustände größerer Gruppen gilt es, vorzugehn, wie dies nur auf solche Weise in das Werk zu setzen ist, wo selbst der Schein des Almosens vor der Schule der Selbsthilfe zurücktritt. Verdankt die socialistische Agitation dem festen Zusammenschluß der Partei ihre Erfolge, so ist dieses Mittel auch zu ihrer Bekämpfung unentbehrlich. In den Kreisen der Betheiligten selbst gilt es, Macht gegen Macht aufzustellen, und was da bereits durch verständige Organisation geleistet ist, darüber bleiben specielle Mittheilungen aus den verschiedenen Gebieten solcher Gesellschaften vorbehalten. Besonders wohlthätig erweist sich dabei die persönliche Berührung zwischen Angehörigen der verschiedenen Klassen, wie sie das gemeinsame Eintreten für gemeinsame Interessen hervorruft. Da schwindet allmälig die geflissentlich zum Klassenhaß gesteigerte Entfremdung, man tritt sich menschlich näher und aus der Befriedigung über das Erreichte keimt gegenseitiges Vertrauen, welches sich bald auch auf andere Beziehungen, als die aus den Vereinszwecken unmittelbar entspringenden überträgt.

Und so schließe ich denn mit einem allgemeinen Appell für das Vereinswesen, in allen seinen Verzweigungen, in welchem ich einen hochbedeutenden Zug unsrer Zeit erblicke. Organisirt doch mittelst desselben die moderne Gesellschaft ihre unwiderstehliche Initiative, um in alle die Daseinsgebiete einzugreifen, in welche der Staat mit seinen äußerlichen Machtmitteln nicht reicht. Nur durch das gemeinsame Erfassen der hier einschlagenden Aufgaben in freier Selbstbethätigung gelangen wir allmälig dahin, unsere politischen und wirthschaftlichen Institutionen mehr und mehr dem Geiste und den Bedürfnissen der Nation gemäß zu gestalten. Daher auf, zum Eintritt in diese geistige Landwehr wie sie zum innern Ausbau unseres nationalen Staatswesens nicht entbehrt werden kann!

Digitized by Google

Spiritismus in Deutschland.

Von
J. B. Meyer.
Bonn.

Der Glaube an den Spiritismus, der in Nordamerika, England und Rußland schon lange viele und eifrige Anhänger gefunden hatte, blieb bis vor Kurzem in Deutschland auf kleinere Kreise von Liebhabern beschränkt. In Wien beschäftigten sich einige Kreise der hohen Gesellschaft mit der Welt der Geister, in Leipzig gab es eine kleine aber eifrige Gemeinde, in Potsdam hatte auch ein Balletmeister a. D. tanzende Geisterzirkel arrangirt und auch sonst wo saßen wohl noch einige philosophische Freunde der Sache. Im Ganzen und Großen aber wußte man in Deutschland nicht viel von Spirits, und wollte auch nicht viel von ihnen wissen. Einerseits solle merkwürdiger Weise Deutschland sich unfruchtbar erweisen für die Produktion von Medien, die Geister citiren konnten und andererseits sollte der kritische Sinn und die feste wissenschaftliche Durchbildung der Gelehrten das Aufkommen dieses allerneuesten Aberglaubens hindern.

Das ist nun Alles anders geworden, seitdem das kräftige Medium Slade 1877 nach Deutschland kam. In Berlin freilich hatte er nicht viel Glück, aber besser erging es ihm in Leipzig. Hier ließ sich bekanntlich Prof. Zöllner im November und December 1877 und wiederum im Mai 1878 auf eingehende Experimente mit ihm ein, zum Theil in Gegenwart anderer gelehrten Collegen. Zöllner überzeugte sich dabei von der Wahrheit des Spiritismus und vertheidigte denselben seitdem mit Leidenschaft in seinen von Jahr zu Jahr anschwellenden „wissenschaftlichen Abhandlungen" gegen alle Gegner und Zweifler. Wie gefahrvoll es ist, ihm zu widersprechen oder auch nur Bedenken gegen ihn zu äußern, das hat neuerdings sein College der Professor Wundt erfahren müssen, der sich, durch Professor Ulrici provozirt, herbeiließ anzudeuten, daß er nach seiner Theilnahme an einer Sitzung, Slade's spiritistische Leistungen doch nur für gut ausgeführte Taschenspieler-Kunststücke halten möchte, im Uebrigen aber sich erlaubte, die aus den an sich unbedeutenden Beobachtungen gezogenen philosophischen Folgerungen über die Geisterwelt und ihr Hineinragen in die unsrige für höchst bedenklich und wenig angemessen zu halten. Zöllner machte seinem Collegen darauf zunächst bemerkbar, daß er eigentlich nur auf seinen Betrieb Professor der Philosophie in Leipzig geworden sei, weil er, Zöllner, geglaubt habe, in ihm einen Philosophen zu finden, der auf Beobachtung Etwas gäbe; nun sich zeige, daß er das nicht thue, müsse er eigentlich seine Professur niederlegen. Aber nicht nur das, er drohte ihm auch mit einem Criminalprozeß seitens Slade's wegen Betrugs-Verleumdung, in Folge dessen Wundt nach seiner Verurtheilung dann sicherlich auch aus der anständigen Gesellschaft Leipzig's ausgeschlossen sein werde. Schlimme Aussichten für den Collegen, den er bisher als seinen Freund betrachtete, und mit dem er, nach seinem Bericht in den wissenschaftlichen Abhandlungen Bd. III. S. 5, noch im vorigen Winter vor dem ominösen Schreiben desselben harmlos und herzlich über die Behandlung von Zahnschmerzen sich unterhalten hat.

Digitized by Google

Inzwischen hat das beherzte Auftreten eines in der Wissenschaft so hoch stehenden Mannes wie Zöllner's für den Spiritismus auch manche andere Forscher und Laien stutzig gemacht. Der schon in den siebenziger Jahren stehende Philosoph Ulrici hat dies offen ausgesprochen und ist eben darüber in Collision mit Wundt gerathen, auch der leider jüngst so früh verstorbene Huber hat sich in einem in Nord und Süd nach seinem Tode abgedruckten Aufsatz über moderne Magie so zweifelhaft ausgesprochen, daß man nicht recht weiß, wie viel er von dem Spiritismus glauben mochte und wie viel nicht. Selbst Theologen wie Zöckler und Luthardt haben den Gegenstand berührt. Natürlich sind sie höchst erfreut, daß ein namhafter Naturforscher wie Zöllner gegen den herrschenden Materialismus der blos mechanischen Weltanschauung zu Gunsten des Geistes und der Geisterwelt auftritt, aber so recht geheuer will ihnen der lebhafte Verkehr mit den letzteren doch nicht erscheinen. Sein College Luthardt schrieb ihm daher, was wir auf der Erde von ihr zu erforschen wünschten, erführen wir durch den Gebrauch unserer Sinne und unseres Verstandes, was uns über die unsinnliche Welt zu wissen gut sei, erführen wir aus der göttlichen Offenbarung. Von der Geisterwelt durch Geister mehr zu erkunden, sei trügerisch, denn diese Geister ständen mit einem dunkeln Reich dämonischer Wesen in Verbindung, mit denen zu verkehren einem Christen nicht verstattet sei. Zöllner erwiderte auf diesen geistlichen Zuspruch seines Collegen, daß ihm keine Stelle aus der Bibel bekannt sei, welche den Verkehr mit moralisch höher stehenden Intelligenzen verböte, ferner beruft sich Zöllner gegen den Theologen Luthardt auf den verstorbenen Theologen Oettinger, der über den Verkehr mit Geistern seine Meinung getheilt habe und meint, da wir Protestanten keinen unfehlbaren Papst besäßen, der den Streit zweier Theologen nach kirchlicher Norm entscheiden könne, so dürfe nun ein Jeder nach seiner Façon mit den guten Geistern, den moralisch höheren Intelligenzen verkehren. Seinen Collegen Wundt aber, der gewagt hatte zu behaupten, die Schieferschriften der Geister gehörten durchgängig dem Gebiete des höheren oder niederen Blödsinns an, kanzelt der erzürnte Hohepriester der neuen Geisterweisheit mit heiligem Eifer gehörig ab, indem er ihn daran erinnert, daß auf einer Schiefertafel französisch die hohen Worte standen: „Die Gnade sei mit Euch, die Ihr in Jesu Christo seid — Amen!" Ja, er droht seinem Collegen sogar mit dem § 166 des „Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich," der Gotteslästerung bis zu drei Jahren bestraft, denn solchen heiligen Satz wie jenen höheren Blödsinn zu nennen, das sei doch offenbar Gotteslästerung.

Gefährlich also ist es unzweifelhaft den Zorn Zöllner's durch Einsprache und Widerspruch auf sich herauf zu beschwören, die Criminaljustiz droht hinten und vorn. Wenn ich nun dennoch verblendet in mein Verderben renne, so möchte ich Zöllner gleich im Voraus bitten, auch bei mir den Fall anzunehmen, dessen Annahme er für die einzige Rettung Wundt's vor dem Richterspruch gelten lassen möchte, den Fall nämlich, wir seien unbewußt Medien, welche Geister anziehen, die sich trotz ihrer höheren Moral den dummen Scherz mit uns erlauben, unser Urtheil nachtheilig zu beeinflussen und uns in den Abgrund des eitelsten und gewissenlosesten Unglaubens zu stürzen. Ich würde jedenfalls seiner Zeit vor Gericht diesen Entschuldigungsgrund geltend machen, wenn anders es mir nicht gelingen sollte, mit vernünftigen Gründen klar zu machen, warum ich bis dato selbst der Fürsprache

Digitized by Google

Zöllner's für den Spiritismus den Glauben versagen und mit Wundt und anderen besonnenen Menschen annehmen muß, daß es sich beim Spiritismus um ein seltsames Gemisch von Täuschung und Selbsttäuschung handelt.

Die weite Ausdehnung, welche diese Täuschung angenommen hat, macht dieselbe jedenfalls zu einer psychologisch und culturhistorisch interessanten Thatsache, die aus diesem Interesse genau zu verfolgen gewiß der Mühe werth sein muß. Auch würde mir die Betheiligung unbefangener, kritischer Geister an streng wissenschaftlichen Prüfungen spiritistischer Kraftwirkungen in größerem Umfang als bisher geschehen sehr wünschenswerth erscheinen, falls sich alle Bedingungen einer solchen Prüfung herstellen lassen. Es läßt sich zwar begreifen, daß eben solche Geister angesichts der schon oft angestellten Prüfungen ähnlicher Wunderdinge nicht viel Neigung haben, Kraft und Zeit zu solcher Prüfung herzugeben, sondern vielmehr geneigt sind, auch die Wunder des Spiritismus für Schwindel und den Glauben an sie für eine Zeitkrankheit zu halten, die man ihrem natürlichen Lauf und Ablauf überlassen müsse; aber ich meine doch, so wenig man jetzt unterläßt, gegen physische Epidemien schützende Vorkehrungen zu treffen, ebenso wenig sollte man gleichgültig gegen die Zunahme geistiger Epidemien sein. Natürlich mache ich solchen anstößigen Vergleich zwischen Ansteckungskrankheit und Spiritismus nur im Sinne derer, die den Spiritismus für eine Zeitkrankheit halten, ich selbst habe gar keinen Beruf, über den Spiritismus ein eigenes Urtheil abzugeben, da ich bisher nur viel von ihm gehört, und über ihn gelesen, aber nur wenig Gelegenheit gehabt habe, spiritistische Erscheinungen zu beobachten. Mir kommt daher nur zu, die Bedenken auszusprechen, die sich mir bei der Lectüre von Zöllner's Berichten über Slade und die mit ihm angestellten Beobachtungen aufgedrängt haben.

Mr. Slade stand bekanntlich, kurz bevor er nach Deutschland kam, in London unter Anklage des Betrugs vor dem Polizei-Gericht. Ein auf der Leipziger Universität ausgebildeter Zoologe Prof. Lankaster glaubte in Verbindung mit einem Freunde Dr. Donkin den Mr. Slade des Betrugs überführt zu haben. Derselbe wollte gesehen haben, daß Slade die Geisterschrift auf einer Schiefertafel in geschickter Weise selbst schreibe, er entriß ihm nun die Tafel in dem Moment, als die Geister noch nicht geschrieben haben sollten, und es zeigte sich, daß die Geisterbotschaft dennoch schon darauf stand. Der Staatsanwalt beantragte auf Grund des § 9 eines von König Georg IV. erlassenen Gesetzes gegen das Verbrechen der Zauberei den Mr. Slade zur entsprechenden Gefängnißstrafe und zum zeitweiligen Stehen an einer Schandsäule auf offenem Markte zu verurtheilen. Der Präsident des Gerichtshofes bemerkte, daß eine Schandsäule nicht mehr da sei, die Anziehung dieses Gesetzes-Paragraphen überhaupt nicht recht passe, der Fall vielmehr unter das Landstreicher-Gesetz der Königin Elisabeth falle. Auf Grund dieses Gesetzes ward dann der Angeklagte zu dreimonatlichem Gefängniß mit schwerer Arbeit im Correctionshause verurtheilt. Der Vertheidiger appellirte bei dem höheren Gerichte, und dieses fand, daß der angezogene Artikel des Landstreichergesetzes auch nicht passe, da derselbe nur gegen den Betrug durch Handwahrsagerei oder dem Aehnliches gerichtet sei, was nicht vorliege. Somit sah das Gericht sich genöthigt, den gefällten Urtheilsspruch zu vernichten. Das war also offenbar keine Freisprechung in der Sache, sondern nur ein richterliches Be-

Digitized by Google

kenntniß der Unanwendbarkeit des Gesetzes auf den vorliegenden Fall. Zöllner, der diese Verhandlungen des Gerichtes genau mittheilt, thut aber, als handle es sich wirklich um eine materielle Freisprechung. Er legt auch Gewicht darauf, daß Slade im Bewußtsein seiner Unschuld nicht entflohen sei und später dem Professor Lankaster ohne Groll noch eine Privatsitzung unter vier Augen angeboten habe, um ihn von der Wahrheit der Geisterschrift zu überzeugen. Mir scheint, viel natürlicher für das Unschuldsbewußtsein Slade's wäre es gewesen, wenn er nun nach der angeblichen Freisprechung den Prof. Lankaster vor Gericht wegen Verleumdung angeklagt hätte. Warum mag das wohl unterblieben sein?

Nun kam Mr. Slade nach Berlin. Auch dort wollte ein Berichterstatter der „Gartenlaube" Herr Elcho die Bewegung der Arme Slade's und einen Schieferstift unter dem Nagel des großen Mittelfingers gesehen haben, als die Geister schrieben. Auch zeigten sich Dr. Christiani, Assistent von Dubois-Reymond's physiologischem Institut und der Taschenspieler Hermann im Stande einen Theil der Experimente nachzumachen. Indessen größere Bedenken noch erweckt mir das dortige Benehmen Slade's selbst gegen Virchow. Letzterer erklärte sich bereit, in seinem Zimmer unter den von ihm zu stellenden Bedingungen mit Slade zu experimentiren. Slade nahm dies Anerbieten an, erklärte aber zur Zeit noch zu viel Besuch zu erhalten und seine Sache erst etwas durch die Presse vorbereiten zu wollen und darüber kam er schließlich nicht zu Virchow. Hätte Slade, was Zöllner jetzt hervorhebt, geantwortet, die Geister ließen sich nicht jede Bedingung stellen, so wäre das ja auch ein bedenkliches Ausweichen gewesen, zumal sich die Geister doch sonst mancherlei Bedingungen thatsächlich gefallen ließen, aber viel verfänglicher erscheint mir die anfängliche Zusage des Eingehens auf das Anerbieten und dann das Ausbleiben unter der faulen Ausrede durch Besuche und durch vorbereitende Bearbeitung der Presse gehindert zu sein. Was konnte für die Sache des Spiritismus wohl wichtiger sein, als die Ueberzeugung eines so kritischen Forschers wie Virchow? Und was war vor einer solchen wissenschaftlichen Prüfung die Bearbeitung der Presse anderes als Agitation für die Ausbreitung von Vorurtheilen?

Und nun in Leipzig! Aus der Sitzung, der Prof. Wundt beiwohnte, berichtet derselbe: „Unserem Wunsche, einige der Experimente in Anwesenheit eines außerhalb des Kreises stehenden Beobachters auszuführen, konnte Slade nicht entsprechen. Er erklärte, unter diesen Bedingungen gehorchten ihm die Geister nicht, er sei passiver Beobachter, müsse den Bedingungen sich fügen, die er zufällig als günstig für die Anstellung seiner Experimente entdeckt habe." — Seltsam, daß die Geister gerade in diesem kleinen Punkte so ungefällig sein müssen, nicht einmal heraustreten darf ein Einziger aus dem eng geschlossenen Kreise der um den Tisch sitzenden Beobachter. Offenbar höchst capriciös müssen diese höheren moralischen Intelligenzen sein! — Aber versucht hätte ich es doch wenigstens in Mr. Slade's Stelle einmal, denn die Geister sind doch offenbar von sehr verschiedener Güte, vielleicht hätten sich doch einmal einige bereit gefunden, auch auf diese Bedingungen hin sich zu stellen. Und jedenfalls, wenn nicht, so hätte dann eben Prof. Wundt selbst erfahren, daß mit Geistern nicht auf jede Art umzuspringen ist. Warum

Digitized by Google

der Mr. Slade wohl auf diesen kleinen Wunsch des Philosophen nicht eingegangen sein mag? — ich verstehe das nicht.

Sollte Mr. Slade vielleicht auch diese Bedingungen als ehrenrührig gegen sich selbst betrachtet haben? — Er schreibt einmal an Prof. Barrett am 22. Sept. 1876: „Ich verweigere nicht, daß Personen gewöhnliche, einfache und doppelte Schiefertafeln mit sich bringen, aber ich verweigere Schlösser, Kästchen oder Siegel zu benutzen, aus folgendem Grunde. Ich beanspruche ebenso ehrlich und ernst in diesen Angelegenheiten zu sein, wie Diejenigen, welche zum Zwecke einer Untersuchung zu mir kommen. Deshalb werde ich fortfahren, alle solche werthlose Anwendungen zu verweigern, wenn sie mir vorgeschlagen werden." — Aber mein lieber Mr. Slade, was ist denn das für ein sinnloser Unterschied? — Das Mißtrauen gegen Sie bewiesen durch das Mitbringen verschlossener Kästchen, verbieten Sie, weil Sie als ehrlicher Mensch angesehen sein wollen, und das gleiche Mißtrauen, welches das Mitbringen von Schiefertafeln bezeugt, das dulden Sie als ehrlicher Mensch; — wie soll man das verstehen? — Ich begreife wohl, daß offene Schiefertafeln etwas anderes sind als geschlossene Kästchen, aber in Bezug zur Ehrlichkeit scheint mir das Mitbringen von Tafeln oder Kästchen — ganz gleich zu sein.

Dergleichen Bedingungsunterschiede könnte ich ganz gut verstehen, wenn mir ein Tausendkünstler gegenüberstünde, aber zu meiner Vorstellung von einem Geisterseher wollen dergleichen innerlich sinnlose Unterscheidungen nicht recht passen. Auch kann ich mir nicht recht denken, daß die höheren moralischen Intelligenzen, wenn sie überhaupt die Güte haben wollen, sich durch Medien citiren zu lassen, ihr Erscheinen an so kleinliche unterschiedene Bedingungen knüpfen würden. Indessen — in diesem Punkte bescheide ich mich gern nichts zu wissen, und nehme willig die Belehrung Derer an, die mir beweisen können, daß sie über die Sitten und Gewohnheiten der Geister besser Bescheid wissen.

Freilich solchen Belehrungen würde ich nach der leider allzu kritischen Anlage meiner Natur nicht so ohne weiteres Gehör schenken und vor Allem zunächst von dem, der sie mir ertheilte, Beweise ungewöhnlicher Klarheit und Besonnenheit des Urtheils und der Beobachtung fordern.

So hohe Achtung ich nun aber auch vor Prof. Zöllner, dem Astrophysiker, habe, so muß ich doch gestehen, vor ihm als Logiker und Psychologen ist mir einigermaßen bänglich geworden. Besonnenheit des Urtheils und Vorsicht der Beobachtung scheinen mir, außerhalb seines eigenen wissenschaftlichen Gebietes, bei ihm vielfach Einbuße erlitten zu haben durch den Fanatismus vorgefaßter Meinung. Man hört bei ihm oft nur die Stimme der Leidenschaft und muß das rein Sachliche unter einem förmlichen Wust ganz ungehöriger Nebendinge, der unglaublichsten Schimpfereien und Phantastereien mühsam herausfischen. Die vier dicken Bände wissenschaftlicher Abhandlungen hätten ja auch anders garnicht zu Stande kommen können. Da erscheint alle Augenblicke der neu erworbene Freund Grimmelshausen auf der Bildfläche, und dann kommen wieder höchst interessante theologische Erörterungen darüber, ob Christus ein Medium gewesen sei oder ob Christus als Geist durch ein jetziges Medium schicklicher Weise citirt werden könne, und dann die schöne Novelle, wie Dubois-Reymond wegen seiner Gottlosigkeit zu dem ganz ungewöhnlichen Tode verurtheilt wird, an einen großen Mühlstein

Digitized by Google

gebunden mit dem Orden pour le mérite auf der Brust von zwei alten Deutschen am Sedanstage vom Loreleyfelsen in den Rhein geschwenkt zu werden. Es ward mir oft unheimlich — muß ich gestehen — wenn ich dergleichen Phantastereien in den wissenschaftlichen Abhandlungen las und ich verlor zuletzt vollständig die Fähigkeit, scharf zu unterscheiden, wann hier der Mann der Wissenschaft anfange und wann er aufhöre zu reden.

Die einfachsten Forderungen gesunder Logik schienen mir mitunter im Eifer des Gefechtes vollständig außer Acht gesetzt zu sein. So macht sich Zöllner einmal bitter lustig über die bei der Kammerverhandlung über den Simplicissimus zu Tage getretene literarische Unwissenheit Virchow's, dem dieser schöne Roman bis dahin unbekannt gewesen sei, und im selben Moment dankt er Virchow dafür, daß er selbst durch ihn zu dieser Bekanntschaft gelangt sei, gesteht also für sich selbst dieselbe Unwissenheit zu, wegen deren er Virchow so unglimpflich anfährt. — Nach derselben unklaren Logik nimmt er die richterliche Abweisung der gegen Slade gerichteten Anklage als Freisprechung und macht er aus Wundt's Erklärung, daß das Zertrümmern von Bettschirmen, das Stoßen und Klopfen von Geistern ꝛc. immerhin unbedeutende Beobachtungen sein würden gegenüber den spekulativen Folgerungen, die sich aus den Erscheinungen für die Kenntniß der Geisternaturen ergeben sollten, die Erklärung, daß Wundt, der Philosoph, auf Beobachtungen nichts gebe. Und gegen Wundt's Behauptung, daß Alles, was die erscheinenden Geister thun und sagen, mehr oder weniger den Charakter des höheren oder niederen Blödsinns an sich trage, verweist ihn Zöllner auf einen fromm biblisch klingenden Satz einer Schieferschrift und droht nun gar mit dem Strafgesetzbuch wegen Gotteslästerung, wenn er so heilige Sätze wiederum für Blödsinn erkläre. Als ob jeder heilig klingende Satz in dem Munde eines Verrückten oder auch eines Gesunden am unpassenden Orte gesprochen blos durch die Worte schon den Charakter der Heiligkeit erlangen könnte, so daß dies unpassende Aussprechen Unsinn zu nennen gotteslästerlich sei! „Nehmen Sie eine Prise, mein Herr?" — Danke schön. — „Die Gnade sei mit Euch, die Ihr in Jesu Christo seid — Amen!" — Solch Gespräch soll kein höherer Blödsinn sein oder die Behauptung, daß dem so sei, gotteslästerlich?

Mit Verlaub — mit einer Logik, die so urtheilt, scheint es mir nicht mehr ganz richtig zu sein. Mit solcher Logik lassen sich gewiß die Tiefen der Geisterwelt nicht mehr ergründen. Mir steigen Bedenken auf, ob ein Mann, dessen Logik durch die Leidenschaft so leicht in Unstand geräth, der rechte Mann sein kann, sich mit Geistererscheinungen abzugeben. Ich fange an zu fürchten für die Nüchternheit der Beobachtung.

Und Anhalt für das Recht dieser Besorgniß scheint mir der Bericht Zöllners auch in dieser Hinsicht darzubieten.

Höchst unvorsichtig finde ich es schon, daß Zöllner gleich bei seinem ersten Besuche bei Slade am 15. November 1877, als er ihn zu sich einlud, ihm mittheilt, er würde schon ganz zufrieden sein, wenn er ihm nur den Geistereinfluß auf die Drehung einer Magnetnadel darthun könne. Zöllner hatte damals Slade doch noch nicht als ehrlichen Freund erprobt und hätte doch sicher als vorsichtiger Naturforscher, wenn auch nicht für sich, so doch gewiß für den Glauben

Digitized by Google

Anderer besser gethan, Slade mit der Probe am andern Tage zu überraschen. So ganz Unrecht dürfte auch Wundt wol nicht haben, wenn er meint, das Zutrauen zu der Ehrlichkeit Slade's hätte kein Hinderniß sein dürfen, bei der Probe selbst doch beiläufig auch mal nach einem Magneten im Aermel des Mr. Slade zu forschen. — Ebenso meine ich, hätte es sich am 16. Mai 1878, als die Geister ein Buch verschwinden ließen, wol geziemt, nicht blos unter die Tischplatte zu sehen und die ganze Stube zu durchsuchen, sondern vor Allem auch einen prüfenden Griff in die Taschen des Mr. Slade zu thun. Nahm der ehrliche Mr. Slade das Suchen in der Stube nicht übel, so durfte er doch auch diesen Griff in seine Taschen nicht übel deuten. Es war ja gar kein Zeichen des Mißtrauens von Seiten Zöllners, sondern nur ein Sicherstellen gegen den aufkommenden Zweifel Anderer, die nicht so gern möchten glauben wollen, wie andere Leute. — Höchst auffallend erschien mir auch die Beschreibung des Versuches am 11. Dezember, ob auch eine Schrift auf der Tafel erscheine, die nicht von Slade berührt ward. Der Mathematiker Scheibner hielt die Tafel mit seiner linken Hand unter dem Tisch, Slade faßte sie nur mit der Rechten am Rande. Da fühlte Scheibner plötzlich einen feuchten Körper, Tafel und Hände waren befeuchtet, und während überlegt ward, wie das geschehen, da erschien plötzlich dicht vor Weber eine kleine rothbraune Hand am Tischrande, die sich lebhaft bewegte und nach zwei Secunden wieder verschwand. Darüber war das Ziel des Versuches offenbar ganz vergessen, nach der Schrift auf der Tafel ward nicht mehr gesehen. — Ganz ebenso ging es am 14. Dezember 1877 mit einem beabsichtigten Versuch, ob die Geister im Stande seien, Weinsäure, welche das polarisirte Licht nach rechts dreht, durch eine vierdimensionale Drehung der Molekule in linksdrehende Traubensäure zu verwandeln. Plötzlich ward bemerkt, daß bei Slade keine Verdunkelung des Gesichtsfeldes durch zwei gekreuzte Nicol'sche Prismen entstand, so daß Slade deutlich Worte in einem vorliegenden Buche Tyndall's las und zehn Minuten darauf verhielt es sich damit schon anders. Darüber war das interessante Experiment mit der Weinsäure ganz vergessen. — Als am selben Tage der Versuch gemacht werden sollte, ob die Geister vielleicht geruhen möchten, ihre Hände in einen Mehlnapf zu stecken, bevor sie die anwesenden Erdenbewohner berührten (und es sollte auf die Art ohne Mißtrauen festgestellt werden, ob die Berührung etwa von den auf Mehlfreiheit zu untersuchenden Händen Slades herkomme) wurden inzwischen, nachdem das Gefäß mit Weizenmehl hingestellt war, fünf Minuten lang allerlei andere Experimente gemacht und dann hatten wirklich inzwischen mehlbestaubte Hände sie berührt, deren Abdruck größer war, als die mehlfreie Hand Slade's. Ob aber etwa Slade mittlerweile einen größeren Handschuh angezogen, ward weiter nicht ergründet; die Geisterhand war durch den Mehlstaub hinreichend erwiesen.

Höchst auffallend noch ist, daß gerade in der am 18. Nov. 1877 stattfindenden Sitzung, welcher der Chirurg Thiersch, der Physiologe Ludwig und Wundt beiwohnten, verhältnißmäßig wenig spiritistische Erscheinungen sich zeigten. Zöllner's Bericht darüber (Bd. II. 1, S. 333) nimmt kaum den Raum einer halben Seite ein und schon nach einer halben Stunde verließen die Genannten das Zimmer wieder. Ueber die Sitzung selbst liegt ein Doppelbericht vor. Zöllner

Digitized by Google

behauptet, zwischen einer Doppeltafel, welche Slade in seiner Rechten über dem Tischrand vor aller Augen gehalten, seien drei Sätze in deutscher, englischer und französischer Sprache geschrieben worden und zwar jeder in vollkommen anderer Handschrift. Die Tafel sei noch heute in seinem Besitze und gestatte daher jederzeit eine Untersuchung bezüglich einer vorangegangenen Präparation. — Das Letztere ist natürlich völlig irrelevant, denn es schließt die Möglichkeit nicht aus, daß Slade selbst der geschickte Schreiber war. — Ueberdies aber berichtet Wundt ganz anders über das Experiment. „Diese Doppeltafel — bemerkt er — wurde von Slade während des Experimentes allmälig unter dem Tischrand hervorgezogen, so daß sie auf kurze Zeit vollständig sichtbar war; die Hand des Herrn Slade, auf welcher die Tafel ruhte, wurde aber dabei nicht sichtbar. — Die meisten Schriften waren in englischer Sprache abgefaßt, wie in deutscher, aber in einem mangelhaften Deutsch, wie es etwa ein radebrechender Amerikaner oder Engländer geschrieben haben könnte." — Und dagegen hat nun Zöllner in Bd. III. S. 44 seiner Abhandlungen nichts weiter zu sagen, als daß die Tafeln nicht durch Charniere verbunden gewesen seien, wie Wundt behaupte. Wundt berichte also oberflächlich und untreu; — und habe seinen Bericht wol erst später nach ungenauer Erinnerung aufgesetzt.

War diese Nebensache denn die Hauptsache oder kam es nicht viel mehr darauf an, ob die ganze Procedur über oder theilweise unter dem Tisch vorgegangen war? — Warum rief denn Zöllner zur Widerlegung Wundts über diesen Streitpunkt nicht lieber das Zeugniß der anderen beiden anwesenden Gelehrten an, anstatt seinen Collegen, der obendrein nur dem Bericht Ulrici's widersprochen hatte, auszuschimpfen?

Kurzum, man fühlt sich bei jedem Tritt in der Lectüre von Zöllner's Berichten nicht auf dem Boden ruhiger klarer wissenschaftlicher Beobachtung, sondern auf dem trüben Boden halb geprüften Hörens und Sehens. Wer geschickte Taschenspieler gesehen hat, weiß auch, daß ein Hauptgeschick derselben darin besteht, die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu beschäftigen und zweckentsprechend abzulenken; bei den Berichten über Slade's Experimente erhält man den Eindruck, als habe es sich auch hier wesentlich um eine solche Beschäftigung und Ablenkung der Aufmerksamkeit mit gehandelt. Es gelingt diese Ablenkung zum Theil so gut, daß selbst der große Astrophysiker bisweilen ganz zu vergessen scheint, was er eigentlich untersuchen wollte. Ich bin zwar nur ein Philosoph, aber von Beobachtung nach naturwissenschaftlicher Methode habe ich mir doch bisher eine andere Vorstellung gemacht, kann auch bis jetzt noch nicht einsehen, daß meine Erwartung einer exacten Prüfung durch Zöllner's Berichte befriedigt sein müßte. Vielmehr scheinen mir dieselben Grund genug zu fortgesetztem Zweifel zu geben.

Und dazu kommt nun noch, daß der Glaube Zöllner's an diese Thatsachen des Spiritismus offenbar getragen wird von einer Theorie, für die er gern eine Bestätigung wünschte und geradezu bei den Geistern suchte — ich meine seine Theorie des vierdimensionalen Raumes.

Zöllner denkt sich, unsere dreidimensionale Erdenwelt sei umgeben oder so zu sagen überall durchdrungen von einer etwa vierdimensionalen. Was nun in jener durch die in ihr geltenden bekannten Gesetze nicht erklärlich scheint, das erklärt sich viel-

Digitized by Google

leicht durch das Hineinwirken der unbekannten Gesetze einer vierdimensionalen Welt in die unsrige. Verschwindet plötzlich ein Buch aus unserer Welt, so hält es sich zeitweilig in der anderen Welt auf; in dieser hausen auch die Geister und lassen sich vorübergehend zu solchen uns unbegreiflichen Wirkungen in unserer Welt herbeirufen. Und für die Annahme solcher vierdimensionalen Welt glaubt sich Zöllner sogar auf so große Denker wie Gauß und Kant berufen zu können.

Selbst wenn dies letztere mit Recht geschähe, würde ich keinen Anstand nehmen zu widersprechen. Es läßt sich aber jedenfalls unschwer zeigen, daß Zöllner den Kant höchst ungenau gelesen und garnicht verstanden hat.

Kant hat allerdings in seiner 1747 erschienenen Jugendschrift „von der Schätzung der lebendigen Kräfte" die Möglichkeit zugegeben, daß es noch andere Welten mit anderen als drei Abmessungen geben möge, hat selbst als wahrscheinlich angenommen, daß Gott, um alle Möglichkeit des Seins zu erschöpfen, auch solche Welten zum Sein gebracht haben werde; — aber ganz fern liegt ihm der abenteuerliche Gedanke, diese Welten irgenwie in einander laufen oder sich berühren zu lassen.

Vielmehr sagt er ausdrücklich daselbst § 11: „Räume von dieser Art könnten nun unmöglich mit solchen in Verbindung stehen, die von ganz anderem Wesen sind; daher würden dergleichen Räume zu unserer Welt garnicht gehören, sondern eigene Welten ausmachen." Auf diese Schrift Kant's also kann sich Zöllner nicht berufen.

Noch weniger aber paßt Kant's Schrift vom ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume v. J. 1768. Der hier gemachte Unterschied zwischen einem relativen uud einem absoluten Raume hat garnichts zu thun mit dem Unterschied eines Raumes nach drei und eines Raumes nach anderen Abmessungen. Der relative oder wie Kant auch sagt, körperliche, materielle Raum ist der Raum, in dem wir, wegen seiner drei Abmessungen drei Flächen denken, die einander insgesammt rechtwinklig schneiden. Relativ wird dieser Raum genannt, weil sich in ihm oben und unten, hinten und vorn, rechts und links nur nach dem Verhältniß zu unserer natürlichen Körperstellung unterscheidet. Von diesem relativen Raum unterscheidet Kant den absoluten Raum als denjenigen, in dem wir die unendliche Ausdehnung denken, in welchem es weder ein Oben noch Unten, ein Rechts noch Links, ein Hinten noch Vorn giebt. Der absolute Raum ist also nach Kant „kein Gegenstand einer äußeren Empfindung, sondern ein Grundbegriff." „Der absolute Raum — sagt Kant später in seinen 1786 erschienenen „metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" Hauptst. I Erklär. 1 Bem. 2 — ist also an sich nichts und gar kein Object, sondern bedeutet nur einen jeden anderen relativen Raum, den ich mir außer dem gegebenen jederzeit denken kann, und den ich nur über jeden gegebenen in's Unendliche hinausrücke, als einen solchen, der diesen einschließt und in welchem ich den ersteren als bewegt annehmen kann. — Ihn zum wirklichen Dinge zu machen, heißt die logische Allgemeinheit irgend eines Raumes, mit dem ich jeden empirischen als darin eingeschlossen vergleichen kann, in eine physische Allgemeinheit des wirklichen Umfanges verwechseln, und die Vernunft in ihrer Idee mißverstehen."

Digitized by Google

Solchen Mißverständnisses hat sich Zöllner schuldig gemacht. Allerdings, in jener Schrift vom ersten Grunde der Unterschiede der Gegenden „im Raume" wirft Kant noch die Frage auf, ob nicht etwa jene realen Verhältnisse des Rechts und Links, des Oben und Unten, des Vorn und Hinten, doch auch eine feste Beziehung zum absoluten Raum haben könnten; mit anderen Worten, ob z. B. nicht in den Schnecken selbst ein räumlicher Grund liegen könne, nach welchem die einen sich nach der Richtung drehen, die wir rechts, die anderen nach der, welche wir links nennen. Man sieht daraus, daß Kant hier die Unterschiede des Raumes noch für wirkliche im Sein der Dinge liegende Verhältnisse, also für objektive Seinszustände hielt.

Von dieser Auffassung ist Kant seit der Zeit seiner Habilitationsschrift, wie jeder Sachkundige weiß, zurückgekommen, indem er nun den Raum nur für die subjective Anschauungsform menschlicher Sinnlichkeit erklärt. Wenn Kant nach dieser Zeit noch einmal wieder an seine früheren Betrachtungen über den Raum erinnert, wie dies z. B. in den Prolegomena § 13 der Fall ist, so geschieht es doch in verändertem Sinne. Jetzt wird nur noch die Behauptung festgehalten, daß es auch noch Wesen mit gar keiner oder mit einer anderen Raumanschauung geben könne, als die uns bekannte menschliche mit drei Abmessungen sei, von der Räumlichkeit des Seins aber ist gar nicht mehr die Rede. Das, was uns räumlich erscheint, könnte oder müßte nach dieser Auffassung überall gleich sein, nur die Auffassung von demselben soll bei verschiedenen Wesen als verschieden gedacht werden können. — An diese Verschiedenheit der früheren und späteren Auffassung Kant's ist Zöllner schon durch den Hamburger Pastor Krause erinnert worden, er hat aber diese Erinnerung offenbar gar nicht verstanden, weil er Kant nicht verstand.

Wäre das Letztere der Fall, so würde er wissen, daß weder die frühere noch die spätere Raumtheorie Kant's seiner Geistertheorie als Grundlage dienen kann.

Und daß diese Theorie eines vierdimensionalen Raumes, wie sie Zöllner faßt und anwendet, widersinnig ist, scheint mir zweifellos. Sehr wol kann ich mir denken, daß Wesen mit verschiedener Raumanschauung oder auch seelische Wesen mit Raumanschauung und ohne Raumanschauung in einer und derselben wirklichen Welt neben einander hausen, Thiere und Menschen werden sich wohl in diesem Verhältniß befinden, aber ganz undenkbar scheint mir mit Kant, daß sich wirkliche Welten mit verschiedenen Dimensionen räumlich durchkreuzen. Wenn wir uns mit dem Studiosus Wirth, einem begeisterten Anhänger von Zöllner's Hypothese, der in einer Schrift die Studenten zur Parteiergreifung für die Zöllnerei auffruft, auch einmal ein Punktwesen denken wollten, das nur eindimensional in der Richtung einer Linie denken könnte, so müßte doch dieses Punktwesen solche Linien in unendlichen Richtungen ziehen und verfolgen können, ihm müßte nur das Denken der Verhältnisse dieser Richtungen zu einander fehlen. Käme nun ein zweidimensionales Wesen und höbe plötzlich einen Punkt aus der horizontalen Linie in die Höhe, so brauchte dieser Punkt doch darum dem Gesichtskreis des eindimensionalen Wesens nicht entrückt zu sein, denn auch nach dem Punkt in der Höhe ließe sich ja eine eindimensionale Linie ziehen. Das eindimensionale Wesen würde dem Hinaufrücken des Punktes folgen können und nur nicht wissen, daß der Punkt nach oben gerückt sei. Ebenso wenig nun stimmt es, anzunehmen, daß plötzlich aus unserer

Digitized by Google

dreidimensionalen Welt ein Tisch in die vierte Dimension entrückt wird und dann aus derselben über Kopf langsam schwebend von der Zimmerdecke wieder in unsere Welt hineinfällt. Wir müßten so zu sagen auch in die vierte Dimension hineinsehen können, ohne von ihr zu wissen und ohne sie vorzustellen. Und jedenfalls müßten solche Gegenstände aus der dreidimensionalen in die vierdimensionale Welt und umgekehrt nur plötzlich verschwinden und wiederkehren können; ein Tisch aber, sobald er in unserer Welt wieder erschiene, müßte sich in ihr auch wieder betragen, wie es die Gesetze unserer Welt fordern, er dürfte sich auch nicht einen Moment in der Luft feierlich schwebend erhalten. Soll Derartiges gesehen sein, so muß das auf irgend einer geschickt veranstalteten optischen Täuschung, unterstützt durch das Spiel einer gereizten Phantasie, beruhen; das erklärende Wie vermöchte nur eine vorsichtige unbefangene Prüfung zu ergeben. Die Kunst der Täuschung kann in unserer Zeit über so vielerlei Mittel verfügen, daß einem geschickten Taschenspieler gegenüber den Zuschauern auch vielfach Hören und Sehen vergeht.

Daß aber die aus den Geisterberichten zu ziehenden Folgerungen für die Natur und die Beschäftigung der Geister noch viel mehr Anlaß zu ernsten Bedenken darbieten, daß es schwer sei an die Vernunft einer Welteinrichtung zu glauben, nach welcher die Seelen der Abgeschiedenen auf Geheiß einiger Medien, die sich bis jetzt besonders zahlreich unter den Amerikanern finden, unter uns wieder erscheinen, um in unserer Welt allerlei koboldartigen Hokuspokus zu treiben und den läppischsten Blödsinn zu schwatzen, dieser Behauptung Wundt's schließe ich mich aus vollster Seele an. Der Unsinn dieser Geisterberichte kennt schon gar keine Grenzen mehr. Ist doch unlängst in Nordamerika sogar schon eine Geisterheirath genau beschrieben, bei der die Geisterbraut ein lichtgrünes Kleid trug und der Geisterbräutigam mit ihr in schwarzem Frack und weißer Weste tanzte.

Noch bedauerlicher aber scheint mir, wenn sogar von Philosophen, wie Ulrici, die Religion in diesen Geisterschwindel hineingezogen wird. Ulrici glaubte die spiritistischen Erscheinungen in letzter Instanz auf die Initiative der göttlichen Vorsehung zurückführen zu können, und sprach die Meinung aus, sie könnten wol den Zweck haben, den in unserer Zeit auf Grund der mechanistischen Weltanschauung zur Herrschaft gelangten Materialismus zu widerlegen. Gerade durch das Willkürliche und Spielerische der spiritistischen Erscheinungen beweise Gott den Materialisten, welche die Willensfreiheit leugneten, vielleicht am besten die freie Herrschaft des Geistes über die Materie. Auf den Materialisten würden diese Erscheinungen einen um so größeren Eindruck machen, je mehr sie das Gepräge grund- und zweckloser Willkürlichkeit an sich tragen.

Wahrlich, es muß mit einem Philosophen weit gekommen sein mit seiner Verzweiflung an dem Sieg der Vernunft, wenn er seine Hoffnung also auf die sinnloseste Unvernunft setzt. Und eine seltsame Vorstellung von der Macht Gottes offenbart dieser philosophische Gottesglaube, der wirklich denken kann und denken mag, es stehe dem Gott der Weisheit und Macht kein anderes und besseres Mittel mehr zu Gebote, die Geister der Erdenwelt vom Materialismus zu bekehren, als die sinnlosen Geisterscherze des Spiritismus. Philosophen die so reden, schließen Brüderschaft mit den Kaplänen von Marpingen und Dietrichswalde, fast möchte

Digitized by Google

ich glauben, sie hätten schon zu viel von der Quelle von Lourdes oder sonst einer Wunderquelle getrunken. Ich möchte ihnen, wie Kant einmal bei ähnlichem Anlaß that, mit Terenz zurufen: nihilo plus agas, quam si des operam, ut cum ratione insanias.

Die Altersversorgung für unsere Arbeiter.

Von
Dr. Landgraf.
Mannheim.

Unter den Angelegenheiten, welche augenblicklich in hervorragender Weise den deutschen Handels- und Gewerbestand beschäftigen — wenigstens dürfen wir dieses doch gewiß von seinen legitimen Vertretern, den deutschen Handels- bezw. Gewerbekammern sagen, die von ihren Regierungen überall aufgefordert sind, ihren Anschauungen in dieser Hinsicht eingehend Ausdruck zu geben — steht die in der Ueberschrift genannte Frage in erster Linie. Es ist zur Genüge bekannt, daß die letzte Reichstagssession es war, in welcher der Abgeordnete Commerzienrath Stumm von Neunkirchen, einer unserer angesehensten Eisen-Industriellen in Deutschland, in nachhaltigster Weise zur Schaffung solcher Cassen angeregt hatte. Gewiß ist es eine eines Volkes würdige und vornehme Aufgabe, an die Sorge für die große Masse Derjenigen mit allem Ernste heranzutreten, welche, einzig und allein auf die Ausnutzung ihrer geistigen und körperlichen Arbeitskräfte beschränkt, über kurz oder lang, je nach den verschiedenen Einflüssen ihres Arbeitsfeldes, am Ende des Consums dieses ihres einzigen Capitals stehen, ungewiß über das „was dann" ihrer selbst und ihrer Familie. Gewiß ist aber auch dieser Antrag nicht weniger ehrenvoll für seinen Veranlasser, der nicht nur selbst in seinen Etablissements in umfassendster Weise seinen humanen Gesinnungen für seine Arbeiter Ausdruck verschafft hat, sondern der auch seinerseits bei allen gewerblichen Fragen im Reichstag das lebhafteste, thätige Interesse zur Schau getragen hat. Daß endlich eine solche Frage zuerst in der Repräsentation des deutschen Volkes selbst zur Besprechung gelangt, daß gerade dieses Forum sich die Gelegenheit nicht entgehen läßt, solche tiefgreifende Fragen zuerst in Angriff zu nehmen, finden wir durchaus begreiflich und freuen uns dessen.

Freilich kann und darf uns das Alles nicht hindern, andererseits auch mit der größten Nüchternheit und Unbefangenheit an die Prüfung einer Frage, wenn sie auch oder gerade weil sie das Wohl von Millionen im Auge hat, zu gehen. Betrachten wir vor Allem die Ergebnisse der Berathung in der Reichstags-Commission, welche unter'm 26. Juni l. J. behufs weiterer Berathung im Reichstag vorgelegt worden waren, von diesem aber wegen Andrang von für den Augenblick ungleich wichtigeren Fragen in der letzten Session nicht weiter in Behandlung gezogen wurden. Darnach sollte der Reichskanzler aufgefordert werden, dem Reichstag thunlichst bald einen Gesetzentwurf betreffend die Errichtung von Invaliden- und Altersversorgungs-Cassen für Fabrikarbeiter mit obligatorischer Beitragspflicht auf folgender Grundlage vorzulegen:

1. Die Cassen haben neben der Pensionirung der Arbeiter auch ihren Wittwen und Waisen entsprechende Unterstützung zu gewähren.

Digitized by Google

2. Die Arbeiter und Arbeitgeber haben gemeinschaftlich sowohl Beiträge zu den Cassen zu leisten als deren Verwaltung zu führen.

3. Das durch die gezahlten Beiträge erworbene Recht des Arbeiters an die Casse ist namentlich durch Uebertragbarkeit seiner Ansprüche von einer Casse an die andere zu schützen.

4. Es sind Normativbestimmungen für die Errichtung von Cassen-Verbänden unter besonderer Berücksichtigung und Förderung des Zusammenschlusses verwandter Industriezweige zu erlassen. Endlich

5. die Controle über die nach Maßgabe des Gesetzes errichteten Cassen ist den Landesbehörden zuzuweisen.

Es kann unsere Aufgabe natürlich nicht sein, an diesem Platze den hier zur gesetzgeberischen Berathung gestellten Gedanken Schritt für Schritt in sein Inneres zu verfolgen und ihn auf seine wirthschaftliche Durchführbarkeit — nur ein Moment freilich unter den vielen anderen, von denen er auch noch betrachtet werden muß — zu prüfen. Uns kann es genügen, nur einige allgemeine Gesichtspunkte heute hervorzuheben, die vielleicht noch nicht so gewürdigt sind, als sie das verdienten.

Man hat freilich die Frage vorangestellt: besteht denn ein Bedürfniß, daß durch gesetzgeberische Maßnahmen auf die Versicherung der arbeitenden Classe gegen die Folgen der Invalidität und Altersschwäche hingewirkt werde? Schon diese Fragestellung ist nicht genügend klar, weil der Schwerpunkt in derselben „durch gesetzgeberische Maßnahmen" nicht in den Vordergrund gestellt ist. Die Wünschbarkeit, daß der Arbeiter und dessen Familie, wie schon jetzt meist für den Fall der Krankheit, so auch allgemein für den Fall der Invalidität und der durch Alter eintretenden Arbeitsunfähigkeit versichert werde, wird gar Niemand bestreiten. Was heißt aber nun „durch gesetzgeberische Maßnahmen?" Hier kommt vor Allem die Vorfrage: wer hat denn bisher die Last dieser Versicherung unserer arbeitenden Classen getragen? und dann die weitere Frage: welche Gründe empfehlen denn eine Veränderung dieser Verhältnisse?

Diese Frage ist in den Verhandlungen des deutschen Reichstages vom Februar dieses Jahres ebenso wie in dem Berichte der Commission als eine gewissermaßen selbstverständliche, über jeden Zweifel erhabene hingestellt worden, wenigstens von den Freunden dieser neuen Versicherungscassen. Es ist uns aber doch unklar, wie man an diese Frage gehen kann, bevor auch nur einigermaßen festgestellt ist, wie sich denn diese Last jetzt vertheile. Die Erhebungen der Reichsregierung selbst, welche 1873 und 1874 gemacht wurden, sind als ungenügend und lückenhaft bezeichnet worden. Mit anderen Worten: es ist daher aus jenem Material jedenfalls nicht zu ersehen, mit welchem Antheil die Fabrikarbeiter selbst und die Fabrikanten als die Gründer und Zuschießenden zu jenen Cassen an dieser Last schon betheiligt sind. Noch weit unklarer ist aber die Frage der Betheiligung der Orts-Armenverbände an dieser Last. Rickert-Danzig hat unseres Ermessens sehr richtig damals die Zwangscassen aufgefaßt als Correlat zur obligatorischen Armenpflege; daraus komme nun, meint er, die Frage: „sind es vorzugsweise die Fabrikarbeiter, die die Armen-Etats der Commune belasten?" Redner erklärte, diese Frage schon einmal an der Hand der Statistik untersucht zu haben, er sei aber zur gegentheiligen Ansicht ge-

Digitized by Google

langt, nur hin und wieder seien es Fabrikstädte, bei denen in außerordentlicher Nothlage die Fabrikarbeiter vorzugsweise als Bittsteller bei den Armenkassen erschienen. Wie liege aber die Sache, wenn einmal die Arbeiter einen Zwangsbeitrag zur Casse und einen weiteren Communalsteuer-Beitrag für die Zwangs-Armenpflege der anderen Arbeiter tragen? Bevor in diese Frage der Belastung der Armenverbände mit der Pflege der Invaliden der Arbeiter als solche nicht mehr Licht durch die Statistik gebracht wird, will es uns sehr bedenklich dünken, Gesetze zu schmieden. Eigenthümlicher Weise haben sich alle Redner des Reichstages an dieser sonst hochwichtigen Frage vorüber gedrückt, selbst die Regierungscommissäre nicht ausgenommen. Das Gleiche gilt vom Commissionsberichte. Bei den Regierungscommissären war das damals begreiflich, da sie überhaupt eine äußerst kühle Stellung zu dieser ganzen Angelegenheit genommen haben. Nachdem nun aber inzwischen der Wind sich etwas gekehrt zu haben scheint — denn aus dem Tone des reichskanzleramtlichen Schreibens fürchten wir fast mehr herauslesen zu müssen, als die einfache Frage nach der Stimmung über die Angelegenheit in den industriellen Kreisen — scheint es doch am Platze, auf diese Frage zurückzukommen. Als vor Jahr und Tag von jener Seite des Hauses her auch die Hausindustrie-Arbeiter denselben Bestimmungen wie die Fabrikarbeiter unterworfen werden sollten, da erklärte sich die Regierung mit aller Entschiedenheit gegen einen solchen Sprung in's Blaue, in Verhältnisse, die man so ohne Weiteres nicht beurtheilen könnte, bei denen man nicht sagen könnte, welche Industriezweige dadurch ganz erheblich verletzt zu werden drohten. Es will uns bedünken, als ob wir über die Beschäftigung in der Hausindustrie wesentlich mehr wüßten als über die Vertheilung der Armenlast auf die Industriellen und auf die Arbeiter. Nicht als ob wir glaubten, daß die hier verlangte Statistik etwa zu einer Ablehnung der ganzen Frage führen könnte, nein, aber sie müßte uns doch wenigstens sicherere Anhaltspunkte geben, als sie bis jetzt geliefert sind, wo diese Frage überhaupt mit gesetzgeberischen Maßnahmen angepackt werden kann. Auch die besten und eifrigsten Freunde dieser Maßregel werden zugeben, daß eine Aufgabe von solch großer Tragweite nicht auf einmal vollkommen und allgemein verwirklicht werden könnte. Noch ungleich vorsichtiger wie bei der Haftpflichtgesetzgebung wird hier Schritt für Schritt in der Organisation vorgegangen werden müssen. Nach dem eben Gesagten brauchen wir auch keineswegs den Vorwurf von uns abzuweisen, als ob wir nicht den Unterschied zu schätzen wüßten, der darin liegt, daß der Arbeiter in seinen alten Tagen einer Gemeinde zur Last falle oder ob er auf Grund eigener Anstrengung und Entbehrung seine verdiente Pension in Empfang nehme. — Noch ein anderer Gesichtspunkt kommt dabei sehr ernstlich in Frage, der gleichfalls durchaus bei jenen Berathungen übersehen worden zu sein scheint; das ist die Frage des Unterstützungs-Wohnsitzes. Gerade dieses Gesetz hat in unsere Verhältnisse so erheblich eingegriffen, daß auch seine Wirkungen nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Lösung unserer Frage sein können. Fast hat man nach den Anschauungen aus den Kreisen von Communalbeamten den Eindruck, daß gerade dieses Gesetz so recht scharf die Frage der Armenlast erst in den Vordergrund hat treten lassen und es ist erlaubt, zu glauben, daß vielleicht eine Reformation dieses Gesetzes zunächst mehr positive Hilfe verspricht, als das Jagen nach neuen Cassenplänen, nachdem doch die jüngste deutsche Reichsgesetzgebung in dieser Materie

Digitized by Google

vom April 1876 ein entschiedenes Fiasco gemacht zu haben scheint. Hat doch der Regierungscommissär deutlich genug in der Commission gesagt: „Dieses Gesetz hat sehr wenig Anklang bei Arbeitern, bei Arbeitgebern, wie auch bei Gemeinde- und Aufsichtsbehörden gefunden; aller Voraussicht nach wird dies in Zukunft nicht viel besser werden. Es sei das eine bedauerliche Erfahrung, ihr dürfe sich indeß Niemand verschließen, der auf diesem Gebiete für die Interessen der Arbeiterbevölkerung sich mit Erfolg bemühen will. Jedenfalls sei es eine ernste Frage, ob auf den Grundlagen dieses Gesetzes eine weitere zur Lösung noch schwierigerer Aufgaben bestimmte Gesetzgebung aufgerichtet werden soll." War auch diese Erklärung gegenüber einem gesetzlichen Versuch, die Invaliditäts-Cassenfrage nach Analogie der Gesetze vom April 1876 zu organisiren, gegeben, sie läßt doch zugleich auch einen Blick auf die gesetzgeberische Thätigkeit in derartigen Fragen überhaupt thun.

Eine andere sehr schwer wiegende Frage, die unseres Erachtens in den Reichstags-Verhandlungen nicht in dem Maße in den Vordergrund gestellt wurde, wie sie es wohl verdient, ist jene nach der Quelle, aus der die Versicherungsprämie für die Invalidität seitens des Arbeiters bestritten werden soll. Nur einer der Redner hat bemerken zu sollen geglaubt: „ich bin überhaupt der Meinung, daß es im Begriff des Lohnes wesentlich steckt, daß derselbe nicht blos den Unterhalt für den actuellen Moment des Arbeiters in sich tragen muß, sondern daß er die Existenz des Arbeiters auch in kranken Tagen bis an sein Ende decken soll und muß. Das ist der Begriff des Lohnes, gerade wie bei den Beamten der Begriff des Gehaltes, der die Pension in sich schließt."

Das ist freilich nicht blos die Meinung dieses Reichstags-Abgeordneten, sondern ein wissenschaftlich feststehender Satz, daß bei dem Preise der Arbeit, ebenso wie bei dem der Waaren, und jenem des Capitals, die unterste Grenze nicht dauernd unter den Productionskosten liege. Wer wollte auch daran zweifeln, daß die Sorge gegen vorübergehende und dauernde Arbeitsunfähigkeit mit zu den Selbstkosten der Arbeit gehört, wie das der bekannte preußische Statistiker Engel schon 1866 in so trefflicher Weise auseinandergesetzt hat? Wenn man aber nun die Reichstags-Verhandlungen durchsieht, so könnte man glauben, als ob unsere Arbeiter lediglich nur so aus Leichtsinn und weil sie in der Genußsucht des Augenblicks das Nachdenken über die trübe Zukunft sich aus dem Sinne schlagen und sich oft damit trösten, daß endlich ja doch die Gemeinde eintreten wird, nicht sparen. Das mag ja gar mannigfach der Fall sein, man könnte auch das mangelnde wirthschaftliche Verständniß für die Größe des Lohnes in der erwähnten Richtung häufig genug dafür verantwortlich machen und vielleicht dieses am meisten. Denn würde dieses letztere in der ganzen Intensität zu Recht bestehen, wie es vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkt aus gewünscht werden muß, dann wären wir vielleicht heute dieser Erwägungen über die Invaliditätsfrage zum großen Theil ledig. Aber das mangelnde Verständniß hat auch nach einer anderen Richtung sehr schädlich gewirkt, es fehlte die Kraft der Gegenwirkung, um die Löhne nicht überall unter die Productionskosten der Arbeit in diesem weiteren Sinne sinken zu lassen. Ueberall also, wo die Löhne unter den Selbstkosten stehen, weil sie die Gestehungskosten der Arbeit einschließlich der Altersversicherung nicht in sich tragen, da liegt auch zugleich jetzt die Unmöglichkeit

Digitized by Google

vor, überhaupt eine Prämie für die Invalidität zu bezahlen. Halten wir diese Gesichtspunkte fest, so ist z. B. die Lösung unserer Frage ungemein leichter gewesen zur Zeit der hohen Löhne Anfangs der 70er Jahre, wo die Industriellen über den Mangel an Arbeitern allerwärts klagten, als heute, wo ein gewisser Ueberschuß an, wenn auch nicht immer tüchtigen, Arbeitskräften einen mächtigen Druck auf die Löhne nach unten äußert. Der Antragsteller im Reichstag hat sich freilich die Sache so gedacht, daß er die Einzahlung der Arbeiter und die von ihm als selbstverständlich betrachteten gleichhälftigen Zuschüsse der Arbeitgeber als aus einer Quelle fließend betrachtete und erklärte. Ob aber diese Last in der That von der Industrie so leicht getragen werden kann, das scheint uns wenigstens aus den Erklärungen so mancher Handelskammern, die bis jetzt ihr Gutachten in dieser Beziehung veröffentlicht haben, nicht gerade hervorzugehen. Auch kann es immer nur als eine Hypothese angesehen werden, wenn dieses Mehr kurzweg mit 3 pCt. geschätzt wird. Auf alle Fälle fußt diese Schätzung auf Verhältnisse, von deren unmittelbarer Uebertragung auf andere statistisch noch nicht festgestellte Thatsachen doch nicht so leichten Herzens die Rede sein kann. Daß übrigens die deutschen Industriellen nicht hinter Herrn Stumm stehen, daß sie nicht Alle so mir nichts dir nichts auch selbst auf 3 pCt. ihres Anlage-Capitals verzichten können und wollen, das hat doch deutlich genug der Beschluß des Central-Verbandes deutscher Industrieller in Augsburg kürzlich bewiesen; man war sich in diesen Kreisen viel zu klar darüber, in welchen inneren Widerspruch man sich zu den Beweisen gesetzt hätte, welche für die jetzt durchgesetzte Zollerhöhung gemacht worden sind.

Uebrigens darf dabei auch noch eine andere Betrachtungsweise der Sachlage nicht ungewürdigt bleiben, zu der uns die Ausführungen des mehrgenannten Antragstellers Anlaß geben. Ist denn wirklich der Arbeitgeber Derjenige, „der die Arbeitslöhne aus seiner Tasche bezahlt?“ Auch diese Frage ist in gar vielen Fällen zu verneinen. Sie ist unbedingt stets zu verneinen, wenn die erhöhten Arbeitslöhne dem Unternehmergewinn des Arbeitgebers gleichkommen oder sogar über ihn hinausgreifen würden; hier bleibt dem letzteren die Wahl, sein Unternehmen aufzugeben oder den Mehrlohn auf die Consumenten überzuwälzen. Man darf auch hier nicht etwa einwenden, daß es sich blos um 3 pCt. handle, denn selbst die Richtigkeit dieses Satzes angenommen, wie wir das ohne Weiteres nicht glauben können, so ist das doch immer nur ein Durchschnittssatz, der sich aus ganz verschiedenen einzelnen Positionen zusammensetzt. In der einen Industrie überwiegt das Capital, in anderen der Arbeitslohn in den Gesammtgestehungskosten des Productes. Es würden also durch die besagte Löhnungserhöhung alle jene Industriezweige ungleich härter betroffen werden, bei welchen die Handarbeit die Maschinenarbeit erheblich übertrifft. — Des Weiteren darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Arbeitslöhne in den verschiedenen Theilen Deutschlands in einem und demselben Industriezweige gar verschieden sind, einmal auf Grund des verschiedenen Standard of life, dann wegen der erheblichen Preisunterschiede derjenigen Artikel, aus denen sich der Lebensbedarf des Arbeiters in der Hauptsache componirt. Auch manche andere Umstände tragen dazu bei, an dem einen Platze den Lohn höher oder niedriger zu stellen wie an anderen. Ein gesetzlicher Zwang in diesen Verhältnissen würde daher deshalb ungerecht treffen, weil er diejenigen Arbeitgeber, deren Löhne bereits

Digitized by Google

eine entsprechende Versicherungsprämie enthalten, ungemein benachtheiligen würde gegenüber jenen Concurrenten, die unter der Gunst der ihnen entgegenkommenden Verhältnisse so niedrige Arbeitslöhne durchgesetzt haben, daß deren Löhne einen weiteren Abzug für die Invaliditätsprämie schlechterdings nicht mehr gestatten. Diese Erwägungen führen aber nur dazu, daß, bevor an die Frage der Zwangsversicherungscassen für Altersschwäche und Invalidität gegangen wird, eine einigermaßen verlässige Lohnstatistik geschaffen werde, welche einen Einblick in die Wirkungen gestattet, die das verlangte Gesetz hervorrufen müßte.

Wir sehen aus dem Allen, von welcher Seite immer man die ganze Frage in Angriff nimmt, zeigt sie bei der praktischen Ausführung die größten Schwierigkeiten, welche nicht dazu angethan sind, die Dringlichkeit der Frage irgendwie zu unterstützen. Immerhin hoffen wir nicht nur, sondern wissen selbst aus einzelnen praktischen Fällen, daß die öffentliche Besprechung der Frage ihre guten moralischen Folgen hat, indem verschiedene Arbeitgeber dadurch neuerdings angeregt wurden und noch werden, sich die Frage zu stellen, was sie in der gedachten Richtung für ihre Arbeiter thun können, um ihnen für das Alter gesicherte Zustände zu schaffen. So unbefriedigend diese einzelnen Versuche und Unternehmungen sein mögen, eine große wirthschaftliche und zugleich sittliche Bedeutung haben dieselben doch; die Arbeitgeber wenden ihre ganze Aufmerksamkeit aus natürlichen Gründen denjenigen Arbeitern zu, welche mit voller Anhänglichkeit ans Etablissement und entsprechendem Geschick tüchtige Soldaten in der Industrie darstellen. Für Andere ihrerseits zu sorgen fehlt ihnen allerdings das Interesse; die weitere Verfolgung dieses Gedankens in Form von Zwangscassen führt aber auch nur zu leicht zu socialistischen Zuständen, also gerade zum directen Gegentheil von dem, was damit erreicht werden soll. Wird aber, wie gesagt, die öffentliche Discussion dieser Frage den Zweck erfüllen, neue Einrichtungen in verschiedenen deutschen Werkstätten zu zeitigen, dann dürfte der Mohr seine Schuldigkeit gethan haben, ohne daß wir deswegen darauf verzichten möchten, daß unsere statistischen Instanzen das Material vorbereiten, um später einmal ernstlich und meritorisch in die Frage selbst hinein zu treten.

Zukunft und Beurtheilung der Neger.

Von
Professor **Ratzel**.
München.

(I. Verknüpfung der Geschichte Amerikas mit der Geschichte der afrikanischen Rasse. — II. Die Negersclaverei in Nordamerika. — III. Die wirthschaftlichen Leistungen der Freigelassenen. — IV. Die Rassenmischung. — V. Die natürlichen Grundlagen einer Culturentwicklung in Afrika.)

I.

Ein merkwürdiges Geschick hat die Geschichte Afrikas und Amerikas zusammengebunden. Die afrikanische Westküste ist die Schule gewesen für die Entdeckung der Ostküste von Amerika. Die Kenntnisse, die dort erworben wurden, sind hier in jüngeren und größeren Unternehmungen bewährt worden und der Aberglaube und die Zaghaftigkeit, nachdem man sie dort hatte ablegen lernen, vermochten nicht mehr

Digitized by Google

anders, wenn Rassen sich vermengen, wenn aus den von Natur körperlich und geistig verschiedenst ausgestatteten Elementen, eine homogene Legirung zusammenfließt. Hier wird die Grundlage verschieden, hier ändern sich die Körper und die Geister, die Träger der Geschichte werden andere und diese selbst schlägt in Folge dessen ganz neue Wege ein, Wege, die sie vielleicht nicht gegangen ist, seitdem es geschichtliche Ueberlieferungen giebt. Dieses Unberechenbare ist in Amerika in der Vorbereitung begriffen, und theilweise ist es der Vollendung schon so nahe gekommen, daß man die Geschichte und die Kulturstufe der süd- und mittelamerikanischen Staaten nicht versteht, wenn man die Rolle übersieht, welche die aus der Verschmelzung von Weißen, Indianern und Negern hervorgegangenen Mischrassen in derselben spielen. Hier liegt viel mehr als in den anderen Naturbedingungen der Grund einer großen und neuen geschichtlichen Aufgabe, welche in der neuen Welt zur Lösung gelangen wird. In Europa mag die Kultur noch manche Wandlungen durchmachen, und manches bedeutsame geschichtliche Ereigniß wird sich hier zutragen, aber die Menschen bleiben dieselben, und aller Fortschritt wird nur dazu beitragen, sie als Gesammtheit, als Völker Europa's, als europäische Menschheit immer älter werden zu lassen. In Amerika dagegen verjüngt sich diese in und mit der Kultur alt gewordene Menschheit durch die Zufuhr jungen, sinnlichen, rohen, aber kräftigen Blutes. Die Kultur wird vielleicht um ein paar Sprossen zurückgeschraubt, aber die Menschen sammeln unterdessen Kraft zu neuem Aufschwung und überholen auf neuen Wegen das Ziel, von dem sie vorher abgedrängt worden. 15 Millionen Afrikanern unter 70 Millionen Weißen und Indianern ist in diesem Werdeprozeß die bedeutsamste Rolle zugewiesen, und die alte Verbindung Afrika's und Amerika's wird sich in ungeahnter Art weltgeschichtlich bedeutsam erweisen.

II.

Vielleicht ist die Verbindung zweier Rassen in geschichtlicher Zeit auf keinem Punkte folgenreicher für die Geschichte des Menschengeschlechts geworden als dort, wo afrikanische Sclaven in die Hände der Weißen gegeben wurden, welche es unternahmen, Amerika zu colonisiren bzw. auszubeuten. Der Satz, den wir eben aufstellten, daß durch die Verknüpfung mit Amerika der Geschichte der Afrikaner zu verschiedenen Malen Impulse ertheilt worden seien, die von Asien oder Europa in solcher fernwirkenden Gestalt seit geraumer Zeit nicht mehr ausgingen, bewährt sich hier am deutlichsten. Aber es ist wohlverstanden die Geschichte der Afrikaner und nicht diejenige Afrikas, es ist die aus Afrika hinausgetragene Geschichte afrikanischer Völker. Was will die Berührung afrikanischer Völker mit den in ihr Land eindringenden Weißen heißen im Vergleich mit der innigen, dauernden und von Culturströmen durchpulsten Verbindung einer Sclavenmasse mit der über ihr lagernden Schicht ihrer Herren? Ich stelle die Frage aus dem Culturgesichtspunkt. In der Geschichte Nordamerikas giebt es in der That Daten, welche gleichzeitig hochbedeutsame Wendepunkte in der Geschichte der afrikanischen Rasse sind. Man kann sich denken, daß einst eine Zeit kommt, wo sie wichtiger für diese als für jene erscheinen werden. In der, wie natürlich, an hervorragenden Thatsachen armen Anfangsgeschichte der späteren Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird als bedeutsames Ereigniß bezeichnet die Ankunft des ersten mit Sclaven be-

Digitized by Google

adenen Schiffes in Jamestown (Virginia). Es war ein holländisches Schiff, kam aus Westindien und brachte 20 Sclaven. Dies geschah 1620. Das darauffolgende Jahr bezeichnet den Anfang des Baumwollenbaues. 1651 kam der erste Reis nach Südcarolina und 1751 das erste Zuckerrohr nach Louisiana. Diese drei Culturen haben die Sclaverei in den Vereinigten Staaten großgezogen. Wo sie nicht hindrangen, ist auch die Sclaverei nicht gewachsen. Soweit als sie gedeihen, reicht das Klima, in dem die Plantagen- und Sclavenarbeit für unentbehrlich und die selbständige Arbeit des freien Landmannes für nur in beschränktem Maße möglich gehalten wurde. Bekanntlich sind die Ausdrücke „Baumwollenstaaten" und „Sclavenstaaten" häufig als gleichbedeutend gebraucht worden. Es giebt noch andere bedeutsame Daten der nordamerikanischen Geschichte, welche für die afrikanische von Bedeutung sind. Das Verbot der Sclaveneinfuhr im Jahr 1808, isolirte die in den Vereinigten Staaten befindlichen Afrikaner von denen in Afrika und zugleich von denen, welche in anderen Ländern als Sclaven lebten. Diejenigen, welche annehmen, daß das Nordamerikanische Klima einen sehr tiefgreifenden Einfluß auf die Organisation der Neger übe, sehen hierin den Beginn einer Concentration dieser Wirkungen auf die $1^1/_5$ Mill. Neger, die damals in den Vereinigten Staaten lebten und von denen allerdings fast alle abstammen, die heute dort leben. In diese Frage, welche zunächst noch nicht praktisch ist, wollen wir uns hier nicht einlassen. Die Wissenschaft der Anthropologie gesteht offen ein, daß sie über das Maß und die Bedingungen der Wirkungen, um die es sich hier handelt, keine bestimmte Auskunft geben kann und es wird wahrscheinlich nöthig sein, dieselben noch längerer Beobachtung zu unterwerfen, ehe man erwarten darf, bestimmte Schlüsse zu ziehen. Doch ist dieses Ereigniß nichtsdestoweniger bedeutsam, 1) als Sieg, wenn auch sehr theilweiser nur, der Idee von der Unrechtmäßigkeit der Sclaverei; 2) als Hemmung der ungemessenen Zufuhr afrikanischen Blutes, das, früh oder spät, mit dem europäisch-amerikanischen sich mischen wird; 3) als Vorbereitung der wenige Jahre später von europäischen Mächten unter Vorantritt Englands bewirkten Achterklärung des Sclavenhandels. Wenn man ins Einzelne gehen wollte, so würden die Jahre der Erwerbung Louisianas (1803) und Floridas (1818) und der Aufnahme von Texas in die Union (1845) als ebensoviele Daten dieser Gattung zu verzeichnen sein, weil sie wichtige Schritte in der Richtung auf Erweiterung des Gebietes der Sclaverei darstellen. Aber dies kann hier nicht unsere Sache sein. Wir scizziren nur. Wenn wir ins Einzelne gehen dürften, würden wir wol irgend eine Jahreszahl deutlicher ins Licht zu stellen wünschen, als die von 1831, des Anfanges einer systematischen Agitation für Aufhebung der Sclaverei oder die von 1859, des Märtyrertodes John Browns, der die längst schon glimmende Sclavenfrage endlich zum hellen Brande anfachen wollte, um nicht länger die Stickluft des thatlosen, durch immer neue Compromisse verlängerten und dennoch vor dem Kommenden bangen Abwartens athmen zu müssen? Wir beschränken uns auf die Nennung der Jahre 1863, 1865 und 1875, deren erstes die Freilassung aller Sclaven in den von Bundestruppen besetzten Theilen der Südstaaten bezeichnet, während im zweiten die formale Aufhebung der Sclaverei im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten und im dritten durch die „Civil Rights Act" die vollständige bürgerliche Gleichstellung der Weißen und der

Digitized by Google

Farbigen verfügt ward und gleichzeitig das Recht, dieselbe durch Anrufung der Bundesgerichte zu erzwingen. In den 15 Jahren, welche seit der Aufhebung der Sklaverei verflossen, hat sich nichts ereignet, was verdient neben diesen hellen Punkten in der Geschichte der Afrikaner in Nordamerika zu erscheinen. In der That, was blieb zu thun, nachdem der Bann der Sclaverei gebrochen und allen in der Sclaverei Aufgewachsenen und Geborenen ohne allen Unterschied die Freiheit verliehen worden war? Vielleicht war es schon zuviel gethan, daß man durch ein Gesetz jene gesellschaftliche Gleichstellung erzwingen wollte, die doch unter allen Umständen, wenn sie ächt und dauernd und für die bisher Niedrigen und Gedrückten fruchtbar sein soll, verdient werden muß. Es ist sogar jetzt schon wahrscheinlich, daß dieses Gesetz ein Schritt zuviel war, den zurückzuthun eine der künftigen Mehrheiten im Kongreß und der Regierung der Vereinigten Staaten sich nicht scheuen wird. Wird aber überhaupt in den nächsten Jahrzehnten, man möchte sagen, in den nächsten hundert Jahren, ein Ereigniß sich vollziehen in der Geschichte der nordamerikanischen Afrikaner, das an Wichtigkeit irgend einem derer verglichen werden könnte, die wir im Vorangehenden genannt? Soweit unser Blick zu reichen vermag, müssen wir sagen: es ist ein solches Ereigniß nicht zu denken und wenn es geschähe, so wäre es höchst wahrscheinlich nicht von der Art, daß es für die erst so kurz Befreiten wünschenswerth erachtet werden könnte. Ruhige, ereignißlose Entwickelung ist, was sie benöthigen.

Wenn Einer nach langem Gebundensein seiner Fesseln entledigt wird, so liegt es auf der Hand, daß er erst lernen muß sich zu bewegen, ehe man an seine freie Bewegungsfähigkeit dieselben Forderungen stellen darf, wie an die eines Freien, der nie Hemmnisse gekannt hat. Die Befreiung ist eine Krise, welche eine Krankheit abschließt, und diese Krankheit ist gekennzeichnet in erster Linie durch die Unfähigkeit der selbständigen freien Bewegung. Es ist die Krankheit der Unfreiheit. Auf diese Krise muß nothwendig eine Periode der allmäligen Wiederherstellung folgen. Das Wesen derselben, der Reconvalescenz, besteht im langsamen Uebergang vom Zustande der Krankheit zu dem der Gesundheit und man kann nicht wünschen, daß dieselbe durch neue Krisen, in unserem Fall durch „Ereignisse" unterbrochen werde. Es war insofern kein gutes Zeichen, wenn man so kurz nach der großen Krise der Sclavenbefreiung in den Vereinigten Staaten von politischen Entwickelungen oder Verwickelungen vernahm, in denen seltsamer Weise diese der ruhigen Entwickelung in so hohem Grade benöthigenden Freigelassenen eine große Rolle spielten. Sie hatten ihre Hand in den politischen Wahlen für Kongreß- und Staats-Legislaturen, sie sandten in den Bezirken, wo sie die Mehrheit hatten, Männer ihrer Farbe, ihrer Bildung und ihres Charakters in die Vertretungen und setzten in drei der ältesten und stolzesten von den Südstaaten sogar die ganze Regierung aus Leuten ihrer Wahl zusammen. Unter ihrem Einfluß nahm die politische Korruption ungeheuere Dimensionen an. Wo sie herrschten, wurden Aemter und Würden in der unglaublichsten Weise verschleudert. Aber es ist bemerkenswerth, daß als Anstifter überall hinter ihnen Weiße standen, meist Charaktere von jener äußerst unschmackhaften, aber in Nordamerika nicht seltenen Mischung aus religiösem oder politischem Fanatismus und aus Spitzbüberei, welche als „Schnappsäckler" (die

Digitized by Google

deutsch-amerikanische Uebersetzung von „Carpet-baggers," wie sie von ihren Gegnern genannt wurden) nach dem Süden gekommen waren, um als reichgewordene Märtyrer der Idee nach einigen Jahren ihn wieder zu verlassen. Die Schwarzen, mit deren Hilfe sie sich an die Oberfläche gebracht hatten, zogen in der Regel den kleinsten Gewinn von der Ausbeutung des Staates, die jene ins Werk setzten. Höchstens die geriebeneren Mulatten wußten sich zu vollberechtigten und nach jeder Richtung auch vollbefähigten Genossen dieser vorzüglich im Finanzfach geschickten Politiker emporzuschwingen und gingen ebenso vollhändig, „triefend von gestohlenem Gute," wie sie. Von jenen armen Teufeln von Exsclaven speiste man einige mit Aemtchen ab, ihre Hauptschreier ließ man in die Gesetzgebung oder den Congreß wählen, aber der Nutzen, der ihnen zufiel, stand gewiß nur wie ein Maulwurfshaufen gegen einen Berg im Vergleich zu dem Schaden, den ihnen der politische Taumel dieser Jahre zufügte. Ungeheuer ist jetzt der politische Katzenjammer, seitdem 1876 die schirmende und stützende Hand der Centralregierung ihnen entzogen und das Volk der Südstaaten sich selbst überlassen wurde. Die falschen Freunde sind verschwunden, die alten Herren regieren wieder, und dieser 10jährige politische Fasching hat den Schwarzen viel mehr geschadet durch Schärfung des Rassengegensatzes als er ihnen genützt hat durch meist nicht sehr dauerhafte wirthschaftliche und politische Förderung. Die traurige Erscheinung ihres Auszuges aus dem Süden zu Tausenden, welcher im letzten Winter einsetzte und schon im März gegen 6000 arme Schwarze, Männer, Weiber und Kinder in die ihnen klimatisch wenig zusagenden, nördlichen Weststaaten Kansas und Nebraska geführt hatte, ist ein betrübendes Merkmal davon. Man hat die verschiedensten politischen und wirthschaftlichen Gründe angegeben, aber der Hauptgrund bleibt die Enttäuschung über das Fehlschlagen ihrer wirthschaftlichen und politischen Experimente und die Unlust Tagelöhner zu sein, wo sie Herren gespielt haben.

III.

Es ist gewissermaßen nur eine Zufälligkeit gewesen, wenn die Sclaverei Anlaß zu großen politischen Verwickelungen gegeben hat und wenn ihr eigener Bestand zu einer großen politischen Frage auswuchs. Würde sich nicht ein regioneller Gegensatz zwischen sclavenhaltenden und „Freiboden"-Staaten entwickelt und an ihn andere Gegensätze sich angeschlossen haben, die aus der grundverschiedenen Wirthschaftsweise hervorwuchsen (Pflanzeraristokratie und Bauerndemokratie, Freihandel für die Pflanzer und Schutzzoll für die Industriellen, Expansionstrieb der Sclavenhalter und damit Eroberungspolitik gegenüber der Friedensliebe der nördlichen Farmer, Gewerbs- und Handelsleute), so wäre die Sclavenfrage im Ganzen und Großen doch immer nur eine Wirthschaftsfrage geblieben. Wirthschaftlich war der Zweck der Sclaverei gewesen und zu einem in den Hauptsachen wirthschaftlichen Problem ist sie denn auch alsbald wieder geworden, als sie in dem Gewitter des nordamerikanischen Bürgerkrieges sich ihrer politischen Elemente entledigt hatte. Man muß auch den wirthschaftlichen Standpunkt in erster Linie einnehmen, um einen richtigen Ueberblick zu gewinnen über die Folgen, welche die Aufhebung der Sclaverei nach sich gezogen. Man muß da zwei Hauptfragen stellen: Wie hat sich die allgemeine Arbeitsleistung der Südstaaten durch diese große Reform der

Digitized by Google

Arbeiterverhältnisse geändert? und: Inwieweit sind die politisch frei gemachten Sclaven auch wirthschaftlich selbständig geworden? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es zunächst nöthig, die Production derjenigen Artikel ins Auge zu fassen, welche in den Südstaaten in der größten Ausdehnung erzeugt werden. Wie hat dieselbe sich vor der Aufhebung der Sclaverei und wie nach derselben verhalten? Die Baumwolle bietet ohne Zweifel den besten Maßstab. Die Grenze ihres Anbaues im Großen ist der 36. Breitegrad, ihr Gebiet nimmt also fast den ganzen Complex der früheren Sclavenstaaten ein, und sie gedeiht hier überall außerhalb der Sumpfgegenden, und der wenigen Strecken, die durch ihre hohe Lage nicht mehr die erforderliche Milde des Klima's haben, d. h. ihr nicht mehr eine vollständig frostfreie Entwickelungsperiode von 7 bis 8 Monaten gestatten. Sie ist das wichtigste Stapelerzeugniß des Südens, ihr Exportwerth wird von keinem anderen Erzeugniß weder des Ackerbaues, noch der Industrie erreicht. Die Vereinigten Staaten, kann man sagen, haben durch die Arbeit der Südstaaten auf ihren Baumwollenfeldern geradezu ein Monopol für die Erzeugung guter Baumwolle. In den besten Jahren des Baumwollbaues, jenen sehr ertragreichen und zugleich hochpreisigen von 1858 bis 1860, welche dem Bürgerkrieg vorangingen und durch die Prosperität, die sie erzeugten, gewiß nicht wenig zu dem Uebermuth beitrugen, womit der Süden damals dem Kampf entgegentrieb, führte der größte Consument dieser Waare, England, nicht weniger als $^4/_5$ seines Bedarfs aus Nordamerika ein. Und so fest ist das Uebergewicht Nordamerika's hierin, daß jenes auch 1876 noch 62 % seines Bedarfes von hier bezog, trotzdem, daß in der Zwischenzeit alle für den Baumwollbau nur entfernt denkbare Länder innerhalb wie außerhalb der Tropen sich auf diese Cultur geworfen hatten. Aber die Güte der nordamerikanischen Baumwolle ist unerreicht. Indien, für dessen Emporkommen in dieser Richtung soviel gearbeitet worden, hat 1876 nicht mehr als 18 % des englischen Bedarfes gedeckt.

In einem so wichtigen Artikel, darf man mit Recht vermuthen, werden tief eingreifende Aenderungen in dem seiner Erzeugung zu Grunde liegenden Arbeitssystem nicht blos wahrgenommen, sondern mit Sorgfalt untersucht werden. In der That fehlt es nicht an Material amtlicher Berichte und privater Beobachtungen, welche über die Wirkungen sich eingehend verbreiten, die die Aufhebung der Sclaverei auf die Baumwollen-Erzeugung in den Vereinigten Staaten geübt hat. Vorzüglich folgende Thatsachen lassen sich denselben entnehmen. Die durchschnittliche jährliche Erzeugungsmenge von 1875—76 übertrifft um 2 Mill. Ballen (oder gegen 900 Mill. E. Pfund) die einer gleichlangen Periode von 1851—62. Die beispiellos große Ernte von 1859 ist von der von 1875 bis auf 2 % erreicht worden. 1850 wurden 988, 1860 5387, 1870 3012, 1878 4811 Mill. E. Pfund gewonnen. Läßt man die beispiellos günstigen Jahre wie 1859 und 60 außer Betracht, so ist die Zunahme augenfällig. Diese Thatsache läßt keinen Zweifel, daß wenigstens die Erzeugung des wichtigsten Stapelartikels der Südstaaten durch die Aufhebung der Sklaverei nicht dauernd gelitten hat. Angesichts der gewaltigen Desorganisation der Arbeit, welche im Gefolge des Bürgerkrieges eintrat, ist das ein kaum glaubliches Resultat, aber es wird verständlicher, wenn man einige Nebenerscheinungen mit in Betracht zieht. Dahin gehört vor allem die Ausbreitung dieser Cultur über weitere Räume

Digitized by Google

als sie je vorher eingenommen, ihre Aufnahme von Seiten zahlreicher kleiner Farmer, welche früher mit den großen Pflanzungen nicht in Wettbewerbung zu treten vermochten, nun aber auf einst brachliegendem Lande ganz respektable Erträge erzielen, die Zertheilung vieler großer Gütercomplexe in kleinere Farmen, auf denen ein intensiverer Anbau betrieben werden kann, und endlich die ungemein gesteigerte Verwendung von künstlichen Düngmitteln, vorzüglich gepreßten Baumwollensamen, die an die Stelle des früheren Raubbaues getreten ist.

Uebrigens braucht man nicht bei solchen großen und allgemeinen Zahlen stehen zu bleiben, unter denen sich ja die verschiedensten Ursachen bergen können, um zu dem Ergebniß zu kommen, daß die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit der Südstaaten durch die Aufhebung der Sclaverei in viel geringerem Maße beeinträchtigt worden sei, als man vermuthete und zum Theil noch heute glaubt. 1876 stellte das Landwirthschafts-Amt der Vereinigten Staaten eine Untersuchung über die Lage des Baumwollenbaues an, die eine Menge von interessanten Daten über die Negerarbeit zu Tage förderte. Das Endurtheil des betreffenden Berichtes*) lautet folgendermaßen: „Die Angaben kommen alle darin überein, daß sie eine allmälige Zunahme des Nutzens der Arbeit der Freigelassenen feststellen. Noch immer herrscht zwar die Neigung, in den Städten sich zusammenzudrängen und sich mit vorübergehenden Gelegenheits-Arbeiten ein unsicheres Auskommen zu ergattern, auch lehnen Frauen und Halberwachsene Feldarbeit zu oft auch dann ab, wenn kein anderer Weg zum Erwerb für sie offen ist. Aber es ist ein besseres Verständniß zwischen Grundbesitzer und Feldarbeiter angebahnt. Der eine ist geneigter geworden sich rathen zu lassen, und der andre greift mehr ein. Viele Farmer sind herabgekommen durch die Unlust ihre Antheil-Arbeiter zu beaufsichtigen". Auch in Britisch-Guyana hat man neuerlich Erfahrungen gesammelt über die Arbeitsfähigkeit des freien Negers, und diese sind um so werthvoller, als er hier mit dem Chinesen verglichen wird, der auf dem Arbeitsmarkt der Tropen einst sein gefährlichster Wettbewerber werden dürfte. Auf den dortigen Zuckerpflanzungen arbeiten Afrikaner, Ostindier und Chinesen unter den bekannten Kuliverträgen. Sie arbeiten zugweise, die Neger unter Führung eines Negers oder Portugiesen, die Chinesen unter Führung eines Landsmannes, die Indier gewöhnlich unter der eines Negers. In der Feldarbeit ist auch hier der Neger der beste von den dreien. Er arbeitet doppelt so viel, wie der Indier, den er wegen seiner Schwäche verachtet. Der Indier zahlt ihm seinerseits mit Verachtung seiner Rohheit und seiner uncivilisirten Gewohnheiten. Der Chinese ist der intelligenteste von allen, aber er läßt die Feldarbeit liegen, sobald er nur kann, um lohnendere und bequemere Arbeit zu suchen. Wenn der Neger nicht zur Arbeit angetrieben wird, leistet er weniger als die beiden anderen, und in vollkommener Freiheit hat er das größte Talent zum Bummler und Vagabunden. Auch seine Geschicklichkeit im Handwerk wird nicht hoch gepriesen, und doch ist er in Afrika ein ganz vortrefflicher Grobschmied und zwar mit großer Neigung und mit Eifer. Wir haben englisches Zeugniß dafür, daß ihre Lanzenspitzen, die zugleich leicht und stark sind, von einem nicht vorzüglichen Dorfschmied in England schwerlich nachgemacht würden. Auch in Nordamerika leisten sie

*) Annual Reports of the Department of Agriculture 1876. 131 ff.

Digitized by Google

Achtungswerthes in den gröberen Hantirungen und an der mexikanischen Nordküste (Veracruz, Minatitlan u. s. f.) sind sie die gesuchtesten Leute für jede schwere Arbeit.

Ueber die beste Art, das Verhältniß der freien schwarzen Arbeiter zu ihren weißen Brotherren zu ordnen, sind seit 1865 zahlreiche Versuche angestellt und ist viel discutirt worden. Der Taglohn hat sich nicht bewährt, sondern man ist sehr allgemein zu dem Schlusse gekommen, daß dem farbigen Arbeiter ein Interesse an seiner Arbeit eingeflößt werden muß, wenn er nicht schlaff werden und seine kargen Erträgnisse, rascher als gut ist, wieder los werden soll. Man hat daher dem Pacht- oder dem Antheilsystem den Vorzug gegeben. Bei dem ersteren nimmt der Arbeiter Land, Zugvieh, Wagen und Werkzeug von dem Verpachter und zahlt diesem dafür einen Bruchtheil, gewöhnlich $^1/_3$ der Ernte. In Texas zahlt man gewöhnlich $^1/_4$ von Baumwolle, $^1/_3$ von Körnerfrüchten. Stellenweise kommt auch Geldzahlung vor. Bei dem Antheilsystem erhält der Arbeiter statt des Lohnes einen Theil, gewöhnlich $^1/_4$, der Ernte und wird außerdem behaust und verköstigt, oder er erhält $^1/_3$, wenn er sich selbst versorgt, und $^1/_2$, wenn er die Auslage für die Thiere mit übernimmt. Wenn, wie es gewöhnlich der Fall, ganze Familien unter diesem System arbeiten, können sie mit verhältnißmäßig geringer Mühe, und in kurzer Zeit genug ersparen, um selbständig eine kleine Wirthschaft beginnen zu können. Man kennt nicht die Zahl der schwarzen Taglöhner im S. und für die Summe ihrer Leistungen giebt es auch keinen Maßstab, aber es steht außer Zweifel, daß die weitaus größte Menge der dort im Felde Arbeitenden frühere Sclaven und Freigelassene sind und daß die Zahl der weißen Taglöhner gegenüber der ihrigen verschwindet. Der bedeutende Aufschwung, den die Landwirthschaft des S. seit Aufhebung der Sclaverei erfahren hat, ist also zu einem Theil jedenfalls auch diesen schwarzen Feldarbeitern zu danken, welche um ihn zu erzeugen, jedenfalls mehr arbeiten mußten als früher. Eine tiefgreifende Wirkung hat die Aufhebung der Sclaverei auf die Lohnverhältnisse geübt. Die Arbeitslöhne auf den Baumwollenpflanzungen haben sich nach großen Schwankungen, deren Ursache vorzüglich in dem rapiden Fallen des Preises der Baumwolle von 43 Cts. per Pfd. am Einschiffungsort im Jahr 1865 bis unter 20 Cts. im Jahr 1867 zu suchen ist, nun in den meisten Staaten erheblich anders gestaltet, als sie vor der Aufhebung der Sclaverei gewesen waren. Sie sind im Allgemeinen niedriger. Die Arbeiter erhalten wie damals eine Naturalverpflegung von wöchentlich durchschnittlich 3—4 Pfd. Dürrfleisch, einen Peck Maismehl und auch die nothwendigen Zugaben, ferner Wohnung, die aber selten mit der Benützung eines Grundstücks als Garten verbunden ist. Im Unterschied von früher erhalten sie jedoch keine Kleidung. Außer diesen Naturalien erhielten sie 1860 100—124 D. Jahreslohn in den atlantischen und 121—171 in den Golf- und Weststaaten, wogegen sie 1876 101—110 D. in jenen und 107—148 in diesen erhielten. In beiden Perioden zahlten die höchsten Löhne Texas, Arkansas und Louisiana.

Eine weitere bedeutsame Thatsache ist die Zunahme der Farmen bei Verminderung ihrer Größe. Besonders die kleinen Complexe von 10 Acres und weniger, welche fast ausschließlich von Sclaven bearbeitet wurden, haben sich ungewöhnlich vermehrt. Die drei negerreichsten Staaten Süd-Carolina, Mississippi und Louisiana zählten 1860 93 000, 1870 148 000 Farmen, deren Durchschnittsgröße

Digitized by Google

damals 462 A. betrug, während sie jetzt 226 ist. Nach den Berichten des „Agric. Dep." für 1876 war in diesem Jahre dieselbe zerstückelnde Bewegung noch im Gange. Allerdings muß man bemerken, daß es sich dabei in vielen Gegenden nicht um eine dauernde Zerstückelung handelt, sondern um eine zeitweilige Verpachtung von Theilen eines zusammenhängenden Besitzes an Arbeitergruppen (Squads). Trotz dieser Vermehrung der Farmen lagen noch 1875 manche der großen Plantagen in den besten Theilen von Mississippi und Louisiana brach und in Dallas Cy. (Ark.) kamen 4 Acres brachliegendes Land auf 1 Acre bebautes. Aehnliches wird aus Nord-Carolina berichtet. (Rep. Agr. Dep. for 1876. 130.)

IV.

Welche Schlüsse man aus diesen Thatsachen nun ziehen mag, eines darf bei denselben nie übersehen werden und ist sehr wohl zu erwägen, nämlich daß diese Rasse 1. gleich allen anderen durch Mischung sich verändern muß und 2. durch diese Veränderung nicht anders als sich veredeln kann. Wir haben Alles in Allem in den Negern die geistig mindest begabte Rasse, wie hoch sie auch über der Stufe steht, die man ihr gewöhnlich anweisen will. Da nun alle anderen Rassen ohne Ausnahme, die mit ihr in Berührung kommen, sich mit ihr vermischen — sie folgen hierin nur einem ganz festen Naturgesetz, welches vorschreibt, daß Menschen, wie verschieden sie immer sein mögen, nicht nebeneinander leben, ohne sich zu mischen und Mischlinge zu erzeugen; sind sich auch die Männer feindlich, so rauben sie sich doch die Weiber und Mädchen — so folgt, daß die Negerrasse sich mit der Zeit nur immer mehr veredeln kann. Kann es doch auch nicht fehlen, daß sie in immer größerer Ausdehnung und immer inniger mit Völkern anderer Rassen und vorzüglich der kaukasischen, sich berührt. Auch hierfür liefern uns die Zählungslisten der Vereinigten Staaten einige Anhaltspunkte. Es werden zwar die Negermischlinge, die man dort kurzweg, soweit sie nicht anscheinend negerartig oder anderseits so weiß sind, daß sie sich zu den Europäern rechnen können, als Mulatten zusammenfaßt, im Census nicht besonders aufgeführt. Die Rubrik „Colored People" umschließt Schwarze und Mulatten von allen Abstufungen. Aber in einigen Speciallisten finden sie ihren Platz und da stellte sich denn 1870 ihre Zahl auf 584049 von den 4 868 387, welches die Gesammtzahl der Farbigen überhaupt ist — also auf 12 Procent; begreiflicherweise sind das nur Annäherungszahlen und eine große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben. Die zahlreichen Fälle, wo dieselbe Mutter Neger- und Mulattenkinder hat, bleiben meist unberücksichtigt. Ueberhaupt wird, da die Zähler Weiße sind, fast jeder zweifelhafte Farbige einfach nach den Schwarzen hinübergerechnet. Denn das ist auch ein Naturgesetz, daß wie die Kinder der Mutter, so die Mischlinge der Mutterrasse folgen. Sie sind fast immer die Sprößlinge aus der Verbindung weißer Männer mit farbigen Frauen, und der mütterlichen, der farbigen Seite folgt der Mischling. Das ist sein Verhängniß, und all sein Streben, der höheren Rasse, der väterlichen Seite sich anzuschließen, scheitern an dem Rassen-Vorurtheil, welches keinen Unterschied zwischen Farbigen macht, so lange das Negerblut noch zu mehr als $^1/_{32}$ (der sogenannten Quinterone) in dem weißen vorhanden ist. Daß dort, wo eine schwarze Bevölkerung lange Zeit mitten unter Weißen lebt

Digitized by Google

und wo zugleich eine möglichst gerechte Zählung vorausgesetzt werden darf, andere Zahlen als nur 12 Procent herauskommen werden; läßt sich erwarten. In der That hat der 1875er Census des Staates Massachusetts, gewiß einer der besten, die jemals in der Union gemacht worden sind, in einer farbigen Bevölkerung von 15 484, 5 038, d. h. fast $^1/_3$ Mulatten nachgewiesen. Daß $^1/_4$ der farbigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten Mulatten seien, dürfte demnach keine allzu kühne Schätzung sein. Vergessen wir bei diesen Zahlen nicht, daß kein Volksstamm der Mischung mit fremden Rassen mehr widerstrebt als der germanische, dem die große Mehrheit der Nordamerikaner angehört. Alle Sitten und Anschauungen sind hier der natürlichen Mischungstendenz entgegengesetzt, nicht am wenigsten sogar der hochentwickelte Reinlichkeitssinn, der vor näherem Verkehr mit übelriechenden Negerinnen zurückschreckt. Die Romanen mischen sich viel leichter und man kann schließen, daß wenn schon in Nordamerika die Mischung soweit fortgeschritten ist, sie es noch viel mehr sein wird bei den viel unskrupulöseren, von gesellschaftlichen Vorurtheilen nur zu freien Bevölkerungen Süd- und Mittelamerikas. In der That ist dies der Fall. Während noch heute in Nordamerika trotz der demonstrativen Philanthropie des Nordens der Mulatte aus der Gesellschaft ausgeschlossen ist, sind schon in Mexiko die Ehen von Spanierinnen mit Mulatten nicht anstößig und mit Mestizen sogar gewöhnlich. Der Kenner der süd- und mittelamerikanischen Geschichte weiß die hervorragende Rolle, welche Mulatten und andere Mischlinge, und selbst Neger in derselben gespielt haben und spielen. Schade, daß die Schätzung der Menge des Blutes von einer bestimmten Rasse, die in diesen Völkern circulirt, in demselben Maße schwerer wird, als die politische und gesellschaftliche Gleichstellung mit den Weißen zunimmt. Jeder rechnet sich als weiß, dessen Haut und Haar ihm nicht mit unbarmherziger Untrüglichkeit seine Stellung in einer andern Rasse anweisen und die Rassenstatistik ist gerade gegenüber den Mischlingen hülflos. Man begreift es, wenn einige Reisende die volle Hälfte der brasilianischen Bevölkerung als den Negern angehörig oder mit Negerblut gemischt hinstellen, da ja ein erheblicher Theil der Portugiesen von Haus aus vernegert ist und kein anderes europäisches Volk sich so leicht mischt wie dieses. Die Statistik sagt zwar nichts davon, aber sie ist hier nicht untrüglich. Noch weniger ist sie es freilich dem Mischungsproduct zwischen Weißen und Indianern, den Mestizen, gegenüber, doch interessiren uns diese im Augenblick weniger. Jedenfalls wird keiner, der die Verhältnisse kennt, die Behauptung bestreiten wollen, daß in der ganzen süd- und mittelamerikanischen Bevölkerung und in allerdings viel geringerem Grade auch in der nordamerikanischen mehr Negerblut steckt als Statistik oder Geschichte nachweisen.

V.

Wenden wir uns nun nach der Heimat der Neger Amerika's zurück und erwägen die Möglichkeiten, die dort der höheren Entwicklung dieser Rasse bereitet sind, so muß man es in mehreren Beziehungen noch voreilig nennen, wenn ein Urtheil gefällt werden will über die Zukunft der Cultur-Entwicklung Afrika's, sei es nun, daß man diesen Erdtheil als eine Schule zur Heranziehung der schwarzen oder als den Schauplatz colonisirender und civilisirender Arbeit der weißen Rasse betrachte. Es ist ja sprichwörtlich, daß Afrika der dunkle Erdtheil ist und diese Be-

Digitized by Google

nennung paßt nicht minder gut auf die Dunkelheit unseres Wissens von ihm, als auf die schwarze oder braune Hautfarbe seiner Bewohner. Unsere Schlüsse auf seine Zukunft stehen mit Ausnahme dessen, was über die länger bekannten Theile von Nord- und Süd-Afrika gesagt werden mag, bekanntlich in keiner Weise auf dem Boden praktischer Erfahrung. Im Innern ist uns der achtfache Flächenraum Deutschlands noch vollständig unbekannt, und das übrige ist flüchtig von weißen Reisenden durchwandert, aber von weißen Kaufleuten, Arbeitern oder Soldaten nicht dauernd bewohnt worden, und selbst Missionäre haben sich erst seit einigen Jahren ständig am Nyassa- und Victoria-See aufgehalten. Bis jetzt war Afrika den Afrikanern, und was sie daraus gemacht haben, kann uns nicht als Maßstab dienen für das, was Andere daraus zu machen vermöchten. Wer klug ist, spricht einstweilen noch nicht viel von der Zukunft Afrika's und auch wir wollen nur einige allgemeine Gesichtspunkte hervorheben, welche bleibend sind und aus welchen man Schlüsse ziehen kann, die etwas mehr als Eintagswerth haben.

Afrika wird immer das eigentlich äquatoriale Land bleiben. Der Betrag seiner Oberfläche innerhalb der Wendekreise verhält sich zu dem Amerika's wie 5 zu 4 und zu demjenigen der übrigen Welt wie 5 zu 1. Man kann sagen, daß Afrika ebensoviel äquatoriales Land besitzt als die ganze übrige Welt zusammen. Es ist eine weitere bleibende Eigenschaft Afrika's, daß dieses weite Gebiet von einer Bodengestaltung ist, welche ihm ein milderes Klima verschafft, als wir in tropischen Ländern sonst erwarten dürfen. Wie ungesund das tropische Küstentiefland Afrika's an der Ost- und Westküste ist, wissen wir zur Genüge. Edelstes Blut kühner Forscher ist dort im Kampf mit tropischen Fiebermiasmen vergiftet worden, und von den Märtyrern der Afrikaforschung ist die weitaus größte Zahl auf diesem sumpfigen Felde der Ehre geblieben. Diese Gegenden sind auch dünn bevölkert und tragen bis jetzt weniger als das Innere zu den Produkten bei, welche Afrika zur Ausfuhr bringt. Ihre Ausdehnung ist aber glücklicherweise beschränkt. Der größte Theil des äquatorialen Afrika und noch ein gutes Stück des im engern Sinne tropischen ist Hochland, besteht aus flachen Becken, die von der Küste und zum Theil auch von einander gesondert sind durch Gebirgszüge von bedeutender Erhebung, Gebirgszüge, die einen großen Wasserreichthum in zahllosen befruchtenden Bächen und Flüssen in jene Becken hinabsenden, wo wahre Süßwassermeere von Seen dieselben auffammeln und in großen Flüssen den Meeren zuführen, die Afrika im Osten, Westen und Norden umgeben. So entsendet der Nyassa den Zambesi, der Tanganika den Congo, der Victoria-Nyanza den Nil. Der Tsadsee ist ein abgeschlossenes Becken, im übrigen den ebengenannten ähnlich. Diese Becken liegen 300 und mehr Meter über der Meeresoberfläche, ihre Umgebungen zum Theil noch bedeutend höher, ihr Klima muß also bedeutend kühler sein als das der heißen Tiefländer an den Küsten, und es läßt sich erwarten, daß dasselbe für Europäer gesünder sich erweisen wird, als in den äquatorialen Regionen Amerika's und Asiens, wo er bis jetzt vergebens bemüht war, sich einzubürgern.

Es ist ein Nachtheil dieses Vorwaltens des Hochlands in Inner-Afrika, daß dasselbe durch seinen stufenweisen Abfall nach der Küste den großen Flüssen, die aus dem Innern hinausgehen, nicht den glatten Ablauf gestattet, wie ihn in unerreichter Weise Amazonenstrom und Mississippi in Amerika haben. Der Verkehr

Digitized by Google

wird dadurch immer erschwert sein, wenigstens der Waarenverkehr, der ohne billigen Wassertransport in solchen Ländern sehr beschränkt bleibt. Von den großen afrikanischen Flüssen sind Nil, Congo und Zambesi durch Stromschnellen oder Kataraktе nach dem Inneren hin unfahrbar gemacht, unter den kleineren zeigen Ogowe und Coanza die gleiche Erscheinung. Der Niger, welcher bessere Möglichkeiten für die Schifffahrt bietet, kommt nicht eigentlich aus dem Innern, sondern bildet nur eine große Schlinge an der Westküste. Man muß also die Hoffnung aufgeben, daß Afrika so rasch, wie es beim Amazonenstrom, beim La Plata oder dem Mississippi geschah, durch günstige Wasserwege für Handel und Colonisation aufgeschlossen werde.

Der Productenreichthum Afrika's ist bekanntlich bis jetzt sehr gering. Elfenbein und Palmöl sind die einzigen Erzeugnisse von Aequatorial-Afrika, welche auf dem Weltmarkt eine nennenswerthe Rolle spielen. Auch Gold hat Afrika in nicht unbedeutender Menge geliefert, und es ist fast sicher, daß man noch größere Mengen davon erwarten kann. Gold ist von den Grenzen Inner-Afrika's nach der Küste zeitweise in solchen Mengen gebracht worden, daß in Abessinien, in Senaar, im Nigergebiet und in vielen Theilen des Südens noch erhebliche Ausbeute erwartet werden darf. Die Goldküste hat ihren Namen vom Reichthum dieses Edelmetalls, das dort an die Europäer verhandelt wurde, die englische Guinee hat ihren Namen vom afrikanischen Guinea, Sofala und Mozambique sind von Alters durch ihren Goldreichthum berühmt. Sötbeer berechnet, daß Afrika von 1493 bis 1875 2041 Mill. Mark Gold auf den Weltmarkt geliefert habe, und die vor einigen Jahren im Osten Südafrika's entdeckten Goldfelder haben bereits Erträge geliefert, die die Hoffnung erweckten, es werde Afrika mit seinen noch nicht erschöpften Schätzen einen theilweisen Ersatz bieten für den bereits auf die Neige gehenden Goldreichthum Australien's und Amerika's. Bewahrheitet sich diese Hoffnung, dann braucht man nicht zu fürchten, daß Afrika jener „Lockmittel des Verkehres" entbehre, welche im Stande sind, zahlreiche Einwanderer anzuziehen und festzuhalten. Vereinzelte Einwanderer werden mit fortschreitender Aufschließung des Erdtheils ja nicht fehlen, aber massenhafte Einwanderung, die von vornherein so stark auftritt, daß sie nicht verdrängt, und auch wenn das Fieber sie decimirt, nicht vernichtet werden kann, diese als Grundlage einer Colonie unbedingt nothwendige Art der Einwanderung, ist doch nur möglich, wo dieses oder ähnliche mit magnetischer Kraft anziehende Lockmittel geboten sind. An Eisen und Kupfer ist Afrika gewiß nicht arm. Fast alle seine Völker verarbeiten Eisen, das im Lande selbst gewonnen wird, und alle benutzen dasselbe. Wie schwer aber der Transport dieser Metalle bis an die Küste sein würde, braucht nicht näher nachgewiesen zu werden, doch ist es vielleicht nicht ohne Werth, die nicht allgemein bekannte Thatsache hier anzuführen, daß englische Gesellschaften große Malachitlager, die in Benguela 220 km von der Küste gelegen sind, mehrmals auszubeuten versuchten, und immer wieder blos wegen der Transportschwierigkeiten von diesem in jeder andren Beziehung vielversprechenden Unternehmen abstehen mußten. Vom Sklavenhandel, der bisher die Armuth Afrika's an eigenen Producten einigermaßen ersetzen mußte, will ich hier nicht reden. Er gehört, wenigstens soweit er Großbetrieb ist, hoffentlich in Kürze zu den vergangenen Dingen, und über die Grenzen des Erdtheils hinaus wird er ohnehin nur noch in ganz beschränktem Maße betrieben.

Digitized by Google

In den letzten Jahren sind durchschnittlich wol nicht mehr als 4—5000 afrikanische Neger nach außerafrikanischen Ländern in die Sclaverei geführt worden. Amerika führt keine mehr ein, abgerechnet einige Dutzend, die gelegentlich eingeschmuggelt werden mögen, in Asien beherrschen Chinesen und Hindus den Arbeitsmarkt, und so dürften gegenwärtig die Türkei, Arabien und Persien die einzigen nennenswerthen Absatzgebiete dieser traurigen Waare sein. Und auch diese werden nicht mehr lange offen bleiben.

Das Gesetz und die Propheten bei den alten Aegyptern.

Von
Heinrich Brugsch-Bey.
Berlin.

In einem besonderen Aufsatze, welcher von den Mysterien der alten Aegypter handelte und in der Revue zum Abdruck gelangte, hatte ich mir die Aufgabe gestellt, an der leitenden Hand der Denkmäler-Forschungen dem Leser einen Gesammteinblick in das eigentliche Wesen dieser Geheimnisse zu gewähren, deren letzter und wichtigster Theil die Auffassung des Göttlichen und die Vorstellungen über den Ursprung und Verlauf aller Dinge in der sichtbaren Welt betraf. Ich nehme mir heute die Freiheit, den Leser mit den Trägern und Hütern der altägyptischen Mysterien bekannt zu machen, mit den Propheten und den Priestern, welche Jahrtausende hindurch die übererbte Lehre altersgrauer Urweisheit, im ägyptischen Sinne, den eingeweihten Jüngern von Stufe zu Stufe überlieferten und dem Dienste der Gottheit in den zahlreichen Heiligthümern des Landes vorstanden. Auch über sie fließen die Quellen der Denkmäler in unversiegbarer Fülle und gewähren uns Einsicht in das Leben und Treiben einer Welt, welche unsern Tagen seit Jahrtausenden entrückt ist.

Wie in jenen Zeiten, in welchen die Könige der ältesten Geschichte sich die Pyramiden als Grabdenkmäler aufthürmen ließen, der Prophet und Priester eine hervorragende Stellung unter den lebenden Zeitgenossen einnahm, die in den Familien der Diener der göttlichen Wesen vom Vater auf den Sohn überzugehen pflegte, so traten die frommen Väter in gleich ausgezeichneter Stellung dem großen Volkshaufen gegenüber, als ausländische Fürsten das Land erobert hatten und Aegypten von den griechisch gebildeten Ptolemäern und später von den römischen Cäsaren und deren Statthaltern regiert wurde. Die alten Satzungen blieben aufrecht erhalten, wenn auch der ehemalige Glanz und Reichthum geschwunden war. Die Klassen und Ordnungen der Propheten und Priester hatten sich weder dem Namen noch der Bedeutung nach geändert. An der Spitze der Priester standen die Propheten, in vier Klassen (später in fünf) getheilt, deren jede mit einem besonderen Vorstand an den Berathungen Theil nahm. Das Amt der Propheten setzte sie in die unmittelbarste Berührung mit den heiligen Dingen bis zum Eintritt in das Allerheiligste hin.

Ihnen zunächst im Range folgten diejenigen Priester, von den Griechen Stolisten genannt, denen es oblag, die Götterbilder mit ihren Gewändern und Schleiern zu bedecken und denselben die Weihrauchopfer darzubringen.

Digitized by Google

Daran schlossen sich die sogenannten Schreiber der heiligen Bücher, Männer von wissenschaftlicher Bildung, im Sinne des Tempeldienstes, denen alles genau bekannt sein mußte, was die Lehre und den Cult der Gottheit betraf, insofern dieselben in den Urkunden schriftlich niedergelegt waren.

Untergeordneten Ranges, fast nur dienende Brüder, treten den vorigen Klassen die heiligen Väter und nächst diesen die Priester gegenüber. Sie erschienen bei den Opfern und bei den Prozessionen und Ceremonien als Beistand der höheren Klassen.

Wir übergehen, um nicht in wissenschaftliche Weitläufigkeit zu gerathen, die darauf folgenden priesterlichen Personen, deren Amt ziemlich untergeordneter Natur war. Sie stellen im Allgemeinen die Diener der Priester und heiligen Väter dar und treten in den Inschriften deshalb meistens in allgemeiner Aufführung dem Leser entgegen.

Das Oberhaupt dieser priesterlichen Rangordnungen, die bei jedem größeren Heiligthum in derselben Reihenfolge bestanden und aufgeführt werden, bildete der sogenannte erste Prophet, mit anderen Worten der Ober- oder Hoheprieſter des gesammten Priester-Collegiums. Je nach der Größe und Bedeutung des von ihm verwalteten Heiligthums war auch seine eigene Person mehr oder weniger hervorragend. Die Oberprieſter von Theben, Memphis und Heliopolis erfreuten sich vor allen übrigen einer besonderen Auszeichnung, die in politisch unruhigen Zeiten von großem Einfluß bei dem Sturz und der Neuwahl von Königen war. Hauptsächlich die thebanischen Oberprieſter haben nach dieser Richtung hin eine große Rolle gespielt. Der Sturz der alten thebanischen Königsfamilie, gegen das Jahr 1000 vor Christi Geburt, ist zunächst ihrem Einflusse und ihren Intriguen zuzuschreiben.

Wie es einem so streng nach Rangstufen gegliederten Systeme entsprach, war die jeweilige Stellung des einzelnen Prieſters einmal bedingt durch übererbtes Familienrecht, zum anderen Male durch seinen Eintritt in die letzte Klasse des Prieſterthumes, von welcher aus es in seiner Macht lag sich allmälig bis zu der höchsten Stellung als Oberprieſter hinaufzuarbeiten. In der Lebensbeschreibung, welche uns ein Oberprieſter des Amon zu Theben auf seiner gegenwärtig in München befindlichen Statue hinterlassen hat, berichtet derselbe mit ziffermäßiger Genauigkeit, wie er nach vollendetem sechszehnten Jahre in den Dienst des thebanischen Amon eingetreten sei, 4 Jahre als einfacher Prieſter, 12 Jahre als heiliger Vater, 16 Jahre lang als dritter Prophet Amons, 12 Jahre als zweiter Prophet und schließlich, von seinem sechszigsten Lebensjahr an, 6 Jahre als Oberprieſter seines Amtes gewaltet habe. Die in Rede stehende Person, Namens Bokenchonsu, lebte unter der Regierung zweier berühmter Könige der ägyptischen Geschichte, Seti I und Ramses II, d. h. also im fünfzehnten Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung.

Die Verwaltung der Tempel, einschließlich der Opfer und Festfeiern, sowie die Erhaltung der Prieſter war mit großen Kosten verknüpft und erheischte oftmals die Berufung an die pharaonische Freigebigkeit. Wir wissen aus vielen überlieferten Beispielen, in welcher Weise die Einkünfte und Schenkungen bei einer gewissen Zahl von Heiligthümern festgesetzt und verwaltet wurden, und können daraus ziemlich sichere Schlüsse auf das allgemeine Ganze ziehen. Durch königliche Befehle waren

Digitized by Google

den Tempeln ein für allemal jährliche Einkünfte aus Domänen festgestellt, welche durch Tempelsteuern seitens der zugehörigen Bevölkerung sowie durch gelegentliche Schenkungen, überlassene Kriegsbeute und Tribute überwundener Völker des Auslandes mit eingerechnet, beträchtlich vermehrt wurden. Ein ganzes Heer von Beamten besorgte die geschäftliche Seite der Verwaltung der Einkünfte und war gehalten, dem Oberhaupte des betreffenden Priester-Collegiums genauste Rechnung darüber abzulegen.

Auch die Frauen und Jungfrauen der priesterlichen Familien hatten ihr Amt in dem heiligen Tempeldienste. Bei den großen Panegyrien, welche alljährlich in periodischer Wiederkehr gefeiert wurden, lag es ihnen ob, durch Gesang, Spiel und Tanz zur Erhöhung der festlichen Stimmung das ihrige beizutragen. Wie die Stellung der männlichen Vertreter der priesterlichen Würdenträger durch Gesetz und Herkommen streng geregelt war, so galten auch für die Frauen niedergeschriebene Bestimmungen, von denen in keiner Weise abgewichen werden durfte.

Eine ganze Bibliothek, deren Verzeichnisse uns theilweise erhalten sind, sei es im einzelnen, sei es in katalogartiger Aufzählung, umfaßte die theologische Wissenschaft, zu welcher nicht nur die Lehre gehörte von der Gottheit, von ihrem Dienste in den Tempeln, von den Priestern und ihren Aemtern, von den Festtagen und Opfern und was sonst noch zu der specifisch heiligen Literatur gezählt ward, sondern welche auch mehrere streng wissenschaftliche Disciplinen umfaßte, wie z. B. die Kenntnisse des gesammten Schriftwesens, der Geographie des Landes, der Astronomie und der Medicin. Andere zum priesterlichen Studium gehörige Werke betrafen die schönen Künste insoweit sie den heiligen Zwecken dienstbar gemacht wurden. Auch die Vorschriften über die Bestattung der Todten, über die Zauberspräche und Zauberformeln, um böse Geister zu bannen und alles Unheil fern zu halten, und endlich die nöthigen Anweisungen über die Anfertigung kräftiger Schutzmittel (Talismane) gehörten mit in das Bereich der heiligen Wissenschaft.

Durch ein strenges Gesetz war die Priesterschaft gebunden. Jede Uebertretung desselben wurde mit harten Strafen belegt. In erster Linie galt als der vornehmste Satz aller Vorschriften die vollkommenste Reinheit. Fast alle Tempel Aegyptens tragen an den Eingängen zu den einzelnen Sälen und Gemächern die warnende Aufschrift: Ein Jeder, welcher eintritt in dieses Heiligthum, sei rein, rein, rein, rein! Bei den Aegyptern gehörte zur Reinheit nicht nur die Waschung, d. h. die Beseitigung alles Unsauberen am Körper und an der Bekleidung auf kaltem flüssigen Wege, sondern auch das Räuchern und das Salben mit wohlriechendem Oele. Nur eine so vorbereitete Person war nach ägyptischen Vorstellungen der Gottheit vollkommen angenehm.

Die äußere Reinlichkeit sollte als äußeres Symbol der inneren Reinheit gelten. Die Reinheit des Leibes und der Seele sollten unzertrennlich von einander sein. An dem besterhaltenen Tempel Aegyptens, dem großen Horus- oder Sonnentempel von Edfu (Apollinopolis magna der classischen Schriftsteller) las ich an einem der Thore der Umfassungsmauer, in der Nähe des Tempelbrunnens, die merkwürdigen Worte, welche einst an die eintretende priesterliche Welt gerichtet waren:

Digitized by Google

Anruf.

Ihr Propheten des Thronsitzes des Horus,
Ihr ehrwürdigen heiligen Väter von Edfu,
Ihr heiligen Priester des goldenen Horus,
Ihr Stolisten von Edfu!
Jedweder, der eintritt durch dieses Thor,
er wahre sich einzutreten in Unsauberkeit:
Darum weil Gott die Reinheit liebt
mehr als Millionen von Reichthümern,
mehr als Hunderttausende von Goldstücken.
Seine Sättigung besteht in der Wahrheit
und daran hat er sein Wohlgefallen.
Sein Gefallen ist die vollkommenste Reinheit.

Hiermit endet die Inschrift, deren tiefer Sinn unverkennbar ist und welche ein um so höheres Interesse beansprucht, als sie gleichzeitig an die Worte erinnert, mit welchen der griechische Schriftsteller Plutarch seine inhaltsreiche Abhandlung über die Gottheiten Isis und Osiris der alten Aegypter eröffnet. „Die Verständigen, sagt er, werden zwar im allgemeinen alles Gute von den Göttern erflehen, besonders aber werden wir sie bitten, daß unser Forschen nach der Kenntniß der göttlichen Natur, so weit es Menschen möglich ist, von ihnen mit Erfolg gekrönt werde. Denn der Mensch kann nichts größeres empfangen und der Gottheit nichts würdigeres mittheilen als die Wahrheit. Die übrigen äußeren Bedürfnisse schenkt der Gott den Menschen, Verstand und Einsicht aber theilt er ihnen mit, indem er dieselben eigenthümlich besitzt und anwendet. Nicht durch Silber und Gold ist die Gottheit glückselig, noch durch Donner und Blitz mächtig, sondern durch Einsicht und Weisheit. —

„Nach meiner Ansicht besteht die Seligkeit des ewigen göttlichen Daseins darin, an Erkenntniß nicht hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben; wo die Kenntniß des Seienden und die Einsicht fehlen, da ist die Unsterblichkeit nicht Leben, sondern nur Zeit zu nennen.

Deßhalb ist das Trachten nach Wahrheit zugleich ein Anstreben nach Göttlichkeit, besonders das Trachten nach der Erkenntniß der Götter, dem das Lernen und Forschen gleichsam zum Erwerben des Heiligen dient. Dies Trachten ist gottesfürchtiger als alle Sühnung und Tempelwartung."

Was der weise Grieche in ausführlicher Darstellung und in gewählter Sprache sagt, dasselbe drückt die ägyptische Inschrift in ihrem Lapidarstil kurz und bündig aus.

Derartige Texte sind nicht selten auf den Denkmälern und auf den Wänden der Todtenkapellen oder sonst auf Stein und auf Papyrus anzutreffen. Sie bilden einen wohlthuenden Gegensatz zu der Masse gedankenleerer Inschriften, mit welcher die Monumente überladen sind, und deren gesuchte und gekünstelte Wortspielerei den eigentlichen Inhalt oftmals in den Hintergrund zurückdrängt. Vor allem aber,

*) S. Plutarch über Isis und Osiris, herausgegeben von G. Parthey. Berlin 1850. S. 1 ff.

Digitized by Google

und ich muß dies ganz besonders betonen, stehen jene Texte höheren Stiles wie Anklagen den Bekenntnissen gegenüber, mit welchen die priesterliche Welt die Leichensteine und Gedächtniß-Inschriften ihrer heimgegangenen Genossen und Brüder zu schmücken pflegte und deren Grundgedanke die stehende Formel ist: er war ein Mann, der die Wahrheit gesprochen und der nicht gelogen hat. Dies Bekenntniß im Zusammenhang mit einer ganzen Reihe ähnlicher Versicherungen, klingt im Munde eines Priesters mindestens seltsam, um nicht zu sagen anstößig, denn es scheint der Beweis vorzuliegen, daß die Wahrheitsliebe des Betreffenden als etwas Rühmenswerthes angesehen wurde. Sollte denn ein Priester, so ist die natürliche Frage, anders haben handeln können, als die Wahrheit zu lieben und keine Sünden und Verbrechen zu begehen? Und hier muß allerdings bestätigt werden, daß das Gesetz und die Propheten oftmals im Widerspruch mit einander gestanden haben. Die Zeugnisse dafür sind leicht zu liefern, seitdem die Tempelwände ihren steinernen Mund geöffnet haben, um mit klaren und deutlichen Worten uns darüber zu verständigen, daß vom Standpunkte der Moral aus den ägyptischen Propheten und Priestern — wenigstens zunächst in den Zeiten der Ptolemäer-Herrschaft über Aegypten — durchaus nicht besonders zu trauen war. Denn es klingt wie Hohn aus diesen Texten heraus, und man begreift nur mit Mühe, wie die Urheber dieser Inschriften, Leute von hoher priesterlicher Stellung, es haben über sich gewinnen können, den lebenden und künftigen Priestergeschlechtern so förmlich anklagende Worte an der freistehenden Tempelwand entgegenzurufen.

In dem prächtigen Vordersaale des hochberühmten, der Göttin Hathor (Aphrodite) geheiligten Tempels von Tentyra, bildet der Anklageact den Schluß einer feierlichen Anrufung, die an die eintretenden Priester und Würdenträger des Heiligthums der Göttin gerichtet ist. Ich übergehe die lange Reihe von Namen und Titeln, welche jene Diener der Göttin nach ihrer Rangstufenfolge bezeichnen und lege in der nachstehenden möglichst wortgetreuen Uebersetzung den vor allem interessirenden Theil der Inschrift vor.

„Richtet euer Angesicht auf den Tempel des Herrn des Himmels und schauet an die Majestät der Göttin, welche in ihm weilt.

Und so ihr begehret nach einem langen Leben und daß Sohn und Tochter nach eurem Ende bestehen, so handelt nach den Gesetzen und nach den Vorschriften der heiligen Wissenschaft und schauet in die alten Schriften.

Ihr sollt ihren Feiertag nicht vernachlässigen und ihre Zeit nicht vorüber gehen lassen, sondern laßt das Heilige zu seiner Zeit offenbar werden.

Ihr sollt nichts Böses thun den Dienern ihres Hauses, darum daß sie dieselben lieb hat.

Ihr sollt nicht kommen wie Räuber und nicht eintreten in Missethat.

Ihr sollt nicht Lügen reden in ihrem Hause.

Ihr sollt nicht habgierig sein.

Ihr sollt nicht Speise auf der Zunge haben.

Ihr sollt nicht Geschwätz treiben.

Ihr sollt nicht voll Zornes sein.

Kommt und übernehmet die Pflichten des Amtes im Dienste der großen Göttin wie sie es liebt."

Digitized by Google

Kürzer, wenn auch nicht weniger beredt ist eine zweite Inschrift, welche neben der vorigen als Pendant angebracht ist und wie jene durch eine genaue Aufzählung der verschiedenen Priesterordnungen eingeleitet wird. Dem Anrufe an die göttlichen Diener schließen sich die folgenden Worte an:

„So ihr begehrt ein langes Leben und Wohlergehen ohne Ende, so übertretet keine der Vorschriften des Gotteshauses ihrer heiligen Majestät und verletzt nicht das Gesetz der Altvorderen.

Ihr sollt eintreten in Reinheit und einherschreiten in Lauterkeit.

Ihr sollt die Füße nicht in schnelle Bewegung setzen.

Ihr sollt nicht mit lauter Stimme reden.

Ihr sollt nicht der Lüge vor der Wahrheit den Vorzug geben.

Eure Seele sei aufrichtig.

Also kommet und singet Lob und Preis der göttlichen Herrin zu ihrem Wohlgefallen."

In bei weitem größerer Ausdehnung und mit einer fast peinlichen Ausführlichkeit behandeln zwei neue Inschriften im Horus-Tempel von Edfu dasselbe leidige Thema. — Die erste der erwähnten Inschriften lautet in der Uebertragung:

Anruf.

„Ihr Propheten, ihr ehrwürdigen Priester, ihr Stolisten und alle ihr Diener, die ihr hintretet vor das Angesicht der göttlichen Wesen, ihr Festordner und Tempel [schreiber], ihr Damm- und Gartenvorsteher, und ihr, die ihr monatsweise eure Dienste leistet in dem Gotteshause des Horus von Edfu, des großen Gottes, des Herrn des Himmels!

Richtet euer Angesicht auf diesen Tempel, in welchem ihr seiner Majestät eine Stätte bereitet habt, auf daß, wenn er vom Himmel herniedersteigt, um zu schauen, wie es darin bestellt ist, er Wohlgefallen empfinde angesichts der rechten Ordnung.

Ihr sollt nicht kommen wie Räuber.

Ihr sollt nicht eintreten in Missethat.

Ihr sollt keine Lüge reden in seinem Hause.

Ihr sollt nicht habgierig sein.

Ihr sollt nicht die Zunge voll Speise haben.

Ihr sollt nicht schädigen den Geringen um des Vornehmen willen!

Ihr sollt nicht größer machen Gewicht und Maß, sondern gebt zu was daran fehlt.

Ihr sollt nichts fortnehmen von den Einkünften an Getreide!

Ihr sollt nicht verringern die Opfergabe.

Ihr sollt nicht herantreten an die Sachen, die ihr geschaut habt an irgend einem verborgenen Platze des Tempels!

Ihr sollt nicht die Hand ausstrecken nach dem Gute seines Hauses!

Ihr sollt nicht einherschreiten, um zu nehmen vor dem Angesicht des Herrschers mit der Rede des Thoren im Herzen: man lebe von dem Vorrath der Götter! Denn man nennt Vorrath nur das, was bestimmt ist zum Opfer nach den Satzungen der heiligen Einkünfte darüber.

Digitized by Google

Bedenket, daß er den Himmelsstrom einherziehet und daß er in der Tiefe verschwindet, daß aber seine Augen auf seinem Eigenthum an seinem Platze ruhen."

Die zweite Inschrift bestätigt im allgemeinen und im besonderen alles, was der vorstehende Text bereits zu denken und zu errathen giebt. Sie darf deshalb als ein werthvoller Beitrag zur theologischen Kulturgeschichte des ägyptischen Alterthums an dieser Stelle ihren Platz hinter der vorher erwähnten einnehmen.

Anruf.

„Ihr großen Propheten von Edfu!

Ihr ehrwürdigen heiligen Väter des großen Heiligthums!

Ihr sollt kein Böses thun den Dienern seines Tempels, denn er liebt seine Anhänger.

Ihr sollt nicht unsauber sein.

Ihr sollt nicht zornig sein.

Ihr sollt nicht schadenfroh sein.

Ihr sollt nicht Gewalt ausüben gegen die Leute auf dem Felde oder in der Stadt, darum weil sie seine Creaturen sind und in ihm bestehen. Sein Herz ist darüber bekümmert.

Ihr sollt nicht freveln, um fern zu halten den, der nichts sündiges that und auf seinen Füßen in Frieden daher kommt.

Ihr sollt nicht gegen die rechte Zeit (der Feste) verstoßen.

Ihr sollt nicht einen großen Mund haben gegen den Redner.

Ihr sollt nicht überschreien die Worte eines Anderen.

Ihr sollt nicht Schwüre ausstoßen wegen irgend etwas.

Ihr sollt nicht der Lüge den Vorzug geben vor der Wahrheit, um zu gefallen einer Person, die größer dasteht als ihr.

Ihr sollt nicht müßig die Zeit verbringen, denn keinen Gefallen hat der daran, welchem es fremd ist, die Arbeit von sich abzuweisen.

Singet nicht in dem Hause Gottes.

Tretet nicht ein in das Heiligthum um zu nahen der Stätte der Weiber und thut nicht an der Stätte was daselbst nicht gethan werden darf, damit nicht stattfinde eine Ausgelassenheit in seiner Wohnung. Ausgenommen davon sei die Stätte, woselbst ihr (der Göttin Hathor) gesungen wird von den Chören der Sänger.

Ihr sollt nicht öffnen die (Wein-) Krüge im Innern des Gotteshauses, denn der Sonnengott schaut dabei zu.

Ihr sollt keine Sache verrichten nach eurem Belieben, sondern ihr sollt schauen in die alten Schriften, welche sich beziehen auf die Leitung des Gotteshauses.

Die Leistung eurer Hände sei eine Lehre für eure Kinder."

Wie bereits der erste Herausgeber dieser beiden letztgenannten Inschriften es richtig herausgefühlt hat,*) giebt der Inhalt derselben, insoweit er die Verbote betrifft, Anlaß zu wenig erbaulichen Betrachtungen über die Priestermoral in den Zeiten der ptolemäischen Herrschaft über Aegypten. Lüge, Diebstahl, Betrug, Bedrückung des Aermeren, Hochmuth und was sonst noch der Laster mehr sind,

*) Man vergl. v. Bergmann, Hieroglyphische Inschriften, gesammelt während einer im Winter 1877/78 unternommenen Reise in Aegypten. Wien, 1879, S. 42 ff.

Digitized by Google

geben reichlichen Stoff zu einem langen Sündenregister jener priesterlichen Würdenträger, deren Stellung, so muß es wenigstens scheinen, sie dem Gesetze für gewöhnliche Sterbliche entzog. Denn in dem letzteren, so weit es uns die Inschriften und Papyrusrollen zu Hunderten von Malen lehren, waren alle jene Kapital-Sünden vorgesehen, welche die Tempelwände von Denderah und Edfu der Priesterwelt in einer beschränkten, aber darum nicht weniger schwerwiegenden Auswahl entgegenrufen.

Merkwürdig und beachtungswerth bleibt ein besonderer Umstand. Während denjenigen, welche sich des Gesetzes und eines moralischen Wandels befleißigten, als Segen und Himmelslohn ein langes Leben in Gesundheit und Sohn und Tochter als Nachkomme verheißen wird, bleibt nicht nur die Strafe vor dem irdischen Richter, sondern sogar die Strafe Gottes für den Uebertreter unerwähnt. Sie wird mit keinem einzigen Worte in allen mir bekannten Tempelinschriften weder im allgemeinen noch im besonderen berührt. Im Gegensatz dazu nehmen die Androhungen von Strafen im Diesseit und Jenseit eine sehr bestimmte Stelle ein und eine sehr nachdrückliche Form an, sobald es sich um die Entziehung oder um die Schmälerung von Nutznießungen und Schenkungen handelt, welche jeweilig durch ein Edict der Könige oder im Namen anderer Personen einem Tempel oder einem Priestercollegium für ewige Zeiten überlassen wurden. Aber in der Mehrzahl dieser Fälle waren es die Priester, welche die Strafe demjenigen verhießen, welcher es jemals wagen sollte Hand an das Eigenthum eines Gottes oder einer Göttin zu legen. Aus nachstehenden Beispielen, welche ich den Inschriften noch erhaltener Denkmäler entlehne, wird der Leser am Besten den Geist und die Form erkennen, in welche derartige Strafflüche gekleidet waren.

Auf einer im siebenzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung abgefaßten Schenkungsurkunde, aus den Zeiten König Amenophis III., wird einer frommen Stiftung gedacht, welche einem Heiligthume des thebanischen Gottes Amon auf Befehl des Pharao für ewige Zeiten zu Theil ward. Die Schenkung, ein Hierodulen-Stift betreffend, ward der Aufsicht und dem Schutz der jeweiligen Obersten und Grammaten der Ortstruppe übergeben, mit dem besonderen Auftrag, sofortige Anzeige an den Pharao abzustatten, sobald das Heiligthum dem Verfall entgegeneilte oder Hierodulen durch Gewalt ihrem Dienste entzogen würden. Als Lohn für den Anzeiger wird das kurze Versprechen gegeben: „deß Leib soll satt werden." Im Gegenfalle aber „wenn er zuläßt, daß jene (Hierodulen) entzogen werden, ohne daß er auf ihre Anzeige etwas erwidert, der soll anheim fallen dem Strafgericht des thebanischen Gottes Amon, der nicht zugeben wird, daß solche genießen ihre Würde als königliche Grammaten der Truppe, welche sie empfangen haben durch ihn, sondern er wird sie überliefern dem Feuer des Satans am Tage seiner Wuth, ausspeien wird sein Schlangendiadem Flammenglut auf ihr Haupt und vernichten ihre Glieder, und wird verzehren ihre Leiber. Sie werden sein gleichwie die Höllenschlange Apophis am Morgen des Neujahrstages: sie werden untertauchen in die große Flut. Er wird verbergen ihre Leichname und nicht werden sie empfangen den Lohn der Gerechtigkeit, nicht werden sie essen von den Speisen der Seligen, nicht wird sie erfrischen das Wasser aus der Quelle des Stromes, nicht wird es geschehen, daß ihre Nachkommenschaft ihren Stuhl einnehme. Es sollen geschändet werden

Digitized by Google

ihre Weiber, und ihre Augen müssen es sehen. Nicht sollen die Großen betreten ihre Häuser, so lange sie auf Erden leben. Nicht werden sie eingehen noch eingeführt werden in Pharao's Haus. Nicht sollen sie hören die Worte des Königs in der Stunde der Fröhlichkeit. Sie sollen gefällt werden am Tage der Schlacht und sollen heißen Schlangenbrut. Hinsiechen sollen ihre Leiber und sie sollen hungern, brotlos, und dahinsterben soll ihr Leib."

Auch den höheren Klassen der priesterlichen Würdenträger, welche die Schenkungen für das Heiligthum nicht treu und redlich verwalten sollten, wird mit einem gleichen Fluche gedroht, dagegen aller Segen verheißen: „Wenn sie sich erweisen als Beschützer des Heiligthums." Denn: „Ihnen soll alles geschehen zum besten Gelingen. Lohnen wird es euch Amon-ra, der König der Götter, durch ein glückliches Leben. Euer Ende [unter dem] Könige eures Landes wird sein gleich wie sein Ende. Vermehrt sollen auch werden eure Ansprüche an Würde auf Würde. Ihr sollt empfangen Sohn auf Sohn, Erben auf Erben, welche senden wird im Auftrag und lohnen wird der König eures Landes. Eure Leichname werden in Frieden ruhen in der Unterwelt nach einem Lebenslaufe von 110 Jahren. Vervielfältigt sollen euch werden die Todtenopfer u. s. w." *)

Kürzeren Inhaltes aber nicht weniger belehrend ist eine andere etwa um vierhundert Jahre jüngere Inschrift (aus der Regierungszeit Ramses IV.), die sich in einem Felsengrabe Nubiens, in der Nähe des heutigen Ortes Anibe vorfindet und gleichfalls eine heilige Schenkung berührt. In dem gegebenen Falle handelt es sich um eine Donation von Feldstücken. Den Schluß der ausführlichen Urkunde bilden die nachstehenden Worte: „Denjenigen, welcher diesen Worten entgegenhandeln wird, wird Amon-ra, der König der Götter, verfolgen, die Göttin Mut wird verfolgen sein Weib, der Gott Chonsu wird verfolgen sein Kind, er soll hungern, er soll dürsten, er soll gebrochen werden, er soll zu Grunde gehen."

Ein tausendjähriger Zwischenraum und die Herrschaft griechisch gebildeter Fürsten änderte nichts im Stil und in der Anschauung an der herkömmlichen Stärke des priesterlichen Wetterstrahles, wenn es sich darum handelte, das heilige Eigenthum gegen fremde Eindringlinge zu schützen. Als Beleg dafür darf die merkwürdige Inschrift eines Steines dienen, welcher gegenwärtig im Museum von Bulaq aufbewahrt wird und dessen Verständniß ich zum erstenmal der wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht hatte. Auch darin handelte es sich um gewisse Schenkungen und Nutzwirkungen aus Ländereien, die den Gottheiten d. h. den Priestern zweier unterägyptischer Städte (Pe und Tep) für ewige Zeiten durch einen Befehl des damaligen Satrapen Ptolemäus, Sohnes des Lagus, zugesichert worden waren. Den Schluß des überaus interessanten Textes bilden die folgenden Worte: „Derjenige, welcher sich verleiten lassen sollte, daß er irgend etwas davon anrührte, um es fortzunehmen, der soll sein in den Banden der Bewohner der Stadt Pe und soll sein ein Verstoßener unter den Bewohnern der Stadt Tep, und wenn er verspüren wird die Flammenglut der Göttin Apto am Tage ihres Zornes, so reiche ihm weder sein Sohn noch seine Tochter einen Trunk Wasser."

*) Man vergl. meine „Geschichte Aegyptens" Bd. I. S. 412 ff.

Digitized by Google

Ich könnte mit Leichtigkeit zu Dutzenden die Beispiele vermehren, welche sich auf die angedrohten Strafen gegen den Tempelräuber beziehen und Zeugniß ablegen von der Strenge und dem Eifer, mit welchen die priesterliche Kasten das Heiligthum gegen fremde Eingriffe zu wehren und zu schützen trachteten. Aber grade diesem heiligen Eifer gegenüber muß es auffallen, wie Tempelraub und Tempeldiebstahl innerhalb eines Priestercollegiums so leicht aufgefaßt wurden, daß nicht einmal mit der göttlichen Strafe den Dienern der Heiligthümer gedroht wurde, zu schweigen von der Bestrafung vor dem menschlichen Richter auf Grund des bestehenden Strafcodex.

Den Forschern auf dem auch von mir gepflegten Felde der Wissenschaft ist es bisher nicht gelungen, unter den zahlreichen Inschriften und Papyrusrollen auch nur ein einziges Stück aufzufinden, welches eine vollständige oder theilweise Sammlung der altägyptischen bürgerlichen Gesetze enthielte, sei es auch nur für eine bestimmte Epoche der ägyptischen Geschichte. Was wir mit aller Sicherheit indeß behaupten dürfen ist die feststehende Thatsache, daß den altägyptischen Gesetzen die religiöse Vorschrift zu Grunde lag, während sich nebenher und allmälig durch die Praxis des Bedürfnisses ein besonderes Landrecht und Polizeigesetz herausbildete. Aus den Prozeßacten, welche mehrere der bisher gefundenen Papyrusrollen enthalten, lassen sich einzelne der bestandenen Gesetze mit Leichtigkeit abstrahiren, immerhin beschränken sich dieselben auf eine verschwindend kleine Zahl. Genauer und sicherer sind wir dagegen über das religiöse Gesetz unterrichtet, da fast alle den Todten in das Grab mitgegebene Papyrus einen Auszug desselben enthalten. Derselbe bildet einen Abschnitt in einem besonderen Capitel des sogenannten Todtenbuches, in welchem dem Verstorbenen das negative Bekenntniß der zwei und vierzig Capital-Sünden in den Mund gelegt wird. Neben diesem größeren Stück enthält dasselbe Capitel eine kürzere aber mehr ins Einzelne gehende Redaction desselben Bekenntnisses, das in gleicher Weise das Verhältniß des Menschen Gott und seinen Mitmenschen gegenüber berührt und, wie jenes, ein schönes Zeugniß ablegt von den edelsten und humansten Gefühlen des ersten Gesetzgebers. Ich kenne keinen Satz in diesen Bekenntnissen, der nicht die vollste Berechtigung hätte in der religiösen Sittenlehre unserer modernen und vorgeschrittenen Zeit eine würdige Stelle einzunehmen. Neben den Verboten zu tödten oder tödten zu lassen, zu stehlen, zu lügen, zu betrügen, zu wuchern, Maaß und Gewicht zu fälschen, Unzucht zu treiben, Tempelgut zu rauben, die Opfer zu schmälern, gegen Gott, den König oder die Eltern Verwünschungen auszustoßen, Verbrechen und Vergehen, welche das Gesetz in aller Strenge ahndete, nehmen der Mehrzahl nach eine Reihe von Sittengesetzen eine gleichberechtigte Stelle vor dem Throne des ewigen Richters ein. Sie verbieten jede Art von Gewaltthat, Herzenshärte und Lieblosigkeit, sie warnen vor Heuchelei, Hochmuth, Stolz, Ueberhebung, Geiz, Unbarmherzigkeit, Jähzorn, Rache, sowie vor allen Handlungen, durch welche der Stärkere dem Schwächeren, der Vornehme und Reiche dem Armen Schaden und Leid zu bereiten vermag. In den Nebentexten, welche diese Bekenntnisse begleiten, wird außer der Gottesfurcht die Barmherzigkeit als das vornehmste Gebot hingestellt. Die Inschriften drücken dieses Gebot durch die alterthümliche Formel aus, daß der Mensch dem Hungrigen Speise, dem Durstigen Tränkung,

Digitized by Google

dem Nackten Kleider und dem Verirrten die Weisung auf den rechten Weg zu gewähren habe. Biblische Anklänge wie in diesem Falle, oftmals bis zu denselben Worten hin, verrathen einen engeren Zusammenhang allgemein geltender Vorstellungen über Humanität und Menschenliebe, die unabhängig von einander in ihrem Ursprung auf gemeinsame Anschauungen über Zucht und Sitte bei gleichzeitig lebenden und benachbarten Völkern des Morgenlandes zurückleiten dürften.

Daß dieser Geist einer unbeschreiblichen Milde und Herzensgüte, einer Menschenliebe sondergleichen, nicht erst ein Erzeugniß des fortgeschrittenen Menschengeistes im Laufe langer Jahrhunderte gewesen ist, sondern bereits im Frühlingsdasein des Menschenthums seine volle Geltung hatte, auch dafür hat ein gütiges Schicksal gesorgt uns die Beweise zu liefern.

In einer Epoche, welche durch den Namen eines Königs Assa näher bezeichnet wird, und deren Alter die genealogische Abschätzung der altägyptischen Chronologie um die Mitte des vierten Jahrtausends anzusetzen zwingt, d. h. um etwa zwölf Jahrhunderte vor der Zeit Abraham's, ward von einem Weisen seiner Zeit eine Schrift auf Papyrus verfaßt, welche wunderbarer Weise der Sturmschritt von 53 Jahrhunderten nicht zu zerstören vermochte. Der durch sein hohes Alter wie durch seinen Inhalt in gleicher Weise ausgezeichnete Papyrus wird gegenwärtig in der Pariser National-Bibliothek aufbewahrt, woselbst er unter dem Namen seines Entdeckers und Gebers Prisse als das älteste Schriftstück der Welt seine Ehrenstelle für alle Zeiten behaupten wird. Als Verfasser desselben nennt sich selbst ein hochbetagter Greis Namens Ptah-hotep, seinem Ursprunge nach ein Prinz aus königlichem Geblüte und seiner Stellung nach mit den höchsten Würden der altägyptischen Beamten-Hierarchie betraut. Annähernd ließen sich seine Titel in einer für unsere Zeit verständlichen Weise etwa übertragen durch: „Erblicher Fürst, Vater und Freund des Göttlichen (d. h. eines Königs), ältester leibeigener Sohn eines Königs, Herzog und Stadtvogt."

So unglaublich hoch das Alter dieses Schriftwerkes ist, so unbeschreiblich schwierig ist es die vollständige wissenschaftliche Analyse seines Inhaltes zu liefern, denn die bisherigen Versuche dürften nur als verfehlte zu bezeichnen sein und sind auch bereits als solche mit aller Einstimmigkeit verurtheilt worden. Sind wir im Stande uns Rechenschaft von der ältesten Bedeutung eines jeden einzelnen Wortes zu geben, einschließlich der grammatischen Bestandtheile, haben wir mit Hülfe verwandter Texte uns in die Anschauungen und Vorstellungen jener Urzeit hineinzudenken vermocht, haben wir uns über manche Ausdrücke technischer Natur durch andere Beispiele die nothwendige Klarheit verschafft, so wird der Papyrus Prisse sein Auferstehungsfest feiern und der erstaunten Neuzeit mit lauter Stimme zurufen: Du jüngstes Kind des Menschenthums, was du als sittliche Grundlage erkannt und als Errungenschaft des Fortschrittes erkämpft zu haben glaubst, das habe ich 53 Jahrhunderte vor deiner Zeit längst gewußt und habe es den damals lebenden Mitmenschen gelehrt: die Menschenliebe und die Menschenwürde, die Pflicht und die Freiheit.

Man wolle mich nicht übertriebener Vorstellungen über die sittlich hohe Bedeutung des alten Ptah-hotep zeihen, noch halte man mich in dem Verdacht möglicher Selbsttäuschung in Bezug auf die Erkenntniß des Inhaltes seines Werkes.

Digitized by Google

Ein seit fünfundzwanzig Jahren nie versäumtes Studium der neunzehn Seiten, welche das ganze Schriftstück bilden, hat mich ein Urtheil gewinnen lassen, dessen Richtigkeit die Mit- und Nachwelt vollständig anerkennen wird. Ptah-hotep schrieb nicht unter dem Einflusse des Gesetzes und der Propheten, sondern aus innerster Seele heraus redete er in alter kräftiger Sprache, wie ein Seher zu seinem Volke von der Zucht und von der Sitte, welche den Menschen führen und leiten sollen und als deren Grundlage er den Gehorsam wiederholentlich bezeichnet. Der namenlose eine Gott ist ihm das höchste, alles erschaffende, alles lenkende und regierende, die Menschen strafende und belohnende Wesen.

Aus denjenigen Stellen seiner Schrift, welche es mir gelungen ist mit vollständiger Sicherheit zu lesen und zu entziffern, hebe ich diejenigen heraus, die mir hauptsächlich geeignet erscheinen, dem Leser die Beweise für meine vorstehenden Behauptungen zu liefern, zunächst die schöne Stelle der 13. Seite, die ich wie alle folgenden in ungeschminkter wortgetreuer Uebersetzung hinsetze:

„Wenn du groß geworden bist nachdem du gering warst und wenn du Schätze erworben hast nach dem Mangel, du der Erste dadurch in der Stadt: dann mache dich kenntlich durch das was Nutzen verschafft und sei (darin) der Oberste. Laß nicht übermüthig werden deine Seele ob deines Reichthums. Es ist dir gewesen der Urheber der Fülle Gott. Nicht stehe hinten der Andere. Er sei dir gleich, (denn) es kann ihm werden ein gleiches Glück."

Auf der 12. Seite desselben Schriftstückes, wird dem gehorsamen Sohne eine besondere Betrachtung gewidmet.

„Schön ist es, wenn wohl aufnimmt ein Sohn die Rede seines Vaters. Es wird ihm zu Theil werden ein hohes Alter deßhalb. Das heißt Gott lieb haben wenn man gehorcht. Den Ungehorsam haßt Gott."

„Das Herz bildet seinen Träger je nach dem Gehorsam und nach dem Ungehorsam, und das Wohlergehen des Menschen ist sein Herz. Der Gehorsame hört auf das Wort. Das heißt den Gehorsam lieben wenn man handelt nach den Worten."

„Schön ist es wenn ein Sohn seinem Vater gehorcht, und eine Freude ist es, wenn solches von ihm gesagt wird."

„Die beste Eigenschaft eines Sohnes ist seine Folgsamkeit. Wenn solches von ihm gesagt wird, so wird es ihm leiblich wohl ergehen. Er wird in Achtung stehen bei seinem Vater. Sein Gedächtniß wird sein bei den Menschen, welche leben auf der Erde und bei denen, welche sein werden."

„Wenn der Sohn des Menschen auf das Wort seines Vaters hört, so werden alle seine Vorhaben nicht scheitern."

„Deine Zucht zeigt sich an deinem Sohne. Ist er gehorsam, so wird seine Tugend ein Wohlgefallen sein bei den Großen. Sein Mund wird leiten je nachdem zu ihm gesprochen worden ist und sein Auge wird schauen wie man gehorcht."

„Ein Sohn, der tugendhaft ist, dessen Handlungen werden vom Erfolge gekrönt sein, (denn) das Mißlingen kommt vom Ungehorsam her. Am Morgen weiß er wie er sich herrichtet, aber der Thor ist unordentlich."

Digitized by Google

„Ist Jemand ein Thor also daß er nicht gehorsam ist, so wird er nichts vorwärts bringen. Er sieht an den Wissenden als den Unwissenden und das Gute als das Schlechte. Sein Thun ist allerlei Niedertracht und davon seine tägliche Nahrung. Deßhalb lebt er als ob er todt wäre. Das ist seine Speise die Rede zu verdrehen und davon sättigt er sich. Er wird verachtet von den Großen weil er ein lebendig Todter ist, tagtäglich."

„Bleibe fern von seiner Art, denn viele gehen zu Grunde deßwegen, tagtäglich."

„Ein gehorsamer Sohn wird dem Könige dienen. Gutes wird ihm zu Theil werden in Folge seines Gehorsames. Er wird alt werden und Achtung erlangen. Seine Aussprüche werden als ein Muster gelten für seine Kinder, als die Erneuerung der Lehren seines Vaters."

„Jedermann wird Zucht ausüben gleichwie er es gethan. Sein Ausspruch wird bei seinen Kindern sein und diese werden zu ihren Kindern davon reden."

In der Mehrzahl von Beispielen geben die Lehren des weisen Ptah-hotep eine kürzere Fassung wie in den vorstehenden Auszügen. Ich führe zur Belehrung einige Sätze auf, welche mir als Beweise dienen können:

„Wenn du ackerst, so sei fleißig auf dem Felde. Der große Gott hat es in deine Hand gegeben zur Nahrung deines Mundes an dem Orte, wo du weilst."

„Ein Vornehmer flößt Furcht ein durch Schweigen."

„Groß ist der, welcher Vater ist, fehlen aber der Mutter die Kinder, so ist eine geringe Frau zufriedener als sie."

Die Sprüche des weisen Ptah-hotep, aus der Urzeit aller menschlichen Geschichte, stehen nicht vereinzelt da, denn es finden sich Anklänge daran in einzelnen Inschriften der späteren Altzeit, welche auf gleichen sittlichen Vorstellungen beruhen. Die Abwehr des Vorwurfes den Aermeren und Geringeren, dem Leidenden und Duldenden Hindernisse und Kummer bereitet zu haben, bildet den stehenden Grundton der zahlreichen Inschriften auf den Grabdenkmälern vornehmer Todten. In einer Thürinschrift, welche einem der Felsengräber von Benihassan angehört und deren Abfassung in die Mitte des dritten Jahrtausends vor dem Beginn unserer Zeitrechnung fällt, sagt der Verstorbene, ein vornehmer Nomarch der Gegend, von sich unter anderem aus:

„Keinem Sohn eines geringen Mannes habe ich Kummer bereitet,
Keine Wittwe habe ich bedrängt,
Keinen Ackersmann habe ich gestört,
Keinen Hirten habe ich fortgewiesen,
Keinem Handwerker habe ich seine Leute zur Arbeit genommen.
Keinen Unglücklichen gab es in meinen Tagen
Und Niemand hungerte zu meiner Zeit,
Wenn eintraten Jahre der Hungersnoth.
Denn ich hatte pflügen lassen alle Felder des Gaues von Mah,
Bis zu seiner Südgrenze und Nordgrenze hin.
Ich ernährte seine Bewohner und gab ihnen Speise.
Kein Hungriger war in ihm.

Digitized by Google

Ich gab der Wittwe gleichwie der Frau eines Mannes.
Nicht zog ich den Großen dem Geringen vor bei allem was ich gab."

Die gesammte, vom klassischen Alterthume selbst hoch gepriesene und viel gerühmte Culturentwickelung an den Ufern des Nilstromes blühte aus den Zweigen eines Baumes empor, dessen Stamm auf dem Boden einer hohen sittlichen Anschauung Wurzeln geschlagen hatte. Im Laufe von Jahrtausenden fiel auch dieser Stamm dem Wurmfraß der zerstörenden Gewalt der Zeit anheim. Der sichere Boden, auf welchem es den Altvorderen gelungen war das erste menschliche Culturleben zu begründen und zu entwickeln, dessen mahnende Stimme noch heute zu uns mit beredter Zunge spricht, fing an zu wanken und den Baum zu Fall zu bringen, als Zügellosigkeit und Leidenschaften in Folge politischer und religiöser Kämpfe im Innern entfesselt wurden, als die Aegypter mit fremden Völkern und fremden Sitten in Berührung traten, als das Priesterthum die Urweisheit als Vorurtheile der Altzeit zu betrachten anfing, als der griechische Genius mit der Fackel eines neuen Lichtes Aegyptens alte Stätten beleuchtete. Denn das griechische Wissen hatte der altägyptischen Weisheit den Todesstoß gegeben. Der alten Glaubenslehre stand das jugendlich frische Denken gegenüber. Kein Gesetz und kein Prophet war mehr im Stande die Auflösung fern zu halten. Die Tempelwände von Tentyra und Edfu bezeugen es mit deutlichen Worten, daß selbst das Heiligthum nicht mehr heilig genug erschien, um die Propheten und Priester von allen Lastern und Verbrechen fern zu halten.

Je mehr wir uns den Zeiten des Christenthums nähern, je schneller sehen wir Aegyptens Stern im Sinken begriffen. Der alte Geist der sittlichen Zuversicht war aus dem Nilthale geschwunden und hatte moderner Trostlosigkeit vorderhand den Platz geräumt.

Als belehrendes Beispiel für meine Behauptung möge es mir gestattet sein zum Schlusse eine Inschrift wörtlich anzuführen, welche sich auf dem Grabdenkmale einer geistreichen priesterlichen Frau Namens Thaïm hotep vorfindet.*)

Sie war gestorben im Jahre 42 vor Christi Geburt als die Frau des Oberpriesters des Haupttempels von Memphis. „Ihre Liebenswürdigkeit war im Munde aller Menschen. Groß war ihr Lob bei ihren Verwandten. Sie war eine wohlgebildete junge Frau gewesen, schlagfertigen Mundes, von hinreißender Beredsamkeit und klugen Sinnes."

Nachdem sie ihre Lebensgeschichte sammt den zugehörigen Daten erzählt hat — die Worte sind ihr von einem hinterbliebenen Bruder in den Mund gelegt worden — schließt sie mit einem Anruf an den priesterlichen Wittwer, der an Stärke des Beweises für meine Behauptung nichts zu wünschen übrig läßt. Man höre ihre bittere Klage.

„Oh, mein Bruder, mein Gatte, mein Verwandter, du Oberpriester! Höre

*) Dasselbe befindet sich gegenwärtig in der ägyptischen Sammlung des Louvre und ist in der Wissenschaft zur Genüge bekannt. Der erste Versuch die ganze Inschrift des Denkmals zu übertragen, ging von dem rühmlichst bekannten englischen Gelehrten Herrn Sam. Birch aus.

Digitized by Google

nimmer auf zu trinken und zu essen, dich zu berauschen, der Minnen zu pflegen, fröhliche Tage zu feiern und den Gelüsten deines Herzens zu folgen."

„Laß nicht eintreten den Kummer in dein Herz so viel der Jahre du auf Erden weilen wirst."

„Denn die Todtenstätte ist eine Welt des Schlummers und der Finsterniß, ein Sitz voll Schwere für die, welche darin ruhen."

„Ihre Leiber schlafen und sie erwachen nicht, um ihre Genossen zu schauen. Sie sehen nicht ihren Vater noch ihre Mutter noch vermißt ihr Herz ihre Weiber und ihre Kinder."

„Das Wasser, von welchem ein jeder lebt, ich dürste nach ihm. Es kommt zu dem, welcher auf Erden wohnet, und ich dürste trotz des Wassers in meiner Nähe. Denn nicht kenne ich die Stätte, wo ich weile, seitdem ich eingegangen bin in dieses Todtenthal."

„Gereicht wird mir Wasser, welches davon läuft. Oh! daß ich doch sagen könnte: entfliehe mir nicht, du Wasser! und daß ich wenden könnte mein Angesicht nach dem Nordwinde am Ufer des Stromes, um ihn zu erreichen, auf daß er kühlen möchte mein Herz in seiner Qual."

„Der dessen Name „„All-Tod-erscheint"" lautet, er ruft alle Menschen zu sich. Sie kommen zu ihm und ihre Herzen zittern aus Angst vor ihm. Nicht schaut er sie an, ob sie Götter ob Menschen seien, denn die Großen sind in seiner Hand wie die Geringen. Niemand vermag ihn abzuwehren."

Also lautet das Klagelied der vornehmen und gebildeten Frau eines Hohenpriesters, wie es ihr der eigene Bruder Imhotep, ein Mann der Wissenschaft und zugleich Prophet des Gottes Horus (nach einer ausdrücklichen Bemerkung am Schlusse der Inschrift), in den Mund gelegt hat.

Die ausgesprochene Sehnsucht nach den Freuden der Oberwelt, nach frischem Wasser und kühlem Nordwinde, die Schilderung der Tantalusqualen der Todten in der Unterwelt, dem Reiche des unerbittlichen Königs der Todten, das ist der kurze Ausdruck des erschütterten Glaubens der fünften Schule der ägyptischen Weisheit. Kein Wort von den Freuden des Paradieses, keine Erwähnung der Wonne der elysäischen Gefilde, auf welchen nach den alten Lehren die Verstorbenen des Lohnes ihrer Tugend theilhaftig wurden, dagegen nichts als eitel Klage über das verlorene Dasein. Und das alles das Glaubensbekenntniß eines unterrichteten Propheten! Das Gesetz und die Propheten hatten nicht bestanden vor dem Gericht der Weltgeschichte.

Der alte Geist war entflohen, der todte Buchstabe zurückgeblieben!

Eine andere Zeit, ein anderer Geist, eine andere Welt erstanden auf und aus den alten Grabhügeln der ältesten Menschengeschlechter.

Aegyptens Mission war erfüllt. Der hellenische Stamm übernahm die Erbschaft.

Digitized by Google

Zur Culturgeschichte in der Kunstgeschichte.

Von
Franz Reber.
München.

Man hört oft und nicht ohne Grund klagen, daß die Kunstwissenschaft in ihrer gegenwärtig überwiegend realistischen und technischen Behandlungsweise, in ihrer Urkundenmäßigkeit einerseits und scharfen Beobachtung von Pinsel und Palette andererseits zwei Seiten ungebührlich vernachlässige, nämlich die ästhetische und die inhaltliche. Zwar ist dabei, da ja die Künstler früherer Jahrhunderte größtentheils denselben Kreis von Gegenständen aus dem religiösen Gebiete cultivirten, der Gewinn größer gewesen als der Verlust, indem wenigstens zunächst die kritische Feststellung des technischen Entwicklungsganges und des Antheiles jedes Einzelnen an demselben wichtiger war, als ein eingehenderes Studium der Gegenstände. Doch konnte es nicht fehlen, daß die Kunstwissenschaft sich mehr und mehr von der Theilnahme der gebildeten Laien entfernte, je weniger sie dem Allgemeinen Rechnung trug. Eben so wenig konnte es ausbleiben, daß auch der Fachmann einer gewissen den Zusammenhang mit der gesammten Cultur der jeweiligen Epoche verlierenden Einseitigkeit verfiel. Jedenfalls ist auch ihm eine gelegentliche Flucht aus den endlosen Controversen hinsichtlich der Bilderbestimmung und technischen Charakterisirung, aus dem Gestrüpp von urkundlichem und Beobachtungsmaterial in den freien Aether einer philosophischen und gegenständlichen Betrachtung eine nicht zu unterschätzende Wohlthat und Erfrischung.

Wir sehen hier von der ästhetischen Seite ab und betrachten blos die inhaltliche. Selbst wenn nur Madonnen gemalt worden wären, so würden diese einigen Raum zu einer zusammenfassenden und vergleichenden Untersuchung geben, die nicht ohne Resultate hinsichtlich der zeitlichen und örtlichen Auffassung bleiben könnte. Nun aber boten nicht blos die heiligen Schriften reichhaltigen Stoff dar, sondern es gebricht auch außer den Profanwerken keineswegs an Darstellungen aus dem religiösen Gebiete, welche der Erklärung bedürfen. Dies ist besonders bei großen figurenreichen Monumentalwerken der Fall, welche ohne Zusammenhang mit der gleichzeitigen Cultur und herrschenden Literatur nicht begriffen werden können. Nicht selten ergeben sich dabei wieder Aufschlüsse über die jeweilige allgemeine Grundstimmung und selbst Bildung, wie sie sich vom theologischen und philosophischen Schaffen gelehrter Kreise aus im Volk verbreitet hatte, denn man darf doch annehmen, daß derartige Werke, die uns jetzt mit ihrem ganzen allegorischen Apparate ziemlich fremd gegenüberstehen, von den Zeitgenossen und selbst von den Laien bis zu einem gewissen Grade verstanden worden sind. Und ein zusammenhängendes Verständniß wieder zu gewinnen, ist im hohen Grade werthvoll. Sind doch diese Schöpfungen nichts Anderes als die farbige Wiedergabe der Begriffe und Empfindungen ihrer ganzen Culturepoche und neben den literarischen Erzeugnissen der wichtigste Schlüssel zur Erkenntniß derselben. Denn, wie schon Rumohr (Ital. Forsch. III. 131) treffend sagt: „Die nöthige Wesenheit ertheilt dem Kunstwerk dessen unmittelbarer Zusammenhang mit dem gesammten Leben der Zeit, aus deren ächtem, tiefgefühltem Verlangen und Bedürfen dasselbe hervorgegangen ist."

Digitized by Google

Die neueste Kunstliteratur hat daher kaum eine erfreulichere Leistung aufzuweisen, als das von Hermann Hettner erschienene Buch über italienische Kunst,*) in welchem sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Kunstrichtungen und gegenständlichen Eigenthümlichkeiten auf ihre geschichtlichen Bedingungen zurückzuführen und so, wie er es in seiner trefflichen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts gethan, auch die Kunstgeschichte wesentlich als Geschichte der Ideen und ihrer künstlerischen Formen zu behandeln. Es verlohnt sich daher in der That, dem Werke die Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen zu erregen und einige Proben von den Resultaten mitzutheilen, welche der geistreiche und gelehrte Verfasser gewonnen.

Ehe der Humanismus in Italien die neue classicistische Anschauung, die wir die Renaissance oder in richtigerer Abgrenzung Hochrenaissance zu nennen pflegen, erweckte, waren es besonders zwei große Orden, welche die Ideen des Volkes leiteten, der Orden des h. Franciscus und jener des h. Dominicus. Waren auch ihre Ziele die gleichen, so erschienen doch ihre Wege als grundverschieden. Wie schon Dante im 11. Gesang des Paradieses die Stifter unterscheidet, so versenkte sich der erstere Orden in „glühende seraphische Begeisterung," während der letztere sich bemühte, „das Licht der Cherubine" durch Weisheit auf der Erde zu verpflanzen. Die Franciscaner trachten nach Innerlichkeit und bußfertiger Erweckung, die Dominicaner nach Festsetzung und Aufrechterhaltung der strengen Kirchenlehre und Kirchenzucht. Die Franciscaner sind mystische Schwärmer, die Dominicaner die Meister der Scholastik.

Natürlich mußte dieser Gegensatz auch in der bildenden Kunst zum Ausdrucke kommen und sich um so bemerklicher machen, als die beiden Orden der Kunst seit Giotto's Tagen den größten Vorschub leisteten. Wie die fromme Legende des h. Franciscus in allen bedeutsamsten Zügen durchaus der vorbildlichen Geschichte Christi nachgebildet ist, so behalten Giotto und die Giottisten auch in den Bildern, welche diese fromme Legende zur Darstellung bringen, denselben anmuthvollen und doch meist so innigen Erzählerton, der ihre Bilder aus dem Leben Christi und Mariens so anmuthig und ergreifend macht. Den Dominicanern dagegen fehlt die Poesie der Legende, an deren Stelle die Lehre und als deren Personification der große Begründer der Dominicanertheologie, der h. Thomas von Aquino, tritt, und fast alle größeren Erzeugnisse der Dominicanerkunst weisen in ihren Einzelheiten auf ganz bestimmte einzelne Stellen der gefeierten Schriften des großen Scholastikers.

Hettner belegt dies durch Einzelbetrachtung von mehreren bedeutsamen Werken. Die älteste der auf uns gekommenen Darstellungen des h. Thomas ist das Abbild von Fr. Traini in der Dominicanerkirche S. Catarina zu Pisa. Keine Figur, kein Zug ist hier ohne Grund, nichts enthalten, was nicht speciell in Thomas v. Aquino's „Summa contra gentiles," deren Anfangsworte das von dem Heiligen aufgeschlagene Buch zeigt, seine Erklärung fände.

So das Gewirr von Lichtstrahlen, die Ergießung der Strahlen auf die beiderseits zu Christi Füßen schwebenden biblischen Gestalten, und die Rückstrahlung des auf die letzteren gefallenen Lichtes auf die Heiligen (Summa c. g. III. 53, 52,

*) Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Von Hermann Hettner. Braunschweig 1879.

Digitized by Google

154). Ebenso die Anwesenheit von Plato und Aristoteles mit den von ihren Büchern aus auf Thomas fallenden Strahlen, der aquinischen Anschauung entlehnt, daß neben der Theologie als der geoffenbarten Wissenschaft (scientia infusa) die Philosophie als die durch eigene Verstandesthätigkeit selbsterworbene Wissenschaft (scientia acquisita) stehe, als deren hervorragendste Träger Thomas jene beiden Philosophen verehrt. Selbst die etwas abweichende Richtung der von den Büchern der letzteren ausgehenden Strahlen im Vergleich zu den übrigen, welche sich sonst auf Thomas ergießen, findet darin ihre Erklärung, daß nach Aquin die irdische Erkenntniß nur ein Hören ist, während jene im Angesicht Gottes ein Schauen. Die drei von Christus auf Thomas fallenden Strahlen im Gegensatze zu je einem sich auf jede biblische Gestalt ergießenden, finden aber ihre Erklärung darin, daß die letzteren Träger der Offenbarung ausschließlich im Lichte der Gnade stehen, der Heilige dagegen die dreifache Erkenntniß hat, die scientia acquisita, infusa und beata. Unten aber erscheint mindestens gleichwerthig mit der beiderseits in den Ecken zusammengedrängten gläubigen Gemeinde die Vernichtung des Ketzers, der durch Turban und langen Bart als oriental charakterisirt und durch die Inschrift als Averroes bezeichnet wird. Unter Zuratheziehung der Schriften Aquino's kann sonach kein Zug der scharf ausgeklügelten Scholastik des Dominicaners, der dem Traini die Anordnung dictirt, unverständlich bleiben; wie früh aber das Verständniß versiegte, zeigt schon Vasari, der von der „invenzione capricciosa" des Traini spricht.

Interessanter wird die Dominicanerkunst in dem umfassenden Frescencyclus der sog. spanischen Capelle, dem einstigen Capitelsaal von S. Maria Novella, vertreten, welchen man ohne genügenden Grund dem Andrea Florentino und Domenico Veneziano zuschreibt. Hier kommen nur die beiden Gemälde an den Wänden links und rechts für den Eintretenden in Betracht, von welchen das erstere die Darstellung der kirchlichen Lehre, das letztere jene des kirchlichen Regimentes zum Gegenstande hat. Auch hier ist Alles bis in's Einzelne den Schriften des h. Thomas von Aquin entnommen.

Das erstere Bild ist eine Illustration der Summa theologica des großen Scholastikers. In geradliniger Reihe angeordnet, erscheinen unten auf gothischen Chorstühlen vierzehn weibliche allegorische Gestalten mit je einer zu ihren Füßen auf der Stufe sitzenden männlichen Figur, dem geschichtlichen Träger der in der Allegorie versinnbildlichten Thätigkeit. Zunächst von rechts nach links die sieben weltlichen „ancillae" der heiligen Wissenschaft, die sog. sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Musik, Astronomie, Geometrie und Arithmetik, mit den Repräsentanten Donatus, Cicero, Aristoteles (Zeno), Tubalcain, Ptolemaeus, Euklid und Pythagoras. Darauf folgen sieben kirchliche Allegorien und zwar zunächst Caritas, Spes und Fides, jene theologischen Tugenden, welche die Summa theologica den Inbegriff und das Wesen aller heiligen Wissenschaft nennt. Die weiteren Bestimmungen verdankt man gänzlich Hettner's Aquinforschung. So die devotio, innere Andacht, welcher der sinnende Heilige (Hieronymus) entspricht, und die oratio, äußere Andacht, Cultus, mit dem h. Joh. Damascenus oder Basilius, den Quellen des Thomas von Aquin hinsichtlich seiner Ansicht von der Nothwendigkeit des Bilderdienstes (vgl. Summa theol. 2, 2, 81, 7); ferner die Lex aeterna mit Papst Clemens V. und die Lex humana mit einem Kaiser (Justinian?), nicht wie sonst angenommen wird Kirchen- und Staatsrecht, welche Gegensätze Thomas v. A. nicht kennt. Die dar-

Digitized by Google

über befindliche Glorie des Scholastikers ist in ihrer Auffassung dem Bilde Traini's verwandt.

Merkwürdiger ist, ganz abgesehen von der Darstellung des Doms zu Florenz nach der Absicht Arnolfo di Cambio's, das rechtseitige Wandbild, eben so, wie jenes der Summa Theologica, ganz dem aquinischen Commentar zum Canticum Canticorum entlehnt und es illustrirend. Es ist die Darstellung der Brautschaft der Kirche mit Christus nach der allegorischen Auslegung des hohen Liedes, und zwar, wie Hettner zeigt, in der unteren Hälfte der Kampf der Kirche um den himmlischen Bräutigam, in der oberen die Seligkeit der errungenen Vereinigung. Das Programm hält sich an jenen der beiden dem Thomas von Aquin zugeschriebenen Commentare, der mit den Worten „Sonet vox tua in auribus meis" beginnt. Wie dieser im Leben der Kirche die adeptio boni (das Verlangen nach Erreichung des Guten) und die fuga mali, die Abwendung des Uebels, unterscheidet, so zeigt auch das Bild in der unteren Hälfte zwei Abtheilungen. Der adeptio boni ist der größere Theil gewidmet. Vor dem Dom zu Florenz, dem Symbol der Kirche, sitzt Papst und Kaiser, Cardinal und Bischof zur Rechten, Kanzler und Feldherr zur Linken von beiden, zu ihren Fürsten die ruhig gelagerte Schafheerde (Gemeinde), von weiß und schwarz gefleckten Hunden (Domini canes in den Farben der Ordenstracht des h. Dominicus) gehütet. An der Seite der Häupter des geistlichen Regiments Mönche und Nonnen (die Vertreter der Gottinnigkeit, vita contemplativa), an der anderen Seite weltliche Vertreter der vita activa. Die „Abwehr des Uebels" auf der rechten Seite des Gemäldes theilt sich dem besagten Commentar entsprechend in zwei Theile, die Darstellung der Anfechtungen, welche aus der „Zuchtlosigkeit der Kirche" und jene, welche aus der „Auffässigkeit der Ketzer" entspringen, so daß der Scene, die den h. Dominicus die Ungehorsamen und Zuchtlosen ermahnend darstellt, die Predigt des h. Thomas von Aquino vor den Ketzern gegenübersteht, beide im Vordergrunde verbunden durch eine symbolische Darstellung, welche wieder die schwarz und weiß gefleckten „Hunde des Herrn" giebt, aber hier nicht ruhig wachend wie bei der „adeptio boni" sondern auf Antrieb eines Dominicaners Füchse verfolgend und zerfleischend. Und zwar Füchse, nicht Wölfe, wie Vasari meint, wieder nach dem commentirten hohen Lied (2, 15) „Fanget uns die Füchse, die kleinen, die den Weinberg verderben." Daß in diesen braunen Füchsen auch nicht, wie die landläufige Erklärung es liebt, eine Anspielung auf den Franciscanerorden zu suchen sei, versteht sich demnach von selbst.

Zu noch größeren Irrthümern hat früher der obere Theil, die Wonne der errungenen Gemeinschaft mit Christus, Veranlassung gegeben. Nach dem Vergleich mit einem verschlossenen Garten (Hohelied 4, 12) ist auch hier der Garten zur Rechten als der Sitz Derjenigen anzusehen, welche die Versuchung überwunden haben. Vier hohe Gestalten sitzen unter dem Gebüsch auf gemeinsamer Bank. Es ist zunächst das beschauliche Leben durch den vir contemplativus in der Ecke rechts dargestellt, daneben die Ueberwindung der drei Versuchungsarten, des Teufels, der Welt und des Fleisches. Denn so ist die Frau mit dem jungen Löwen (catulus leonis, dem Symbol des Teufels), dann der Mann mit dem Falken (Weltlust) und die violinspielende Frau (das Saitenspiel nach dem Bußpsalm David's in der

Digitized by Google

mittelalterlichen Symbolik Sinnbild der Ueberwindung der Fleischeslust) zu erklären. Auch der Reigentanz vor diesen Gestalten ist der Tanz der Sündlosen, wie die auf Fruchtbäume kletternden Jünglinge nicht der Fleischeslust fröhnen, sondern die „fleckenlosen" Granatäpfel holen, und wie selbst die gewöhnlich als weltgesinntes Liebespaar gedeuteten Wandelnden die gottseligen Menschen sind, die nach der Quelle der Seligkeit suchen. Nach dieser Deutung schließt sich auch die Einführung in den Himmel ebenso folgerichtig an, wie sie das Gemälde mit der Gartenscene in unmittelbarer Verbindung bringt.

Aus Hettner's gründlicher Erklärung dieses merkwürdigen Gemäldes ergiebt sich auch, daß das berühmte bis auf die neuere Zeit fälschlich dem Orcagna zugeschriebene Gemälde im Campo Santo zu Pisa, das nach Petrarca's Trionfo della morte gewöhnlich Triumph des Todes genannt wird, auf verwandten Anschauungen beruht und ebenfalls der Dominicaner-Kunst angehört.

So stimmt die Gartenidylle am rechtseitigen Ende des Bildes mit der eben beschriebenen Gartenscene überein. Doch erscheinen von den drei überwundenen Versuchungsarten zwei paarweise, nämlich der Mann mit dem Falken und die musicirende Frau, während auch hier die Frau mit dem jungen Löwen in einer Figur erscheint. Die vita contemplativa tritt hier im Gegensatze zu dem obigen Bilde unter weiblicher Repräsentation entgegen. In weit kunstvollerer Anordnung unmittelbar hinter den erwähnten sitzenden Gestalten erscheinen hier die Paare in trautem Gespräche, der Granatapfelhain (nicht Orangenhain, wie Vasari angibt) des hohen Liedes bildet den Hintergrund. Es ist also nicht, wie man anzunehmen sich gewöhnt hat, die Novelle Bocaccio's hier zu Grunde liegend, sondern wie in der spanischen Capelle die Scholastik des h. Thomas von Aquino.

Neben der Gruppe der Reinen und Gerechten aber, die den dräuenden Tod nicht zu fürchten haben, sieht man eine Gruppe des Grausens und Entsetzens, dichte Reihen langhingestreckter Todten in den Abzeichen ihrer weltlichen und geistlichen Würden, von deren Seelen nur eine von einem Heilsengel erlöst wird, während die anderen der Verdammniß verfallen. Vergleicht man die beiden neben einander befindlichen Gruppen, die Gartenscene und die Todten, so bieten die Worte aus der Weisheit Salomonis 3, 1 und 10: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an; aber die Gottlosen werden gestraft werden, denn sie achten des Gerechten nicht und weichen vom Herrn," eine bündigere Erklärung, als die am Gemälde selbst über der letzteren Scene angebrachten Verse.

Die künstlerisch noch bedeutendere linke Hälfte des Pisaner Gemäldes stellt im Gegensatze zum Tod das Leben dar. Und zwar wieder in der schon erwähnten scholastischen Scheidung der vita activa des Weltlebens und der vita contemplativa frommer Beschaulichkeit. Der Grundgedanke für die Darstellung der ersteren ist, daß sie, mag sie elend oder glänzend sein, immer nichtig und ohne Frieden und Halt sei. Der geschilderten Todtengruppe zunächst ist daher das elende Leben dargestellt, das sich den Tod wünscht, während sich links die berühmte Gruppe des glänzenden Lebens ausbreitet, welcher sich die Nichtigkeit des Irdischen in den offenen Gräbern vor Augen stellt. Die Särge mahnen, der Weltlust zu entsagen und sich auf das Ende durch die vita contemplativa vorzubereiten, wie sie oberhalb in höchstem idyllischen Reiz durch das Eremitenleben wiedergegeben ist. Wurde

Digitized by Google

schon früher darauf hingewiesen, daß das Motiv dieses Jagdzuges und der drei Todten in der Legende Li trois Mors et li trois Vis wurzle, jenem Memento mori, welches sich im 13. Jahrhundert in Frankreich ausbildete und über ganz Europa verbreitete, so führt Hettner aus, daß die Urquelle der wahrscheinlich von Johannes Damascenus herrührende geistliche Roman von Barlaam und Josaphat gewesen sei. Nach diesem sei der indische Prinz Josaphat bei seinem ersten Eintritte in die Welt Aussätzigen, Blinden, Krüppeln und Greisen begegnet und habe erfahren, daß der Tod das unentrinnbare Schicksal aller Menschen sei. Tief betrübt darüber habe er Trost bei dem Christen Barlaam gefunden, sich in die Wüste zurückgezogen und sei nach langem Einsiedlerleben als Heiliger gestorben. Die Legende ist eine Uebertragung der Buddhasage in's Christliche, durch welche Buddha unter dem Namen Josaphat christlicher Heiliger geworden ist.

So viel als eine Probe des reichhaltigen höchst lehrreichen Werkes. Es würde zu weit führen, es hier weiter zu verfolgen, obwohl es von nicht geringerem Interesse ist, Hettner's Darlegungen über den Kampf dieser scholastischen Kunst mit der Renaissance durchzugenießen, einen Kampf, der erst im 16. Jahrhundert zu Gunsten des neuen Zeitgeistes zu Ende ging, obwohl dieser schon früher, wie die Dominicaner Fra Francesco Colonna und Fra Giov. Giocondo beweisen, selbst in die Klosterzelle eingedrungen war. Fügten sich doch selbst noch die weltlichsten unter den Quatrocentisten, wie Filippino Lippi in dem Fresco der Caraffa-Capelle von S. Maria sopra Minerva in Rom, den Aufgaben dominicanischer Scholastik, und welchen mächtigen Erfolg hatte noch Savonarola in seinem Bestreben, der von Scholastik und kirchlichen Zwang sich befreienden Renaissancekunst die Wege abzuschneiden! Freilich nur vorübergehend: Savonarola ist, wie in der politischen Geschichte, so auch in der Kunstgeschichte nur eine Episode; die Kunst ließ sich eben nicht länger in der Klosterzelle festhalten.

Glänzend sind Hettner's Darstellungen des Platonismus in seinem Verhältnisse zu Religion und Kirche. Er zeigt, wie in der Eigenthümlichkeit dieses Verhältnisses die Kunst der italienischen Hochrenaissance wurzle und daß, wie einst die scholastische Literatur auf die bildende Kunst so großen Einfluß geübt, nun die platonisch-humanistische keines geringeren sich zu erfreuen hatte. Daraus aber entwickelt sich für manches bisher ungenügend erklärte Werk ein neues und frisches Verständniß, selbst die bekanntesten nicht ausgenommen, wie die Gemälde Raphael's in den Stanzen und jene Michelangelo's in der Sixtina.

Lotze's Metaphysik.

Von
M. Carriere.
München.

Schelling verglich einmal den Bau der menschlichen Dinge mit dem Bilde, das der König von Babylon im Traume sah; das Haupt war von Gold, Brust und Arme waren von Silber, Bauch und Lenden von Erz, die Füße theils Eisen, theils Thon; da die Füße zermalmt wurden, brach alles zusammen und verwehte wie Spreu im Winde. „Könnte man je, so fügte er hinzu, aus dem Staate und

Digitized by Google

öffentlichen Leben alles herausziehen, was darin Metaphysik ist, sie würden auf gleiche Weise zusammenbrechen. Wahre Metaphysik ist die Ehre, ist die Tugend, wahre Metaphysik ist nicht nur Religion, sondern auch die Ehrfucht vor dem Gesetz und die Liebe zum Vaterland." Bekäme je eine Doctrin die Oberhand, welche das Sinnliche für das allein Wahre und Wirkliche erklärt, dann wäre Essen und Trinken das Beste und Klügste für den Menschen, und die Moral Fallstaff's würde die Ehre für ein Wort, ein Wort für Luft erklären. „Mit Mathematik, Physik, Naturgeschichte, mit Poesie und Kunst lassen sich die menschlichen Dinge nicht regieren; den wahren Verstand der Welt giebt eben die rechte Metaphysik, welche nur darum von jeher die königliche Wissenschaft genannt worden." Heut zu Tage kann man oft hören und lesen, daß die Stufe der Mythologie wie die der Metaphysik ein überwundener Standpunkt im Entwicklungsgange der Menschheit sei, daß die positiven Kenntnisse, die Erfahrungswissenschaften an deren Stelle getreten seien.

Das Metaphysische ist das, was nach dem Physischen kommt, was ihm zu Grunde liegt, die Principien wie die nothwendigen Formen der gegebenen Wirklichkeit, das Denknothwendige, Vernünftige, wie es zugleich das in der Welt Waltende sein muß, wenn wir uns in derselben zurecht finden sollen. Die Metaphysik strebt nach einer einheitlichen Weltanschauung, in welcher Grund und Zweck des Lebens erfaßt und das Dasein dadurch erklärt werden soll; die mythologischen Bilder der Phantasie, die Glaubenssätze der Religion sind eben so gut Metaphysik, wie die Annahme des Materialismus und Nihilismus, daß nur durch die grund- und zwecklose Bewegung des Stoffes mittels Druck und Stoß alles, auch das Ideale und Geistige hervorgebracht werde, oder daß dieses eine Illusion, ja eine Lüge sei. Worauf es aber ankommt, das ist eine Metaphysik, welche sich auf die Erfahrungswissenschaft stützt und den Forderungen des Gemüthes nicht widerstreitet, eine Metaphysik, welche anerkennt, daß wir um zur Erfahrung zu gelangen in unserer erkennenden Subjectivität Anlagen, Formen, Bildungsgesetze haben müssen, die sich unter der Einwirkung der Empfindungen entwickeln und an den Wahrnehmungen der Sinne bethätigen, eine Metaphysik endlich, welche anerkennt, daß wir den Inhalt für die Denkgesetze nicht aus ihnen folgern, sondern durch Erfahrung erlangen müssen; wir können das Sein nicht erdenken, nicht zerdenken, nicht aus dem Begriff herausklauben, aber wir können es begreifen, das Vernünftige, Denknothwendige in ihm ausgeprägt finden.

In diesem Sinne hat inmitten des Materialismus und Dogmatismus die deutsche Philosophie auch unter der Ungunst der Zeitströmung ruhig fortgearbeitet, und es ist ein gutes Zeugniß für sie, daß Männer von verschiedener Begabung und Geistesrichtung, von mannigfaltigen Ausgangspunkten nach dem gleichen Ziel streben und sich vielfach begegnen, vielfach zu übereinstimmenden Ergebnissen gelangen. Lotze ist einer derselben. Gegenüber der Construction der Schelling-Hegel'schen Schulen wirkte und übte er im Anschluß an Herbart ein Untersuchen des Gegebenen, ein kritisches Zergliedern und Prüfen des Angenommenen; er kam von der Medicin zur Philosophie, und die Forderung, daß diese sich mit den Naturwissenschaften verbinde, war somit von ihm erfüllt; aber er hatte auch ein scharfes Auge dafür, was in den Theorien der Naturforscher wirkliche Erkenntniß und was vorüber-

Digitized by Google

gehende Hypothese ist, und so wird bei der Lectüre seiner Schriften der Genuß der Geistesthätigkeit im Zerlegen, Sichten und Auflösen manchmal größer als die Freude an festem Besitz, die er uns lieber stört, als daß er uns in sie einwiegte. In dem für die Gebildeten der Nation klar und anmuthig geschriebenen „Mikrokosmos" ist der Mensch Ausgangs- und Mittelpunkt der Darstellung; Lotze entwickelt hier eine in sich zusammenhängende Weltanschauung. Der Mechanismus der Natur und der Naturseite des Geistes wird stets betont, seine Ausdehnung ist ausnahmslos universell; aber er ist nicht das alleinige Sein, nur das Mittel zur Verwirklichung des Lebens, des Guten, das wiederum der Zweck des Lebens ist. Das Wirkende und Wirkliche sind jene Kraftcentren, die wir als Atome und als Seelen bezeichnen; selbstständige in durchgängiger Wechselwirkung begriffene Wesen sind die Elemente der Welt; aber diese Wechselwirkung wäre nicht möglich, wenn jene Elemente eine ursprüngliche auf einander nicht bezogene Vielheit bildeten; sie beweist vielmehr eine alldurchwaltende Einheit. „Nicht der nichtige Schatten einer Naturordnung, sondern nur die volle Wirklichkeit eines unendlichen lebendigen Wesens, dessen innerlich gehegten Theile alle endliche Dinge sind, kann die Mannigfaltigkeit der Welt so verknüpfen, daß die Wechselwirkungen über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen selbstständigen Elemente von einander ewig scheiden würde. Denn von dem einen ausgehend versinkt nun die Wirkung nicht in ein Nichts, das zwischen ihm und dem andern läge, sondern wie in allem Sein das wahrhaft Seiende dasselbe Eine ist, so wirkt in aller Wechselwirkung das unendliche Wesen nur auf sich selbst, und seine Thätigkeit verläßt nie den stetigen Boden des Seins." Dies Eine und Allgemeine aber, das Band der Dinge, ist kein wesenloses Gesetz, sondern die wesenhafte Wirklichkeit einer unendlichen Substanz, die in allen endlichen Elementen gegenwärtig ist. Aber nur einem lebendigen Wesen, nicht einer ruhenden, bewußt- und willenlosen Substanz kann die Fülle des Lebendigen entsprießen; wie wir selber fühlende, denkende, wollende Wesen als endliche Persönlichkeiten sind, so ist auch Persönlichkeit als die höchste Form des Seins dem Unendlichen zuzuerkennen. Nur in der lebendigen Subjectivität giebt es Gutes und Güter, ist Liebe und Lebensfreude wirklich.

So kommt auch Lotze zu dem, was ich bereits vor mehr als dreißig Jahren — in der philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit — für mich als die Aufgabe der Gegenwart hinstellte: die Einigung der Gegensätze von Spinoza und Leibniz, von Hegel und Herbart, damit die Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in der Verschmelzung von Immanenz und Transscendenz. Von Leibniz und Kant ausgehend, hatte der jüngst verstorbene Nestor der nachhegelischen Denker, H. J. Fichte, bereits erkannt: Leibniz nahm mit Recht zur Erklärung der Welt seine Monaden an, in sich einheitliche, von einander unterschiedene lebendige Kräfte; aber er hielt nur einseitig die Geschiedenheit fest: sie sollten keine Fenster haben um etwas von Außen in sich aufzunehmen, sondern alles in sich aus dem eigenen Innern entwickeln und hervorbilden; an die Stelle der Wechselwirkung trat eine prästabilirte Harmonie; die Monaden sollten so beschaffen sein, daß mit den Vorgängen in der einen auch stets die Vorgänge in den andern zusammenstimmten. Aber wenn auch nichts von Außen fertig in uns hineingebracht wird, wenn wir auch jeder Empfindung wie jeden Gedanken als eigenen Lebensact in uns hervor-

Digitized by Google

bringen, die Anregung dazu erlangen wir von Außen durch die Eindrücke der auf uns wirkenden Kräfte, und unser Weltbild erzeugt sich in fortwährender Wechselwirkung mit ihnen. Das ist freilich nur dann möglich, wenn alle Wesen in einem gemeinsamen Grunde entstehen und bestehen, und damit wesengleicher Natur und ursprünglich auf einander bezogen sind. So sah sich Fichte zur einen Substanz Spinoza's hingeführt, wie ich von dieser ausgehend durch naturwissenschaftliche Studien wie durch sittliche Erfahrungen zur Wirklichkeit der individuellen Kraftwesen, der Atome wie der Seelen geleitet ward, die nicht blos auf- und abtauchende Wellen oder Schaumblasen im Meere des Unendlichen, sondern bleibende Einheiten im ewig Einen sind. Dies allbestimmende Eine aber, das eine Welt nicht blos blinder Naturdinge, sondern selbstbewußter Geister, eine Welt der Ordnung, der Liebe, der Freiheit hervorbringt, muß in sich selber Geist, Liebe, Freiheit sein, weil sonst die Wirkung größer wäre als die Ursache, weil sonst dem Unendlichen abginge, was allein dem Leben Werth und Bedeutung giebt, das Fürsichsein, das Selbstgefühl und Selbstbewußtsein. Weil wir bewußt werden, indem wir zu uns selbst kommen, deshalb ist das Selbstsein das wahre Sein, ist das Sein Selbst. Die Substanz, das eine allgemeine Wesen, wird als Subject gefaßt, ihre Subjectivität aber steht nicht blos über oder neben der Welt, sondern sie ist das allumfassende, alles in sich Hegende und Bewegende, in allem gegenwärtig, und über allem das bei sich selbst seiende Eine.

Lotze bezeichnet die Metaphysik als die Lehre vom Lauf der Dinge im Gegensatz zu dem Bestande der Ideenwelt; von allem denkbaren Inhalt nur bildlich aussagbar beherrscht die Veränderung den Umfang der Wirklichkeit vollständig; Werden und Vergehen, Wirken und Leiden, Bewegung und Entwicklung sind geschichtlich die Veranlassung zu metaphysischen Untersuchungen. Wir erkennen das Wesen der Dinge aus den Beziehungen, in denen sie unter einander stehen, durch ihre Einwirkung auf uns und durch die Reaction, die wir dagegen üben, erzeugen sich die Empfindungen, aus denen wir unsere Kenntniß der Welt schöpfen, und von uns aus, die wir erfahrungsgemäß fähig sind zu wirken und zu leiden, sind auch die Dinge der Außenwelt nicht anders denkbar, als daß sie fähig sind, Einflüsse zu empfangen und auszuüben; das Wirkliche ist das Wirkende, das Geschehen ist Wechselwirkung, sie geht aus und wird aufgenommen von Kraftmittelpunkten, die alle für einander da sind und in denen das Eine Unendliche sich bethätigt. Wären zwei Elemente, zwei Wesen unabhängig von einander, ohne ursprüngliche Beziehung selbständig da, wie vermöchte ein Einfluß vom einen auf das andere überzugehen, da jedes eine Welt für sich wäre und zwischen ihnen nichts? Wo fänden sich durch das Nichts hindurch die Wege des Einwirkens? Und wenn wir auch annähmen, daß durch einen gemeinsamen Raum hindurch die Thätigkeit eines jeden Elements wie eine ablösbare Atmosphäre sich verbreitete, oder gleich dem Licht ausstrahlte, wie sollte die Wirkung sich eine Zeit lang im Leeren aufhalten, dann auf das andere Element treffen und eine umgestaltende Kraft auf dessen Zustände üben können, wenn beide ursprünglich gleichgiltig gegen einander wären? Der Zustand des einen Wesens wird nur dann für den des anderen eine verbindliche Nöthigung enthalten sich zu verändern, wenn beide von einem gemeinsamen Lebensgrunde getragen sind, wenn beide als Bestimmungen des einen Seins in ihm ver-

Digitized by Google

bunden sind, so daß jede Erregung des Einzelnen auch eine des Unendlichen ist, das dem Ereigniß hier auch seinen Nachklang dort folgen läßt, wie in uns die Vorstellung ihr Echo im Gefühl und Willen findet, weil alle drei der einen Seele angehören. Jedes Wirkende erregt im Anderen dessen eigene Thätigkeit, und alle Ergebnisse sind Zustandsänderungen des einen ewigen Seins. Aber dieser Monismus Lotze's ist etwas total Verschiedenes von dem verschämten Materialismus, der sich neuerdings Monismus nennt; Lotze denkt nicht daran, Alles zu vereinerleien und das Ideale, Geistige, zum bloßen Effect von blinden Bewegungen selbstloser Stoffe zu machen; die materiellen Substrate des Seelenlebens sind noch nicht Gefühle und Gedanken, es ist das wichtigste Geschehen, daß aus den Schwingungen der Luft und des Aethers eine tönende farbige Welt erzeugt wird, aber dazu bedarf es eben der für sich seienden, fühlenden und denkenden Wesen. Lotze reiht an einen bekannten Spruch Goethe's folgende Betrachtung: „Wär' nicht das Auge so sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken?" Es ist aber nicht das Auge, was die Sonne sieht, sondern die Seele sieht sie; und nicht die Sonne glänzt, sondern nur das gesehene Bild, nirgend anders als in der sehenden Seele vorhanden, gewährt dieser den schönen Eindruck des Leuchtens; jenes Licht aber, das wirklich von der Sonne ausgeht, das System der schwingenden Bewegungen des Aethers, eben das erblicken wir ja nicht, sondern ihm schiebt die Natur unserer Seele die ihm völlig unvergleichliche neue Erscheinung der leuchtenden Helligkeit unter. Wie könnte darum Goeth'e begeisterte Zeile die Annahme bestätigen: nur Gleiches oder Verwandtes erkenne das Gleiche oder Verwandte? Dem Dichter ist es kein Vorwurf, eine allgemeine der Theilnahme würdige Wahrheit in einer schönen Form ergreifend auszudrücken, wenn auch deren überzeugende Kraft mehr in der verführerischen Anschaulichkeit eines überraschenden Bildes, als in seiner Genauigkeit beruht. Die Verse drücken immerhin überzeugend und eindringlich den sinnigen Gedanken eines allgemeinen Füreinanderseins aus, das die Dinge in der Welt und so auch den erkennenden Geist mit dem Gegenstand seiner Erkenntniß verbindet, und das weder weniger wichtig noch weniger wirklich wird, wenn es auch nicht in der beschränkten und einseitigen Form einer Gleichartigkeit des Wesens vorhanden ist."

Indeß geht Lotze selbst einen Schritt weiter in der Betonung der Aehnlichkeit der selbstlosen und selbstseienden Kräfte oder der Atome und der Seele. Er möchte nicht den einen Theil der Welt, die Natur, blos zur Unterlage und Bedingung für die Zwecke des andern, des Geistes, ansehen, die Natur nicht als das leblose, wenngleich bewegliche Gerüst der Mittel auffassen, durch welches den Seelen Anregungen zu deren innerem Leben zugeführt werden; er möchte nicht glauben, daß die materielle Welt durchaus nur zum Dienste für ein Reich der Geister vorhanden sei; er läßt jedem Atom die äußeren Eindrücke auch innerlich werden, sodaß die Zustände des Sauerstoffs und Wasserstoffs innerlich andere sind, wenn beide Elemente getrennt bestehen oder wenn sie sich zum Wasser verbinden; jeder Druck und jede Spannung, die Ruhe des sicheren Gleichgewichts, wie der Scheidung früherer Zusammenhänge, wird dann auch empfunden und genossen, und jedes einzelne Wesen, in das Ganze der Welt verflochten, wird, wie Leibniz es nannte, ein Spiegel des Universums, den Zusammenhang des Weltalls von seinem Ort aus empfindend und die besondere Ansicht abbildend, die ihm sein Standpunkt gewährt. Nun scheinen auch für Lotze

Digitized by Google

die Veränderungen in den Zuständen der Atome keine Spuren ihrer Wirksamkeit zurückzulassen; die materiellen Elemente bleiben was sie sind, die Chemie weist stets dieselben Eigenschaften vor und nach ihren Verbindungen auf, während der Seele die Vorgänge erinnern und dadurch sich fortbilden und eine fortschreitende Entwicklung haben. Aber es ist auch nicht undenkbar, daß die Entwicklungsfähigkeit in allen Wesen vorhanden ist und nur der günstigen Umstände bedarf, um erregt und ausgebildet zu werden. — Bekanntlich hat auch der Astrophysiker Zöllner eine ähnliche Weltauffassung in geistvollen Schriften bekannt. Sie bleibt uns vor der Hand Hypothese, und ich meinerseits sehe nichts Anstößiges darin, wenn eine in sich zusammenhängende Fülle realer Kräfte im Mechanismus ihrer Bewegungen die nothwendigen Mittel und Bedingungen bietet, daß die für sich seienden Wesen sich durch dieselben als organisirende Kräfte einen Leib gestalten, eine Sphäre des Wirkens erlangen und die Anregungen zur Entwicklung der Vorstellungen wie die Mittel zum sittlichen Handeln empfangen, während jene weder die Lust der Verbindung, aber auch nicht den Schmerz der Trennung fühlen.

Lotze gehört seit vielen Jahren zu den Bekämpfern der Lebenskraft. Er sagt jetzt darüber: „Der Zusammenhang der Lebenserscheinungen erfordert durchaus eine mechanische Behandlung, welche das Leben nicht auf ein eigenthümliches Princip des Wirkens, sondern auf eine eigenthümliche Benutzungsweise der allgemeinen Principien des physischen Geschehens gründet; sie reicht damit aus, in dem organischen Körper eine bestimmt angeordnete Verbindung von Elementen zu sehen, die auf Grund dieser ihrer eigenthümlichen Verknüpfungsweise im Stande sind durch ihre allgemeingesetzlichen Wechselwirkungen und unter dem Einflusse des äußeren Naturlaufes einen Kreislauf von Entwicklungen zu durchlaufen und in beschränkter Ausdehnung die Regelmäßigkeit derselben gegen zufällige Störungen zu vertheidigen. Um so mehr beklage ich, daß die Physiologie diese Vorstellungsweise, welche das nothwendige Regulativ ihrer Untersuchungsarbeit ist, zugleich für das letzte Wort ihrer Theorie ansieht, und jeden Gedanken, dessen Mitwirkung sie für ihre nächsten Ziele entbehren kann, auch von der Gestaltung ihrer Endabsicht ausschließt. Sie wird doch niemals den überwältigenden Eindruck auslöschen, den die Zweckmäßigkeit der organischen Bildung auf jedes unbefangene Gemüth macht, und sie wird nie dazu überreden, daß diese wunderbare Thatsache der Nachforschung nach einer besonderen Ursache unbedürftig sei. Daß man von jedem Ereigniß, dessen Verwirklichung zugestandenermaßen die Thätigkeit des Mechanismus voraussetzt, disputatorisch behaupten kann, es erfordere auch nur diese eine Voraussetzung, dies weiß ich wohl und es ist nicht neu; schon Lucretius lehrt ja: nicht zum Gehen seien dem Thiere die Knice gegeben, sondern weil der blinde Lauf der Dinge Kniee gebildet, könne das Thier gehen; sagen kann man dies wohl, und in lateinischen Versen nimmt es sich vielleicht besonders gut aus, aber glauben kann man es doch nicht; diese Schulweisheit gehört zu dem Langweiligsten, was ein einseitiger Eigensinn hervorgebracht hat. Nun ist es leider richtig, daß die Ueberzeugung von einer höheren zweckmäßig wirkenden Macht, die das Leben gestalte, zu oft störend und unvorsichtig in die Behandlung der einzelnen Fragen eingegriffen hat, und hieraus erklärt sich die Ablehnung gewissenhafter Forscher gegen die Anerkennung dessen, was ihnen unfruchtbar erscheinen muß; aber es ist nicht zu verkennen, daß einen großen Theil

Digitized by Google

unserer Zeitgenossen ein tiefer Haß gegen alles beseelt, was Geist heißt, und daß selbst dann, wenn die Berufung auf irgend ein Princip, das diesem ähnlich sähe, keinem ihrer wissenschaftlichen Postulate entgegen wäre, sie dennoch mit Entrüstung sich abkehren würden um Staub mit Lust zu fressen und sich wonnevoll als die Erzeugnisse einer blindesten und vernunftlosesten Nothwendigkeit zu wissen."

So sehr ich dem Verlauf dieser Erörterung beistimme, so muß ich doch rückblickend auf den Anfang derselben eine Frage an den Verfasser richten. Nicht ein besonderes Princip, sondern nur eine eigenartige Benutzungsweise der Principien des physischen Geschehens, also der erkennbaren Naturkräfte, soll die Lebenserscheinungen begründen. Eine Benutzungsweise aber setzt die denn nicht ein benutzendes Princip, eine Ursache dieser ganz eigenthümlichen Combinationen und Bewegungen voraus? Eine allgemeine Lebenskraft werden wir so gut wie eine allgemeine Materialität aufgeben; wie die Materie der anorganischen Natur für das Phänomen vieler individueller Atomkräfte gilt, so sind für mich die individuellen Seelen die Träger der Organisationskraft, welche durch jene eigenthümliche Benutzungsweise der physischen Principien die Lebenserscheinungen hervorbringt, und das ihrer innern Natur Entsprechende im Aufbau des Leibes zweckmäßig gestaltet.

Niemand hat wohl in neuerer Zeit die Begriffe von Raum und Zeit scharfsinniger erörtert und vielseitiger behandelt als Lotze. Sie sind zunächst Vorstellungen unseres Bewußtseins, oder wie Kant sagt, Anschauungsformen, in welche dasselbe seine Empfindungen ordnet und so sie zu Bildern einer Außenwelt macht. Lotze betrachtet an der Hand der Psychologie die Bildung dieser Vorstellungen, um mit Kant bei der Subjectivität der Raumanschauung stehen zu bleiben: der Raum sei nicht etwas außer uns, wir stellen nur in uns die Beziehungen der wirkenden Kräfte in dieser Form geordnet uns vor. Gewiß, der Raum ist kein Ding oder keine Eigenschaft der Dinge, er existirt nicht vor ihnen und ohne sie, aber er wird darum nicht blos in den Seelen als nur subjective Form ihrer Auffassung der Wirklichkeit producirt. Lotze gibt zu, daß zwischen den Dingen selbst mannigfache Beziehungen bestehen, deren eigenthümliche Unterschiede und Bedeutungen durch entsprechende Formen räumlicher Beziehung sich abbilden, oder in sie, in die Sprache des Raums sich übersetzen lassen. Jedes Ding habe seinen bestimmten Platz in der Wirklichkeit in einer intellectuellen Ordnung, und nach seinen intellectuellen Beziehungen weise ihm die Seele eine bestimmte Stelle in ihrer Raumanschauung an, und dieser Ort ändere sich, oder das Ding scheine in räumlicher Bewegung begriffen, wenn seine Beziehungen zum Gesammtinhalte der Welt sich ändern. Nun mein' ich doch, daß wir Dinge, individuelle, für sich seiende Kräfte nur so denken können, daß sie außer und neben einander bestehen, und so sich behaupten, und daß sich dies gerade in der Abstoßung und Anziehung der Kräfte bethätigt, was wiederum nur unter der Voraussetzung ihres Außereinanderseins möglich ist. So wird der Raum nicht blos in unserer Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit dadurch hervorgebracht daß die wirkenden Kräfte sich in beständiger Wechselwirkung auseinander selbständig erhalten und auf einander beziehen; in dem jede ihren Platz in der Gesammtheit des Wirklichen hat, wie Lotze selber sagt, setzt sie eine bestimmte Sphäre des Daseins als die ihrige, und so ist der Raum nicht fertig vor den Dingen wie ein Behälter, sondern das Ergebniß der anziehenden und abstoßenden Kräfte die sich außereinander verselb-

Digitized by Google

ständigen und sich auf einander beziehen; und in sofern ihre Gesammtheit die Darstellung des Mannigfaltigen im einen Unendlichen ist, mögen wir im Raum die allumfassende Gegenwart des Einen sehen und ihn mit Newton das Sensorium der Gottheit nennen. Nach dieser Auffassung übersetzen wir nicht ganz andere Beziehungen der Dinge in die Sprache des Raumes, sondern bilden die Anschauungsform in der Seele als die Abspiegelung der Verwirklichungsform alles Realen in der Natur, und die Bewegung der Gestirne geht gemäß dem Gravitationsgesetz nicht blos in uns, sondern auch außer uns wirklich vor, und ist kein bloßes Scheinbild unräumlicher intellectueller Beziehungsveränderungen. Lotze selber nennt es einen hoffnungslosen Versuch „den zeitlichen Verlauf der Ereignisse nur als einen Schein anzusehen, der sich im Innern einer zeitlosen Wirklichkeit bilde;“ mir geht es gerade so mit dem Schein des Raumes im Innern raumloser Wesen: sobald wir einmal die ganze Welt nicht blos für das Gebilde unserer Einbildungskraft nehmen, das wir blos außer uns vorstellen, sondern wirkende Kräfte außer uns annehmen, sind damit nothwendig Raum und Zeit als die Formen ihres Seins und Wirkens gesetzt. Sie wirken nicht in einer für sich bestehenden Zeit, sondern das Nacheinander ihrer wechselnden Zustände und Bewegungen ist selber das Zeitliche, das damit fortwährend hervorgebracht und von uns begrifflich aufgefaßt wird.

Literarisches.

Schulze-Delitzsch. Leben und Wirken. Von **A. Bernstein.** Berlin. Verlag der Buchdruckerei der Volkszeitung.

Schulze-Delitzsch, der hochverdiente Begründer des deutschen Genossenschaftswesens, dessen Name mit der politischen und wirthschaftlichen Geschichte der letzten dreißig Jahre aufs Engste verknüpft ist, hat in A. Bernstein einen Biographen gefunden, der es in vortrefflicher Weise verstanden hat, mit der Lebensbeschreibung seines Helden ein abgerundetes Stück Zeitgeschichte zu geben. Dies erscheint selbstverständlich und leicht bei einem Manne, der, wie Schulze, stets im Vordergrunde des öffentlichen Lebens gestanden hat — die Schwierigkeit der Lösung tritt aber sofort ins Auge, wenn man auf der einen Seite die umfassende und allseitige Thätigkeit Schulze's, andrerseits den dem vorliegenden Werke gezogenen, verhältnißmäßig engen Rahmen in Erwägung zieht. Und innerhalb dieses engen Rahmens zeigt sich Bernstein als Meister in der Beherrschung und Anordnung des Stoffes. Als guter Biograph weiß er zunächst durch eingehende Schilderung von dessen Jugend, Bildungsgang das Interesse für seinen Helden zu erwecken. Hervorgehoben mag werden, daß derselbe die Anregung zur öffentlichen Thätigkeit, dem Wirken seines Großvaters, Schmerl in Prettin, eines um die constitutionelle Entwickelung Sachsens hochverdienten Mannes, auf dem Landtage in Dresden zu verdanken hat. Nachdem Bernstein kurz auf Schulze's poetische Leistungen hingewiesen, schildert er in allmäligem Vorschreiten und immer auf dem Boden der zeitgeschichtlichen Entwickelung sich haltend, dessen richterliche, politische, humane und wirthschaftliche Arbeiten, Bestrebungen und Erfolge. Als die hauptsächlich epochemachenden Punkte dieses reichen Lebens treten heraus: der Steuerverweigerungsprozeß, mit dem im Grunde das Herausdrängen aus der Richtercarrière begann, die Gründung des Nationalvereins; die Kammerrede vom Jahre 1865 gegen die von der Reaction begünstigten staatssozialistischen Pläne, die angesichts der neusten Bewegungen auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Bewegung wieder von actuellem Interesse ist; und der Vortrag vom Jahre 1869, in dem der Gegensatz der antiken und der christlichen Welt rücksichtlich der sozialen Frage der Kirche gegenüber behandelt ist. Daß Schulze's umfassende Thätigkeit für das Genossenschaftswesen voll gewürdigt wird, ist selbstverständlich; hervorheben wollen wir die Darstellung der Vorgänge bei dem ihm gewidmeten Fonds und seine Erklärung über die Annahme der Anwaltschaft. — Das Buch ist, abgesehen von dem an der Person des Geschilderten haftenden Interesse, ein außerordentlich wichtiger und interessanter Beitrag zur Zeitgeschichte. Möge die populäre Form seiner Verbreitung förderlich sein. T.

Digitized by Google

Das Eigenthum in seiner sozialen Bedeutung von **Adolph Samter.** Jena, Verlag von Gustav Fischer, vormals Friedrich Mauke; 1879.

In demselben Maße, als die Eigenthumsfrage eine Bedeutung in der sozialen Bewegung beanspruchen darf, wird auch die Soziallehre sich der Erörterung dieser Frage bemächtigen und schon ist seit dem radikalen Vorstoß, welchen die sozialdemokratische Presse gegen den bestehenden Begriff des Eigenthums unternommen hat, die Eigenthumsfrage der Gegenstand einer Literatur geworden, welche die sozialdemokratischen Forderungen auf ihren berechtigten Kern zurückzuführen sich bemüht. Wir können nicht umhin auszusprechen, daß diese Bestrebungen unsere Sympathieen nicht haben. Die Gesellschafts-Wissenschaft unterscheidet sich von anderen Wissenschaften dadurch, daß die Erörterungen, denen sie den Rahmen abgiebt, weit mehr als wissenschaftliche Arbeiten auf anderen Gebieten den Anspruch erheben, die Praxis zu beeinflussen und thatsächlich auch eine Ausmünzung sozialwissenschaftlicher Abhandlungen für praktische Bestrebungen stets ziemlich rasch zu erfolgen pflegt. Aus diesem Grunde hat es seine Gefahren, wenn die stark hervortretende Begehrlichkeit, welche einen charakteristischen Zug unserer heutigen Zeit bildet, aus wissenschaftlichen Abhandlungen Nahrungsstoff ziehen kann. Unter diesem Gesichtspunkte hat das bekannte vor drei Jahren erschienene Buch Adolf Wagner's: „Die Grundlegung" Bedenken erregt, ein Schicksal, welches später das Schaeffle'sche Buch „über Bau und Leben des sozialen Körpers" traf und welches auch dem werthvollen Werke Ihering's „über den Zweck im Rechte" nicht erspart blieb. Eben diese Aussicht hat auch das vorliegende Buch, was ihm aber in dieser Gesellschaft ganz sicher einen Trost gewähren kann. Der Verfasser darf im Uebrigen auch das Interesse seiner gegnerischen Lehrer beanspruchen, da seine Gedanken nichts weniger als auf der Oberfläche der Dinge haften bleiben. — Das Gesammtresultat der Untersuchungen des Verfassers gipfelt darin: daß weder das Privateigenthum noch das Collectiveigenthum, und dem entsprechend weder die privatwirthschaftliche noch die gemeinwirthschaftliche Productionsweise Anspruch auf ausschließliche Geltung hat; daß sowohl Privateigenthum, wie gemeinschaftliches, wie Staats- und Gemeindeeigenthum und demgemäß sowohl die privatwirthschaftliche, wie die gemeinwirthschaftliche Productionsweise Existenzberechtigung haben. Es ist dies Resultat, zu dem der Verfasser gelangt, sowohl von Wagner und zwar mit noch weit reichender Aufrechterhaltung des Privateigenthums, wie von Schaeffle mit starker Betonung der gemeinwirthschaftlichen Productionsweise ausgesprochen, während Herr Samter das möglichste Gleichgewicht des Privat- und gesellschaftlichen Eigenthums erstrebt, also, wenn wir es sehr schroff ausdrücken wollen, dem — Sozialismus noch mehr Zugeständnisse macht, als Professor Adolf Wagner, der fast schon die Grenze des Erlaubten nicht mehr inne hält.

Die Folgen der Goldwährung und die Legalisirung des Silbers. Von **F. Reiche.** Hamburg (ohne Jahreszahl), Verlag von Lucas Graefe.

Seitdem ein witziger Reichstagsabgeordneter die Beantwortung der in der diesjährigen Session durch Delbrück und Genossen gestellten Interpellation über die Vollendung unserer Münzreform in das Citat aus dem Weber'schen Freischütz zusammenfaßte: „das wird sich finden", werden von verschiedenen Seiten Versuche gemacht, unsere Münzreform, welcher durch die Incourshaltung der Silberthaler noch der letzte Schlußstein fehlt, in eine andere Tendenz ausla ufen zu lassen, als diejenige war, welche beim Zustandekommen des Münzgesetzes die Richtschnur abgab. Diese normative Tendenz war die Herstellung der reinen Goldwährung. Auf dem Wege zu diesem Ziele wurde von der Reichsregierung bis zum Frühjahr dieses Jahres der vorhandene Vorrath an altem Silbergelde planmäßig verringert durch Demonetisirung und Verkauf des Edelmetalls auf dem Londoner Markt. Da diese Verkäufe in Zusammenhang mit anderen wirthschaftlichen Conjuncturen im Welthandel, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann und deren Vorhandensein nur berührt werden soll, eine Baisse auf dem englischen Silbermarkt zur Folge hatten, so erregten dieselben das höchste Mißfallen sowohl bei der englischen Silber-Hausse-Partei, als auch namentlich bei den Interessenten der Nevada-Silberminen, denen natürlich Alles daran gelegen sein mußte, den Kreis der Länder, wo Silber gesetzliches Zahlmittel ist, nicht eingeschränkt zu sehen. Von dieser Seite erfolgte denn auch ein energischer literarischer Vorstoß gegen die Tendenz der deutschen Münzreform und diese Agitation hatte den Erfolg, die Reichsregierung zur Sistirung der Silberverkäufe zu veranlassen und eine darauf bezügliche Interpellation so zu erledigen, daß eine Aenderung unseres Münzsystems nicht ausgeschlossen erschien. Trotz der bedenklichen Seiten, die es hat, die Münzreform auf diese Weise eine gewisse Zeit in der Schwebe zu halten, so lassen sich doch Opportunitätsgründe dafür anführen und eine Autorität, wie Soetbeer in Göttingen, hat die Regierung in diesem Sinne bedingungsweise exculpirt. Thatsächlich würde aber das vorübergehende Aufhören der Silberverkäufe Mißstände schaffen, für welche es eine Freisprechung des Urhebers nicht giebt, wenn diese Zwischenzeit dazu benutzt würde, die Stetigkeit unserer Währung, an welcher die ganze deutsche Nation ein Interesse hat, anzutasten. Von diesem Gesichtspunkte aus haben wir in der Reiche'schen Schrift die Aufwerfung einer ganzen Anzahl Fragen an sich zu mißbilligen, weil dieselben den Versuch einer mißlichen Ver-

Digitized by Google

kehrsstörung involviren. Der Verfasser geht in seiner Vorliebe für den Bimetallismus, in der wir principiell keineswegs seine Gegner sind, überhaupt etwas zu rasch zu Werke und ist auch etwas sehr chauvinistisch, wenn er Deutschland an Stelle Englands die Initiative zur internationalen Einführung des Bimetallismus vindicirt. Die Schrift zeigt, wie oben hervorgehoben, keine Jahreszahl; sie scheint aber besonders in ihrem letzten Theile, wenn dies auch nicht zugestanden ist, unter dem Eindruck einer viel beachteten englischen Broschüre zu stehen, welche erst ganz kürzlich erschienen ist und keinen Geringeren, als den „Gouverneur" der Bank von England zum Verfasser hat. Ebenso wie dort plaidirt auch Reiche für den internationalen Bimetallismus, nur mit dem Unterschiede, daß er glaubt, von der Mitwirkung Englands schlimmsten Falls absehen zu können, während die thatsächlich dominirende Macht des englischen Geldmarktes dies unserer Meinung nach ausschließt und die Einführung der Doppelwährung bei uns nur dann möglich ist, wenn auch England dieselbe mit festem Werthverhältniß zwischen Silber und Gold einführt und so verhindert, daß das jeweilig theurere Metall nach dem englischen Markte abfließen kann. Wenn wir auf die Reiche'sche Schrift verhältnißmäßig ausführlicher eingehen, als der Inhalt derselben zu erheischen scheint, so geschieht dies deswegen, weil es eine gewisse symptomatische Bedeutung beanspruchen darf, daß die Stimmen sich mehren, welche der Doppelwährung das Wort reden. Auf internationaler Grundlage, d. h. auf einer Grundlage, welche alle am Welthandel betheiligten Völker umfaßt, ließe sich auch gegen den Bimetallismus unserer Meinung nach nichts einwenden. —

Der praktische Ackerbau. 2 Bände. Von **Albert von Rosenberg-Lipinsky.** 6. Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt 1880.

Wenn bei der Ueberfülle der ununterbrochen neu erscheinenden landwirthschaftlichen Hand- und Lehrbücher dies von Rosenberg-Lipinsky'sche Werk trotz des Preises von nahezu 20 ℳ seit dem Jahre 1862 gegenwärtig bereits in sechster Auflage erscheint, so ist dies Factum für sich allein schon eine hinreichende Bürgschaft für den Werth des Buches. In der That ist das Werk wol das beste derartige landwirthschaftliche Lehrbuch, das wir gegenwärtig besitzen. Der Verfasser ist ein klarer Kopf und praktischer Landwirth, der mit kluger Beobachtung von den modernen Fortschritten in der Landwirthschaft regelmäßig Kenntniß genommen, sorgfältig geprüft und das Beste behalten hat. In dem vorliegenden umfangreichen Werke hat er nun diese seine Erfahrungen niedergelegt. Er hat sein Buch in zwei große Haupttheile eingetheilt. Der erste Band enthält die Vorstudien zum Ackerbau, sowohl aus der anorganischen als der organischen Chemie. Dieser ganze Theil, der seinem Zwecke als Vorstudie entsprechend, sich durchgängig in theoretisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzungen bewegt, liest sich trotz des trocknen Themas, das er behandelt, doch leicht und fließend, da der Verfasser es verstanden hat, allen unnöthigen Wissenschaftsballast, womit so viele Bücher über Landwirthschaft über Gebühr beladen sind, aus seinem Buche fern zu halten und trotzdem dieses Thema erschöpfend und verständlich zu behandeln. Im zweiten Bande, wo der Verfasser auf den praktischen Ackerbau selbst übergeht, tritt seine ungewöhnliche praktische und immer das Richtige treffende Begabung am glänzendsten in Geltung. Nach Klarstellung des Begriffes handelt er zunächst die mechanische Bearbeitung des Feldes ab, bespricht darauf die naturgemäßen und die künstlichen Culturwege, die Entwässerung, Bewässerungen, die Pflugarbeit mit den Zwischenarbeiten, die Beet-Cultur und die Drill-Cultur. Alsdann geht er zur Düngung über und erörtert eingehend Werth und Gebrauch der einzelnen Arten, des Stalldungs, der Hilfsdüngemittel auf der eigenen Flur und der Kunstdüngerarten der Neuzeit. So gelangt er zu dem eigentlichen Kernpunkte seiner Aufgabe, dem Pflanzenanbau, bespricht das Saatgut bei Körner- wie bei Knollengewächsen und die Pflanzung, und speciell die Futterpflanzen, die Sommer- und die Winterfrüchte. Eine eingehende Behandlung von der Bodenerschöpfung bildet den Schluß des werthvollen Buches.

Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut. Von **R. Schmölder.** Leipzig und Köln. 1879. Verlag von C. Reißner & Ganz.

Der Verfasser führt uns zunächst in kurzen Zügen die Entstehung des Inseratenwesens im preußischen Staat durch die von der Regierung gegründeten und verwalteten Intelligenzblätter vor Augen, geißelt dann in schärfster Weise das heute in unseren meisten Zeitungen herrschende unsittliche und verwerfliche Schwindelannoncen- und Reclametreiben und sieht schließlich die einzige Hülfe darin, daß das Inseratenwesen dem Privatbetrieb gänzlich entzogen und wieder vom Staat in die Hand genommen werde.

Abgesehen davon, daß wir uns den Gründen, die Herr Schmölder für seinen Vorschlag in's Feld führt, nicht überall anzuschließen, noch die daran geknüpften Hoffnungen zu theilen vermögen, scheint uns der gegenwärtige Zeitpunkt durchaus nicht geeignet, ein derartiges — früher aufgegebenes — staatliches Zwangsinstitut wieder einzuführen.

Wir theilen die Anschauung des Herrn Verfassers über das Verwerfliche des heutigen Inseratenwesens vollkommen und verurtheilen dieses unsittliche Treiben eben so scharf wie er, aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß es unserer Regierung und Volksvertretung gelingen werde, auch auf anderem als dem von ihm vorgeschlagenen Wege diesem Unwesen zu steuern und Abhülfe zu schaffen.

Sm.

Digitized by Google

Aus Ungarn. Literatur- und culturgeschichtliche Studien von **Adolf Dux.** Leipzig. Verlag von Hermann Foltz. 1880.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß die Geschichte der Literatur eines Volkes nur ein Zweig seiner Culturgeschichte ist, giebt der Verfasser des vorliegenden Buches in verschiedenen Aufsätzen ein Bild der geistigen Bestrebungen in Ungarn seit dem vorigen Jahrhundert. Das literarische Leben wird nicht zusammenhängend durch genaue historische Erörterung aller in diesem Zeitraum enthaltenen Perioden erzählt, sondern, anknüpfend an die Schilderung des Lebensganges und des Wirkens besonders hervorragender Vertreter der ungarischen Literatur, beleuchtet Dux den Culturzustand der ganzen jeweiligen Epoche. Er zeigt, durch welche Strömungen das Talent des Dichters gerade auf die von ihm eingeschlagene Bahn verwiesen wurde, und welchen Einfluß er wiederum auf die Weiterentwicklung seiner Nation in politischer und socialer Hinsicht hatte. Besonders hervorzuheben ist der Artikel über Michael Vörösmarty, der in abgeschlossener Form das geistige Leben in Ungarn während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schildert. — Ueber die Dichtungsformen, deren sich die vornehmsten ungarischen Dichter bedienten, werden wir unterrichtet durch eingeflochtene Uebersetzungen aus ihren Werken, die, im Originalversmaß und nach Möglichkeit die sprachlichen Eigenheiten des Verfassers wiedergebend — für die Formgewandtheit und das eigene poetische Empfinden Dux' gutes Zeugniß ablegen. Die jetzigen hervorragendsten Vertreter der ungarischen Dichtkunst und die bedeutendsten Erscheinungen auf allen Gebieten der letzteren werden in drei Aufsätzen geschildert. Mit vielem Verständniß weist der Verfasser auf die individuellen Besonderheiten der einzelnen Dichter hin, sondern mit kritischem Blicke das Gute von dem Minderwerthigen und offenbart mit feinem ästhetischen Gefühl besonders wohlgelungene Einzelheiten. — Den Schluß des durchweg frisch und anregend geschriebenen Buches macht die „Geschichte des Theaters in Ungarn." Es sind eigentlich nur die ersten Grundsteine, auf denen der Bau einer ungarischen Theatergeschichte dereinst aufgeführt werden könnte, aber bei dem Mangel an vorliegendem Material und der Schwierigkeit, solches herbeizuschaffen, heißen wir auch schon diese kleinen Beiträge und episodischen Schilderungen willkommen. An und für sich interessant als Prüfstein für die Culturzustände des Landes, geben sie im Besonderen ein Bild von den künstlerischen Strebungen und ergänzen dadurch das in den vorhergehenden Aufsätzen Gezeichnete des literarischen Ringens nach nationaler Selbstständigkeit. A. G—n.

Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Von **Emil Naumann.** Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Wie Naumann in seinen „Deutschen Tondichtern" mit Glück danach strebte, ein Bild der deutschen Musikgeschichte zu entrollen, indem er ihre ersten Größen ihrem Wirken nach schildert und dann zeigt, welchen Einfluß sie auf die musikalischen Bestrebungen ihrer Zeit und auf die ihrer Nachkommen ausübten, skizzirt er im vorliegenden Werke das Musikleben in Italien, indem er stets den Beginn einer Kunstepoche zum Ausgangspunkt seines Excurses macht. Immer mit Rücksicht auf die jedesmaligen Zustände in der Politik, den übrigen Künsten, wie der Malerei, der Architektur — kurz, dem gesammten Culturleben Italiens, schildert er dann, durch welche Umstände die Periode in der Musikgeschichte ihre individuelle Prägung erhalten, welche Größen in ihr aufgetaucht, ihr womöglich die Richtung bestimmt hätten, und auf welche Weise sie anderen Epochen und ihren Helden Platz gemacht. Welche umfassenden Studien der Verfasser gemacht, erhellt nicht nur daraus, daß er mit vollkommener Sicherheit über seinen gewaltigen Stoff schaltet, sondern daß er — und das erhöht den Werth seiner Arbeit so bedeutend — mit kurzen, scharfen Zügen das ganze Zeitalter zu schildern weiß. Ganz vortrefflich ist in dieser Beziehung z. B. das Kapitel: „Das Zeitalter der Renaissance und die Schule von Toscana". Wir finden darin eine Schilderung der außerordentlichen Errungenschaften auf geistigem Gebiete, welche diese Epoche auszeichnen, immer mit Rücksicht auf den Standpunkt, welchen die Zeitgenossen der Musik gegenüber einnahmen. Der Kampf, welchen die Florentiner und die Neapolitaner führten, um dem Wort, resp. der Melodie mehr Geltung zu verschaffen, ist so klar geschildert, mit so viel feinsinnigen Bemerkungen des Verfassers versehen, daß die Lectüre zugleich eine belehrende und höchst anregende ist. — Bei dem regen Austausch, der auf geistigem und künstlerischem Gebiete zwischen Deutschland und Italien herrscht, und dem regen Interesse, das wir Deutschen allen Kunstschöpfungen von jenseits der Alpen entgegentragen, wird wohl auch Naumann's Buch die Anerkennung seitens des Publikums finden, deren es im höchsten Grade würdig ist.

A. G—n.

Künstlerbriefe. Uebersetzt und erläutert von **Dr. Ernst Guhl.** Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Bearbeitet von **Dr. Adolf Rosenberg.** Erste Hälfte: XV. und XVI. Jahrhundert. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1879.

Durch die Neuausgabe dieses Werkes haben sich der Verleger und der Herausgeber ein großes Verdienst erworben. Dr. Rosenberg, einer der gewissenhaftesten der jüngeren Kunstschriftsteller, hat mit der Publication von Neuem seine bedeutende Begabung auf diesem Gebiete erwiesen. Es galt ja nicht nur — das war der kleinste Theil der Arbeit — das Material der alten Ausgabe aus der neuen Publication zu vermehren, sondern auch

Digitized by Google

den alten Commentar umzuarbeiten. Das ist stellenweise so geschehen, daß der größere Theil der Arbeit dem Bearbeiter angehört. Um so rühmenswerther ist es, daß Rosenberg aus Pietät für die großen Verdienste Guhl's sein geistiges Eigenthum, die Resultate von theilweise nicht leichten Studien, in keiner Art kenntlich gemacht hat. Die echt wissenschaftliche Ruhe und Prägnanz tritt auch in den Bemerkungen zu den einzelnen Briefen hervor — überall findet das neue Material seine gründliche und stets kritisch geleitete Verwendung. Ganz neu eingefügt sind 19 Briefe, einige andere vollständig mitgetheilt. Die Uebersetzungen schließen sich an das Princip Guhl's, die Originale so treu als möglich wiederzugeben, — in diesem Falle sicherlich das Beste. Es ist zu wünschen, daß die „Künstlerbriefe" in den Kreisen der Gebildeten heimisch werden, für welche sie vor Allem bestimmt sind. Man darf auf den zweiten Band, welcher besonders deutsche Künstler berücksichtigen wird, gespannt sein. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll. — x. —

Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Von **Dr. Alwin Schultz**, Ao. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau. Erster Band. Mit 111 Holzschnitten. Leipzig. S. Hirzel 1879.

Der „Deutsche Fleiß" ist sprichwörtlich geworden — diesem Werke gegenüber erhält die Redensart thatsächlichen Inhalt. Der Verfasser hat damit den Beweis einer Emsigkeit und einer Geduld geliefert, wie er selbst in der Gelehrtenwelt nicht oft gefunden wird. Sein Buch beschäftigt sich mit einer Periode — ca. 1150—1300 — welche vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus noch keine umfassende Darstellung gefunden hat und vorläufig auch noch nicht finden kann. Professor Schultz will keine Culturgeschichte schreiben, denn er hat die Schilderung der geistigen und politischen Bewegungen bei Seite gelassen, sondern nur ein Bild des Privatlebens jener Kreise liefern, welche damals die hervorragendste Stelle im öffentlichen Leben einnahmen, der Fürsten und Edlen. Der erste Band umfaßt die Friedenszeiten, der zweite soll eine Schilderung des kriegerischen Lebens geben. Die vorliegende Hälfte des Werkes ist in sieben Capitel (auf 520 Seiten) eingetheilt. Das erste — für den Kunsthistoriker besonders werthvolle — beschäftigt sich damit, den Burgbau nach allen Richtungen hin zu beschreiben und giebt ein Bild, welches an Vollständigkeit Nichts zu wünschen übrig läßt. Damit ist das Locale für die nächsten Abschnitte gewonnen. Dieselben führen uns die höfische Erziehung von der Geburt an bei Knaben und Mädchen vor, schildern die Trachten bis in das kleinste Detail, die Mahlzeiten und Geräthe, die Jagd und die Waffen. Das sechste Capitel umfaßt die Darstellung der Reisearten, des Reitzeuges, die Spiele, Tänze, Musik und Instrumente, das Treiben der Fahrenden u. s. w. Das letzte Capitel giebt auf ungefähr sechzig Seiten ein Bild des Minnelebens im Bösen und Guten. — Daß Ersteres überwiegt, ist nicht die Schuld des Autors.

Die hauptsächlichsten Quellen waren dem Verfasser neben den einzelnen Annalen und Chroniken die Dichtungswerke der Zeit, deutsche wie französische. Er selbst bezeichnet die Zahl der excerpirten Verse mit ungefähr zwei Millionen — wer die Literatur nur etwas kennt, wird die Angabe eher für bescheiden, als für übertrieben halten müssen. Welche Energie dazu gehört, weiß Jeder, welcher genöthigt war, auch poetisch bedeutungslose Producte von Anfang bis zum Ende durchzulesen. Für das Verständniß der Zeit und für die übersichtliche Kenntniß der privaten Kleinkunst ist das Buch im hohen Grade werthvoll, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß manche Einzelnheit trotz der Belegstellen auf allgemeine Giltigkeit nicht Anspruch erheben darf. Es ist ja sicher, daß die ritterlichen Dichter meistens nur das beschrieben, was sie gesehen hatten — in dieser Beziehung war das ganze Mittelalter realistisch, denn es stellte sich auch die fernste Vergangenheit in den Formen seiner Gegenwart dar — aber gar manche Bemerkung entstammt entweder ganz der Phantasie, oder ist nur auf einen individuellen Fall angelehnt, welcher keine Regel bedeutet. Wer nach sechs Jahrhunderten aus unserer modernen Literatur ein derartiges Mosaikbild zusammensetzte, würde sicherlich auch hier und dort zu schiefen Folgerungen gelangen.

Man darf auf die Fortsetzung der Arbeit mit Recht gespannt sein. Die Ausstattung ist sehr schön, die Holzschnitte gut gewählt und ebenso ausgeführt. — x. —

Dentu contra Dreyfous. Ein interessanter Preßprozeß. Leipzig 1879, Verlag des „Magazin für die Literatur des Auslandes." **Wilhelm Friedrich.**

Das bekannte Buch des Dr. M. Busch, „Graf Bismarck und seine Leute" wurde bald nach seinem Erscheinen in Deutschland ins französische übertragen und erschien in einer autorisirten — wörtlichen — Uebersetzung im Verlage von Dentu in Paris. Gleichzeitig erschien ein Auszug aus dem Busch'schen Werke, veranstaltet von einem Mitarbeiter des „Siècle" Herrn Scinguerlet im Verlage von Dreyfous in Paris — zum überwiegendem Theile ein einfaches Plagiat. Der bekannte, nun von Dentu gegen Dreyfous angestellte Nachdrucksproceß, der im vorliegenden Buche actenmäßig dargestellt wird, führte zu dem wunderbaren Resultat, daß der Nachdrucker freigesprochen wurde. Die Lectüre der sophistischen Gründe dieses Urtheilspruches gewährt einen merkwürdigen Einblick in die Praxis der französischen Richter, denen es nicht darauf ankam, sich von ihrer patriotischen resp. politischen Gesinnung beeinflussen zu lassen.

—g—

Digitized by Google

Kinnor-Lieder. Altebraeische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Von **Dr. Martin Schultze.** Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die sich der Verfasser im vorliegenden Werke stellte, die in den Schriften des alten Testamentes versteckten Lieder des israelitischen Volkes, deren poetischer Werth von hoher Bedeutung ist, zu sammeln und in metrischer Form neu herauszugeben. Diese Aufgabe hat der Autor in anerkennenswerther Weise gelöst. — Die Verse lesen sich glatt und fließend, ohne daß durch die moderne Form das Bild der antiken Anschauung beeinträchtigt würde. —g—

Christoph Lehmann's Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgehackt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. Berlin, Carl Duncker's Verlag. (G. Hevmons) 1879.

Schon Lessing beabsichtigte, während seines Wolfenbütteler Aufenthaltes die 1630 zuerst erschienene Spruchsammlung „Florilegium politicum" des Hurtrierschen und bischöflich-speierischen Schreibers Christoph Lehmann neu herauszugeben, anderweitige Arbeiten nahmen jedoch seine ganze Kraft so in Anspruch, daß er sein Unternehmen nicht ausführte. Später theilte Hoffmann von Fallersleben in seinen „Spenden" (hier ich nicht, so auch im „Tunnicius") Einzelnes aus dem „Florilegium" mit, und in jüngster Zeit sind Proben aus dem Werke veröffentlicht in dem bei Velhagen und Klasing erschienenen Büchlein „Altdeutscher Witz und Verstand" (enthalten in der „Ausgabe der Kabinetsstücke"). Der ungenannte Veranstalter der vorliegenden Ausgabe des „Florilegium" hat sich mit Erfolg bemüht, unter dem großen Material, das im Original geboten wird, eine Auswahl zu treffen, die es ermöglicht, neben den gehaltvollsten Sentenzen zugleich die Sinnesart und Sprachweise unserer Altvordern in concentrirtester, weil knappester Form kennen zu lernen. Das Werkchen ist höchst geschmackvoll ausgestattet und sucht auch im Aeußern das Zeitalter zu repräsentiren, in welchem sein Inhalt entstand. A. G.

Der Anti-Verjüdelungsverein. Ein komisches Epos in 10 Gesängen von **Justus Simplex.** Berlin 1880. Verlag von Elwin Staude.

Ein Beitrag zur friedlichen Lösung der sogenannten Judenfrage — freilich ein herzlich schwacher — indessen der Wille ist zu loben und das mag über den gänzlichen Mangel an Witz und theilweise Mängel der Form hinweghelfen. —g—

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Asnyk, Adam. Trauerspiel in 5 Acten. Uebersetzt von M. von Reden. Tolowics, Posen.

Beuthien, Angelius. Halfblod. Roman ut Sleswig-Holsteen. Dittmar'sche Buchhandlung, Lübeck.

Bleichrodt, Reinhold. Gedichte. A. Haack, Berlin.

Zur Erinnerung an Fritz Reuter. Verschollene Gedichte Reuters nebst volksthümlichen und wissenschaftlichen Reuterstudien. Von Friedrich Latendorf. Poesneck 1879. Carl Latendorf.

Leixner, O. von. Illustrirte Literaturgeschichte. Lief. 9—12. Spamer, Leipzig.

Geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirthschaft. Herausgegeben vom Centralverein für Handelsgeographie unter Redaction von Dr. O. Kersten. Erster Jahrgang, Heft VI—VIII. Berlin 1879, Puttkammer und Mühlbrecht.

Nuntius adest! Carmina latina. H. Steinitz, Berlin.

Salomon, Ludwig. Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Lief. 1 und 2. Levy und Müller, Stuttgart.

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Große Ausgabe. Berlin 1880. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Harald. Ein Drama von Alfred Tennyson. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Hamburg 1880, Hermann Grüning.

Enoch Arden. Aus d. Eng. von A. Tennyson. Deutsch von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). 18. Auflage. Hamburg 1879, Hermann Grüning.

Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau. Reißner und Ganz, Leipzig und Köln.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band VI Nr. 6 und 7. Dietrich Reimer, Berlin.

Immanuel Kant's Erkenntnißtheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnißtheorie von Johannes Volkelt. Leipzig 1879, Leopold Voß.

Wagner, Hermann, in die Natur. Für die Jugend. 4. Auflage. Bielefeld, Helmich.

Weber, F. W. Dreizehnlinden. 4. Auflage. Schöningh, Paderborn.

Wilckens, M. Ueber den thierischen Stoffwechsel. W. G. Korn, Breslau.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XIV, 4. Dietrich Reimer, Berlin.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der
Deutschen Litteratur.
Ein Handbuch
von
Wilhelm Wackernagel.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage,
besorgt von
Ernst Martin,
Professor an der Universität Strassburg.
I. Band.
Preis 10 Mark.

Basel. **Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.**
(HUGO RICHTER.)

Im Verlag von **Karl J. Trübner** in Straßburg ist soeben erschienen:

Zur
Analysis der Wirklichkeit.
Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie
von
Otto Liebmann.
Zweite, beträchtlich vermehrte Auflage.
8°. 680 Seiten. Preis 9 Mark.

Die ungewöhnlich günstige Aufnahme, welche das sämmtliche Hauptgebiete und Grundfragen der Philosophie behandelnde Werk gefunden hat, ermöglicht der Verlagshandlung schon nach drei Jahren die Veranstaltung einer zweiten, beträchtlich vermehrten Auflage. Die Vermehrungen, bestehend in zahlreichen Noten und einigen neuen Kapiteln, ergänzen das Werk nach mehreren Seiten hin und vervollständigen die Ausführung des vom Titel angedeuteten Fundamentalgedankens.

Im Verlage von **G. Reimer** ist heute erschienen und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Zehn Jahre
Deutscher Kämpfe.
Schriften zur Tagespolitik
von
Heinrich von Treitschke.
Zweite Auflage,
fortgeführt bis zum Jahre 1879.
Preis: 11 Mark.

Berlin, den 2. December 1879.

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.

Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark.
Hansische Geschichte bis 1376
von
Dr. Dietrich Schäfer,
a. o. Professor der Geschichte an der Universität Jena.
Gekrönte Preisschrift.
Preis: 12 Mark.

Digitized by Google

Abonnements-Einladung!

L'Instructeur (französische und englische) The Instructor

Wochenschrift für Deutsche.

III. Jahrgang 1880.

Preis pro Quartal je Mark 1,75.

Beide Blätter haben sich bereits einen zahlreichen Anhang verschafft. Der Text zeichnet sich durch seinen **Gehalt** und seine **Originalität** aus, die **Anmerkungen** unter der Seite erleichtern sein Verständniss und ersparen dem Leser das lästige Aufschlagen des Wörterbuches, das Ganze aber erhebt sich über den Charakter eines **blossen Lehrmittels** zur **Literaturgabe,** und ist für diejenigen, die genannte Sprachen studiren oder derselben bereits mächtig sind, eine anziehende und empfehlenswerthe Lectüre.

Ausser gut gewählten **Novellen, Erzählungen** etc. greifen genannte Blätter in das Gebiet der **Künste** und **Wissenschaften** ein, bringen Mittheilungen aus dem **Geschäfts- und Verkehrswesen** (*Corresp. mercant.*), aus **Geschichte** und **Politik** (*Revue politique*), **Excurse** aus dem Gebiete der **schönen Literatur** (*Corresp. littéraire*), **Anecdoten, Bonmots,** sowie Anregungen zu **sprachlichen Uebungen,** für welche in der einen Nummer die Aufgabe gestellt, in der nächsten eine **mustergültige Bearbeitung** geboten wird. In einer stehenden Rubrik: **„Petite Poste"** und **"Questions and Answers"** setzen sich die Redactionen in geistigen Rapport mit den Lesern der Blätter.

Ein Blick in irgend eine Nummer dieser Journale, deren Stoffauswahl mit einem guten und feinen Verständniss getroffen ist, wird Jedem die Ueberzeugung gewähren, dass man es hier nicht mit einem **dilettantischen** Unternehmen, sondern mit der **gediegenen Arbeit** von **Fachmännern** zu thun hat.

Zu bestehen durch die Post und alle Buchhandlungen sowie direct von der Verlagsbuchhandlung.

Prospecte und Probenummern gratis.

Weimar und Leipzig.

Verlag und Expedition des Instructeur und Instructor.

Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsches Montags-Blatt

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn. Verleger: Rudolf Mosse. Berlin.

Der außergewöhnlich sensationelle Erfolg, welcher das „Deutsche Montags-Blatt" von seinen Anfängen an begleitet hat und den es durch die Fülle und Gediegenheit seines Inhalts zu rechtfertigen suchte, wird für Redaction und Verlagshandlung nur ein Sporn sein, in ihren Anstrengungen nicht zu erlahmen und ihrem Motto:

„Von dem Guten das Beste — Von dem Neuen das Neueste"

getreu zu bleiben und das „Deutsche Montags-Blatt" zu einer **politisch-literarischen Wochenschrift** ersten Ranges zu gestalten.

In der Weihnachts-Nummer begann die Veröffentlichung einer speciell für das „Deutsche Montags-Blatt" geschriebenen Erzählung von **Bret Harte,** dem berühmten amerikanischen Novellenschreiber, unter dem Titel: **„Wie Jefferson Briggs sein Weib gewann."** Der Autor stellt sich in diesem Lebensbilde ganz und ausschließlich wieder auf den von ihm so meisterhaft beherrschten **kalifornischen Boden,** so zwar, daß diese Erzählung sich ohne Frage dem Besten, was noch aus **Bret Harte's** Feder hervorgegangen, als ebenbürtig anreiht. Der bis 1. Januar abgedruckte Theil dieser **Bret Harte**'schen Novelle wird allen **neu hinzutretenden** Abonnenten **gratis** und **franco** nachgeliefert.

Alle **Reichs-Postanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1197** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1880.**

Digitized by Google

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Digitized by Google

FEB 27 1880

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 5. Februar 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

In beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 5. Februar 1880.

Allgemeiner Theil.

Karl Stieler: Aus Kaulbach's Briefen 1

E. Juncker: Der getreue Eckart. II. 13

Fr. Vischer: Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875. 17

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. II. 19

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

A. Merkel: Die conservativen und die liberalen Parteien und der von ihnen auf Staat und Gesellschaft geübte Einfluß. II. Die modernen Gleichheitsbestrebungen 22

Friedrich Oetker: Heinrich von Gagern und sein Programm. 24

Richard Fleischer: Die äußere und innere Politik des Fürsten Bismarck 25

F. Krones: Das Deutschthum unter der Magyaren-Herrschaft in Vergangenheit und Gegenwart 25

K. Vierordt: Die Aufgaben der heutigen Physiologie . . . 26

C. Hueter: Ueber Bildung im Allgemeinen und die Vorbildung des Arztes im Besonderen 26

P. Zech: Der Planet Vulkan 28

Literarisches 28

Digitized by Google

Allgemeiner Theil.

Aus Kaulbachs Briefen.

Von
Karl Stieler.

„Ich kann mit Tinte nicht umgehen und Du weißt, wie peinlich es mir ist, mich in Worten auszusetzen" — schreibt Kaulbach einmal an seine Gattin, und gar häufig ist den Briefen ein Auftrag beigefügt, sie ja Niemandem zu zeigen.

Der Gegensatz der beiden Ausdrucksformen, wie er zwischen Pinsel und Feder besteht, mag dies Gefühl wohl erklären, und die Antipathie der großen Künstler gegen das Briefschreiben ist eine so notorische Thatsache, daß man sie kaum besonders zu betonen braucht. Auf der andern Seite aber liegt in dieser Thatsache auch eine naturgemäße Schranke für die Veröffentlichung solcher Briefe und für ihre biographische Verwerthung. Ein Meister, der gewohnt ist, mit dem Pinsel oder in Tönen sein Bestes auszusprechen, gibt sich eben im brieflichen Worte fast nie oder doch nie ganz, wie er wirklich ist, und selbst von dem, was er gibt, dürfen wir Vieles und oft das Beste nicht nehmen. Denn die erhöhte Achtung, die wir großen Männern schulden, umschließt doch ohne Zweifel auch erhöhte Discretion; Dinge, die entschieden nur für den engsten und vertrautesten Kreis bestimmt sind, darf der Biograph nicht in das große Publikum hinaustragen. Kurzum, man soll ein Recht, das man dem kleinen Manne unbestritten zugesteht, dem großen nicht entziehen — sonst macht Berühmtheit schließlich vogelfrei.

Wenn man in dieser strengen Weise (die uns aber allein gerecht erscheint) den Nachlaß Kaulbach's sichtet, so würden sich nur wenige Briefe finden, die sich unverkürzt zum Abdruck eignen, allein jeder bietet fast die eine oder andere Stelle von der schärfsten Charakteristik. Viel (im heutigen Sinne) hat Kaulbach ohnedem nicht geschrieben, denn die häusliche und geschäftliche Correspondenz besorgte seine Gattin und so ergaben sich eigene Briefe fast nur, wenn er auf Reisen war.

Manche sind noch erhalten, die er als Akademiker an das elterliche Haus nach Mühlheim sandte und in diesen klingt wohl ein düsterer, wenig jugendfroher Ton, andere sind von Studienreisen im Gebirge an seine Braut gerichtet, ein bildschönes Bürgerskind, das man wol kaum mehr wiederfindet, wenn man jetzt die

Digitized by Google

ehrwürdige Matrone grüßt, die der Inbegriff vornehmer Erscheinung ist. Damals freilich waren die Zeilen, die er ihr zugeschickt, auf graues Löschpapier geschrieben und mit einem Groschenstücke versiegelt; aber um den zerkritzelten Text waren die allerliebsten Arabesken gezeichnet und ein Ton glückseligen Uebermuthes und froher Schalkheit klang durch jede Zeile, unbekümmert um die orthographischen Probleme, die ihn allerwärts umlauerten.

So beginnt zum Beispiel ein Billet vom 11. Februar 1832:

„Also schreiben soll ich Dir? Aber mein liebes Herz, was denn? Bin ich doch alle Gefächer meines Gehirns durchgegangen, finde aber nichts (obgleich in meinem Kopf so manches aus dem Gebiet der schönen Künste und Wissenschaften aufbewahrt ist), finde aber nichts, was Dich in Deiner jetzigen Stimmung einigermaßen interessiren könnte.

Aber mein liebes Bräutchen will etwas wissen, so lautet der Befehl und wehe mir, wenn ich diesem süßen Befehl nicht Folge leiste. Soll ich Dir eine Geistergeschichte erzählen? Nein, Du glaubst ja nicht daran und würdest mich schön davon jagen. Eine Fabel — vom Fuchs und Löwen? Auch nein, denn Dich mit solchen Bestien zu unterhalten ist Dir zu unästhetisch. Halt, da fällt mir etwas ein, keine Geschichte, aber ein paar Gedichte!"

Und nun folgt eine Reihe der anmuthigsten Lieder, die er in letzter Zeit gelesen oder die ihm irgendwie besonderen Eindruck machten. Kurzum, nicht nur ein gewisses schöngeistiges Moment, das ja so ziemlich in der Zeit lag, sondern ein ausgeprägter starker Bildungsdrang beseelt den gegenseitigen Verkehr.

Das Gros der Kaulbach'schen Briefe aber stammt aus Berlin, wo er von den letzten vierziger Jahren bis 1865 allsommerlich weilte, um die sehr großen Frescobilder im Treppenhause des Museums auszuführen. Mit der ganzen Energie seines Wesens hatte er sich auf diese Arbeit geworfen, er „saß, stand und lag" vor seinen Bildern von Morgens sieben Uhr bis acht Uhr Abends, aber seine eiserne und dennoch so elastische Natur fand immer noch Sinn und Zeit, um nach allen Seiten hin auszugreifen und das tausendfältige Leben aufzunehmen, das ihn umgab.

Nur ein schwacher Widerhall davon ist in seinen Briefen enthalten, die Mehrzahl derselben ist überdies ohne jegliches Datum und es steht uns ferne, hier eine chronologisch genaue, innerlich zusammmenhängende Entwicklung der Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen zu bieten. Es sind Aphorismen, lose Blätter, die wir bringen, die aber vielleicht gerade in dieser anspruchslosen kunstlosen Form Interesse haben. Die wenigen eingehenden Briefe, die Kaulbach an seinen nächsten Freund, den geheimen Oberpostrath Schüller, richtete, sind bereits bekannt geworden, die übrigen bleiben mehr oder minder Fragment, aber darum nicht weniger charakteristisch. Vor Allem heben wir diejenigen hervor, die aus den erregten Tagen von 1847—49 stammen.

Die scharfe politische Luft, die damals durch Berlin zog, drang auch bis in die friedliche Werkstatt des Künstlers; er empfand sie auf Weg und Straße, im Verkehr der Freunde, im Leben des Hofes.

Und so kommt sie denn unwillkürlich auch in den Briefen Kaulbach's zum Ausdruck, so wenig seine Künstlernatur sonst Neigung zum Politisiren hat. Ein harter Ton — das Echo harter Wirklichkeit und schroffer verbitterter Gegensätze —

Digitized by Google

klingt uns aus all' den Stellen entgegen, die sich auf diese Verhältnisse beziehen; er sagt von sich selber: „ich muß hier viel arbeiten und viel raisonniren".

Mehrmals wohnte er den Volksversammlungen „unter den Zelten" bei; „Redner mit breitem schwarzem Hut auf dem Kopf und einer großen rothen Feder sprachen von den Tischen herab"; „man hat gar keine Ahnung, wie diese Leute schimpfen können, es ist der reine Hexensabbath, eine Selbstüberhebung der Revolution und Auflehnung, daß man meint, die Schlange, die alte Muhme, hätte es all' diesen Leuten gelehrt: ‚Ihr sollt sein wie Gott'. Kurzum, die Hölle ist los, der Satanas ist unter das Berliner Gesindel gefahren."

Aber kaum weniger verhaßt als diese tumultuarischen Elemente, die ihm allabendlich den Heimweg stören, erscheinen ihm jene starren, unbeugsamen Aristokraten, die auch um kein Haar breit weichen, die Orthodoxen, die schroffer als je die Intoleranz verkünden, und jene „Schwarzweißen", denen die Geringschätzung Süddeutschlands ein Dogma ist.

Mit all' diesen Parteiungen kommt er fast täglich und auf die mannigfaltigste Weise in Verkehr, bei den großen Diners, wo lauter Barone und Geheimräthe zu Tische sitzen, in den Hofgesellschaften und sogar in seiner eigenen Werkstatt.

„Denn um die Mittagsstunde kommen hunderte von Menschen, um meine Arbeiten zu sehen, das „Babel" schneidet den Berlinern in's Fleisch. Einer von ihnen hat gesagt, ich übersetzte die Bibel in die Demagogie — hahaha! und Andere ärgern sich wieder, daß König Nimrod nicht von Gottes Gnaden ist, aber das sind freilich nur die Abonennten der Kreuzzeitung."

Ein alter preußischer Major vergleicht das Frankfurter Parlament „mit einem Wallfahrtsbittgang, den die dummen Bauern unternehmen, um Regen zu erflehen", und noch lange nachher wird bei einem Festmahl Raczinsky's einmal ein Brief verlesen, den Friedrich Wilhelm IV. in der Sturmzeit an den Grafen geschrieben. Er macht gebührendes Aufsehen, aber nicht wenige der Gäste rühmten sich laut, daß sie den Eid auf die Constitution verweigert und lieber ihre Aemter und Würden niedergelegt hätten, als sich „solch einer Ausgeburt der Hölle und des Volkes zu fügen".

Die Briefe, in denen Kaulbach dies Alles berichtet, fließen über von erbitterten Invectiven, die sich kaum mildern, wenn er auf die „Frommen" zu sprechen kommt; einen vor Allem (den wir hier ungenannt lassen) verfolgt er mit seinem grimmigsten Spotte.

„Oh, dieser N. mit seinen jesuitischen Augen, mit seinem kalten, bleiernen, häßlichen Gesicht, dies Bild aller Cardinalsünden! — Unverwüstlich kämpft er für Thron und Altar mit zähem Herzen und zäher Lunge; aber solche Zeloten sind dazu angethan, das Monarchenthum nur herabzuwürdigen; an dem ehernen Zopfe des alten Fritze unter den Linden sollte man diese Race von Menschen aufhängen!"

Und an anderer Stelle fährt er weiter fort:

„Gegen solche wüthende Fanatiker erscheint mir unser Guido Görres als ein sehr harmloser Mann, den man auf seinem Steckenpferdchen sollte reiten lassen, denn von dem lebendigen hohen feuerschnaubenden Rappen, auf dem die Ultramontanen früher hin und her stolzirten, hat sie die Zeit schon längst heruntergeworfen und sie werden nie wieder obenauf kommen."

Digitized by Google

So bietet denn das öffentliche Leben wenig Erquickliches; die Hoffnungen einer nationalen Einigung oder auch nur Verständigung sind auf den Nullpunkt gesunken und selbst der König, den Kaulbach in Potsdam wiedersieht (Frühsommer 1848) erscheint auf's Tiefste gedrückt.

„Ich fand ihn furchtbar verändert und gealtert, die Sorgen waren ihm auf's Gesicht geschrieben; man sah, daß ihm seine Königskrone zur Dornenkrone geworden sei."

Wie er über das sonstige Hofleben dachte, vor Allem über die eigentlichen „Schranzen", daraus hatte er niemals ein Hehl gemacht; er betrachtete sie nicht als „Nebenmenschen", sondern als das, was man mit Darwin's Namen ungerecht verbindet.

„Denn wenn die mehr Hirn im Schädel haben, als in die kleine Schnupftabaksdose der lieben Fräulein Meier geht, so will ich Hans heißen."

Nur selten klingt uns aus diesen trüben Tagen eine gehobene Stimmung entgegen, wie sie z. B. den Einzug der aus Dänemark zurückgekehrten Truppen begleitet. Natürlich ist auch dieser Brief, wie gewöhnlich, ohne Datum.

„Am Brandenburger Thor angekommen sah ich Alles voll Menschen stehen, die auf die eroberten dänischen Kanonen, die heute eingebracht wurden, mit freudestrahlenden Gesichtern warteten. Ich versuchte, mich bis zum Museum hinauf zu drängen, es war aber nicht möglich, das Gedränge war furchtbar, ich kam bis zur Statue des alten Fritze, dort faßte ich Posto und ließ den ganzen Zug an mir vorüber ziehen.

Zuerst kam der geistreichste aller Könige, hoch zu Roß, umschwärmt von einem sehr zahlreichen glänzenden Generalstab. Dann sieben vereinigte Cavalleriemusikchöre, die den sogenannten Friedberger Marsch wundervoll bliesen, dann Abtheilungen von allen möglichen Truppengattungen ꝛc., dann erschienen endlich die tapfersten Soldaten, die sich am meisten bei dem Sturm auf die Düppler Schanzen ausgezeichnet hatten — ich konnte mich nicht der Thränen erwehren, wie ich diese Leute sah, junge, frische, prächtige Leute, meistens Westfalen und Rheinländer. Es ist doch etwas Herrliches um die Tapferkeit, es ist berauschend! Die Leute waren von Kopf bis zu Fuß mit Blumen und Guirlanden bedeckt, einer war darunter, ein junger sehr schöner Mann von 20—22 Jahren, sein blühendes Gesicht wie eine Rose so schön, und dabei einen so freudigen und glückseligen Ausdruck; ich werde den Jungen nie vergessen." —

Aber im Ganzen überwiegt entschieden ein tiefer, schwermüthiger Pessimismus; „es ist ein verruchter Zustand, während das Haus brennt, prügeln sich die Bewohner über einer Stiege und zu ebener Erde, vor der Hausthür aber warten unterdessen die Diebe auf die gute Gelegenheit."

Die geselligen Beziehungen, welche Kaulbach in diesen langen Zeiten seines Berliner Aufenthaltes pflegte, sind natürlich mannigfach und weit verzweigt; aber er berührt sie in seinen Briefen nur selten und auch dann schlägt häufig ein scherzhafter Ton durch. Im Mittelpunkte derselben steht jedenfalls sein alter Freund, Geheimrath Schüller, und Graf Raczinsky, der einst den Carton der Hunnenschlacht erworben hatte, das grundlegende Werk für Kaulbach's Künstlerruhm, und der so die volle Stellung des Mäcen besaß.

Digitized by Google

Bei dem Letzteren nahm der Meister in der Regel seine Wohnung, wenn er allsommerlich zu den Arbeiten im Treppenhause nach Berlin kam, ja Raczinsky hatte sogar vor dem betreffenden Gelaß eine Marmortafel anbringen lassen: „Hier wohnte Wilhelm Kaulbach.“ Fast in allen Briefen, die er nach Hause schrieb, ist denn auch des „gräflichen Wirthes“ ausführlich und dankbar gedacht und nicht selten sind dieselben mit Randzeichnungen verziert, die dann meist den classischen Gourmand darstellen, als welcher Raczinsky bekannt war.

„Er ist noch immer derselbe treffliche und liebenswürdige Mann (heißt es in einem dieser Schreiben), nur ist er entsetzlich dick geworden, einen Bauch hat er wie Falstaff und in demselben Maße wie sein Aeußeres zugenommen hat, ist auch seine Begeisterung für alle Künste gewachsen; namentlich steht da jetzt obenan die Gartenkunst und die Kochkunst.“

„Mit wahrem Enthusiasmus erinnert er sich noch immer einer Mahlzeit, die er vor langen Jahren in unserem Hause genossen: ‚ich habe nie vorher und nie nachher so trefflich zubereitete Hühner gegessen, als die mir Ihre Frau Gemahlin zubereitete‘, und bei Erinnerung der köstlichen Speisen standen ihm — die Thränen in den Augen. Das waren Hühner, das waren Zeiten!“

So drängt sich der leichte Scherz allenthalben vor den Ernst; es wäre thöricht zu glauben, daß Kaulbach für den letzteren kein Empfinden hatte, aber es ward ihm schwer und blieb ihm schwer bis zur letzten Stunde, dies Empfinden auszusprechen. „Ich kann mit der Tinte nicht umgehen.“

Die tiefe Bedeutung, die Raczinsky's Liberalität einst für seine künstlerische Entwicklung gewonnen hatte, verkannte er nie, aber sie hinderte ihn eben so wenig, seine Meinung offen auszusprechen, wo er anderer Meinung war. Auf einem Spaziergange Unter den Linden geriethen die Beiden einmal in so heftigen Streit, daß sie mit den Armen förmlich in der Luft herum schlugen und die Leute rechts und links stehen blieben. Es handelte sich um liberale protestantische Ideen und um Kaulbach's Pläne zu dem großen Reformationsbild.

„Das ist eine tolle verrückte Wirthschaft in dieser Stadt der Intelligenz; drei Dinge fürchtet man hier wie den Teufel: den aufgeklärten Protestantismus, eine nähere Verbindung mit England und das dritte heißt Constitution und Alles, was damit zusammenhängt.“

Unter den Künstlern war es vor Allem Rauch und unter den Gelehrten Humboldt, mit denen Kaulbach viel verkehrte, von beiden spricht er nur mit der höchsten Verehrung. Rauch ist ja überdies sein engster Landsmann (ebenfalls aus Arolsen gebürtig) und Humboldt war stets der beste Bundesgenosse und Fürsprecher seiner Pläne, wenn der König diese oder jene Idee bedenklich fand. Da Kaulbach fast regelmäßig in Berlin war, wenn Humboldt seinen Geburtstag feierte (am 14. September), so verfehlte dieser nie, ihn zur Tafel einzuladen; wohl ein Dutzend solcher Billete befinden sich im Nachlaß — alle mit der bekannten schiefansteigenden kritzlichen Schrift — und fast regelmäßig klingt der Wortlaut: „wollen Sie nicht zur Feier meines unwahrscheinlichen 80., 81. ꝛc. Geburtstages nach Tegel kommen?“ Dort ward pompöse Mahlzeit gehalten, der nicht selten König und Königin als Gäste beiwohnten, Humboldt selber „flüchtete“ an diesem Tage schon in früher Morgenstunde aus Berlin.

Digitized by Google

Aber auch von sonstigen Einladungen aller Art ward Kaulbach, wie sich denken läßt, wahrhaft bedrängt; es vergehen Wochen, wo er jeden Abend in Frack und weißer Halsbinde verbringt, jedes Jahr vergißt er seine Orden und jedes Jahr werden sie ihm getreulich nachgeschickt. Dies Gesellschaftsleben ist nun freilich nicht nach seinem Geschmacke, er ist müde von der gewaltigen Arbeit und sehnt sich nach der Natur, statt nach geputzten Menschen. Wen mag es da Wunder nehmen, wenn manchmal die satyrische Kraft seiner Natur ungezügelt hervorbricht?

„Der gestrige Abend bei O. war wieder ‚berauschend'; hunderte von Gasflammen erleuchteten den brillanten Raum, seidene Kleider rauschten, die Conversation ertönte in allen Sprachen. Wie ich erschien, umgaukelten mich gleich ein halb Dutzend junge und alte Damen; sie piepten und flöteten mir zu, wie unendlich glücklich sie seien, mich wiederzusehen, und eine Gräfin N. zeichnete sich besonders in schönen Redensarten aus, z. B. ich sei ein Liebling der Musen Isis und Osiris ꝛc. Ich verbeugte mich sehr anmuthig und dankte mit bescheidener Geberde, dachte aber: wärst du alte Schachtel doch auf dem Blocksberg und ich weit von hier — in Reichenhall."

„Der Ruhm ist doch ein recht curioses Ding, eine Leimstange, wo die Fliegen daran hängen bleiben. Vor zwanzig Jahren war ich schon derselbe, habe eben so gute Werke geschaffen wie jetzt, aber damals hat sich keine Seele um mich gekümmert, kein Mensch mich geliebt. Doch halt — Du warst es, die mich liebte (schreibt er an seine Gattin) und die auf mich vertraut hat, wir haben Freud' und Leid miteinander getheilt und uns herausgearbeitet. Nun hole der Teufel die Leute, die *jetzt* kommen und mir den Hof machen und sagen, sie hätten schon vor zwanzig Jahren das „große Genie" in mir erkannt! Ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt und was meine Arbeiten werth sind. Ich überschätze mich selber gewiß nicht. Aber im Kreise alter Damen, die Theetasse in der Hand, ein langes und breites Kunstgespräch zu führen — das ist der schrecklichste der Schrecken. . . . Ich werde zum Märtyrer der Höflichkeit."

„Auch meine jüdische Bekanntschaft steht in voller Blüthe", schreibt er an einer anderen Stelle und erzählt dabei von mancherlei berühmten Namen; dann fährt er fast im Tone der Erschöpfung fort:

„Und nun erst meine anderen Juden! Es sind lauter gute Leutchen, aber sie schwatzen unendlich viel, haben eine Begeisterung, die für mich zum Erstaunen ist und reiten mit mir um die Wette zum höchsten Gipfel des Parnaß. Sie sind zwar alle getauft, bleiben aber doch im Thun und Treiben die echten Kinder Israels."

Auch an hochofficiellen Besuchen fehlte es nicht und vor Allem mögen jene possierlich gewesen sein, die Kaulbach mit dem verstorbenen Cultusminister von Mühler wechselte. „Wir machten uns gegenseitig die größten Elogen — lauter dummes Zeug!" Und ein andermal heißt es:

„Die beste Laune verließ mich nicht, so lange ich bei *diesem* Cultusminister verweilte; der Teufel summte mir immer das Trinklied in die Ohren:

G'rad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus,

das der Herr Minister bekanntlich gedichtet hatte, übrigens war derselbe bei meinem Besuche gar nicht betrunken, sondern sehr — nüchtern und anständig und ließ sich

Digitized by Google

in aller Breite über die herrliche Aufgabe aus, die ein Historienmaler von meinen Capacitäten habe, das Religiöse mit dem Geschichtlichen zu verschmelzen. Dadurch allein sei es möglich, auf die gute Sitte und Bildung des Volkes einzuwirken."

„Gestern machte ich auch Herrn von Olfers, „dem Kunstminister" einen Besuch; wir waren gegenseitig sehr steif, formell und langweilig, aber außerordentlich höflich; des Reformationsbildes wurde dabei mit keiner Silbe gedacht und wenn uns ein dritter zugehört hätte, wie wir zwei Katzen um den heißen Brei schlichen, der würde sich krank gelacht haben."

„Und da ich nun doch einmal im Zuge war, Besuche zu machen, so ging ich auch zu Cornelius, ich ließ mich bei ihm als sein alter Schüler melden." —

Der Name Cornelius ist ein wunder Fleck im Leben Kaulbachs und vor allem in seinem Berliner Aufenthalt. Die geistigen und künstlerischen Wege beider gingen auseinander und das stolze Selbstgefühl des einen, der stolze Erfolg des andern, mußte die Annäherung erschweren, doch waren sie beide zu groß, um sich gegenseitig einfach vergessen oder verschmerzen zu können. Wie hoch der einstige Schüler über seinen einstigen Lehrer dachte, das wissen vielleicht nur wenige, denn die Thatsachen sprechen ja auch wirklich dagegen, aber Kaulbach hat es mindestens versucht, das richtige Verhältniß wieder anzubahnen. Als er ihn Mitte der vierziger Jahren in Berlin besuchte, da sprach Cornelius noch mit Stolz: „Wir beide müssen uns verbünden, um unsere gemeinsamen Feinde zu besiegen", aber um die Mitte der fünfziger Jahre war von einem solchen Bündniß längst nicht mehr die Rede, der Gegensatz, der zwischen ihnen bestand, suchte selbst nicht mehr den Schein zu meiden.

Unzweifelhaft war es das Reformationsbild, das diesen Conflict gleichsam besiegelte und melancholisch fährt Kaulbachs Brief, den wir oben unterbrochen haben, fort:

„Ich ließ mich also bei ihm als sein alter Schüler melden. Er saß in der Sophaecke zusammengekauert, wie ein alter Adler, ohne Schwungfedern mit stumpfen Krallen, tief verstimmt und voll Verdruß. Er äußerte unter anderem auch, er sei ein viel zu guter Katholik, um an meinem Reformationsbilde Gefallen zu finden, es sei ihm überhaupt alles sehr gleichgiltig und mit diesem inhaltsschweren Wort versuchte er vergeblich sich zu erheben. Ich aber empfahl mich, auf dem Rückweg meine Betrachtung machend, wie nun Sz. und Cornelius auf gleiche Höhe der Lebensanschauung gelangt sind! Welch ein alter Mann ist der große Cornelius geworden!"

Wenn es ihm wirklich einmal wohl werden sollte, floh Kaulbach ängstlich all' die vornehme Geselligkeit; es gab ja für ihn nichts schlimmeres, als „mit Künstlern oder Kunstfreunden lange Kunstgespräche zu führen." Entweder geht er mit den treuen Genossen seiner Arbeit, den Malern Echter und Muhr („dem alten Kater Murr"), ins Freie, oder sie suchen sich „ein anmuthiges Kneipchen", und dort wird bis um zehn Uhr von der Heimat geplaudert, wie es nun einmal der Deutschen Brauch ist.

Der Maler Teichlein (er ist vor wenigen Wochen verstorben) hatte ein Singspiel zu einem jener reizenden Münchener Künstlerfeste eingesandt; Steub's „Trompete in Es" wird gelesen. — „Das ist echte, frische, heimische Gebirgsluft,

Digitized by Google

oh wie das wohlthuat in dem sandigen und staubigen, verschrobenen Berlin! Denn der Berliner sagt hier höchstens: Dat läßt mir kalt."

Ein Zug von Heimweh geht durch Kaulbachs Briefe, der unverkennbar ist; noch stärker in der Empfindung als in den Worten, obwohl auch diese kein Hehl daraus machen. Auffallend wenig sprach er von seinem schöpferischen Thun, ja es ist ganz unmöglich, den Verlauf der Berliner Arbeiten nach seinen Briefen zu erkennen, aber was daheim geschieht, das fesselt ihn bis zum letzten und kleinsten. Er will wissen, was seine Kinder spielen und wie es jedem Baum im Garten geht, besonders dem kleinen Epheu, „der so unwohl war", als er von dannen zog. Und wie die ersten Rosen aus seinem Garten kommen, da steigen ihm „bei ihrem Anblick fast die Thränen in die Augen"; die ungestüme Natur, die so oft der Menschen und des eigenen Empfindens spottet, bricht mit elementarer Gewalt hindurch. „Wie glücklich bin ich, daß ich euch alle besitze!"

Aber auch hier findet rasch die Heiterkeit den Sieg; um jedes der Kinder erkundigt er sich einzeln, vor allem, wie es mit dem Lernen geht und ob „die Mädels" in der Naturgeschichte schon so unterrichtet sind, „daß sie einen Wallfisch von einem Kanarienvogel unterscheiden können." Die Schönschriften und Zeichnungen der Töchter werden eigens nach Berlin gesandt und über eine der letzteren schreibt er: „Die Häuser und Schornsteine fallen zwar alle um, aber das macht nichts; ich habe die Bilder doch in meinem Zimmer aufgehangen. Und wenn ich Besuch bekomme, so fragen dann die Leute: Ah, ah, sind Sie auch Landschafter, das ist ja wundervoll — ich aber antworte: Verzeihen Sie, das ist von meiner Fräulein Tochter, die hat es mir aus München geschickt." — — —

Wir glauben, aus diesen kleinen Fragmenten, soweit wir sie hier bieten konnten, tritt der Charakter dieses bedeutenden Mannes in seiner Einheit und seinen Wiedersprüchen, in seiner Weichheit und Schroffheit vielleicht klarer zu Tage, als in langen conventionellen Schreiben.

Freilich, um die Vielseitigkeit seiner Natur und die Mannigfaltigkeit seiner Bestrebungen ganz zu verstehen, müßte man auch die Stimmen hören, die von außen an ihn dringen, und die alle in ihrer bunten Eigenart und Originalität gleichmäßig willkommen sind. Die einen athmen volles Pathos, die andern kritische Nüchternheit, nur im Zusammenwirken mit dem Menschen fühlt sich der Mensch auf seiner Höhe!

So schreibt der Großmeister Franz Liszt am 1. Mai 1857 aus Weimar: „Gleichzeitig mit diesen Zeilen erhalten Sie also das Manuscript der zweiclavierigen Uebertragung meiner symphonischen Dichtung, (für großes Orchester geschrieben und seit Ende Februar gänzlich fertig) „die Hunnenschlacht" und ich bitte Sie, dieses Werk als ein Zeichen meiner aufrichtigsten Hochverehrung und ergebensten Freundschaft gütig aufnehmen zu wollen. Vielleicht trifft sich später eine Gelegenheit in München oder Weimar, wo ich Ihnen das Werk mit vollem Orchester vorführen kann, und das meteorische und solarische Licht, welches ich dem Gemälde entnommen und zum Schluß durch die allmälige Steigerung des katholischen Chorals „Crux fidelis" einheitlich gestaltet habe, austönen lasse.

Wie ich es schon in München andeutete, war ich durch die musikalischen Erfordernisse des Stoffes dahingeführt, dem solarischen Licht des Christenthums

Digitized by Google

(personifizirt durch den katholischen Choral „Crux fidelis") verhältnißmäßig mehr Platz einzuräumen, als es in dem herrlichen Gemälde der Fall sein durfte, um somit den Abschluß, des Kreuzes Sieg, den ich dabei sowohl als Katholik wie als Musiker nicht entbehren mochte, zu gewinnen und prägnant darzustellen. Entschuldigen Sie freundlichst diesen etwas dunkelnden Commentar der beiden gegensätzlichen Lichtströmungen, in welchen sich die Hunnen und das Kreuz bewegen; die Aufführung wird die Sache hell und klar machen".

Launiger ist ein anderer Brief, worin Liszt einen jungen Musiker, der sein Schüler war, an das Kaulbach'sche Haus empfiehlt — und an dessen Schluß er sich ausdrücklich verbürgt: „er soll Ihrem Flügel keine Saiten absprengen".

Auch im höchsten, ja in tragischem Pathos ist ein Schreiben von Betina gehalten, ohne zeitliches Datum zwar, doch um so verhängnißvoller in Bezug auf seine örtliche Datirung.

Berlin in der Stadtvogtei.

„Betina im Gefängniß! Betina! Hörst Du es, blitzesendender Zeus! Dir, armer Odysseus, hat es sicher schon Preußens scheinheilige Presse gesagt!

Ja, ja, mein lieber Kaulbach, in der Stadtvoigtei schreibe ich diese Zeilen, in der Stadtvoigtei, in der man zur Magd zu erniedrigen mich versucht, in der man die Spindel, den groben Flachs für Verbrecher zu spinnen mir reicht! es ist entsetzlich! — wäre es nicht so unverschämt dreist, ich wäre versucht, es dumm zu nennen. Ohne zu erröthen, wagt man Betina, einer Verbrecherin gleich, ins Gefängniß zu sperren, aber dieselbe Feder, die diese Zeilen schreibt, wird blutgetränkte Worte gegen Euch, Ihr stolzen Thoren, senden! Betina wird nicht erröthen, den Haß des Jahrhunderts in Worte zu kleiden, um, gleich den Götzen Babels zu stürzen: das Vorurtheil der wie eine ewige Krankheit sich forterbenden Gesetze — den Stolz einer durch das Proletariat erhaltenen Kaste! — Doch genug des Zornes! Freude nur muß man dem Künstler machen und so erhalten auch Sie, mein Lieber, recht bald die längst versprochenen Carricaturen zu der Ihnen früher gesandten Epistel — denn Muße genug zum Schmerz wie zur Zeichnung hat

Ihre tief unglückliche
Betina."

Ebenfalls in trotzigem Style, aber doch ganz anders als der vorstehende Berliner Brief, sind die Zeilen Hebbels gehalten, die derselbe aus Wien an Kaulbach richtet.

Hochverehrter Herr!

„Wundern Sie sich nicht zu sehr, daß ich Ihnen hierbei unter Kreuzband ein kleines Paquet schicke, und daß dieses Paquet Nichts enthält, als drei Nummern der Wiener Zeitung mit zwei Aufsätzen von mir. Erblicken Sie hierin vielmehr einen Beweis unserer österreichischen Bescheidenheit, von der ich, wenn ich auch kein gemüthlicher Sohn der Berge, sondern nur ein meerumschlungener Schleswig-Holsteiner bin, doch nach und nach etwas angenommen habe. Diese läßt uns nämlich glauben, daß unſ're Gegner von aller Welt gelesen werden, wir aber nur von den Wenigen, die wir kniefällig und mit aufgehobenen Händen darum ersuchen. Ich bin nun unmittelbar vom Olymp herunter, und zwar, wie

Digitized by Google

es scheint, von dem obersten der Götter, wegen einiger schüchterner Bemerkungen zurecht gewiesen worden, die ich vor Jahren in einer nach menschlichen Begriffen höchst anständigen Recension gewagt habe. Leider spürte ich aber bis jetzt nur den Donnerkeil auf dem Schädel, nicht das Einströmen der göttlichen Weisheit in's Gehirn, ja, mein eig'ner dummer Verstand ist impertinent genug, zu behaupten, daß er trotz des Gewitters am Leben geblieben sei. Möge er sich vor Ihnen legitimiren! Ich zweifle nicht daran, daß ich ganz vorzüglich Ihnen die Verleihung des Maximilians-Ordens durch die Gnade Sr. Majestät zu verdanken habe; darum möchte ich am ungernsten in Ihren Augen als ein Individuum erscheinen, das statt des Kopfes ein ausgelaufenes Ei zwischen den Schultern trägt.

Ich reise morgen auf Einladung des Großherzogs nach Weimar zur Gesammtaufführung meiner Nibelungen-Trilogie; da werde ich wieder viel von Ihnen hören, obgleich Ihre glühende Verehrerin, die Fürstin Wittgenstein, noch nicht wieder da ist. Ihr „Reinecke" hat mir wunderbar über acht Krankentage hinweg geholfen: eine Dame schenkte mir ihn zu dem Zweck und richtete mehr aus, als der Doctor.

In wahrer Verehrung
Ihr treu ergebener
Fr. Hebbel."

Wien, den 3. März 1861.

Milder ist die Tonart, mit welcher uns Jenny Lind, die große Sängerin, begegnet (Herbst 1846), obwohl auch sie beginnt:

„Sie werden vielleicht meine Hand nicht lesen können, denn unter uns gesagt, erinnert dieselbe stark an die von Dr. Kolb in Augsburg (Chefredacteur der Allgemeinen Zeitung), aber Gaßer*), der alles was wild ist, (nicht mild, sondern wild) so gut versteht, wird die Güte haben, Ihnen damit zu helfen. Ich freue mich sehr, daß es ihm gelungen ist, ein so unbändiges Thier zu modelliren wie ich bin. Mir geht es sonst sehr gut, aber dies Herumreisen ist kein Paradies auf Erden — doch bald bin ich fertig und husch — dann geht's über München, London nach Stockholm.

Wie sehne ich mich wieder zu Ihnen und nach dieser Gebirgsgegend, das ist doch etwas bezauberndes, ich glaube, der liebe Gott hat das beste gethan, da er die Berge schuf! Ich wußte wohl auch während meines Aufenthaltes in München, wie wohl mir alles dort gefiel, aber jetzt, da ich fern bin, weiß ich's noch besser.

Grüßen Sie das ganze Haus ein- und auswendig, Große und Kleine, bis auf die beiden Vögelchen. Ja, das häusliche stille Glück, was geht darüber? Vielleicht blüht auch mir so etwas bis nächstes Jahr, ein Heimweh hab' ich immer!

Ihre Sie herzlich liebende
Jenny Lind."

*) Der berühmte Bildhauer aus Wien.

Digitized by Google

Der getreue Eckart.

Erzählung
von
E. Juncker.

II.

Zwei Jahre dauerte meine Abwesenheit und während dieser Zeit hatte ich begreiflicher Weise in sehr langen Zwischenräumen nur Nachricht von meinen nächsten, liebsten Menschen. Als ich dann aber nach Deutschland zurückgekehrt und der erste Jubel des Wiedersehens vorüber war, erkundigte ich mich auch nach Oscar. Ich hörte, daß er in der Residenz lebe, seine Journalistenthätigkeit fortsetze, den Ruf eines eminent geistreichen Mannes genieße, noch immer aber nicht mit einer größeren literarischen That vor die Oeffentlichkeit getreten sei. Als mich Vorträge, zu denen ich aufgefordert war, ebenfalls nach der Residenz führten, suchte ich natürlich den Jugendgenossen auf und war während der folgenden Wochen viel mit ihm zusammen. Er hatte sich, trotzdem er ja männlicher geworden war, in meinen Augen nicht zu seinem Vortheil verändert, besonders mißfiel mir sein aufgeregtes, hastiges und dabei doch scheues Wesen, das sich allerdings auf seine Spielleidenschaft und beständigen Geldverlegenheiten zurückführen ließ. Es war mir aber tief schmerzlich, einen Menschen von solcher Begabung zum Spielball seiner Leidenschaften herabsinken zu sehen, und darum versuchte ich es energisch, ihn aus diesen Banden zu befreien und zur Schaffenslust anzuspornen.

„Was willst Du," erwiderte er mir dann oft mit dem ihm eigenthümlichen Zucken des weichen, beinahe weibischen Mundes, der zu der stark ausgearbeiteten Stirn in einem schneidenden Widerspruch stand; „ich bin nun einmal kein correcter, positiver Tugendbold wie Du, und bei mir heißt es oft: similia similibus. Habe ich den Tag über mit hirn- und nervenzerrüttender Arbeit zugebracht, kann ich nicht den philiströsen Schlaf des Gerechten schlafen, sondern brauche das Spiel als willkommene Ableitung für die sonst rastlos fortarbeitenden Gedanken; gerade diese Art geistiger Arbeit macht so leicht invalide."

„Ich glaube es, Oscar," erwiderte ich ihm eines Abends, als wir auf seinem Zimmer saßen und er wieder diesen Einwurf machte, „aber schließlich mußt Du doch Deine Lässigkeit überwinden und Dich endlich zu einem würdigen Werk aufraffen. Ich schäme mich für Dich, wenn ich sehe, wie Du von Talenten, viel kleiner und unbedeutender als das Deine, auf der Bahn des Ruhmes überholt wirst."

Er lachte übermüthig.

„Das laß nur gut sein, alter Junge! Die krächzenden Kraniche schlage ich alle aus dem Felde, wenn ich meinen Adlerflug unternehme."

„Ja, wenn, Oskar, aber darauf warten wir schon seit Jahren," warf ich bedenklich ein.

„Ach, Du sprichst von damals," rief er, aufspringend und begann hastig in der Stube auf- und abzuschreiten. „Natürlich, Du weißt ja auch noch nichts von dem Wunder, das sich begeben und mich zu einem ganz anderen Menschen

Digitized by Google

verwandelt hat. Nicht umsonst habe ich früher mein Geld mit der Bohême durchgebracht, nicht umsonst meine Jugend in der Gesellschaft zweifelhafter weiblicher Existenzen verlebt. Einen leeren Beutel und ein leeres Herz hatte ich davongetragen und außerdem einen Bodensatz bleierner Wahrheit, der mich befähigte, ein moderner Juvenal zu werden und die versumpfte, ekelhafte Gesellschaft, mich nicht ausgeschlossen, mit Ruthen und Scorpionen zu züchtigen. Und siehst Du, als ich so abgestumpften Herzens auf dem Nullpunkt der Moralität angekommen war, an keine große Tugend glaubte und über kein Laster mehr erschrak, da machte mich der Zufall mit einem Sonntagskind bekannt, von dessen Seele der Schmetterlingsstaub noch nicht abgewischt ist, einem Sonntagskind, das solch einen jungfräulichen Glauben an die Menschheit hat, daß der verstockteste Sünder sich bessern müßte, um ihn nicht zu Schanden zu machen. Alle Schlacken meines Wesens sind in dem Feuer reiner, heiliger Liebe geschmolzen, und was mir kein Ehrgeiz, kein Drängen von Euch Allen abzuringen vermocht hätte, das thue ich aus eigenstem Antrieb, um der Geliebten die Schätze meines Geistes huldigend zu Füßen zu legen."

Seine Augen blitzten und er sah sehr hübsch aus, als er das in überzeugungsvollem Ton sagte, und dennoch mußte ich auch in diesem Moment wieder denken: Phrasen, Worte, alles nur leere Worte, die sich nie in Thaten umsetzen werden!

„Bist Du verlobt?" fragte ich ihn nach einer Pause.

Er bejahte es, setzte aber hinzu, daß sie es noch geheim halten müßten, denn der Onkel, welcher zugleich der Vormund seiner früh verwaisten Braut wäre, widersetze sich lebhaft seiner Bewerbung und plane für seine Nichte eine reiche Partie. Uebrigens halte sie sich nur besuchsweise bei einer entfernten Verwandten in der Residenz auf und ihr eigentlicher Wohnort sei eine Fabrikstadt am Niederrhein, wo ihr Onkel, in dessen Hause sie seit dem Tode ihres geliebten Großvaters, also seit ihrem vierzehnten Jahre, lebe, ausgedehnte Seidenmanufacturen besitze. Den Widerstand des Biedermannes hoffe er aber durch den Namen, den ihm sein Talent erringen würde, zu besiegen, und das sei das nächste Ziel, das er sich gesteckt habe und zu dessen Erreichung er rastlos arbeite.

„Und das junge Mädchen ist sehr anziehend?" fragte ich, als er, ganz außer Athem, in seinen hastig entworfenen Zukunftsplänen inne hielt.

„Anziehend!" rief er, „nein, das deckt nicht das Bild von ihr, denn das sind viele Frauen, ohne doch an diese Summe von geistiger Hoheit und menschlicher Liebenswürdigkeit hinanzureichen. Schade, daß ich kein Bild von ihr besitze, aber die Photographien geben nur den äußeren Abklatsch, und nur ein großer Künstler könnte dieses Antlitz würdig auffassen. Da Du, mein alter Mentor, aber mein bester Freund bist, will ich für Dich thun, was ich für Niemand sonst thäte, und Dir den heut empfangenen Brief von ihr geben." Und damit breitete er ein Briefchen vor mir aus, dem ein feiner Veilchenduft entstieg.

„Das muß ich sagen, Herr Doctor," unterbrach ihn das Stiftsfräulein. „Sie scheinen schon in jungen Jahren furchtbar solide und so eine Art Beichtvater gewesen zu sein. Erst bringt ein fremdes junges Mädchen mit Ihnen ganz getrost vierundzwanzig Stunden allein zu und dann läßt Sie Ihr Freund sogar seine

Digitized by Google

Liebesbriefe lesen. Aber bitte, fahren Sie fort, Ihr zweites Fragment interessirt mich mehr, wie Ihr erstes."

Doctor Elzholz griff nach einem Feuerhaken, schürte das Holz zu einem Haufen zusammen und murmelte das Folgende mehr als er sprach, während seine Augen in die emporzüngelnden Flammen starrten und seine Hände noch immer kraftlos auf dem Griff des Hakens ruhten.

„Lange Jahre sind seitdem verflossen, und ich glaube sie noch vor mir zu sehen, die festen, deutlichen Schriftzüge, deren Inhalt sich mit Flammenfarben in mein Gedächtniß grub, so daß ich, einem wunderlichen Gefühl folgend, ihn noch an demselben Abend in mein Notizbuch eintrug."

„Wie soll ich Dich denn überzeugen, mein Geliebter, daß keine mädchenhafte Prüderie, oder selbstsüchtige Regung meine Handlungsweise bestimmt, daß mein Entschluß mich viele Thränen und einen schweren Kampf mit meinem eigenen Herzen gekostet hat! Nein, ich kann Deinen Wünschen nicht nachkommen, kann Dich nicht mehr heimlich sehen, nicht etwa, weil ich die bösen Zungen fürchte, denn das, „was die Leute sagen", hatte nie Gewicht für mich, sondern weil die blanke, unbefleckte, sittliche Reinheit unserer Liebe es so verlangt. Als Du das erste Mal meinen Handschuh küssen durftest, schwurst Du, daß Du keinen Sterblichen beneidest, dann reizte Dich das Armband, dann der Arm selbst und zum letzten Mal durft' ich Dir nicht Haar und Mund mehr weigern. Als ich aber, die Lippen noch brennend von Deinen Küssen, in mein Zimmer zurückkehrte und, wie allabendlich, vor Großpapas Bild trat, da habe ich mich zum ersten Mal im Leben vor seinen reinen Augen geschämt und mir gesagt, daß nur die Sünde sich in Dunkelheit und Verborgenheit zu hüllen hat, nicht aber unsere große, heilige Liebe, die den Tag nicht zu scheuen braucht. Und in dem Augenblick stand es auch felsenfest bei mir, daß ich Dich nicht mehr allein sehen und nicht mehr vor Großpapa erröthen werde. Abgesehen von diesem unerschütterlichen Entschluß folge ich Dir blindlings, mein Oscar. Erlaubst Du, daß ich meinen Verwandten unsere Verlobung mittheile? Oder sollen wir uns trauen lassen und nach Amerika gehen? Auch dazu bin ich bereit, wenn Du nur erst Dein großes Werk vollendet, Deine Verpflichtungen gelöst und, wie Du so reizend sagst, „die kleine Sammlung inländischer Münzen des guten Zweckes willen beisammen hast". Ach wie gern will ich Dir folgen, wie gern mit Dir arbeiten, Du geliebter Mann, bei dem meine Seele nach langer Einsamkeit endlich ihr schmerzlich gesuchtes Heim gefunden hat! Ich wiederhole mir das Gedicht, das Du mir geschickt hast, unausgesetzt. Kann man wohl einem Mädchen entzückender sagen, daß man es liebt, und verstehen denn überhaupt andere als bedeutende und geistvolle Männer, zu lieben? Ich dächte, nur geniale Menschen, Künstler oder Dichter errathen die tausend Zartheiten unserer Empfindung und besitzen dies divinatorische Verständniß für unsere Natur. O Du mein herrliches Lieb! Wie bist Du doch so hoch und hehr, so klug, so heiter, so gedankenvoll, so poetisch! Die Thränen fließen unaufhaltsam, wenn ich bedenke, wie lange wir uns nun nicht sehen werden, und ich muß doch tapfer sein. So gehe ich durch den Tag, lache, spreche, erlebe, knüpfe hie und da Beziehungen an, wandere von Ort zu Ort, von Scene zu Scene und am Abend schließe ich die Augen und bin mit einem Nu da, wo meine Seele den ganzen

Digitized by Google

Tag war — bei Dir, bei Dir, dessen Liebe meine Strahlen-, meine Dornenkrone ist!"

„Nun?" sagte Oscar, die Hand ungeduldig nach dem Brief ausstreckend, den ich zum dritten Mal gelesen hatte. Ich fuhr wie aus einem Traum empor. Verdiente denn ein Mensch eine solche Liebe, gab es denn eine Seele, die es werth war, von einer anderen Seele ein solches Glück zu empfangen?

„Du spielst ein gewagtes Spiel, Oscar," sagte ich finster, „und ich weiß nicht, ob Du auf der Höhe der Situation stehen wirst, wenn an Dich der Appell ergeht. Denn dieser Brief trägt das Gepräge lauterer Wahrheit an sich und wenn dieses Mädchen von Flucht zu Dir spricht, so ist sie bereit für das Exil; wenn sie Dir einst vom Tode sprechen sollte, so wird sie auch für den Tod bereit sein."

„Und meinst Du, ich sei es nicht?" rief er heftig. „Meinst Du, ich könnte dieses Kleinod meines Herzens, diese einzige Freude meines Lebens entbehren, ohne selbst zu Grunde zu gehen?"

„Wohl," sagte ich, „aber ich hoffe, Du wirst lieber Alles thun, um sie zu erringen und glücklich zu machen!"

„Als ob ich ein anderes Ziel hätte, als ob mich ein anderer Gedanke beseelte! Ja, sie soll sich als Königin fühlen, soll sich sagen: mein Erwählter ist ein echter Dichter, seine Liebe erhabenste Poesie, er braucht nur seine Seele in Gedanken zu zerstäuben und siehe, die Welt antwortet ihm mit Thränen und Jauchzen!"

Es sprach viel Selbstbewußtsein aus dem was er sagte, aber, so stark auch seine Worte klangen, er hatte ein Recht so zu reden. Und dennoch konnte ich mich nicht enthalten zu denken, daß es ihm freilich an Genialität nicht fehlte, wohl aber an Willenskraft und Charakter, und daß jenes hochherzige Mädchen mit dem Vertrauen eines Kindes und dem Geist einer bedeutenden Frau namenlos elend durch ihn gemacht würde.

„Ist sie hübsch?" fragte ich aus dem Bestreben, mir auch äußerlich eine Vorstellung von ihr zu machen.

„Hübsch?" wiederholte er „hübsch? was das für ein alltägliches Wort ist! Habe ich Dir denn nicht gesagt, daß sie ein Sonntagskind ist, von der Natur in einer verschwenderischen Laune erschaffen? Ach wie oft habe ich mir schon wiederholt: Ist's denn nicht genug, daß Du so lieb, und so klug, und so hold bist, mußt Du denn auch noch so schön sein, mußt Du denn Alles, Alles für Dich haben?" Ich wußte nicht warum mir seine Worte weh thaten, oder woran sie mich mahnten, aber ein Gefühl eigner Art quälte mein Herz; es war nicht ganz die Erinnerung an ein verlorenes Glück, nicht ganz die Erwartung eines kommenden Schmerzes, vielleicht aber ein Gemisch von beidem. Der Brief hatte es mir angethan, so viel stand fest; ich beneidete Oscar um seinen Besitz und sah mit einem mißgünstigen Gefühl ihn denselben in seine Brusttasche stecken.

„Versprich mir nur eins," sagte ich endlich mich gewaltsam aufraffend, „spiele nicht mehr, ihr zu Liebe nicht."

„Ich thue es ja so gut wie gar nicht mehr, denn das bischen niedrige Spiel ist doch nicht zu rechnen," erwiderte er sehr verdrießlich.

„Das ist mir nicht genug," sagte ich ernst. „Bitte gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du es in Zukunft gar nicht mehr thust."

Digitized by Google

„Ach Unsinn, alter Mentor," rief er „nun zeigst Du wieder Dein langweiligstes, grämlichstes Gesicht. Ganz läßt es sich nicht vermeiden, darum laß Dir genügen, wenn ich Dir sage, ich thue es so gut wie gar nicht mehr."

Ich mußte mich wohl oder übel mit diesem Bescheid begnügen, aber als ich durch die kalte Winternacht nach Hause ging, verfolgte mich der Gedanke an das Mädchen, das bereit war, auf ein Wort des Geliebten mit ihm nach Amerika zu fliehen und für sein Brot zu arbeiten, nicht aber heimlich getauschter Küsse wegen erröthen wollte! Und gleichzeitig fühlte ich wieder jenes Zagen und Zweifeln Oscar's Individualität gegenüber und ich sagte mir, wenn nicht jetzt, sei er nie im Stande, seine Lässigkeit zu überwinden.

War es der Reflex von dem rothen Sammet des Armsessels, an welchem der Kopf der schönen Frau ruhte, welcher diesen wunderbaren Wechsel von Erröthen und Erbleichen über das zarte Gesicht spielen ließ?

„O Sie getreuer Eckart," sagte sie, und es klang ein herber Spott aus den Worten, „Sie scheinen wirklich zu der ahnungsvollen, undankbaren Warnerrolle verurtheilt gewesen zu sein."

„Es kann nicht jeder die erste Rolle spielen, gnädige Frau, und die Welt ökonomie braucht auch solche unscheinbare Existenzen," erwiderte Eltzholz.

„Bitte, fahren Sie fort," drängte Fräulein Obarius, indem sie auf den Sensenmann auf dem Kamin blickte, welcher die silberne Sichel zum zehnten Schlage gegen die goldenen Aehren aushub „es ist schon spät und ich möchte noch gerne den Schluß Ihrer Erzählung hören."

Er strich sich das Haar aus der breiten, hochgewölbten Stirn, richtete sich straffer auf und sprach, abweichend von seiner vorherigen träumerischen Weise schnell und gespannt:

„Bald nach jenem Abend reiste ich nach Hamburg zurück und es vergingen einige Monate, in denen ich nichts von Oscar hörte. An einem Märztage erhielt ich unerwartet ein Telegramm von ihm, worin er mich bat, in der Abendstunde nach einem Hôtel, das er mir angab, zu kommen. Ich folgte der Aufforderung und war nicht wenig erstaunt, ihn in der Mitte von Koffern, wie zu einer großen Reise gerüstet, zu finden. Der Scherz, mit dem ich ihn begrüßte, erstarb mir aber auf den Lippen, als ich sein bleiches, vergrämtes und verwüstetes Gesicht sah. Er war ruinirt wie er mir mittheilte, eine unglückliche Nacht, in der er die erlittenen kleinen Spielverluste durchaus habe einbringen wollen, habe ihn so tief hineingerissen, daß er seine bedeutenden Wechselschulden nicht einlösen könne, und darum im Begriff sei, nach Amerika zu gehen, wo er sich eine neue Existenz zu begründen hoffe."

„Und Deine Braut?" fragte ich.

Er warf sich in einen Stuhl und schluchzte laut. Als er zu einiger Fassung gekommen war, erwiderte er, er müsse ihr entsagen, wenn ihm auch das Herz darüber breche, aber er sei es ihr schuldig, sie nicht an sein unsicheres Schicksal zu ketten.

„Weiß sie es" unterbrach ich ihn „und was sagt sie?"

„Ich habe ihr geschrieben," erwiderte er, „habe ihr ihr Wort zurückgegeben und sie gebeten, mich zu vergessen. Was mich betrifft, so werden meine Gefühle

Digitized by Google

ewig dieselben bleiben, und wenn ich nicht noch Verpflichtungen gegen meine Gläubiger hätte, würde ich diesem elenden Dasein längst ein Ende gemacht haben."

Ich mußte mich abwenden, ein unbezwinglicher Ekel ergriff mich, und es bedurfte der Erinnerung an unsere langjährige Verbindung, um mich zu bestimmen, ihm am andern Tage das Geleit auf die Germania zu geben, mit der er absegeln wollte.

Es war einer jener Märztage, in denen Winter und Frühling miteinander um die Herrschaft ringen und bald der eine, bald der andere Sieger wird, als ich durch Sonnenblicke und Regenschauer mit Oscar zum Hafen schritt. Als wir sein Gepäck an Bord gebracht hatten, wanderten wir, das Zeichen zur Abfahrt erwartend, am Quai auf und ab. Es wurde mir schwer mit ihm zu sprechen, ich fühlte mein Herz von einer Last bedrückt, die ich nicht abschütteln konnte. Seit gestern waren meine Ahnungen zur Gewißheit geworden, und ich gestand mir ein, daß er immer derselbe Spielball für das Geschick bleiben und nie die Thatkraft zum Vollbringen des Gedachten entwickeln würde.

„Hast Du noch Wünsche?" fragte ich ihn, während ich mir eine Cigarre anzündete und den Hut zum Schutz vorhielt, denn der Wind blies gerade an dieser Stelle heftig. Er antwortete nicht. Ich warf das Streichholz fort, drehte mich zu ihm um und sah mit Befremden den Ausdruck schreckhaften Erstaunens auf seinem Gesicht. Noch bevor ich ihn fragen konnte, ergriff er meinen Arm, preßte ihn an sich und murmelte: „Sie, sie, — Doris."

Ich folgte der Richtung seines Blicks und sah schnellen, elastischen Schrittes eine schlanke Mädchengestalt auf uns zukommen. Der Frühlingswind spielte mit der Straußfeder auf ihrem Hut und wehte das Kleid zurück, so daß ein Füßchen sichtbar wurde, das einer Spanierin Ehre gemacht hätte. Tadellos war der Ansatz des Kopfes auf dem schlanken Halse und jetzt erhob sie das Antlitz, dessen edle Formen das innere Leben so transparent widerspiegelten, auf dessen feinen Brauen ein Zug des Geheimnißvollen, ein Hauch von Trauer lastete, zu dem das unschuldige, kindliche Lächeln der Lippen, das in diesem Augenblick ein Lächeln tiefster Freude war, einen rührenden Contrast bildete. Ach sie sahen mich nicht, diese glücklichen Augen, welche unverwandt an meinem Begleiter hingen, und ich löste meinen Arm aus dem seinen und trat zurück. Und da klang sie auch wieder an mein Ohr die glockenhelle Stimme, die ich an einem unvergeßlichen, blüthenheißen Sommertage zuerst gehört, und deren reine Melodie sich tief in meine Seele geprägt hatte.

„Da bin ich, Du Lieber, Böser!" sagte sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „hast Du mich darum so oft gefragt, ob ich bereit wäre, Dir über's Meer zu folgen, um mich nun doch allein zu lassen?"

„Doris," rief Oscar, „hast Du meinen Brief nicht empfangen?" Sie schlug die Augen voll zu ihm auf, diese klaren, wahrhaftigen Augen, aus denen heut ein Himmel von Liebe leuchtete.

„Gewiß! Aber wie konntest Du denken, daß ich ihm folgen, und Dich allein in die Fremde ziehen lassen würde. O, ich habe auch vorsichtig an Alles gedacht;" fügte sie lächelnd hinzu. „Mein kleines mütterliches Vermögen, alle meine Papiere, selbst meinen Tauf- und Confirmationsschein habe ich nicht vergessen, damit wir

Digitized by Google

uns gleich trauen lassen können, denn natürlich, solange mußt Du nun schon hier bleiben."

„Aber Dein Onkel, Doris, was sagt Dein Onkel?" Damit legte er ihren Arm in den seinen und führte sie in einen an der Straße gelegenen öffentlichen, aber jetzt unbesuchten Kaffeegarten. Mechanisch, aber unbemerkt folgte ich den Beiden, denn auch Oscar schien meine Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Bei seiner Frage zog ein Schatten über ihr Gesicht, und sie schlug die Wimpern nieder.

„Mein Onkel ist ein harter, böser Mann," sagte sie, „der mit mir seine eigennützigen Pläne verfolgt, und mich an den reichen Mann, von dem ich Dir gesagt habe, verheirathen will. Wir sind für immer getrennt Oscar, denn er hat auch schlecht von Dir gesprochen und gesagt, daß er mich lieber todt, als in Deinen Armen wissen würde."

„Was hat er Dir von mir erzählt?" fragte Oskar während er sich an das Gitter lehnte und mit zuckenden Lippen und schmerzdurchwühltem Gesicht zu ihr aufschaute.

Sie schüttelte den Kopf. „Lügen, mein Lieb, Unmöglichkeiten, an die ich auch nicht eine Secunde geglaubt habe. Er behauptet: er hätte einige tausend Thaler Spielschulden für Dich bezahlt und dafür Dein Ehrenwort empfangen, daß Du mir ganz entsagst."

Sie war noch näher an ihn heran getreten und hatte ihre beiden Hände auf seinen Arm gelegt. Es lag etwas von dem rührenden Vertrauen eines Kindes zu seinem Henker in dieser Bewegung, und ihre Augen drückten zugleich Flehen um Vergebung für das Gesagte, blindes Zutrauen und grenzenlose Hingebung aus. Er stieß sie heftig von sich. „Rühre mich nicht an!" — rief er „ich verpeste Dich; — was Dein Onkel Dir gesagt — — ist wahr! —"

Ich stürzte ein paar Schritte zurück; ich biß die Zähne zusammen, um den Aufschrei des Zornes zu ersticken, der gewaltsam aus meinem Herzen auf die Lippen drängte, — und dann nach einer langen, bangen Minute wandte ich mich um. — Wie aber gebe ich den Ausdruck trost- und hoffnungslosen, bis zur Versteinerung hoffnungslosen Schmerzes wieder, den ihre Züge trugen? — Ich war ihm nur einmal im Leben begegnet und zwar auf dem Antlitz der Medusa Rondanini. Das waren dieselben, weitgeöffneten, herrlich geschnittenen Augen, deren Blick hinaus in's Leere schweifte; — das war dasselbe Zucken unsagbarer Todesqual um den schmerzlich verzogenen Mund; — das war derselbe Marmorton des Gesichts, auf dem Hohn, wahnsinnige Verzweiflung und dämonisches Grauen miteinander um die Herrschaft stritten! Und in diesem Augenblick, wo das Schicksal eines ganzen Lebens zum Abschluß gelangte, und zwar ein hartes, erbarmungsloses Schicksal, — hasteten, nur durch ein Gitter von uns getrennt die Menschen achtlos vorüber, sprachen zwei Kaufleute eifrig über die Tagescurse und begann eine Drehorgel ihren bekannten Gassenhauer zu spielen. Ich hatte mich dem Mädchen genähert, weil ich dachte, es müßte zusammensinken, wenn es aus seiner Erstarrung erwache; aber ich hatte mich geirrt. Eine gewaltige Leidenschaft hat ihre Ueberraschungen, welche alle unsere Gedanken und Berechnungen zu schanden machen, weil wir meist zu klein sind, ihre Größe zu fassen. Ein Schauder durchfieberte die Gestalt des Mädchens, aber sie zwang denselben tapfer nieder und that ein paar Schritte in den Garten hinein, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erwecken.

Digitized by Google

„So habe ich also va banque gesagt, und Alles, Alles verloren," sagte sie tonlos. „Zurück zum Onkel kann ich nicht, und bei Dir bleiben darf ich nicht, denn Du hast ja Dein Ehrenwort verpfändet. — Da wir also nicht miteinander leben können, bleibt uns nur übrig, miteinander zu sterben, Oscar! — und das wollen wir noch heut!"

„Um Gotteswillen, Doris! Du mußt Dich beruhigen, darfst keine übereilten Entschlüsse fassen," rief Oscar, „Ach, sieh mich nicht so starr mit den geliebten Augen an, Du weißt nicht, was ich leide. Hättest Du nur mit Deiner unruhigen Energie des Handelns nicht eingegriffen, es hätte sich noch Alles gut lösen können, denn, wenn ich mir dort drüben eine Stellung errungen und Deinem Onkel das Geld zurückgezahlt haben würde, mußte er mir doch füglich mein Wort zurückgeben."

Sie sah ihn prüfend von der Seite an.

„Du willst also nicht mit mir sterben, Oscar?" —

„Nein, Doris, ich darf nicht das noch auf mich laden, so wohlthuend für mich die Lösung wäre. Ich bin es den Deinen schuldig, Dich nicht in mein dunkles Verhängniß hineinzureißen."

Sie trat noch einen Schritt weiter von ihm zurück.

„Du hattest nicht den Muth, mit mir den Kampf um die Existenz zu wagen — und nun hast Du auch Furcht vor dem Tode! — Jede Verantwortlichkeit schreckt Dich, und bei jedem Hinderniß brichst Du zusammen! — Und ich! — die ich, zu Allem bereit, hier ankam, die ich meine Pflicht gegen meine Verwandten verletzt, meinen Ruf auf's Spiel gesetzt habe, — um das aus Deinem Munde zu vernehmen — —"

Sie ließ sich auf eine Bank am Wege nieder und man sah an ihrer gebrochenen Haltung, daß sie dieselbe kaum hatte erreichen können. Oscar nahm neben ihr Platz und küßte mit Leidenschaft eine ihrer Locken, die sich gelöst hatte. „Sprich nicht so, Doris, Du zerreißt mir das Herz. Noch ist ja nichts verloren, wenn Du mich nur lieb behältst. Ich bin jung, und besitze Talent genug, um uns eine neue Existenz zu erringen."

„Still!" sagte sie mit einer Handbewegung und rückte von ihm ab, „still! — kein Wort mehr davon! — Ich dränge mich nicht auf — und habe Dich nur allzugut verstanden."

„Aber Du glaubst mir doch?" rief er sich vorbeugend und suchte einen Blick ihrer Augen zu erhaschen.

„Nein!" erwiderte sie, und stieß mit dem Schirm tiefe Löcher in den feuchten Boden, „bis jetzt glaubte ich jedem Deiner Worte, unerschütterlich wie einem Evangelium; — aber ich bin fürchterlich dafür bestraft worden! — Sieh Dich künftig vor, Oscar, wenn Du einem Mädchen sagst, daß Du es über Alles liebst, sie könnte am Ende so einfältig wie ich sein, und Dich beim Worte nehmen!"

„Doris, Doris! das kann nicht Dein Abschied von mir sein, so können wir nicht scheiden! Sieh, ich weiß ja am besten, welche schwere Schuld ich auf mich geladen; aber wenn Du wüßtest, unter welchem dämonischen Druck ich gehandelt habe, als ich jenes verfluchte Geld von Deinem Onkel nahm .... Doris meine Geliebte, — Doris! Doris! . . ." Er ergriff ihre Hände, um sie zu küssen, aber sie entriß sie ihm und schnellte empor.

Digitized by Google

„Wer giebt Dir das Recht, mich so zu nennen?“ rief sie mit einer stolzen Bewegung, den Kopf in den Nacken werfend. „Wenn ich jetzt traure, so traure ich nicht über den kleinmüthigen, feigen Mann, den ich hier getroffen habe, sondern über das versunkene Götterbild, dessen Cultus das beste Glück und den tiefsten Schmerz meines Lebens gebildet hat. Du aber hast keinen Theil daran! — Du nicht! — denn es ist ja nur das Geschöpf meiner Phantasie gewesen, dem ich so demüthig ergeben war, dem ich Alles geopfert habe. O, wie widert mich das Leben an, und welche Scham empfinde ich vor mir selbst und meiner Liebe. Ein Mädchen, das seine Ehre verloren hat, kann sich nicht mehr Eckel einflößen, als ich es thue, die ich die Jungfräulichkeit meiner Seele, die Frische meiner Gefühle, mein heiligstes Empfinden preisgegeben habe. Und selbst den Muth zum Sterben hast Du mir genommen, denn es wäre die Krönung der Lächerlichkeit, wenn ich solchem Manne das Leben noch nachwürfe.“

In diesem Augenblick erschallte von der Germania die Glocke, das Zeichen, daß alle Passagiere an Bord kommen sollten.

„So leb denn wohl,“ rief Oscar. „Wenn ich jetzt weiter lebe, so geschieht es nur, weil ich noch Pflichten zu erfüllen habe. Hörst Du aber, daß mich die Kraft verließ, und ich ein Ende gemacht habe, so wundere Dich nicht. Einige werden dann sagen, „er hatte Schulden,“ andere „er war ein verrückter Mensch“ und nur Eine, Eine wird wissen, warum es geschehen.“

Mir stieg die Schamröthe in's Gesicht. Nicht einmal in diesem Augenblick vermochte er ohne Phrasen zu sprechen. Ja, sie waren die Klippe gewesen, an der er gescheitert war, sie standen in schneidendem Widerspruch zu seiner Thatkraft und da er sich beständig selbst belogen, und keine Ausdauer hatte, verzehrte sich auch die Flamme seines Talents ungenützt und kein Ton fand ein Echo im Herzen der Mitwelt! —

Vergeblich wartete er noch auf eine Antwort oder einen Blick des Mädchens; sie stand abgewandt mit zusammengezogenen Brauen und stolz geschürzten Lippen, unbeweglich, unnahbar. So trat er denn zu mir, drückte mir hastig die Hand und bat mich bei unserer alten Freundschaft, Doris sicher zu den Ihrigen zu geleiten.

„Es ist der letzte Dienst, den Du mir erweisen kannst,“ sagte er „ich hoffe, er wird Dir nicht zu schwer.“

Ich nickte ihm schweigend zu und so schieden wir auf Nimmerwiedersehen. Als er den Garten verlassen hatte, zog auch ich mich noch mehr zurück, um den, wie ich annahm, gewaltsam zurückgedrängten Schmerzensausbruch nicht zu stören. Meine Rechnung erwies sich wiederum als falsch! Selbst in dieser dunkelsten Stunde ihres Lebens, in der sie sich ganz allein glaubte, entwickelte das Mädchen eine Decenz in der Aeußerung ihres Schmerzes, wie sie nur wahrhaft vornehmen Naturen eigen ist. Sie hatte sich wieder auf die Bank gesetzt, die Augen halb geschlossen und Thräne auf Thräne rollte über das bleiche Gesicht, das dabei in seiner Marmorstarrheit verharrte. Es lag etwas rührend Hilfloses in diesem stillen, unbeweglichen Schmerz, der alle Elemente ihres Wesens aufgerüttelt und ihrer Brust doch nicht einen Seufzer, nicht ein Schluchzen abzuringen vermocht hatte. Der Frühlingswind wehte durch die Syringenbüsche und schüttelte schwere Tropfen auf sie herab, die Sonne brach auf Minuten durch die Wolken und schien ihr grell

Digitized by Google

in's Gesicht, aber weder Wind noch Sonne nöthigten ihr eine Bewegung ab. Als sie sich aber nach Ablauf einer Stunde erhob, da war ihr Schritt genau so elastisch wie bei ihrer Ankunft, und kein Mensch hätte beim Anblick dieses stolz getragenen Hauptes geahnt, welch ein Gewitter noch soeben darüber hingebraust war! — — — Ich ging auf sie zu, noch bevor sie den Ausgang des Gartens erreicht hatte, und sprach sie an, indem ich meinen Namen nannte und mich auf unsere Bekanntschaft von der Schynigen Platte her berief.

„Dr. Eltzholz? Ob ich mich erinnere? Jawohl," sagte sie, „das heißt Ihrer Person, den Namen kenne ich ja nicht in dieser Verbindung, wenngleich Sie dafür gesorgt haben, daß er einen guten und bekannten Klang erhalten hat. Ach, das Damals liegt so fern, und es ist solch ein wunderlicher Zufall, daß wir uns gerade heut' wieder sehen mußten."

Ich konnte den Blick, die stumme Frage der ernsten Augen nicht ertragen, und ich sagte ihr, daß ich Oscar zum Dampfschiff begleitet, daß ich sie mit ihm gesehen und gehört, daß er mich gebeten hätte, sie sicher heim zu geleiten, Alles, Alles. Je länger ich sprach, je finsterer wurde ihr Antlitz, und als ich schwieg, deutete sie mit der Hand auf die Bank, auf der sie gesessen hatte und fragte:

„Nachher aber, als er gegangen und ich dort blieb, wo waren Sie in der ganzen Zeit?"

„Ihnen gegenüber," erwiderte ich, unfähig zu lügen, „dort in jenem Baumgang."

„Auch das noch," murmelte sie und richtete dann plötzlich das farblose Gesicht empor. „Wir begegnen uns zu keiner guten Stunde;" sagte sie mit einem Lächeln hart, räthselhaft und grausam. „Sie haben meine Seele nackt gesehen und Sie wissen alle Culminationspunkte psychischer Thätigkeit sind gefährlich, am meisten gefährlich für den, der ihnen secundirte — aus Zufall!"

„Ich weiß es, mein Fräulein," erwiderte ich.

„Wenn Wünsche tödten könnten, Herr Doctor Eltzholz," fuhr sie immer noch mit demselben harten, räthselhaften Lächeln fort, „Sie würden diese Stunde nicht überleben!"

„Und mir geschähe recht," sagte ich, „denn ich durfte Ihre Seele nicht nackt sehen."

Sie hatte schon die Hand auf die Gitterthür gelegt, aber ich bat sie, mir wenigstens zu gestatten, das Versprechen, das mir Oscar abgenommen hatte, einzulösen und sie sicher heimgeleiten zu dürfen.

„Ach, Sie fürchten, ich könnte mir ein Leid anthun," sagte sie, spöttisch lachend, „und als braver Mann meinen Sie, das verhindern zu müssen. Seien Sie ruhig, das geschieht nicht. Und wenn ich Ihnen mein Wort gebe, daß ich mit dem nächsten Zuge zurückfahre und sogleich zu meinen Verwandten heimkehre, werden Sie mich dann von Ihrer Gegenwart befreien?"

Ich verbeugte mich und trat zurück. Sie neigte ein wenig das stolze Haupt, schritt auf die Straße und entschwand in wenigen Minuten meinen Blicken. — Sechs Monate später las ich ihre Verlobung mit einem unserer größten Börsenfürsten.

Der Doctor schwieg, und es entstand eine Minuten währende tiefe Stille. Man hörte deutlich die Goldfische in ihrem Krystallbassin unter den großen Palmen

Digitized by Google

nach Luft ſchnappen und den leiſen Pendelſchlag der Stutzuhr. Unbeweglich ruhte die herrliche Geſtalt der ſchönen Frau in ihrem Seſſel. Eine ſeltſame Kälte, etwas eigenthümlich Starres, ſchattenhaft Ruhiges, das die antiken Schöpfungen der Plaſtik umgiebt, war auch ihr eigenthümlich und ſchied ſie wie eine Erſcheinung aus einer fremden Welt von dem heißen, ſonnigen Tagesleben, der ruheloſen Sehnſucht, dem raſtloſen Thatendrang, welche das Element unſerer Zeit bilden. Oder war es nur Schein? War die kühle Haltung nur erſtarrte Gluth, deckte die plaſtiſche Ruhe eine Welt von Leidenſchaft zu, und ſchlich vielleicht gerade jetzt, als ſie, wie in unendlicher Müdigkeit des Körpers und der Seele den Arm auf die Seitenlehne des Seſſels ſtemmte, ſich halb emporhob und doch wieder zurückſank, ein Traum vergangner Schmerzen durch ihren Geiſt? — — —

Fräulein Obarius unterbrach zuerſt das Schweigen.

„Das muß ich ſagen, Herr Doctor, Sie erzählen ja fabelhaft realiſtiſch, daß man eine Gänſehaut vom Zuhören bekommt. Individualiſiren nennt man ja wohl dieſe Art, wo einem kein Augenaufſchlag und keine Seelenfalte erſpart wird, aber das iſt Guſſow'ſche Manier und ſo wenig erquicklich, wie die getreue Wiedergabe der Runzeln und des Schmutzes."

„Ja, mein gnädiges Fräulein, das mag ſchon ſein. Was wir den Grund unſerer Seele nennen, iſt ja häufig auch nur eine Niederlage alles Schlimmen."

Sie erhob die Stricknadel und drohte ihm damit.

„Jetzt ketzern Sie wieder gegen Ihre Ueberzeugung, denn im Innern haben Sie ja doch Partei für das ſeltſame Mädchen genommen."

„So gefällt Ihnen meine Heldin alſo nicht, und ich habe mit meinem Novellenſtoff kein Glück bei Ihnen gemacht?" fragte er.

„Gott bewahre mich vor ſolchem Vorwurf, Herr Doctor! Den überlaſſe ich kühneren Händen, die vor keiner noch ſo gewagten Aufgabe zurückſchrecken. Conſequent iſt freilich der Charakter, denn ſchon bei der erſten Begegnung traut man dem Mädchen einen ſolchen Schritt zu. Wenn aber meine Brüder Ihre Schilderung mitangehört hätten, ſie würden einſtimmig ſagen: „Wir möchten nicht, daß unſere Schweſter eine ſolche Scene geſchrieben hätte."

„Sie ſcheinen mich mißverſtanden zu haben, mein gnädiges Fräulein. Anſtößiges war doch nichts in dem, was ich erlebt und erzählt habe."

„So," ſagte das Stiftsfräulein und wickelte ihr Strickzeug zuſammen, „und das nennen Sie nicht anſtößig, wenn ein junges Mädchen aus guter Familie durchgeht und einem Manne nachläuft, der gar nichts von ihr wiſſen will? Ich ſage Ihnen, das iſt himmelſchreiend, ſcandalös und es geſchah ihr nur nach Verdienſt." — Die Hausherrin lachte und ſah ſpöttiſch von einem zum andern.

„Poetiſche Gerechtigkeit nennt man das, Fräulein Obarius," ſagte ſie. „Ei, ei, Herr Doctor, wie wenig ſalonfähig ſind auch Ihre Lebensfragmente und wie konnten Sie nur erwarten, daß eine Dame aus der guten Geſellſchaft dieſelben benutzen würde? Verborgene Sünde — verziehene Sünde, ſagt die Welt, aber Ihre Heldin fordert ja förmlich das Urtheil derſelben heraus, hat die Geſchmackloſigkeit, am hellen Tage zu lieben und ihre Stirn dabei noch hoch zu tragen. Nun, der Vorhang hat ſich wohl längſt hinter dieſem unerquicklichen Geſchick geſchloſſen und es iſt wie ſo viele andere vergeſſen."

Digitized by Google

„Vergessen," wiederholte der Doctor, „vielleicht von den Hauptbetheiligten. Was mich betrifft, so hat mich die Erinnerung an diese Herzenschronik nie verlassen, und wenn die Erzählung derselben den Damen langweilig gewesen ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung. Nur gegen den Einwurf des grübigen Fräuleins möchte ich mich denn doch verwahren. Wem freilich eine große, den ganzen Menschen beherrschende Leidenschaft Unnatur ist, wer es höchstens zu einer sentimentalen Rührung oder einem beißenden Scherz bringt, für den sind solche Charaktere und Handlungen nicht verständlich. Aber soviel Gerechtigkeit läßt sich doch auch von dem Menschen erwarten, der sich in der Ebene bei seinen Kohlpflanzen und Tulpenbeeten am behaglichsten fühlt, daß er dem andern, dessen Individualität ihn auf die Höhen der Berge treibt und welcher der Sonne gerade ins Angesicht zu schauen vermag, keinen Vorwurf daraus bereite."

Fräulein Obarius erhob sich.

„Ja, das ist allerdings auch Geschmacksache, Herr Doctor," sagte sie spitz, „ebenso wie unsere Ansichten über geeignete Novellenstoffe. Vorläufig müssen Sie mir schon gestatten, den Umstand, daß sie nicht zum Fach gehören, für einen glücklichen anzusehen, denn Ihre Theorien und Schilderungen erscheinen mir für unerfahrene Gemüther recht gefährlich."

Auch er war aufgestanden und hatte den Arm auf die Lehne seines Sessels gestützt.

„Möglich, mein Fräulein," sagte er, „aber giebt es denn in der Welt eine That, ein Gefühl, eine Idee, die absolut gut oder absolut böse wäre? Mischt sich beides nicht unaufhörlich in der Werkstatt unserer Gedanken, und ist es nicht zu allen Zeiten des Dichters Aufgabe gewesen, ein wahrheitsgetreues Bild seiner Zeit und ihrer Menschen zu geben? Wie er damit wirkt, ob unheil-, ob segenbringend, das liegt weniger in seiner eigenen Macht als in der des Lesers, denn wie die Biene aus der Belladonna Honig saugt, aus welcher der Mensch Gift bereitet, so richten sich die großen Seelen oft an dem auf, worüber die kleinen straucheln."

„Gute Nacht, liebe Frau Görne," sagte das Stiftsfräulein, das jetzt den letzten Knopf ihrer schwarzen Handschuhe zugeknöpft hatte. „Haben Sie Dank für den angenehmen Abend. Wir, Herr Doctor," fuhr sie sich an ihn wendend fort, „kommen heut doch nicht zu Ende und wollen unsern Streit bis zu Ihrer Rückkehr aus Afrika vertagen. Bis dahin adieu und glückliche Reise."

Die Hausfrau gab ihr bis zur Thür das Geleit und kehrte dann langsam, die Augen auf die Arabesken des Teppichs gerichtet, zurück.

„Und mit all' diesen Menschen lebe ich nun schon seit Jahren zusammen," sagte sie halblaut „frühstücke und dinire und trinke Thee mit ihnen, plaudere je nach ihren Mitteln und Fähigkeiten über diese oder jene Trivialitäten, bis mich plötzlich eine so grenzenlose Ermüdung ergreift, ein so trostloses Gefühl von eigentlicher Geistes- und Herzenseinsamkeit, daß ich schreien könnte! — Ach! da sind ja aber noch Sie!" fuhr sie plötzlich aufschauend in einem ganz veränderten Ton fort, indem sie vor dem Doktor stehen blieb und die Arme unter der Brust verschränkte. „Werde ich denn nun endlich erfahren, warum Sie die Schatten der Vergangenheit heraufbeschworen, und die uns beiden bekannten Scenen so ausführlich erzählt haben? Dachten Sie mich durch die Erinnerung daran zu rühren, oder glaubten Sie, meine Vergangenheit spuke noch in die Gegenwart hinüber?"

Digitized by Google

„Vielleicht beides," erwiderte er.

„Orakelhafte Antwort," rief sie spöttisch „aber wenn Sie es dachten, so irrten Sie sich. Wenn auch die alte Narbe noch bei einer schonungslosen Berührung brennt, so ist es doch eben nur die Narbe, welche sich über der Wunde längst geschlossen hat. Wenn wir lieben, sehen wir nicht die Grenzen solcher Naturen und die Täuschung ist entsetzlich schmerzlich. Das liegt aber weit in der Vergangenheit, denn wenn man den Schmerz überwunden, darf man sich nicht mehr zur Bitterkeit hinreißen lassen, sondern muß sich sagen: Er hat nach den Gesetzen seiner Individualität gehandelt, die ihn nicht weiter gehen ließ. Gerade so, wie es mir unmöglich war, vorsichtig, lebens- und weltklug zu handeln in Dingen, wo mein Herz und meine Leidenschaft sprach, gerade so unmöglich war es ihm, Alles für Alles einzusetzen. Er war tief, dieser geistvolle, gebildete Mann, aber er war nicht groß. Ich ließ mich anziehen, blenden von der problematischen, glänzenden Zerrissenheit und sah erst zu spät, daß er keinen Charakter, keinen Muth, keine Thatkraft hatte."

„Sie gelangten rechtzeitig zu dieser Erkenntniß und zur kühlen Objectivität, gnädige Frau, denn schon nach sechs Monaten verlobten Sie sich mit Ihrem jetzigen Gatten."

„Also auch das verlangen Sie noch zu wissen, Herr Doctor, bevor Sie sich herablassen, mir die gewünschte Aufklärung zu geben?" sagte sie bitter. „Aber ich bewundere, daß ein solcher Seelenanatom, wie Sie, dieselbe noch braucht. War es denn nicht begreiflich, wenn ich nach den gemachten Erfahrungen erstens das Haus meines Onkels zu verlassen, und zweitens einen tüchtigen Berufsmenschen zu heirathen wünschte, eine ruhige, prosaische, uncomplicirte Natur, die man um's Himmelswillen nicht geistreich nennen konnte, einen Mann, der sein Leben energisch und kraftvoll zu seinem und Anderer Heil zu leben wußte, den aber niemand „bedeutend," „tief" „eigenthümlich" zu nennen berechtigt war? Mußte ich nicht, nachdem mir die glänzenden Phrasen so theuer zu stehen gekommen waren, eine charaktervolle Einseitigkeit und Festgegründetheit doppelt schätzen?"

„Und was haben Sie diesem Mann, der sein Leben kraftvoll und energisch zu seinem und Anderer Heil zu leben weiß, zum Lohn dafür gegeben, wie haben Sie es ihm gedankt, daß er in blinder Vergötterung vor Ihnen kniet und die flüchtigste Laune, die durch Ihren Kopf zieht, erfüllt?" fragte er.

Sie zuckte unwillig zusammen, und eine Röthe überflog ihr Antlitz.

„Was wagen Sie?" fragte sie mit unterdrückter Heftigkeit. „Wie können Sie sich überhaupt erdreisten, von meinen Beziehungen zu meinem Manne zu sprechen, was kümmert es Sie überhaupt, wie wir Beide miteinander stehen?"

„Mehr als Sie denken," erwiderte er mit einem düsteren, schmerzlichen Ausdruck, „denn wenn Sie eine gute Frau wären, stände ich nicht an dieser Stelle, und hätte es nicht nöthig gehabt, das Bild Ihrer Vergangenheit zu entrollen, Ihnen zu zeigen, was für ein großdenkendes, wahrhaftiges Mädchen Sie einst gewesen sind. Wenn Sie eine gute Frau wären, für die das Natürlichste, Innigste kein leeres Wort ist, die nicht von Selbsterkenntniß zu Selbstbetrug sich verirrt hätte, nie mehr würden wir uns von Angesicht zu Angesicht gesehen haben!"

Digitized by Google

„Ach so, der getreue Eckart muß doch in seiner Rolle bleiben, und diesmal gilt die Warnung mir. Aber da das lang zu werden verspricht, erlauben Sie wohl, daß ich mich noch einmal setze!"

Mit diesen Worten ging sie an den Kamin zurück, rollte ihren Stuhl näher heran und stützte die kleinen Füßchen auf das niedrige Gitter. Der Doctor folgte ihr und nahm seinen alten Platz ein.

„Es ist unnöthig, daß Sie mich mit Spott überschütten, gnädige Frau," sagte er trocken, „von dem was ich zu sagen habe, lasse ich mich dadurch doch nicht abhalten, und da Sie mein stummes Eingreifen nicht haben verstehen wollen, müssen wir uns schon einmal klar auseinandersetzen."

„Herr Doctor —"

„Bitte unterbrechen Sie mich nicht, und verlangen Sie auch nicht, daß ich in dieser Stunde die sorgfältig filtrirte Weltsprache spreche. Ich habe ja schon einmal Ihre Seele nackt gesehen und bin darum wohl dieser gesellligen Schicklichkeit überhoben."

„Nun das ist allerdings eine Einleitung, die viel verspricht."

„Als ich vor zwei Jahren in die Heimat zurückkehrte," fuhr er fort, „und Sie als Gattin eines braven Mannes und Mutter eines reizenden Kindes wiederfand, bewunderte ich mit der rein künstlerischen Unbetheiligtheit, deren man zu gewissen Zeiten fähig ist, die ästhetische Schönheit Ihres Lebens, wie dasselbe sich aus Kampf und Wirrniß, die in sich wiederum ihre Berechtigung, ihre Wahrheit, ihre Schönheit hatten, zu Harmonie und Frieden gestaltet hatte. Es war leider nur ein Schein. Ein Fremdling in den Kreisen, in denen Sie lebten, und deren Interessen Sie nicht theilten, unverstanden von dem praktischen Mann Ihrer Wahl, unausgefüllt selbst von Ihrem Kinde, suchten Sie Ihren geistigen Bedürfnissen in schonungsloser Weise gerecht zu werden. Einer Frau, so schön und geistreich wie Sie, wäre es ja ein Leichtes gewesen sich einen Hof von Anbetern, Schmeichlern, Sclaven zu verschaffen, aber diesen Ehrgeiz der kleinen niedrigen Seelen kannten Sie nicht. Dafür trugen Sie sich immer noch mit dem Gedanken an Ihr versunkenes Götterbild und suchten in einem Menschen den zu entdecken, der Sie durch seinen Werth den Skepticismus verlieren ließ, dessen Freudlosigkeit Sie so schmerzlich deutlich empfanden. Mit diesem Wunsch verbanden Sie eine Bereitwilligkeit, sich schnell zu enthusiasmiren und eben so schnell abzukühlen, wenn Sie nichts mehr zu errathen und zu enträthseln hatten. Daß die armen jungen Leute, die das Object zu diesen Experimenten hergaben, deren unverfälschte Empfindungen Sie unter die Lupe legten und nachher bei Seite warfen, ihre Unbefangenheit, ihr Herz und zuweilen beinah ihren Verstand bei dem Spiel verloren, das ging Sie ja nicht an! Was kann das Licht dafür, wenn die dumme Motte hineinflattert? Und es kamen ja immer neue und das Schauspiel war so unterhaltend, und Sie blieben immer auf der kühlen Höhe Ihrer Empfindungen und lachten, ein wahrer Liebes-Nero über den selbst entzündeten Brand! — —"

„Könnten Sie nicht Ihre klassischen Beispiele bei Seite lassen und lieber deutsch reden, Herr Doctor?"

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau. Die gefährlichste Spielart unter der weit verbreiteten Genossenschaft der Coquetten ist die geistige. Eine Frau, die mit

Digitized by Google

ihrer schönen Gestalt, ihren hübschen Augen, ihren weißen Armen coquettirt, nun ja, sie kann uns fatale Tage, Wochen, ja selbst Monate bereiten — aber mehr nicht. Wenn aber eine feurige, hochbegabte, großartige Natur, die zugleich sinnig, umrahmt von leicht und anmuthig beweglichen Gefühlen ist, und Philosophie genug besitzt, aus Allem was sie erfaßt, ein plastisches Ganze zu gestalten, uns in ihren Zauberkreis zieht, — wenn sie uns eine Zeit theilnehmen läßt an ihrem inneren Leben, den Inbegriff ihrer Qualitäten vor uns entfesselt, und zuweilen als ein Bild herrlichsten Aufschwungs, schrankenloser und idealer Erhebung vor uns steht, — wenn diese Frau dann zum Ueberfluß noch schön ist wie der Traum eines Dichters: dann entsteht eine jener Leidenschaften, die nur mit unserem Leben enden! — Eine solche geistige Coquette, Frau Görne, sind Sie!"

Wieder zuckte sie zusammen, und ihre Rechte vergrub sich in dem rothen Sammetpolster des Sessels.

„Das ist stark!" rief sie. „Aber ich vergaß, Sie haben ja immer die großen Worte geliebt."

„Ich habe lange nach einem andern gesucht," erwiderte er leise, „ich fand es nicht. Unsere Sprache ist so arm, daß wir in diesem Fall bei einer fremden borgen müssen."

„Und Sie meinen, daß es wirklich für mich paßt?"

„Ja," sagte er, und der Ton seiner Stimme wurde wieder härter, „nur zu gut. Einige Ihrer Opfer hatten noch so viel Besinnung und Selbsterhaltungstrieb, daß sie sich aus dem Feuerkreis entfernten, ehe es zu spät war, den jungen Philologen, dessen Schicksal ich wurde, wie Sie vorhin so spöttisch bemerkten, habe ich beim Schopf gefaßt und halb mit Gewalt fortgerissen, heut jedoch traf ich meinen Freund Vehling und mit dem stand die Sache ernster."

„Endlich," murmelte sie und richtete sich aus ihrer lässigen Haltung auf, während ihr Blick zu dem Gemälde über dem Kamin schweifte.

„Nicht wahr, sie ist ansteckend, die tiefe Melancholie dieses Bildes?" fragte der Doctor, indem er mit der Hand darauf hinwies. „Man sollte meinen, die junge Künstlerhand, die es malte, hätte eine eigene tiefe Herzenserfahrung hineingelegt; und ich glaube, dem ist auch so. Schon seit der Zeit, in welcher er diese Composition entwarf, ging mit Vehling eine große Veränderung vor, und wenn auch seine Kunst davon profitirte, denn seine Malerei verdiente Seelenmalerei genannt zu werden, so litten Körper und Geist doch schwer unter der Unnatur eines freundschaftlichen Bündnisses, das abzustreifen er nicht die Energie hatte. Ich für meine Person hätte ihn aber lieber in den groben Netzen einer eitlen Schönheit, oder in den unsaubern Tiefen einer niedrigen Liaison gesehen, als umstrickt von diesen feingeistigen Beziehungen, die nicht wie jene zu zerreißen waren. Als ich aber neulich in seiner Abwesenheit seine Skizzenbücher durchblätterte und darin immer denselben Kopf, der etwas Schöneres noch als ein schöner Frauenkopf war, in hundert verschiedenen Auffassungen und Stellungen wiederfand, sah ich darin ein avis au lecteur, und beobachtete ihn schärfer. So kam es, daß ich heut bei diesem grauen, lichtlosen Selbstmordwetter zunächst an meinen Freund Vehling dachte und ihn aufsuchte. Er setzte gerade seinen letzten Willen auf, als ich kam,

Digitized by Google

und die Pistole, mit der er sich eine Kugel durch den dummen Strubelkopf jagen wollte, lag schon auf seinem Schreibtisch."

„Das ist nicht wahr!" rief sie aufspringend und streckte beide Hände abwehrend gegen ihn aus, „das ist nicht wahr!"

„Ich lüge nie, am wenigsten, wenn es sich um solche Dinge handelt," erwiderte er und erhob sich ebenfalls. „Wenn Sie aber annehmen, gnädige Frau, daß dieser sein Entschluß in einem unhöflichen Widerspruch zu dem Billet stand, das er Ihnen heute geschrieben und worin er Ihnen seinen Besuch angesagt hatte, so irren Sie. Es war sein fester Vorsatz, noch einmal Armida's Zaubergarten zu betreten, noch einmal das galvanische Verschmelzen der Seelen zu genießen und sich die letzte Stunde von Ihrem kleinen Sensenmann dort oben in die Ohren bimmeln zu lassen. Wer weiß, vielleicht hätte er auch angesichts des Todes eine kühnere, überzeugungsvollere Sprache gesprochen als bisher; und da ich sein Leben zu erhalten und Ihr Herz nicht dieser Feuerprobe auszusetzen wünschte, wusch ich ihm tüchtig den Kopf, bewies ihm mit unserm alten, herben, gewaltigen Benedictus, daß der Mensch nach dem Gebote der Vernunft zu leben, sein Sein zu erhalten hat und schickte ihn nach Italien." —

Sie hob den gesenkten Kopf empor und schaute ihn an. — Wie so schnell umgewandelt erschien ihr Antlitz, — wie war der Ausdruck der Kälte gewichen und hatte dem hülfloser Angst und tödtlichen Grauens Platz gemacht!"

„O mein Gott!" sagte sie, „das ist furchtbar, und ich hatte keine Ahnung von solcher Möglichkeit! War er doch immer so respectvoll, so zurückhaltend und außerdem der Einzige, mit dem ich in meiner Sprache reden konnte, der Einzige, der mich verstand! Unter den anderen Menschen gehe ich wie ein Schatten um, denn wenn sie auch für die äußeren Erlebnisse ein williges, freundliches Ohr haben, so bleibe ich doch stets einsam, einsam in Bezug auf jene unberechenbaren seelischen Nüancen und Bedürfnisse."

„Es giebt eine Einsamkeit, die gesund ist, Seele und Gemüth kräftigt, verinnerlicht und selbständig macht. Ich habe darin immer eine Gymnastik unserer Seele gesehen, die einer Frau besser ansteht, als diese Freundschaften mit jungen Männern, welche nur gar zu leicht in's Colorit der Liebe spielen und den eigenen Mann auf eine schnöde Weise beeinträchtigen."

Sie trat plötzlich ein paar Schritte näher an ihn heran, mit einer Leidenschaft, die selbst seine eiserne Ruhe erschütterte.

„O über den weisen, billig denkenden Mann," rief sie mit zitternden Lippen, „der selbst hinter dem warmen Ofen sitzt und über das frierende Elend da draußen behaglich philosophirt! O, über die spottwohlfeile Schulweisheit, mit welcher der Glückliche dem Unglücklichen Besonnenheit und Mäßigung predigt! Sie haben ja eine Mutter und Schwester, die Ihnen Ihre Jugend, Ihr Mannesalter verschönt haben, und zum Ueberfluß sind Sie frei, frei von jeder Fessel! Was wissen Sie von den Heimatlosen, die immer nur in der Fremde gelebt, den Strom des Glückes in der Ferne haben rauschen hören, und deren lechzende Lippen nie ein Tropfen erquickte? — Und wenn man schließlich geistig erstarrt an den Schranken seines Wesens steht, wenn man sich sagt, so kann es nicht fortgehen, und es muß noch eine Art Surrogat für das verlorene Glück geben, so hat man ein Recht, danach

Digitized by Google

zu suchen. Ich war ja auch vorher nicht glücklich gewesen im Hause meines Onkels, aber ich war angeregt, interessirt von den Bewegungen um mich herum, am meisten von meiner noch zu gestaltenden Zukunft. Nun aber, als es nichts mehr zu erwarten, zu erhoffen gab, als sich ein Tag wie der andere unter diesen steifen, materiellen Menschen abspann, ward ich so gründlich abgeregt, so indifferent, und ich griff zu allen Mitteln, um aus dieser Lethargie herauszukommen, begann nach sympathischen Menschen zu suchen, denen die Grazien der Seele nicht fremd sind. War das Sünde?"

„Sie haben ja gesehen, wohin es geführt hat."

Sie schauderte zusammen und legte einige Secunden die Hand über die Augen.

„Ja," sagte sie, mehr zu sich selbst, als ihm, „und darum werde ich auch darauf verzichten. Es wird ja eine Zeit anbrechen, wo mit dem Alter auch Ruhe kommt, auch verhältnißmäßiges Behagen, aber was ist das? Weiter nichts als ein Absterben der Kräfte. Doch wozu sage ich das Ihnen!" sagte sie plötzlich wieder in einem ganz anderen, leidenschaftlichen Ton und trat so dicht an ihn heran, daß der warme Hauch ihres Mundes ihn berührte und die dunkeln, feindseligen Augen sich förmlich in die seinen bohrten. „Die Neugier des Anatomen ist ja wohl gestillt, und sein Messer hat die Geheimnisse meiner Seele schonungslos bloß gelegt, denn diesmal kam ihm nicht der Zufall zu Hilfe. Es bleibt mir nur noch übrig, zu erfahren, mit welchem Recht Sie in mein Leben eingegriffen und mir so schonungslose, unbarmherzige Dinge gesagt haben?"

Er war auf die letzte Wendung so unvorbereitet, daß er nur mühsam wiederholte: „Mit welchem Recht"?

„Ja," erwiderte sie, „ich bin doch begierig zu wissen, worauf sich der kalte, harte, moralische Mann stützt, und wie er dazu kommt, ein Weib, das ihn wissentlich nie beleidigte, so tief in den Staub zu treten. War es verletzte Eitelkeit? Konnten Sie es mir nicht vergeben, daß Sie sich einen flüchtigen Sommertag für mich interessirt hatten und ist die Rache, die Homer jawohl die Leidenschaft der Götter nennt, wirklich so süß? — "

Er hatte den Kopf abgewandt, um den Blick ihrer Augen zu vermeiden, aber an dem zitternden Klang ihrer Stimme hörte er es, daß die Augen in Thränen standen.

„Sie haben meinem Mann vielleicht einen Dienst zu leisten geglaubt," begann sie nach einer kurzen Pause gefaßter, „aber ich verstehe nicht, was Sie dazu trieb, denn kein Freundschaftsband, keine Pflicht, keine innerliche Beziehung knüpft Sie an denselben. Wie durften Sie es aber dann wagen, das Haus eines Ihnen nur gesellschaftlich bekannten Mannes zu betreten und die intimsten Beziehungen, die zu seiner Frau, so schonungslos zu kritisiren?"

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und antwortete leise und abgebrochen.

„Sie vergessen . . ., daß Vehling . . . . mein Freund" . . Sie lachte bitter auf.

„Den hatten Sie ja glücklich aus Armidas Zaubergarten gerettet, Sie getreuer Eckart. Warum ließen Sie sich nicht daran genügen, warum kosteten Sie

Digitized by Google

Ihren Triumph den Abend über so grausam aus, warum zeigten Sie mir wie in einem Spiegel all' die herrlichen Blumen, die einst in dieser großen Wüste blühten?" und damit drückte sie beide Hände auf die ungestüm wogende Brust.

„Weil ich Sie künftig vor ähnlichen und noch schlimmeren Erfahrungen bewahren wollte, weil —" er stockte, biß sich auf die Lippen und brach jäh ab.

„Aber was geht das Sie an?" rief sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, während sie ihm starr in die Augen schaute. „Wissen Sie wohl, daß, wenn ich jenen Mann, oder irgend einen andern wirklich geliebt hätte, ich um vieles glücklicher, unschuldiger und menschlicher in meinen Augen sein würde, als ich es jetzt bin, daß selbst der Fehltritt eines heißen Menschenherzens mir gegen die verödete Beschaffenheit meines Gemüths und die eisige Kälte, in der ich zu vegetiren verurtheilt bin, beneidenswerth erscheint?"

„Doris!" rief er, und er rief es schaudernd, denn ihre Augen glühten unheimlich wie die Augen einer Verdammten.

„Nicht wahr, es ist häßlich dergleichen Dinge zu hören? auch kamen sie noch nie über meine Lippen, aber ich dachte oft, wenn der Teufel des Le Sage, welcher Dächer abhob, meine Hirnschale heruntergenommen und einen Blick auf die Dämonen gethan hätte, welche mein Kopf ausgebrütet, auch seine Höllenrechnung wäre übertroffen worden! Wie sagten Sie doch vorhin bei der wissenschaftlichen Zerlegung meines Selbst? „Wenn diese Frau dann noch schön ist wie der Traum eines Dichters, dann entsteht eine jener großen Leidenschaften, die nur mit unserem Leben enden!" Ich aber verfluche diese Schönheit, denn sie hat mich in's Elend gebracht."

Er sah sie voller Zweifel und Entsetzen an, unfähig auf den gedämpften, aber erschütternden Ausbruch ihrer Leidenschaft zu antworten. Die schöne Frau aber legte auch die andere Hand auf seinen Arm und fuhr, ihm immer starr in das Gesicht sehend, fort:

„Schon im Hause meines Onkels, wo meine nicht hübschen Cousinen mich beneideten, meine Tante mich aus mütterlicher Eifersucht zurücksetzte, war diese Schönheit mein Unglück. Sie isolirte mich, trug mir unverdient harte Beurtheilung ein, und diese wiederum trieb mich, desto schroffer meine Eigenthümlichkeiten und den unbezähmbaren Hochmuth meines Geistes zu entwickeln. Mit einem Durst nach Liebe, der nie gestillt wurde, mit einer quälenden Sehnsucht nach einem Gefährten meines inneren Lebens, bin ich aufgewachsen und endlich jenem Manne begegnet, bei dem ich die süße Gewohnheit des Verkehrens von Geist zu Geist, von Herz zu Herz kennen lernte. Ich bin eine unabhängige, selbständige Natur, aber wenn eine solche sich mal in süßer Abhängigkeit gebeugt hat, dann empfindet sie auch viel intensiver das Glück einer solchen Beziehung und vermißt es bitter, wenn es ihr genommen. Wie geschärft aber wurde dies Gefühl durch den demüthigenden Gedanken, daß ihn doch hauptsächlich meine äußere Gestalt, nicht aber das, was wirklich gut und liebenswerth in mir war, gezogen hatte! Denn wenn es anders gewesen, wie hätte er mich so feige aufgeben und nie wieder nach mir fragen können?"

Er wäre vielleicht von ihr zurückgetreten, oder hätte ihre Hände von sich abgestreift, wenn er nicht das Zittern ihres Körpers gefühlt und ein wildes, verzehrendes Feuer in den, immer noch starr auf ihn gerichteten Augen bemerkt hätte.

Digitized by Google

„Nach dieser furchtbaren Enttäuschung gab ich meinem Mann, der lange um mich geworben hatte, das Jawort. Ich behauptete nie ihm oder Anderen gegenüber, ihn zu lieben, aber das Haus meines Onkels war mir nach jener Katastrophe unerträglich geworden, und ich glaubte im eigenen Heim mich angenehm und nützlich machen zu können. Es war eine wilde Flucht nach einem trügerischen Rettungshafen, denn die Ungleichheit unserer individuellen Naturen ließ sich nicht ausgleichen und bald erhob sich der alte Kampf der Empörung in mir. Auch dieser Mann sah in mir nicht die Gefährtin seines Lebens, sondern nur den Stolz seines Hauses, die schöne Frau, die er sich mit einer religiösen Formel gekauft hatte, und wie eine Sklavin schmückte! Gewiß, er ist ein braver Mann, der mir nie ein hartes Wort sagte, der mich mit Schmuck, schönen Kleidern und allem äußern Luxus überhäufte, aber nach dem unkörperlichen Theile meines Lebens niemals fragte! So gingen wir Jahre lang nebeneinander, ein correctes Ehepaar in den Augen der Welt, ein glückliches sogar in den seinen, — für mich ein Hohn auf alle Gefühle, welche eine Ehe rechtfertigen und zum Segen machen. Und immer noch träumte ich von einem seelenvollen Menschenglück und immer noch suchte ich nach einer echten, wahren Liebe!"

Das Gesicht des Mannes war aschfahl und seine breite Brust athmete mühsam und schwer.

„Damals begann ich nach einem Freund zu suchen, der an den göttlichen Funken in mir glaubte und den Bedürfnissen meines Geistes genügte. Unter den kleinlichen, beschränkten Frauen fand ich keine, die mir zu helfen im Stande gewesen wäre, wohl aber hoffte ich einigemal, einen solchen in bedeutenden Männern gefunden zu haben." —

Sie zog ihre Hände rasch von seinem Arm und preßte sie krampfhaft zusammen, während in ihrem Gesicht, das sich furchtbar veränderte, und in ihrer hochaufgerichteten Gestalt alle so lange niedergehaltenen Gefühle losbrachen.

„Es war meine letzte Illusion, die mir das Leben schonungslos nahm. Die Männer, welche mich erst glauben machten, daß ich die Theilnehmerin ihrer Gedanken, die fördernde Beratherin ihrer intellectuellen Interessen sei, sie endeten alle damit, daß sie das schöne Weib in mir bewunderten, umwarben, begehrten! Sie sehen mich in dieser Stunde in meinem ganzen Stolze! Verstehen Sie jetzt, warum ich diese Schönheit wie einen Schmach- und Schandfleck ansehe?" Und während sie so sprach, schlug sie mit der geballten Hand auf die herrliche Brust, als wollte sie sich selbst zertrümmern.

„Von da ab begann ich mit den Thoren zu spielen, wie sie es verdienten;" fuhr sie mit blitzenden Augen fort, „ich entlockte ihnen die paar interessanten Töne, die sie besaßen, und warf sie nachher bei Seite. Ich kann nicht sagen, daß ich dadurch noch in meiner eigenen Achtung gesunken wäre, aber vielleicht war ich schon zu treulos gegen mein besseres Ich, um noch wo anders eine Selbstberuhigung zu suchen, als in dem Stolz, mit dem ich mich trotzig durch mein Schicksal kämpfte. Ich kann auch nicht sagen, daß ich sehr beschämt und betrübt über Ihres Freundes Vehling Seelenverfassung bin, denn ich habe die reine Flamme seiner Kunst genährt und er hat mir dafür die Beleidigung angethan, mich als sein Modell zu betrachten und mit mir seine Skizzenbücher zu füllen. Alles, was

Digitized by Google

ich sagen kann, ist das, daß weder diese Schicksalsschläge, noch Ihre Vorwürfe und harten Lehren mich retten werden, daß, was ich sah und erfuhr, mir nichts als zweifelnde, ungläubige, verachtende Gefühle einflößte, daß ich Freundschaft für eine Sage, und Liebe für ein Wahnbild halte!"

„Weib!" rief er mit drohender Stimme, „lästere nicht!"

Sie trat einen Schritt zurück und maß ihn mit stolzen Blicken.

„Es ist eine schlichte, tief empfundene Wahrheit, die ich ausspreche. Sie aber können nichts daran ändern, denn es gab nur eine Zauberformel, die mich erlösen konnte, aber ich hörte sie von keines Menschen Lippe.

„Nein," rief er außer sich, „so geht es nimmermehr! Höhere Ziele muß der Mensch haben, wenn sein Dasein nicht nur ein Zustand bewußten Todes sein soll! Warum stehe ich denn an dieser Stelle, warum sprach ich so harte Worte, warum zog ich die Vergangenheit unter der Asche hervor? Weil ich, nachdem ich so viel Glänzendes, Sonniges hingegeben habe, nicht das Letzte, die Poesie meines ganzen Lebens verlieren will."

Ein Zittern, dessen er nicht gleich Herr werden konnte, schüttelte den starken Körper des Mannes und plötzlich trat er dicht an die überraschte Frau heran, ergriff ihre beiden, schlaff herabhängenden Hände und preßte sie bis zum Schmerz.

„Du Kleingläubige! Weil Du vergeblich an falschen Orten nach Liebe gesucht, weil einige Gecken ihren Namen mißbraucht haben, willst Du zum Apostaten an ihr werden!? Ich sage Dir, es giebt eine Liebe, die bittere, verletzende, vorwurfsvolle Wahrheiten im Munde führt und doch in den tiefsten Tiefen eines treuen Menschenherzens wurzelt, eine Liebe, die alles Niedere siegreich bezwungen, und nur das Höchste sich gerettet hat. Es ist das die Liebe, von welcher der Apostel sagt: „daß sie nicht das Ihre sucht," und an diese Liebe verlange ich, daß Du glaubst, denn ich habe ein Recht dazu!" —

Er hatte ihre Hände nicht freigegeben und ihre Augen begegneten sich in einem langen, ernsten, prüfenden Blick! Warum ward es plötzlich so feierlich still in ihm? — warum erschien ihm alles Menschliche so ameisenhaft klein? — warum glaubte er wieder die Lawinen zu Thal donnern zu hören wie in jener unvergeßlichen Stunde? — — — — — — — —

Da stand sie vor ihm wie damals! Durchsichtig bleich waren Stirn und Wangen, die Lippen gleichsam dürstend etwas geöffnet, die feingeschnittenen Nasenflügel dehnten sich, und aus den großen, dunklen Augen sprühten flimmernde Blitzfünkchen. Sie strahlten es zurück, das Glück, welches sie tranken, diese glänzenden Augen und aus ihrer Tiefe wehte ihn der wundersame Unendlichkeitshauch an, das Esoterische, Innerste, nur Geweihten Verständliche, das sich besser noch von Aug' zu Auge als von Mund zu Mund fortpflanzt.

„O Du getreuer Eckart" sagte sie endlich und ihre Stimme hatte den alten, süßen Klang, „wie taub bin ich für Deine Warnung gewesen, und wie war ich blind, blind, blind." —

Jetzt erst ließ er ihre Hände los, wandte sich jäh ab und ging tiefer in das Zimmer hinein.

Wie wir zuweilen in einem kurzen Schlafe Jahre durchleben, so schließt auch ein einziger Blick Gedanken in sich ein, die über unser ganzes Leben ent-

scheiden, Gedanken, die alle bösen Erinnerungen von der Tafel unseres Gedächtnisses wischen, Gedanken, die dem guten Princip zum Triumph verhelfen! Las der ernste Mann, der die Grammatik der menschlichen Seele genau kannte, dies auf dem schönen, gänzlich veränderten Gesicht? Wußte er, der in der stürmischen, getrübten Welle der Menschheit die einzelnen, reinen Tropfen so gut unterscheiden konnte, daß diese Seele von ihrer Vergangenheit für immer losgelöst war? Vielleicht war dem so, denn er verrieth keine Ueberraschung, als sie jetzt zu ihm trat und sagte:

„Es muß für mich nun ein neues Leben anfangen, oder Alles aufhören, denn das alte ist von heut abgeschnitten. Freilich wird es nicht jedem so leicht, eine schöne That zu thun, wie Ihnen, aber ich will versuchen, daß meine müde Seele sich an dem Bilde Ihrer Persönlichkeit aufrichtet und alles Kleinliche, Unzulängliche abstreift. Und ein Monument will ich Ihnen setzen in der Seele meines Kindes, indem ich es nach Ihrem Ebenbilde forme, Sie guter, großer Mann!"

Er schüttelte ernst den Kopf. „Das thun Sie nicht, aber freilich möchte ich, daß nach dieser Richtung hin Ihre Kräfte und Ihr Wollen sich entfalteten. Wie kann eine Frau sich arm nennen, welche über solchen natürlichen Schatz gebietet! Aber das rechte Herz, die rechte Liebe gehört dazu, um etwas Tüchtiges aus einem Menschen zu machen. Und es ist ein seltsames Zeichen unserer Zeit, daß die Frau so sehr auf Kosten der Mutter entwickelt ist, daß sie sich in ihren subtilsten Empfindungen auszuleben verlangt, gar leicht über Mangel an Verständniß klagt, unter der Poesie des Herzens eine grausame Selbstsucht versteckt und ihrem natürlichen, elementaren Beruf, der Erziehung eines neuen Geschlechts so wenig wahre Hingebung entgegenbringt. Ich sollte aber meinen, diese zweite Saite im Herzen eines Weibes müßte eben so schön und voll und rein klingen wie die erste."

Die schöne Frau sah ihn scharf und durchdringend an. „Sie sind ein glücklicher Sohn, Sie lieben Ihre Mutter?"

„Von ganzer Seele!"

„Warum nahmen Sie dann diesen Auftrag an, warum gehen Sie noch einmal nach Afrika?"

Er blieb ihr die Antwort schuldig, und um den Mund bebte und rang es wie eine übermächtige Bewegung.

„Sie sagten ja selbst," fuhr sie eifrig fort, „daß Sie sich müde gewandert, müde gelebt hätten und nach einem kleinen trauten Fleckchen Heimaterde verlangten? Warum erfüllen Sie sich nicht diesen gerechtfertigten Wunsch? Es wäre auch für mich so gut, wenn Sie hier blieben, denn an Ihrer starken Freundeshand würde ich viel sicherer meinen Weg finden als allein." Und während sie so sprach, neigte sie ihm ihr Antlitz zu, das wieder jener räthselhafte Zug, der die Tiefe des Ernstes und das Süße des Lächelns in sich vereinigte, überflog.

Er setzte die Zähne so hart auf einander, daß sie knirschten. „O über die Weiber," murmelte er dumpf. „Börne hat Recht, sie verlangen das Größte und Kleinste zugleich; sie fordern Liebe — und daß man artig gegen sie sei, — eine Million in Scheidemünze."

Sie hatte ihn nicht verstanden, denn das liebliche Gesicht blieb unverändert und ungeduldig, wie ein Kind wiederholte sie:

Digitized by Google

„Warum müssen Sie denn gehen, wenn Sie doch so gern blieben?“

Er ließ seinen Blick über die herrliche Gestalt gleiten und dann sagte er mit einer Stimme, die nicht heftig, aber doch so klar, nachdrücklich und bestimmt klang, daß man sie in einem Unwetter gehört hätte:

„Weil ich ein ehrlicher Mann bleiben möchte, und nicht ganz der kalte Philosoph bin, für den Sie mich halten! — Es hat einen schweren Kampf gekostet, ehe ich mit meinem persönlichen Schmerz soweit fertig wurde, um an die Schmerzen anderer zu denken und dahin gekommen bin, das Leben als eine mühselige Arbeit aufzufassen, auf welche ja, Gott Lob, ein tiefes, traumloses Ausruhen folgt. Das dies keine Phrase ist, bezeugen diese grauen Haare und diese Furchen,“ sagte er, über die breite Denkerstirn fahrend. „Da ich aber mein höchstes Ziel in der Aufgabe sah, Ihr Leben in die Klarheit zu retten, mußte ich vergessen, daß auch ich gern ein klein wenig glücklich gewesen wäre, und mir diese Unterredung mit meiner Verbannung erkaufen. Denn wenn nicht morgen das Meer zwischen uns läge, ich hätte heut nicht gesprochen, ja ich habe sogar aus diesem Grunde meine Abreise nach England um zehn Tage verfrüht.“

Die Flammen im Kamin waren längst erloschen, die Kerzen auf den Kandelabern tief heruntergebrannt, mahnend verkündete der kleine Sensenmann mit seiner silbernen Sichel die zwölfte Stunde. Lange und starr blickte die schöne Frau auf den Doctor, der sich zum Fortgehen anschickte, bis ihre Augen von Thränen überflossen.

„Ja gerettet,“ flüsterte sie; „aber um welchen Preis! — um welchen Preis!“

Und nun stand er vor ihr, mit dem Hut in der Hand, um Abschied zu nehmen. Keinen Abschied wie sein Inneres ihn ungestüm verlangte, Herz an Herz und Mund an Mund, dem Schmerz in Seufzern Luft machend und die Seufzer durch Liebkosungen erstickend — nein, mit einer höflichen Verbeugung mußte er Abschied nehmen, den Seufzer unter einem Handkuß verbergen und Verzweiflung lautlos in der Brust tragen.

„Grüßen Sie Ihr Kind,“ sagte er, „und seien Sie fortan der ganze Reichthum und das Glück Ihrer Angehörigen. Trauern Sie auch nicht müßig über Versagtes, sondern suchen Sie sich Ihr Leben künstlich zurechtzuflicken . . . . Sie haben ja so reiches Material dazu, weil Sie so reich begabt sind.“

„Ich, und immer nur ich!“ rief sie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Aber seien Sie versichert, Sie haben meinem Leben einen neuen Inhalt gegeben und diese Stunde seit mich gegen jede Schwäche.“ Damit ergriff sie seine Hand und zog sie an ihre Lippen.

„Doris!“ rief er erschüttert, „was thust Du? —“

„Was ich muß;“ erwiderte sie, sich stolz aufrichtend, „denn ein Etwas sagt mir, daß wir uns nicht wiedersehen . . . Nein, sagen Sie mir kein Lebewohl, ich hasse das Wort in Ihrem Munde . . .“

Ein Sturm brauste durch das Innere des Mannes, es wurde dunkel vor seinen Augen und ein körperlicher Schmerz riß an seinem Herzen; und dennoch wandte er sich stumm ab und verließ festen Trittes das Zimmer. Ihre Blicke folgten ihm, bis sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, aber dann sank sie wie gebrochen in die Knie.

Digitized by Google

Alle die Götzen auf thönernen Füßen, zu denen sie so lange gebetet, der Mann hatte sie mit starker Hand zertrümmert, und sie zur Selbsterkenntniß gezwungen. Durch sein eigenes, schlichtes Handeln hatte er ihr besser als durch tausend Reden bewiesen, daß das Leben des Lebens Probe ist, die einzig dauernde Befriedigung in der Beglückung Anderer beruht, und der Energische, Tapfere, Muthige bei keinem Schicksal verzweifelt. Und während sie selbstsüchtig nach Glück dürstend es immer auf falschen Wegen suchte, es öfter zu halten wähnte und immer bitterer, immer herber enttäuscht ward, zog er seine einsame Straße der Menschheit nützend und an sein Ideal glaubend, glaubend, selbst als er es mit Erdenstaub befleckt sah. Als aber die entscheidende Stunde schlug, da trat er mit seiner ganzen Persönlichkeit ein, vergaß, daß auch er gern ein klein wenig glücklich gewesen wäre, und brachte ihr sein Letztes zum Opfer. Wie sich ihr die Brust zusammenschnürte, wie sie den Geisterchor zu hören glaubte, der jene düstere Klage sang:

„Hier an der Erde Brust sind wir zum Leiden da." —

Zum Leiden? — So war es denn eine mitleidige Erfindung, ein beschwichtigendes Kindermärchen, ein Traum, der Glaube an ein goldglänzendes Glück?

„Ein Traum?" wiederholte sie halblaut und schaute auf die graue Asche im Kamin, während ein Schauer sie durchfieberte.

Oder nein, gab es doch ein echtes Glück in der unergründlichen Liebe eines großen, reinen Herzens und hatte dieses Glück mit seinem himmlischen Antlitz und strahlenden Lächeln sie einst gegrüßt und war von ihrem eitlen, leicht geblendeten Geist übersehen worden? — — —

Unfaßbare, wechselnde Bilder zogen durch ihre Seele und plötzlich erhob sie sich mit dem Ruf:

„Mein Kind, mein Kind," und verließ das verödete Gemach. Während sie sich aber, zärtliche Worte flüsternd, über das Bett des blonden Krauskopfs neigte, durchschritt ein ernster Mann die einsamen Straßen. Sein Schritt war müde und über seine schmerzverzogenen Lippen glitten abgebrochene Worte.

„O Du Weib meiner Liebe . . . Du meine Liebe selbst . . . Nur Dich zurückreißen von dem Abgrund, an dem Du entlang taumeltest, . . . und dann Gott preisen und sterben."

Plötzlich blieb er stehen. Seine Augen hafteten an dem dunkeln Himmel, den kein Stern erhellte, und wo der Herbstwind schwarze, zerfetzte Wolken in groteskem Spiel vor sich hertrieb. „Wie heißt es doch?" sagte er:

„„Es hat der Mensch, er sei auch wer er mag,
„„Ein letztes Glück und einen letzten Tag

wohl ihm, wenn beides nicht weit auseinanderliegt."

(Ende.)

Digitized by Google

Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875.

Von
Fr. Vischer.
Stuttgart.

I.

Es ist keine Kritik der neueren Faustliteratur, was ich hier der genannten Schrift nachfolgen lasse. Der Hauptzweck ist Selbstvertheidigung gegen Einwürfe, Vorwürfe, Mißverständnisse, welche einem Buche widerfahren sind, das überhaupt kein Glück gemacht hat. Es war das Mühevollste, was ich je geschrieben; freilich ist eben die Sichtbarkeit der Mühe wol die eine der Ursachen, warum es keine bessere Aufnahme gefunden. Gewiß nicht die einzige. Man erwartete eine gefällige, leicht eingehende Arbeit über einen unendlich schweren Gegenstand, und man war enttäuscht, als man sich aufgefordert sah, dem Verfasser auf dornigen Gedankenwegen zu folgen. Darüber ist weiter nichts zu sagen, aber wo man falsch gedeutet, falsch wiedergegeben, wo man mich angegriffen, da darf ich, ja soll ich meiner mich annehmen. Man wird mir Recht, ja Pflicht der Selbstvertheidigung im Felde der Wissenschaft, hoffe ich, nicht bestreiten, auch dann nicht, wenn ich abermals dem Leser neue Mühen zumuthe. Der Sinn und Bau der Dichtung, um die es sich handelt, ist ein für allemal nicht auf kurze, leicht verständliche Formeln zu bringen, die Aufgabe ist und bleibt höchst dialektisch. Dazu kommt diesmal, daß ich es mit Gegnern zu thun habe: ich muß ihnen in ihre Gänge folgen, muß, was gegen mich gerichtet ist, zum Theil aus zerstreuten Stellen ihrer Arbeiten zusammensuchen, ich muß sie zu Worte kommen lassen, darf ihre Meinung nicht, kann sie wenigstens bei verwickelten Punkten nicht verkürzt, in anderen, wenn auch nach bestem Vorsatz sinngetreuen, Ausdruck übersetzt wiedergeben. Da verwickelt sich dann die Dialektik, in deren Netze der Gegenstand an sich schon führt, noch mit den Maschen der Gründe und Gegengründe im Zwiegespräch der Polemik, und so kann es nicht ausbleiben, daß ein nicht einsichtiger, nicht ganz gerechter Leser in manchen langen Auseinandersetzungen der folgenden Blätter ein ermüdendes Gezerre sehen, darüber die Geduld verlieren, ja im Verdruß mir das Recht solcher Gegenwehr lieber ganz abstreiten wird. Ich appellire an Die, welche verstehen. Diese werden erkennen, daß hier mehr vorliegt als Disput, als fortgesponnener persönlicher Zank. Ich gebe auch nachdrücklich zu, daß das Recht literarischer Gegenwehr ein bedingtes ist. Die Sache muß dabei gewinnen, neue Lichter müssen auf den Gegenstand fallen, die schwierige Untersuchung muß, auf einigen Stellen wenigstens, einen Ruck bekommen. Ich darf sagen, daß ich um meinetwillen allein, nur damit dieser Ich Recht behalte, die Fehde nicht führen würde. Findet, wer mir mit der nöthigen Geduld folgt, sich im Verständniß des räthselvollen Gedichtes nicht gefördert, so will ich Unrecht haben.

Lauter bloße Polemik wird man übrigens nicht finden. Wo ich erkenne, daß ich etwas nicht recht gemacht habe, wird man mich zur Einräumung oder auch zum freiwilligen Eingeständniß bereit sehen.

Digitized by Google

Was man aber, wie gesagt, nicht erwarten darf, ist eine Kritik der Schriften und Abhandlungen an sich, die hier in Rücksicht kommen. Mein Zweck ist nur Antikritik der Kritik, welche sie gegen mich richten. Ich gebe hier keine beurtheilende Uebersicht der neuen Faustliteratur, dennoch kann es natürlich nicht ganz ausbleiben, daß auch einige Kritik geübt wird, die nicht blos Antikritik ist, daß über Charakter und Werth der mehr oder minder gegnerischen Schriften an sich ein Urtheil sich ergibt. Auch auf Vollständigkeit ist es nicht abgesehen; ich denke nicht Alles zu berücksichtigen, was seither über Goethe's „Faust" erschienen ist, sondern nur, was Solches enthält, das mir Widerlegung zu fordern scheint, und mein Schweigen über diese oder jene Anzeige, Abhandlung, Schrift will kein Urtheil bedeuten. Das Eine und Andere aus der Klasse von Aufsätzen, die (zunächst wenigstens) in Zeitschriften kamen, werde ich bei Besprechung selbständiger Schriften berücksichtigen, je nachdem es der Zusammenhang bringt.

Ich wende mich zuerst zu G. v. Löper's Commentar:

Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Von G. v. Löper. (Zweite Bearbeitung 1879.)

Seit dem Erscheinen dieses Buches (1871) sollte nicht mehr (mit Dingelstedt) beklagt werden, daß uns immer noch eine Volksausgabe mit kurzen erläuternden Noten unter dem Text abgehe; es gibt in bündigen Einleitungen und Anmerkungen auf Grund umfassender und gediegener Studien alles Wesentliche, das der Leser bedarf, und unterstützt sein Urtheil mit feinen und tiefen Gedanken, denen allerdings die apologetische Tendenz in einem Umfange zu Grunde liegt, mit dem ich nicht einverstanden sein kann. Meiner Schriften über den Faust wird bald freundlich, bald feindlich gedacht; ich werde nicht auf alles Einzelne eingehen, halte es aber doch für Pflicht, bei einigen Ausfällen zum Schilde zu greifen. Ich lege dabei die zweite Auflage („Bearbeitung") zu Grunde.

In der Einleitung zum ersten Theil (S. XIX. u. XX.) wird aus der Entstehungszeit der Schlußscene (1798) ein Beweis geschöpft, daß ich Goethe Unrecht thue, wenn ich in der Stylrichtung, in die er mehr und mehr sich einlebte, der des classicirenden Idealismus, eine der Ursachen davon sehe, daß er auf seinen Faust um seines derben Naturstyls willen anfing in manchen Momenten geringschätzig herunterzusehen, daß er diese Jugenddichtung eine barbarische Composition nannte, und dies offenbar nicht blos wegen der Lücken und Sprünge in der Zusammensetzung, kurz, daß er sich ihr entfremdete und sie endlich in so ungenießbarer Manier fortführte und abschloß. Eben den Styl, den ich verlange, den Styl, der realistisch und doch ganz idealistisch ist, sagt von Löper, habe Goethe in der besten Zeit der Wechselwirkung mit Schiller, in der Zeit der Balladendichtung zu seiner Höhe ausgebildet, und so sei er nun dem Faust zu gute gekommen. Zunächst ist zu antworten, daß jenes Kleinod der Dichtkunst, die Kerkerscene am Schluß, um die genannte Zeit nicht überhaupt erst entstanden ist, sondern ihr Entwurf und ihre theilweise Ausführung unzweifelhaft der Jugend Goethe's angehört. G. v. Löper selbst nimmt an, daß Goethe sie jetzt nur aus Prosa in Vers umbildete; es ist vielleicht mehr anzunehmen, es ist eben so möglich, daß sie bereits in Versen angelegt war, denn nicht der ganze Faust war ja in Prosa geschrieben, nur einige Scenen, wie der Auftritt: trüber Tag,

Digitized by Google

Feld, wo der Dichter mit so gutem Grund die ungebundene Form beibehielt. Nun ist natürlich einzuräumen, daß das Umbilden in Verse kein nur äußerliches Thun ist, aber getragen war er dabei doch von der jugendlichen Vollkraft, aus welcher der erste, herrliche Wurf entsprungen war; in Verse umdichten ist, wie wenig nur ein formelles Geschäft, doch kein Schaffen. Allein ich lege nicht mehr den Werth auf diese Antwort, wie in meiner Schrift S. 64, wo ich bereits auf die frühere Entstehung der Schlußscene (wie der Scene: trüber Tag, Feld) mich berufen habe. Die Valentin-Scene ist ja um dieselbe Zeit, sogar ein wenig später (1800) gedichtet und sie ist ja ebenfalls ein Stück Poesie voll Saft und Mark. G. v. Löper sagt von ihr: „daß ein prosaischer Entwurf vorhanden war, möchte man annehmen wegen des so überaus realistischen Tons und solcher Züge wie der Erwähnung der Sakristei und der Feuerleitern, worin bestimmte vaterländische Erinnerungen gefunden werden". Ich könnte diese Annahme für mich benutzen, es gälte dann für diese Scene, was für die Kerkerscene gilt, und die letztere Hinweisung auf noch nahe liegende locale Reminiscenz ist eigentlich ganz Wasser auf meine Mühle. Allein ich benutze es nicht, ich bin geneigt, die Valentinscene ganz, nach Entwurf wie nach Ausführung, in diese spätere Zeit zu setzen. Ich bezweifle gar nicht, daß Goethe im Alter von 49—51 Jahren in das Geleise des germanischen Styls energisch wieder einfahren konnte, wenn er nur recht wollte, und zwar so, daß nun der Bewegung der Rosse die inzwischen errungene Kunst der Lenkung, die ganze Feinheit der Hand, die Reife des Meisters zu gute kam. Ich habe ja nie gemeint, die hellenisirende Richtung (und die überwachsende Contemplation) habe Knall und Fall Goethe's Feuer abgelöscht. Die Abkühlung ist fühlbar nur in manchen, zwar den Ton einhaltenden, aber für die Forderung des dramatischen Moments zu weichen, dem nöthigen Ausdruck der Leidenschaft nicht genügenden Stellen des ersten Theils aus der späteren Zeit (s. m. Schr. S. 61—63); meine ausdrücklichen Worte hierüber sind (S. 61): „Die Erscheinung ist zunächst nur sporadisch; an manchen Stellen flammt noch in voller Gluth das alte Feuer auf" u. s. w.

Nun sagt von Löper, dem Anscheine nach sehr schlagend, gegen mich: „„Da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopfe"" — „der classicirende Styl hätte es nicht zu sagen gewagt, meint Vischer, aber gerade dieser hat es 1798 gewagt, obschon den Kopf gefüllt mit der Achilleis; im alten Manuscripte konnten diese Verse noch nicht stehen" u. s. w. Für das Letztere wüßte ich zwar keinen Grund, doch das beiseite! Ich antworte: nein! der classicirende Styl hat es nicht geschrieben, sondern der Goethe, der zwar bereits diesem einseitig sich zu ergeben begonnen, aber glücklicher Weise noch manche Stunden hatte, wo er den Marmormeißel weglegte und nach der Palette des A. Dürer, Rubens und Rembrandt griff, wo er nicht Sophokles sein wollte, sondern Shakespeare war. Goethe ist ja nicht = der classicirende Styl, sondern ein Mensch, und dieser Mensch hatte, wie jeder, seine unterschiedlichen Stunden und Stimmungen, konnte vom betretenen Wege ja gar wol zeitweise auf den alten zurücktreten. Aber wann folgte denn die „Natürliche Tochter"? Ich denke, bald genug: 1801 wurde ja der erste Act gedichtet! Und konnte der Goethe, der so alle Kanten des individuellen Lebens ausrundete, glatt strich, wie hier, konnte der an seinem Faust eine Freude von einiger Continuität haben und mit Liebe ihn weiterführen? Daß diese Marmorisirung seines Künstler-

Digitized by Google

gefühls ihn um die Stimmung brachte, seinen Faust endlich fortzusetzen, in's größere praktische Leben zu werfen, das hauptsächlich ist ja meine Klage. Bis zur „Pandora" verlaufen allerdings sechs weitere Jahre, doch muß eine Geschmackswendung um ein Geraumes früher unterwegs gewesen sein, um nun Sprachfrisuren zu lieben, wie „allschönst und allbegabtest" — „Fische, sie wimmeln da, Vögel, sie himmeln da" — „gegliedert schnürten goldne Riemen schleifenhaft" und andere Schnörkelchen, die man mit Valentinsfaust abzausen möchte. — Daß aber den Hochbejahrten endlich doch der alte Humor in seinem Antikencabinet wieder besucht und ihm so frohe Dinge eingibt, wie die komischen Scenen im zweiten Theil des Faust, wie so manches heiterderbe Xenion, das habe ich ja nie verkannt, das ist Goethe's wahre Natur, die sich nicht austreiben ließ und zu deren Unvermüstlichkeit der Genius Germaniens sich die Hände reiben wird voll immer neuer Freude, so oft ihm scheinen wollte, dieser sein geistvollster Sohn sei ihm untreu geworden.

Ich wende mich jetzt zu einer Glosse von Löpers bei den Worten des Mephistopheles: „wir seh'n die kleine, dann die große Welt"; er bemerkt, der Ausdruck sei im vorigen Jahrhundert geläufig gewesen im Sinn: die bürgerliche und die Welt der Höfe, und setzt hinzu: „Vischer hat diesen Ausdruck (S. 59 folg.) völlig mißverstanden". Die hier citirte und so kurzweg censirte Stelle meines Buches bezieht sich aber nicht auf diese Worte des Mephistopheles. Ich habe nie gezweifelt, daß hier wie bei anderen fast oder ganz gleich lautenden Aeußerungen des Mephistopheles, wie: „doch so ist's nicht gemeint, Dich unter das Pack zu stoßen" und (zu dem Schüler): „ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt" einfach an den Unterschied der Gesellschafts-Sphären zu denken ist. Ich begründe ja wiederholt auf diese Stellen den Vorwurf gegen den Dichter, daß er seinen Helden nicht dem klaren Versprechen gemäß rascher auf den größeren Schauplatz geführt habe, um ihn hier *handeln* zu lassen, denn das geschieht ja erst im letzten Acte des zweiten Theils, während in den früheren Acten der höhere Schauplatz zwar betreten wird, aber nicht als Schauplatz handelnden Lebens, sondern nur zu dem Zwecke, das humanistische Bildungsthema in undramatischer, poetisch unerquicklicher Weise des classicirenden und allegorisirenden Styls aufzunehmen. Es sind nicht Stellen des Gedichts, sondern eine Stelle in einem Briefe Goethe's an A. E. Schubarth, worauf sich bezieht, was von Löper als völliges Mißverstehen bezeichnet. Dort schreibt Göthe: „daß man sich dem Ideellen nähern und zuletzt darin gefallen werde, haben Sie ganz richtig gefühlt, allein meine Behandlung mußte ihren eigenen Weg gehen, und es gibt noch manche herrliche reale und phantastische Irrthümer auf Erden, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren dürfte". Nun, von diesem „*gemein*" sage ich (S. 59 ff.), es könne sich unmöglich „*blos*" auf die Schlichtheit der Verhältnisse in Faust's erstem Lebensgang beziehen; „Goethe kann Gretchen nicht gemein nennen, auch Valentin nicht; es muß auf die Behandlung gehen" u. s. w. Man sollte denn doch nicht übersehen, daß durch das Prädicat „gemein" in dieser Briefstelle etwas hinzutritt, was in den Gedichtstellen, welche einfach die Sphären der Gesellschaft durch klein und groß unterscheiden, nicht enthalten ist, daß Goethe zu der Zeit, als er den ersten Theil schrieb, ein solches Prädicat in einem Briefe darüber sicherlich nicht gebraucht hätte, daß vielmehr erst der hochadelige Stylbegriff des Goethe von 1820 ihm eingeben konnte, statt: die

Digitized by Google

kleine Welt im ersten Theil zu setzen: der gemeine erste Theil. Zweifelt Herr von Löper, ob ich die Gedichtstellen einfach in dem Sinne nehme, den er wie Jedermann darin findet, so möge er nur z. B. S. 163 meines Buches nachlesen.

Völlig verdutzt stehe ich vor einer Anmerkung zum Gespräch des Mephistopheles mit dem Schüler; Stelle über die Medicin:

Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Punkte zu kuriren u. s. w.

Hierzu Glosse: „Der Sinn ist: Das ewige Klagen der Frauen läßt sich in so vielen Fällen (in der Regel, tausendfältig) aus einem Punkte, d. h. auf dem Wege zum Herzen kuriren" u. s. w. Da sind drei Fälle möglich. Entweder diese Deutung ist ein Scherz; kaum denkbar, der Verfasser nimmt es doch durchaus ernst mit seiner Aufgabe. Oder er berücksichtigt lesende Unschuld und will ihr Augenmerk in's Unverfängliche ablenken; auch nicht denkbar, denn dann hätten gar manche Stellen im Texte selbst, die eine unschuldige Deutung schlechtweg nicht zulassen, geradezu gestrichen werden müssen. Oder er versteht die Satansworte wirklich so harmlos, wie die Glosse besagt; dann würde die Frage, wie er damit die folgenden, unmöglich harmlos zu verstehenden, reimt, und wie gewisse Verse und Situationen in der Walpurgisnacht. Da es doch fast scheinen will, es gebe keinen Ausweg, solche Deutung zu begreifen, als diesen dritten, so will mir die Vorstellung auftauchen: es könnte eine Art von Pietät geben, welche nicht zuläßt, daß der Dichter selbst durch den Mund des Teufels etwas Frivoles sage, und welche über den Widerspruch mit anderen Stellen, der bei so zarter Scheu entsteht, einfach hinwegsieht. Damit wäre ein gewisser Anhalt gegeben, auch das Zurechtlegen so mancher Partieen im zweiten Theil, die nicht unkeusch, aber unerquicklich und geschmacklos sind, begreiflicher zu finden. Ist aber auch diese dritte Auffassung unzulässig, so befinde ich mich einfach rathlos im Dunkeln.

Was ich früher und später gegen die Brockenbesteigung vorgebracht, dagegen sagt v. Löper (LXII), meine Unzufriedenheit komme wol daher, daß ich unbewußt das Ideal einer philosophischen und bürgerlichen Tragödie in mir trage, während Goethe eine aristophanisch-phantastische schuf; ich scheine dem reinen Humor darin und der Freude am Bildlichen, auch wenn es keine symbolische Bedeutung hat, weiter nichts als das Bild bezweckt, zu wenig gerecht zu werden. Dies heißt denn doch meiner Kritik wenig gerecht werden. Ein wahrhaft poetisches Bild trägt seinen Sinn so in sich, daß man ihn von selbst mitempfängt, wenn man es genießt. Das Bild darf darum, weil ganz Bild, nicht leer, nicht müßig sein. Es mag allenfalls nur episodisch fungiren. Ich habe dem Dichter heitere, ihren Sinn in sich tragende Anschauungsbilder, wenn auch sehr nur Episoden, immer zu gute gehalten. Die Scene in Auerbach's Keller z. B. ist entbehrlich; sie erfreut darum nicht minder und man erinnert sich wohl, wie ich mit den allegorischen Erklärungsphilistern gefahren bin, die ihr literarischen Geheimsinn unterlegen. Es steht schlimm mit Dem, der das Bildliche nicht als reines Bild genießen kann; er ist für die Poesie, die Kunst verloren. Ist aber ein Bild nicht mit seinem Sinn gesättigt, ist er ihm nicht immanent, dann ist es etwas Anderes, dann beginnen die Erklärungsmühen; ist er ihm dagegen zwar immanent, aber besonders reich, tief, weitzeigend, dann beginnt

Digitized by Google

nach dem ersten, rein poetischen Eindruck, die Arbeit, ihn zum Zweck gedankenmäßiger Klarlegung herauszuziehen. — Ebenso habe ich phantastische mythisch-sagenhafte Motive im Faust stets für ganz zulässig erklärt, habe ausdrücklich gesagt, in dem Zerstreuungsleben, in welches Faust nach der Flucht aus Gretchen's Nähe von Mephistopheles geschleppt werden muß, damit er sie und ihr Loos vergesse, sei Dämonisches, Geisterhaftes nur ganz natürlich gegeben. Bürgerlich kann man nicht nennen, was ich für die Fortsetzung des Faust immer verlangt habe: großen politischen Schauplatz, man verstände denn unter bürgerlich eben wieder die Ausschließung des Phantastischen, des Mythischen, die mir also vielmehr gerade nicht beifällt. Für den Moment, wo sie nach Valentin's Ermordung steht, fordert nun aber die Handlung vorerst doch offenbar das Bild eines naturgemäßen psychologischen Hergangs. Faust muß sich um Margareten's Schicksal kümmern und Mephistopheles — etwa nachdem er, dem Carlos in „Clavigo" ähnlich und mit Anschluß an das Volksbuch, ihm den Gedanken an eine Heirath auszureden gesucht —, muß, da dies nicht verfängt, glänzende Mittel ergreifen, ihn drastisch zu zerstreuen. Schon dies, daß Faust zu Anfang der Brockenscene die Unglückliche glattweg vergessen hat, ist ein Sprung aus allem innern Zusammenhang heraus; die nachfolgende Gewissens-Vision, die Erscheinung von Gretchen's Todtenbild, dieses Meisterstück der Poesie voll erschütternder Gewalt, dürfte den Charakter des unvermittelt Plötzlichen natürlich nicht verlieren, er bliebe aber hinreichend bewahrt, wenn zwischen jenes von mir verlangte Gespräch und diese Erscheinung einige starke Scenen eingeschoben wären, die zu Faust's Zerstreuung dienen sollen. Was nun diese, die Zerstreuungen betrifft, in welche Faust gezogen wird, so kann doch wahrhaftig der ekelhafte Tanz mit nackten Hexen der poetischen Forderung nicht genugthun. Freilich ist zu vermuthen, daß das stellvertretende Symbol für die betäubenden Reize, die hier eintreten sollten, eigentlich in die Lilith gesteckt ist; dies ist aber ein rein momentanes, ganz unentwickeltes, obscures, commentarbedürftiges Bild. Was einen Mann wie Faust in solchem Moment allein zerstreuen kann, das sind Glanzerscheinungen voll Reiz und mit trügerischen Scheinlichtern von Geist ausgestattet, wie er sie noch nicht kennt, das ist eine Formenwelt, deren ästhetischer Schein-Adel es begreiflich macht, daß er Gretchen vergißt. Dies ist es, was als dämonisches Trugbild ihm Mephistopheles vorführen müßte und dies leitet auf Helena; sie ist es, die im Puppenspiel Mephistopheles dem Faust zuführt, wie er ein Bürgermädchen heirathen will, eine Teufelin steckt unter der Maske der schönen Griechin. Man wird mir stark einwenden, die Helena sei ja von Goethe dem zweiten Theil vorbehalten und ebenso in der Skizze eines zweiten Theils, wie ich sie einst (Krit. Gänge. Neue Folge Band 1) zu entwerfen versucht habe. Allein hierauf steht mir doch die Antwort frei: da mag der Dichter sorgen; er mag einen Act mit der Valentinscene abschließen, in einem folgenden das Zerstreuungsleben Faust's mit der dämonischen Truggestalt Helena als Mittelpunkt schildern, dann, nachdem Faust in dieser schließlich ein Gerippe umarmt hat, sein furchtbares Erwachen (Trüber Tag, Feld) eintreten lassen, den zweiten Act dann schließen und hierauf seinen Helden durch läuternde Gewissensqualen auf einen Schauplatz bedeutenden Handelns überführen, — er mag dies oder Anderes vorziehen, der Wege gibt es mannigfache, gewiß ist nur, daß Faust's Vergessen durch gefülltere Bilder

Digitized by Google

zu motiviren war. So wenig sei ihm vorgegriffen, daß ich mich selbst bereit erkläre, meine Bedenken gegen das Motiv einer Brockenbesteigung fallen zu lassen. Mephistopheles könnte etwa Faust an seinem Wissenstrieb fassen und ihm große Enthüllungen der Natur und des Bösen auf dem Brocken versprechen, um ihn vom Andenken an Gretchen abzuziehen. Was in den Worten liegt: „Da muß sich manches Räthsel lösen", wäre dann bedeutender zu entwickeln. In den Paralipomena findet sich allerdings ein Stück, worin es in gewisser Art entwickelt wird, nämlich in colossal cynischer und obscöner. Das Fragment von Scene: Satan auf dem Thron, ist wahrhaftig nicht schlecht; in diesen ungeheuren Zoten steckt ja freilich eine Offenbarung über den Untergrund des Bösen: den dunkeln Zug im Menschen zum Schmutz des Urschlamms. Allein der Gestank dieser Scene ist so stark, daß Goethe nie ernstlich meinen konnte, sie sei für das Gedicht verwendbar. Eine Metaphysik des Bösen ließ sich nicht geben, ohne ins Abstracte oder in's grenzenlos Cynische zu gehen. Aber dies war ja auch nicht gefordert; die Handlung verlangte nicht, daß dem Faust die gewünschte Offenbarung werde, das poetische Interesse fiel mit dem, was der Inhalt bedingt, ganz zusammen, wenn der Dichter etwa die Wendung nahm: Mephistopheles verspricht dem Faust Lösung von Räthseln, statt ihn mit den Worten abzulenken: „doch manches Räthsel knüpft sich auf", aber statt sein Wort zu halten, läßt er ihm von Geistern ein verführerisch *schönes* Schauspiel aufführen, das ihn in wahnsinnige Aufregung stürzt, statt ihn zu klären. Dies, irgend ein Motiv dieser Art, irgend etwas, das phantasievoll, traumhaft, geisterhaft sein dürfte, ja müßte, aber den Zusammenhang einhielt, — man darf ja für einen Goethe nicht bange sein, daß er es nicht erfinden könnte, — was immer: nur kein mit Satyren, die aus der Handlung fallen, untermischtes, wenn auch im Einzelnen noch so stimmungsvolles Quodlibet von Genialem und Häßlichem!

Da mich der Zusammenhang auf die Paralipomena geführt hat, so ergreife ich die Gelegenheit, auf eine Stelle darin hinzuweisen, welche zeigt, daß Goethe doch auch Stunden gehabt hat, wo er dem Faust noch eine andre politische Rolle geben wollte, als die eines Herrschers. Ich habe behauptet, das Thema verlange, daß Faust auch als Revolutionär auftrete, v. Löper, Köstlin und Andre haben es bestritten. Nach einem Fragment der Paralipomena sollte Faust allerdings in eine Revolution sich mischen; das kurze Bruchstück schließt sich an das Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles vor der Schlacht zwischen Kaiser und Gegenkaiser (jetzt Theil 2, Act 4). Faust will aufrührerischem Volke Vernunft predigen, Mephistopheles prophezeit ihm, er werde matt und lahm zurückkehren: „Der Mensch vernimmt nur was ihm schmeichelt, sprich mit dem Freunde von der Tugend Lohn, sprich mit Ixion von der Wolke, mit Königen vom Anseh'n der Person, von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke"; Faust läßt sich nicht irre machen, er sagt: „Die Menschheit hat ein fein Gehör, ein reines Wort erreget schöne Thaten, der Mensch fühlt sein Bedürfniß nur zu sehr und läßt sich gern im Ernste rathen," und geht weg in der Hoffnung, bald triumphirend wiederzukehren. Ich dachte es mir zwar anders: Faust müßte *Führer* in einer Revolution (etwa Bauernkrieg) werden; doch war auch meine Meinung, er sollte nicht blind darein gehen, vielmehr, er sollte die Bewegung rein von Blut und Verbrechen zu erhalten suchen

Digitized by Google

und allerdings erfahren müssen, daß er es nicht könne; Goethe, seiner Stimmung gemäß, wollte ihn dagegen schlechthin nur abmahnend auftreten lassen, aber gefühlt hat er also doch wenigstens vorübergehend, daß es eine Consequenz des Thema's sei, den Faust in einer Freiheitsbewegung thätig auftreten zu lassen. — Ich danke es der feinen Arbeit von Wilh. Scheerer: „Der erste Theil des Faust" („Aus Goethe's Frühzeit, Bruchstücke eines Commentars zum jungen Goethe" u. s. w. 1879), auf diesen Punkt aufmerksam gemacht zu sein.

Die Paralipomena enthalten außer der genannten Brocken-Scene: Satan auf dem Thron, auch die Skizze eines Auftritts, worin das Hochgericht erscheint und Gretchen vorbildlich hingerichtet wird. Ein Geistergesang begleitet die Scene, dann heißt es: „Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht, Rauschen, Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt." Dies ist ein großartiges Phantasiebild, in diesem Ausschwatzen durch Kielkröpfe liegt eine Verbindung des Entsetzlichen und Komischen von wahrhaft ungeheurer Wirkung. Hätte Goethe dies ausgeführt, so hätte seine Walpurgisnacht einen andern Schluß bekommen, als durch das lästige lyrische Intermezzo.

Nun noch Weniges zur Diatribe über den zweiten Theil!

Vor Allem bin ich hier Herrn von Löper eine Erklärung schuldig. S. 117, 118 meines Buches steht eine Randbemerkung über die Stelle im ersten Acte des zweiten Theiles: Pulcinelle (läppisch, fast täppisch). Dieses „läppisch, fast täppisch" war mir immer als schlagendes Beispiel der Manierirtheit von Goethe's Altersstyl erschienen und ich hatte es in dem Aufsatz über die Faustliteratur, der zuerst in den Hallischen Jahrbüchern 1839, dann in den älteren „Krit. Gängen" erschien, darnach behandelt. G. v. Löper meinte in seinem Commentar S. 21, es sei die Zweiheit der Prädicate und ihr Gleichklang, was ich angreife, und führte zur Vertheidigung des Dichters das Lied Georg's im „Götz von Berlichingen" an („der freut sich traun so läppisch und griff hinein so täppisch"), nannte es das Lied vom dummen Buben und sagte dann: „Weshalb sollen die Bezeichnungen weniger auf die italienischen Pulcinelle, als auf den dummen deutschen Buben passen?" Mir wollte in dieser Stelle die Wiederholung des „dummen Buben" auffallen und ich gestand dies in der genannten Randbemerkung meiner Schrift von 1875 (S. 117, 118); ich setzte übrigens hinzu: „ich habe jedoch schnell erwogen, daß die Achtung vor der Persönlichkeit meines Gegners, wie sie in seinen Leistungen sich kundgiebt, mir verbiete, einen Argwohn aufkommen zu lassen." Dieser Zusatz hat, wie man sieht, nicht ganz auslöschende Wirkung, denn er läßt dem Leser übrig, zu denken: hätte die nachfolgende Erwägung den Verdacht, daß hier eine beleidigende Spitze stecke, ganz erstickt, so wäre seine Möglichkeit überhaupt nicht ausgesprochen worden. Ein Brief, den ich hierauf von Herrn G. v. Löper erhielt, hat mich so ganz vom Unrecht meines, obwohl nur augenblicklichen und schwebenden, Verdachtes überzeugt, daß ich ihm versprach, ihm bei nächster Gelegenheit eine Ehrenerklärung zu geben. Was hiermit gern und ohne jeden Rückhalt geschieht. — Daß es übrigens nicht die zwei Worte läppisch und täppisch sind, was mir so senil manierirt vorkommt, sondern das „fast" dazwischen, dies ist bereits in jener Randbemerkung mit den Worten gesagt: „Dieses ‚fast'

Digitized by Google

ist possirlich pretiös, weil es scheint, als sei die Kühnheit einer Steigerung zu entschuldigen, die doch schlechthin nicht stattfindet."

Es sind scharfe Spitzen, die der Verf. in der Einleitung und den Noten zum zweiten Theile da und dort gegen mich richtet. Dies soll mich nicht verleiten, mit mehr als ein paar Bemerkungen auf den alten Streit über den ästhetischen Werth dieses Spätlings hier einzutreten. Es wird an anderem Ort noch Anlaß dazu sein und ich werde mich auch dann auf das Nöthigste beschränken. Ein Zug von Animosität weht von Anfang an in diesem Streit, und zwar von beiden Seiten. Warum sollte ich mich schämen, hiermit meinerseits dies zu bekennen? Goethe, sage Goethe, der Vertraute, der Liebling der Natur, er, dem vergönnt war, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen — er ein Manierist geworden: das thut weh, das unbewegt anzusehen müßte man kein Mensch sein. Wohl uns, daß sein wahrer Genius doch immer wieder durchschlug! Das ist Trost, der aber nicht ausreichen kann, wo so stark, so bunt und curios das Schnitzelkräuseln waltet, wie in diesem zweiten Theil Faust. Soll man das noch gar bewundern, so schlägt sich dieser weitere Verdruß zum Verdruß auf das Object, die Bewunderer aber spüren natürlich, daß das Mehr von Verdruß ihnen gilt, und wehren sich gleich scharf, wie man sich für eine Herzenssache wehrt, für ihren Gott. Ein Streit, der mit Gründen nicht ausgefochten werden kann, muß bitter werden; das ist nicht anders. Man sucht, man meint mit Gründen zu kämpfen, und der Puls in den Händen der Fechter empfängt doch sein Tempo aus einem andern Quell. Eine Geschmacksfrage habe ich es genannt, das sagt zu wenig. Es sticht zwar schon dies genug, wenn man sich gegenseitig den Geschmack abspricht, aber es handelt sich um etwas, das tiefer sitzt, als Geschmack. Ihr fühlt nicht, was Natur ist, so klingt es vernehmlich aus dem einen, — was? wir nicht fühlen, was Natur ist? so klingt es vernehmlich aus dem anderen Lager; gereizt ist der Gegner, gereizt der Gegner des Gegners.

Ehe ich Einzelnes aus G. v. Löper's Polemik herausgreife, sei auf einen Punkt hingewiesen, den ich bereits in meiner Schrift S. 142 ff. bei der Besprechung der Auffassungen Sengler's behandelt habe. Es ist die Anwendung der Begriffe: objectiv und subjectiv auf die beiden Theile. G. v. Löper (Einl. S. VIII.) meint den zweiten Theil „Faust" damit zu decken, daß er sagt, im ersten wirke ein subjectives Element vielleicht noch anziehender, als der Inhalt des Stückes selbst, im zweiten Theil verhalte es sich umgekehrt, da walte der Geist der Sache, da sei lyrische Empfindung, pathetischer Erguß, „der Hauch einer den Gegenständen nicht schon immanenten schönen Seele" dem Ausdruck meist fremd. Ich verweise hiegegen auf das, was ich an der genannten Stelle gesagt habe, und setze nur ein Beispiel hinzu. Daß beim Anblick der Helena Faust in der Weise sein Entzücken ausspreche, wie beim ersten Anblick Gretchens, das fordern wir nicht, aber war darum nicht hier doch das tiefe Staunen des nordischen Mannes darzustellen, dem in diesem Anblick eine völlig neue Welt, die Welt der antiken, der griechischen Schönheit aufgeht, und war dies nicht so darzustellen, daß man das ganze Staunen der ganzen nordischen Menschheit beim ersten Aufgang dieser Wunderwelt herausfühlte? War das nicht von der Lage, also der Sache gefordert? Und kann v. Löper finden, daß das Aufkeimen und schnelle Aufblühen der Liebe

Digitized by Google

in den Beiden irgend zur Anschauung gebracht ist? Oder können hierzu die paar (an sich zwar schönen) Verse genügen, worin Helena, schnell die Kunst des Reimens lernend, dem neuen Beschützer in der Geschwindigkeit ihre Hand verspricht? Oder enthalten das die erstaunlich ungenirten Liebkosungen, da die Beiden auf dem Throne sitzen? Wenn ja allerdings der Zusammenhang und Goethe's Wille einen gestrengeren Styl forderten, als der im ersten Theil oscillirt, war es dem Dichter darum erlassen, das Geforderte mit Kraft und Feuer zu leisten? — Es wäre nicht schwer, habe ich schon gegen Sengler gesagt, das „Subjectiv" und „Objectiv" umzudrehen. Wo die Sache Leben der Leidenschaft fordert, ist der erste Theil objectiv und der zweite, weil man da nur den versagenden Griffel herausspürt, gerade recht nur subjectiv. — Glaubt man nun schon auf Grund dieser individualitätslosen Feierlichkeit der Helena nicht, daß sie eigentlich lebt, so wird sie durch die plötzliche Brautnacht, durch deren merkwürdig alsbaldige Frucht, das Purzelkind Euphorion, endlich durch ihr Verschwinden unter Zurücklassen ihres Kleids und Schleiers vollends und unzweifelhaft zur bloßen Hülse, worin ein Begriff steckt, d. h. zur Allegorie. Scenisch, für das Auge, mag das Alles, ausgenommen die Hüpfungen, Schnellungen des Euphorion, sich ja ganz schön machen, dadurch wird an der Sache, d. h. dem poetisch todten Verhältniß zwischen Bild und Idee, rein nichts verändert.

„Das Wesen eines Dichters kann sich nicht widersprechen" sagt von Löper und folgert, daß der zweite Theil vom ersten so nicht abfallend sein könne, wie ich behaupte. Damit ist auch nicht geholfen. Daß in Momenten der ursprüngliche Goethe auch hin und wieder auftaucht, habe ich ja, ich wiederhole es, nie geläugnet; wenn man im Uebrigen den wahren Goethe nicht wiedererkennt, wenn es ist, als spräche da ein Anderer: nun, die Erfahrung wird man allemal machen, wenn man Werke eines Künstlers aus sehr verschiedenen Perioden vor Augen hat, die Zwischenstufen, die Geleise aber, auf denen er sich in Manier verfahren, mit ihren Stationen nicht vor Augen hat. Uebrigens habe ich nicht versäumt, die frühen Spuren von Manier aufzuzeigen, die doch auch schon im ersten Theil, in dessen späteren Schichten nämlich, zu Tage liegen.

„Wer sich distributiver Gerechtigkeit" (gegen beide Theile) „befleißigt, wird verdächtig," sagt von Löper und citirt dazu die Seite meiner Schrift, wo es heißt: „begreife ein Anderer als ich, wie man die Sprache im ersten Theile bewundern kann und die Sprache im zweiten noch genießen und verdauen". Wird verdächtig? Das klingt ja, als deutete ich an, er schiebe silberne Löffel ein, will sagen, er unterschlage, verläugne sein lichteres Erkennen. Wo wäre mir ein so giftiger Wink aufzuweisen? Ich sage eben, was ich sage: ich begreife nicht, wie man jetzt so richtiges, jetzt so mangelhaftes Naturgefühl haben kann. Zu meinem Nachweis des manierirten Sprachstyls durch Beispiele sagt v. Löper S. XVII: „Man kann einsichtsvolle Männer wie Fr. V., die sich abmühen, im zweiten Theil des Faust Abweichungen vom allgemeinen Sprachgebrauch nachzuweisen, nur ebenso bedauern, wie Jemand, der sich Shakespeare verleiden ließe wegen seiner Antithesen, Wortspiele, Quibbles der Narren und vielen Obscönitäten."

Ich habe einige Sprachkräuselungen Goethe's herausgestellt als greifbare Beispiele für seinen Manierismus. Eigentlich wimmelt er davon, aber die Erscheinung zieht sich durch das Ganze des Styls so hindurch, daß sie nur da und dort in

Digitized by Google

solchen stärkeren Proben der Wortbildung in Kürze faßbar ist. Auf Schritt und Tritt begegnen Wendungen, Wortstellungen, Constructionen, die den Sinn krumm biegen, peinliche Schwierigkeit mit sich führen, Mißverständniß nahe legen, begegnet etwas, das eben so, wie es gesagt ist, nicht gesagt werden kann, man liegt in dieser Sprache wie in einem Ameisenhaufen, sie kitzelt, daß man nicht weiß, soll man lachen oder seufzen. Dies Alles läßt sich aus dem Zusammenhang so wenig herausbröseln, als man bei einem Zeichner oder Maler all' die Punkte aufzeigen kann, wo Strich und Pinsel von der natürlichen Linie sich abschlängelt. Da ist denn der Beweis im Grund eben auch nicht zu führen; es kommt somit Alles auf jenes nicht weiter disputable Etwas hinaus, das ich Naturgefühl nenne und von dem ich nicht zu begreifen gestand, wie man es dort haben könne, hier nicht. Und also Shakespeare? Ich denke, wenn man sich durch seine bekannten Flecken die Bewunderung nicht trüben läßt, so ist es, weil zwischen denselben andere Lichter und Farben aufleuchten, als die ungeleugneten, aber seltenen und matten zwischen den Manierschnörkeln im zweiten Theil Faust. Habe ich doch an mehr als Einer Stelle schon gesagt, man thäte auch Dante und Shakespeare einen Gefallen, wenn man dem unbefangenen Leser durch ausdrückliches, aufweisendes Zugeständniß ihrer Schwächen über sein rathloses Stutzen weghälfe!

Noch eine Einzelheit. S. L sagt v. Löper, wo von dem Kampfe mit dem Meer um Landgewinnung die Rede ist: „es ist nicht blasse Philantrophie, wie Vischer meint". Wo denn? Wo soll ich es so ausgedrückt haben?

Doch genug! Der Worte sind genug gewechselt! Kein „fern und so ferner weit"!

Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt. 1876.

„Giftig." Das ist doch ein böses Wörtchen. Wie kommt der Verf. dazu, es gegen mich zu schnellen? Denn mir gilt es. Die Stelle heißt (S. 158): „Der giftige Vorwurf, welchen man gegen das kirchliche Element in diesem Schlusse (— des zweiten Theils —) erhoben hat, der protestantisch anfangende Faust endige katholisch, bringt in die volltönende Harmonie des herrlichen Finales keinen Mißlaut." Mein Vorwurf steht schon in den älteren Krit. Gängen 1844 (Bd. 2 S. 104), dann in der neuen Folge (Heft 3 S. 173), hat vielleicht Nachfolger gefunden, eines Vorgängers erinnere ich mich nicht. Warum aber soll er denn giftig sein? So etwas sagt man doch nicht ohne Grund, wo aber auf aller Welt soll sich ein Grund dazu finden? Es ist doch kaum möglich, daß Dingelstedt etwa meinte, es stecke dahinter eine Verdächtigung Goethe's als eines verkappten jesuitischen Propagandisten.

Weil wir gerade an dem Punkte sind, so darf ich auf den Abschnitt meiner Schrift verweisen, welcher von dem: zu schön, von dem Schön auf Kosten der Wahrheit handelt und die Vorliebe zu katholischen Motiven unter diesen Standpunkt rückt, die bei Goethe und Schiller in einer gewissen Periode eintrat (72 ff.). Man darf nicht vergessen, daß beide Dichter sich zu den Einflüssen der romantischen Schule nichts weniger als ganz abwehrend verhielten. Das ist, je nachdem man es nimmt, auch nicht zu verlangen; jene Schule hat eine vorher zu wenig

Digitized by Google

bekannte Fundgrube von Stoffen, Motiven, Stimmungstönen eröffnet. Aber es kommt eben sehr auf das Wie und Wo und auf die Grenzen der Verwerthung an. Wilh. Scheerer verweist (a. a. O. 118) bei der letzten Scene des zweiten Theil Faust auf die ihrer Entstehung gleichzeitige Blüthe des Calderon-Cultus, erinnert daran, daß Goethe damals ein christliches Martyrium dramatisch behandeln wollte, daß er mit Zach. Werner verkehrte und seine Stücke aufführen ließ. Wer das konnte, diesen hirnverbrannten Menschen aushalten, diesen Wahnwitz aufs Theater bringen, dem war Vieles möglich. Dabei behauptet Niemand, Goethe sei ernstlich getäuscht gewesen, es war der pure ästhetische Schein, der es ihm anthat, so anthat, daß er darüber vergaß, welch fragliche Sache es um die Brauchbarkeit der Symbolik einer Religionsform ist, die noch lebt, Glanz hat, aber auch unserer Vernunft widerstrebt; brauchbar ist sie gewiß nicht zum Schluß eines Drama, dessen Held ihren Grundlagen kurz vorher energisch widersprochen hat und den nicht unwahrscheinlich der Dichter in einem früheren Plane als Kämpfer für den freien Gedanken gegen Wahn und Kirchenherrschsucht rühmlich untergehen lassen wollte.

Es ist eine neue Bearbeitung des Faust für die Bühne, worauf Dingelstedt's Schrift abzielt und wozu sie den Entwurf gibt. Der Verfasser schickt geistreiche Bemerkungen über die Sage und über den Inhalt und Werth des Dramas voraus, bespricht auch die Faust-Literatur und sagt hier (S. 53): „Philosophische Streitschriften für und wider aus allen Richtungen, jedoch keine reine und volle ästhetische Würdigung des ganzen Werkes, so lange Derjenige, der allein oder doch am besten unter den Lebenden eine solche zu geben vermöchte, Fr. Vischer, von seiner leidenschaftlichen Voreingenommenheit gegen den zweiten Theil nicht ablassen mag". Auch dies soll mich nicht zur ausführlichen Wiederholung des oft Gesagten verleiten; ich erlaube mir nur, zu behaupten, daß ich mein Urtheil begründet habe, soweit man ein Geschmacksurtheil zu begründen vermag. „Voreingenommenheit" —: ich habe seiner Zeit nach diesem zweiten Theil mit der redlichen Begierde gegriffen wie jeder andre Bewunderer des großen Dichters, es fiel mir nicht ein, vorauszusetzen, das Werk werde ungenießbar sein darum, weil der Dichter es im Alter geschrieben habe. Ich bin daran erlegen, wieder erlegen, erliege jedesmal, so oft ich daran kaue, man kann mir denn doch nicht zumuthen, den Grund davon in mir, in einer Verdrehtheit meines Kopfes zu suchen, und so muß man mir eben vergönnen, daß ich meinem gründlichen Verdruß Worte gebe wie ein Andrer auch, wenn er sich immer aufs Neue fruchtlos quälen muß. Etwas specieller muß ich, wie schon gesagt, bei andrem Anlaß im Folgenden eingehen, daher genug für jetzt; auch den Spott will ich unbeantwortet liegen lassen, der S. 83 gegen meinen Vorschlag losgeht, den Bauernkrieg als ein Motiv für politische Thätigkeit des Helden zu benutzen; auch das führte zu müßiger Wiederholung, ich habe anderen Gegnern schon erwidert (s. Krit. Gänge Neue Folge H. 3 S. 142 ff. u. m. Schrift Goethe's Faust u. s. w. S. 165 ff.). So will ich auch nicht wiederkäuen, was ich gegen Aufführungen des zweiten Theils schon gesagt habe, sondern hier nur sehr gern vermerken, daß Dingelstedt Streichungen erlaubt, ja vorschlägt, und zwar keine geringeren, als die des Homunculus („des zwerg- und schattenhaften, an dem sich schon Hunderte den

Digitized by Google

Kopf zerbrochen") und (neben dem, allerdings mit Leidwesen, zur Opferung bestimmten Baccalaureus) auch des Euphorion. Soll dies, soll die Auslassung so integrirender Puppen gestattet sein, dann sei mir auch vergönnt, vorzuschlagen, man möge den zweiten Theil in der Art aufführen, daß man das Ganze wegläßt. — Dingelstedt schlägt als Ort Bayreuth mit seiner Wagnerbühne, als Zeit den achtundzwanzigsten August, Goethe's Geburtstag, vor. Ich wünsche, daß es an dem Tag nicht heiß sei.

Der Verfasser halte mir zu gut, daß ich auch ein wenig scherze. Sein Büchlein liest sich frisch und angenehm. Man begegnet unter den Schwerbewaffneten in der Faustliteratur mit Vergnügen einem Weltmann und erfahrenen Bühnenpraktiker, der sich leicht und gefällig und doch auch mit Kraft und Nerv bewegt, so daß man es ihm nicht schwer aufrechnet, wenn begreifliche Lust, zu zeigen, was das Theater zu schauen geben kann, ihn dagegen verblendet, daß es im zweiten Theil des Dramas zwar zu schauen gibt, aber Solches, wobei man gar zu oft nicht weiß, was man denken soll.

Goethe's Faust. Ueber die Entstehung und Composition des Gedichts. Von Kuno Fischer. 1878.

An mehreren Punkten wendet sich diese Schrift gegen mich, zuerst bei Besprechung des Volksbuchs vom Dr. Faust. Hier wird zwar mein Name nicht genannt, ich habe mich aber mehrfach gegen die Ueberschätzung des Sagestoffes, der dem Goethe'schen Drama zu Grunde liegt, so bestimmt ausgesprochen, daß folgender Satz offenbar gegen mich gerichtet sein muß: „In diesem Volksbuch ist schon das Rohmaterial zum Goethe'schen Faust enthalten, und ich begreife nicht, wie man an dem Bilde desselben den erhabenen Ausdruck vermissen konnte."

Zur Zeit, da ich die Reihe von Kritiken über die Faust-Literatur schrieb (Hallische Jahrb. 1839, wiederabgedruckt in den kritischen Gängen, ältere Sammlung 1844), war es um die Hilfsquellen zur Kenntniß der Sage noch kärglich bestellt. Seit wir besser versehen sind, seit insbesondere das älteste Faustbuch, die „Historia von Dr. Johann Fausten" von Joh. Spies mehrfach, auch in der ersten Ausgabe durch Dr. Aug. Kühne (1868) herausgegeben ist, seit wir von Wilh. Creizenach auch eine Geschichte des nach Marlowe's Vorgang hieraus entstandenen Volksschauspiels besitzen (1878), liegt das Material erst vollständiger vor, um den Gehalt und Werth des Rohstoffs zu beurtheilen, den Goethe geglüht und geschmiedet hat. Immer, auch bei noch spärlicheren Mitteln habe ich mich in meinen Vorlesungen eingehend mit der Sage beschäftigt, in meinen literarischen Aeußerungen dagegen dem ergreifenden Hauch, der sie umweht, zwar einige Worte geliehen (s. m. Schrift S 184), im Wesentlichen aber mich überall auf einen Hauptpunkt beschränkt, das Motiv des Bundes mit dem Teufel. Meine Stellung war mit gutem Grund polemisch; die Sage wurde von Vielen unzweifelhaft überschätzt: „Sage der Menschheit — Urevangelium der Menschheit — die Sage umfaßt die Verzweiflung in allen ihren Richtungen, allen Zwiespalt zwischen Können und Wollen, Freiheit und Nothwendigkeit, Subject und Object — Faust ist das allgemeine Individuum der ganzen Menschheit" — so und ähnlich erklang es bei Göschel, Rosenkranz und Anderen. Es galt nun vor Allem, diese Uebertreibung in ihrem Ansatze zu bekämpfen, näm-

Digitized by Google

lich zu zeigen, daß es in der Sage durchaus nicht reiner Erkenntnißdrang ist, was Faust dem Teufel in die Arme treibt, daß vielmehr erst Goethe das Grundmotiv in dieser Reinheit herausgeschmelzt hat. Er ist mit Lessing darin zusammengetroffen, allein seine Expositions-Scenen waren lange gedichtet, ehe dieser feine, leider nur in Fragmenten erhaltene, Dichtung aufnahm. Reiner Erkenntnißdrang: in gewissem Sinne ist das Ausgangsmotiv auch bei Goethe nicht so zu nennen; Faust will den Erdgeist nicht nur begreifen, er will ihm wesensgleich sein; wir werden darauf zurückkommen; aber relativ, im Gegensatz gegen die sinnlichen, egoistischen Triebfedern Genußsucht und Stolz, kann es so bezeichnet werden. Nun fragt sich, ob es die Meinung der Sage ist, aus diesen allein den Bund des Faust mit dem Teufel abzuleiten. Es schien einfach so, ehe man das alte Faustbuch von Johann Spies kannte. Seit man es kennt, will es zweifelhaft scheinen. K. Fischer hebt die Stellen aus, worin eine gewisse Großheit der Auffassung hervorleuchtet. Die eine heißt: „D. Faust hatte auch einen thummen, unsinnigen und hoffertigen Kopf und man nannte ihn allezeit den Speculirer." Das „thummen" konnte K. Fischer immerhin weglassen wie er gethan. Tumm, mhd. tump, bedeutete früher nicht ganz, was jetzt „dumm" bedeutet; es hatte zum Gegensatz nicht: gescheidt, sondern: weise, es bezeichnete mehr Thorheit als Intelligenzlosigkeit, dann auch Unerfahrenheit aus Jugend und so kam es, daß die Knappen im Unterschied von den Rittern die Tumben hießen.*) Der jähzornige, stets kampflustige Wolfhart heißt im Nibelungenliede tump: „do garte sich der Wise (Hildebrand) durch des Tumben Rat." Hier im Faustbuch wird man es übersetzen können: blind vermessen, im Grunde fast dasselbe was: unsinnig, nur daß in diesem schon etwas Positives mitausgedrückt ist, was wir durch: phantastisch bezeichnen würden. Bestimmter liegt dies in: Speculirer: phantastischer Brüter und Grübler. Wenn Spies gleich darauf sagt, Faust habe die h. Schrift unter die Bank gelegt und sich ganz auf das Studium magischer Bücher geworfen, habe sich keinen Theologum mehr nennen lassen, „ward ein Weltmensch, nandte sich Dr. Medicinae", so will das: Weltmensch nichts heißen, als: er habe sich ganz auf weltliche, zeitliche Zwecke geworfen. In zwei Stellen allerdings will nun eine bedeutendere Auffassung durchbrechen; die eine heißt: „name an sich Adlersflügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen; dann sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reitzte ihn also" u. s. w.; die andere begleitet die Abschließung des Vertrags mit den Worten: „und ist dieser Abfall nichts Anderes, dann sein stolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuth von Gott verstoßen wurde." Allein der ersten Stelle geht vorher: „Faust's Datum stunde dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war", d. h. die Weltlust, und auf das obige „also" folgt einfach: „daß er auf eine Zeit etliche zauberische vocabula, figuras, characteres und conjurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fodern, in's Werk zu setzen und zu probiren im fürname", und der Teufel, so heißt es in mehr als Einer Stelle, soll ihm

*) Der Familienname Thumb hat wol einfach diese Bedeutung: Knappe.

Digitized by Google

Alles thun, was er begehrt und von ihm haben will; der von ihm gesandte Geist Mephistophiles verpflichtet sich zu seinem Dienst mit den Worten, Faust solle Alles haben, was sein Herz belüste und begehre. In der Urkunde, die Faust ausstellt, wird nun allerdings sein Entschluß so motivirt: „nachdem ich mir fürgenommen, die elementa zu speculieren, und aber aus den Gaben, so mir von oben herab beschert, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde und Solches von den Menschen nicht erlernen mag, so hab ich gegenwertigem gesandtem Geist, der sich Mephistophiles nennt, mich untergeben." Darnach wäre Faust's Zweck Erforschung des Naturgeheimnisses, und in den Artikeln, die er dem Geist nach der zweiten Beschwörung vorlegt, steht zwar voran, dieser solle ihm unterthänig und gehorsam sein in Allem, was er bäte, hierauf folgt aber allerdings: „fragte", nur freilich dann sogleich wieder „und zumuthe", dann weiter: „daneben sollt er ihm dasjenig, so er von ihm forschen würd, nicht verhalten, auch daß er ihm auf alle Interrogatorien nichts Unwahrhaftiges respondiren wölle"; der Geist schlägt ab, weil er nur ein Diener des Lucifer sei, erscheint jedoch bald wieder, erklärt, er habe nun Vollmacht von seinem Obersten, allein Faust begehrt jetzt keine Enthüllung von Geheimnissen mehr, sondern nur, „daß er Alles das thun sollte, was er begert und von ihm haben wolt."

Man sieht, daß hier zwei Auffassungen, eine bedeutendere, geistige und eine gröbere, sinnliche durcheinanderlaufen; die erste bricht da und dort durch, kann aber nicht aufkommen, die zweite entspricht zu sehr der Vorstellungsweise der Zeit, wonach ein Bund mit dem Schwarzen nur aus schlechten sinnlichen Triebfedern entspringen könne, als daß jene sich bestimmt herauszustellen vermöchte. Wäre Erkenntnißdrang als Motiv klar aufgefaßt und festgehalten, so müßten die folgenden Disputationen oder „Colloquia" den Beweis liefern; aber in den Fragen, die Faust an den Geist richtet, ist keine Spur von jenem Zweifel an geläufigen Vorstellungen, der doch jedem tieferen Streben nach Erkenntniß zu Grunde liegt; er fragt nach Substanz, Ort und Erschaffung der Höllen, Regiment der Teufel und ihrem Prinzipal, Gestalt des Lucifer vor seiner Verstoßung, Gewalt des Teufels, Leiden der Verdammten, ihrer Erlösbarkeit, und bekommt Antworten nach dem Geschmacke der Zeit, gemischt aus theologischen Sätzen und kabbalistischen Phantasieen. Dabei heißt es ausdrücklich, Faust habe eigentlich Reue gespürt und gehofft, durch diese Gespräche so weit zu kommen, daß es ihm gelinge, sich durch Besserung wieder aus der Schlinge zu befreien (Kap. 16). Diese Hoffnung spricht er auch gegen den Geist aus, der aber nimmt sie ihm und erklärt unwillig, Faust solle ihn forthin mit solchen Fragen zufrieden lassen. Von da an nehmen die Gespräche allerdings eine Wendung zu der Naturwissenschaft; Faust, der inzwischen ein gelehrter und erfahrener Astronomus und Astrologus geworden, fragt den Geist nach dem Ursprung von Sommer und Winter, nach des Himmels Lauf, Zierd' und Ursprung, nach dem Wie der Erschaffung der Welt und des Menschen; dies wäre nun ein „Speculiren der Elementa", allein wenn es dann (Kap. 21) heißt, es habe Faust wehe gethan, daß er nicht mehr von göttlichen und himmlischen Dingen fragen durfte, so übersehe man nicht, wie das erklärt wird: er habe auf diesem Wege gehofft, „mit Glimpf herauszukommen"; es ist eine Finte, ein Umweg, auf dem er zu erfahren sucht, was sein eigentliches Anliegen ist, nämlich ob er nicht doch noch

Digitized by Google

rettbar sei; der kindlichen Antworten nicht zu gedenken, die er vom Geist auf diese physikalischen Fragen erhält. Auf die letzte gibt ihm der Geist absichtlich einen „gottlosen und falschen" Bericht, indem er lügt, die Welt sei „unerboren und unsterblich", das menschliche Geschlecht sei „von Ewigkeit hero gewest" und die Erde „habe sich selbsten nehren müssen" u. s. w. Endlich macht der Geist selbst diesem Frage- und Antwort-Cursus ein Ende, indem er den Fürwitz durch eine großartige Vorstellung anschaulicher Art vom Grübeln ablenkt: er erscheint Faust mit seinen „fürnembsten Räthen und Geistern" in Person; folgt eine Höllenfahrt, dann eine Fahrt durch den (physischen) Himmel mit Prachtstücken damaliger Geographie, Natur- und Völkerkunde, die allerdings von dem Erwachtsein des Sinnes für diese weltlichen Dinge im Reformationszeitalter zeugen, nicht aber von einem Drang nach Erkenntniß des Weltgeheimnisses als Motiv des Helden zu seinem verbrecherischen Bunde.

Vater der Faust-Dramen auf der deutschen Bühne und der daraus hervorgegangenen Puppenspiele ist bekanntlich der Engländer Marlowe, Shakespeare's Vorgänger und Zeitgenosse, durch seine Tragical history of Doctor Faustus, bald nach dem Erscheinen des Buches von Spies, in den Jahren zwischen 1587—1593 entstanden und fast ganz, mit wenig eigener Zuthat, aus dem in Uebersetzung schnell über den Canal gelangten deutschen Volksbuch erwachsen, bombastisch, nur in einzelnen Scenen bedeutend. Von reinem Wissensdrang als Motiv der Wendung zur Magie steht in der Exposition nichts; Faust's Verlangen ist Genuß, Ehre und namentlich Macht. Es ist interessant, daß in der deutschen Sage von diesem letzteren Motive so gut als nicht die Rede ist; Faust genießt zwar nicht blos sinnlich, er befriedigt auch seine Eitelkeit durch Production seiner Zauberkunst, es freut ihn auch, daß er so viel vermag, daß er sich unter Anderem an Solchen, die ihn beleidigt haben, zu rächen die magischen Mittel besitzt, aber ihn dürstet nicht nach Herrschaft. Diese Leidenschaft ist es, die der englische Faust schon im ersten Monolog mit feurigen Worten ausspricht; gehorchen soll man ihm wie Königen und Kaisern —

Ein guter Zauberer ist ein halber Gott,
Drum strebe, solche Gottheit zu erringen!

In veredeltem Sinne hat Goethe im letzten Acte seines zweiten Theiles dies Motiv aufgenommen.

Marlowe's Faust kam ohne Zweifel durch die englischen Comödianten, die um jene Zeit in Deutschland auftraten, über den Kanal herüber; es entstanden danach nicht nur Puppenspiele, wie man lange gemeint hat, sondern wirkliche Theaterstücke; die ersteren sind nur deren Ableger, von den Theaterstücken aber wissen wir so wenig, daß wir nur durch jene, seit ihre Texte bekannt geworden, und vereinzelte Zuschauerberichte uns eine annähernde Vorstellung von ihnen machen könnten. Von Erkenntnißdrang als Grundmotiv finden sich nun auch hier nur schwache Spuren, es klingt an, ohne entwickelt, ohne aus den sinnlichen Wünschen, mit denen es zusammenfließt, mit irgend welcher Schärfe herausgestellt zu werden. Faust möchte die Natur ergründen: bald scheint es, da sei Erkenntniß um der Erkenntniß willen gemeint, bald soll die Erkenntniß nur als Mittel dienen, um zu erreichen, was das Herz begehrt.

Digitized by Google

Kurz, hier ist ein Durcheinander, ein verschwimmendes gebrochenes Halblicht eines helleren Strahls in trübem Medium, das nicht erlaubt, den Ausgangspunkt im Volksbuch so bedeutend zu nehmen, wie K. Fischer es verlangt. Ganz anders verhält es sich doch bei dem modernen Dichter. Der Erkenntnißdrang mischt sich auch bei ihm mit anderen Factoren, nicht nur, wie schon gesagt, mit einem Willen, dem Erdgeiste wesensgleich zu sein, sondern von vornherein auch mit einem Lebenstrieb, der nach Genuß und That hindrängt; der Dichter *scheidet* diese Elemente nicht, aber er läßt sie uns in ihrer Verschmelzung klar *unterscheiden*. Soviel für jetzt; ich habe gesagt, wir werden darauf zurückkommen, aber die genauere Analyse bleibt einer anderen Stelle vorbehalten.

Ich habe mich in meiner letzten Schrift so wenig als in den früheren Arbeiten zusammenhängend und eingehend über die Faustsage ausgesprochen, bin auch bei der Begrenzung meiner Aufgabe nicht dazu verpflichtet gewesen. Daß sie mit all' ihrer Romantik und ihren Schauern neben Goethe's Drama roh erscheint und zwar besonders in ihrem graß finsteren Schluß, das habe ich gesagt und das darf man sagen, ohne darum ihren tiefen Ernst, ihr sittliches Mark, den Geisterhauch zu verkennen, der in ihr weht. Ich muß allerdings zugeben, daß es besser gewesen wäre, wenn ich irgendwo Anlaß genommen hätte, mehr darüber zu sagen. Eine Stelle über den Zauber in meiner letzten Schrift muß ich hier jedenfalls ergänzend berichtigen: Goethe's Faust fühlt kurz vor dem Schlusse eine Last auf seinem Bewußtsein, weil er vom Zauber nicht lassen kann.

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Ständ' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.

Hierüber sage ich (S. 176), es sei hier ein sehr dunkler Punkt: „bis dahin ist die Benutzung der Zauberhülfe des Mephistopheles nicht an sich schon Schuld gewesen, sondern Schuld lag nur in den Thaten, die Faust in den Situationen beging, wie sie durch diese Hülfe vermittelt waren." Dieser Satz ist zwar nicht absolut hingestellt, vielmehr halb zurückgenommen mit dem hierauf Folgenden: „doch kann man etwa sagen, der Bund mit Mephistopheles, der Entschluß, sich der Zauberkünste der Hölle zu bedienen, sei ja als Ausdruck eines Willens, der durch die Welt stürzen will, ohne sich an Pflichten zu binden, an sich schon Verbrechen; man kann dies sagen, wiewol immer unerklärt bleibt, warum Faust nicht die *wirkliche* Schuld der That, die an den alten Leuten (Philemon und Baucis) verübt worden ist, wenigstens auch und noch mehr verwünscht." Dieser einräumende Satz und die Einräumung beschränkende Zusatz bedarf jedoch einer klareren und schärferen Fassung.

Die Collectiv-Sage vom Doctor Faust glaubt fest an den Zauber und hält ihn, weil er nur durch Verschreibung der Seele an den Teufel möglich sein soll, für ein fürchterliches Verbrechen (daß man auch an eine gute, die sogenannte weiße Magie glaubte, davon ist hier abzusehen; es war eigentlich ein Widerspruch, doch begreiflich, wie man dazu kam). Wir Neueren erkennen Zauber als unmöglich und müssen doch zugeben, daß er ein sehr wirksames poetisches Motiv ist, womit wir auch zugeben, daß es dieser Vorstellung doch an innerer Wahrheit nicht ganz fehlen kann. Wie ist dies zu reimen? Das Gelüste, zaubern zu können, liegt in

Digitized by Google

uns Allen. Jeder wird sich erinnern, daß er in Momenten heftigen Wunsches ein und das andere Mal der träumerisch ungebundenen Einbildungskraft den Zügel schießen ließ und sich vorspiegelte, Dinge verrichten zu können, die nach Naturgesetzen unmöglich sind; diese Schwäche befällt uns am leichtesten, wenn wir in großer Noth sind, oder wenn wir gründlich hassen und Rache oder Strafe nicht möglich ist; einen Schatz graben, uns unsichtbar machen und den Verhaßten durchbläuen und dergleichen: dies sind die kindischen Imaginationsspiele der Phantasie, denen wir uns hingeben. Von der eigenen Vernunft darüber ertappt, sagen wir uns nun leicht: das sind alberne Träume, ausgeheckt vom selbstsüchtigen Willen im Bunde mit der niederen, der ungeläuterten, undisciplinirten Form der Phantasie. Unser sittliches Bewußtsein mißbilligt solche Träumerei, sie ist unrecht; man darf die Vorstellung nur etwas weiter verfolgen, so sieht man ein: könnte ich hexen, so könnten Andere auch hexen; dann könnte Jeder sein Gelüste stillen, aber dann wäre Niemand mehr vor dem Anderen sicher, kein Recht, kein Gesetz hätte noch Kraft und Bestand, die Gesellschaft, alle Ordnungen des Lebens kämen aus Rand und Band. Es folgt der Satz: *angenommen, man könnte zaubern, so dürfte man es nicht thun, weil es Verbrechen wäre*, Verbrechen aus gesellschaftszertrümmernder Selbstsucht. Diesen Satz nun übersetzt eine Zeit, die den Zauber für möglich hält, in den anderen: Zauber ist nur mit Hülfe des Teufels, durch einen Bund mit ihm möglich. Denn der Teufel, ursprünglich der Gott der zerstörenden Naturkraft, ist zu der ethischen Bedeutung gelangt, daß er die absolute Selbstsucht vorstellt, die jede erhaltende Ordnung zerstört. Die Zaubersage, in der Faustsage concentrirt, hat demnach allerdings innere Wahrheit, und daß sie damit so furchtbaren Ernst macht, das ist hinter dem Reize der romantischen Schauer ihr großer ethischer Werth. Dennoch geht Faust auch in der Sage nicht allein durch dies Capitalverbrechen zu Grunde. Zwar ladet er auf seiner abschüssigen Bahn keine hoch criminelle Schuld auf sich, insbesondere keinen Mord; die Sage denkt darauf wol eben darum nicht, weil jene erste Schuld schon so ungeheuer ist; er verübt nur Bübereien wie gegen den Ritter in Innsbruck, dem er ein Hirschgeweih auf den Kopf hext, gegen den Papst im Vatican, dem er Ohrfeigen applicirt und die Schüsseln weghascht; er begeht einige Betrügereien, wie gegen Roß- und Schweinehändler und den borgenden Juden, größeres Gewicht wird darauf gelegt, daß er liederlich lebt, und die Spitze dieses Lasterlebens ist sein Wollustbund mit der Teufelin Helena. Goethe nun hat in jener Stelle des zweiten Theils also wirklich Recht, wenn er Faust's Gewissen als schwer belastet schon durch den Zauber darstellt, und ich hätte dies nachdrücklicher einräumen sollen, als mit den Worten: „doch kann man etwa sagen" u. s. w., ich hätte nicht blos das Verbrechen gegen Philemon und Baucis als „wirkliche" Schuld bezeichnen sollen, denn wirkliche Schuld ist schon der Zauber. Aber wahr bleibt dennoch, daß die äußerst schwache Betonung jener an dem Greisenpaar begangenen bestimmten Thatschuld ein großer dramatischer Mangel, ja Fehler ist. Bei dem modernen Dichter ist der Zauber zwar *auch schon* Schuld, aber im Unterschied von der Sage durfte sein Held nicht blos einige muthwillige Späße verüben, nicht blos in Tiefen der Sinnlichkeit versinken, er mußte so schwere Schuld begehen, wie es im ersten Theil die Verführung Gretchens ist, denn auf die Schuld, die auch hier schon in dem Zauber

Digitized by Google

liegt, kann in vergeistigter Auffassung doch nicht so viel Gewicht fallen, wie in der Sage. Warum? Weil Faust einen Erziehungsgang durch's Leben macht und aus Schuld und ihren Folgen lernen soll; da muß also bestimmte Schuld in bestimmten Verhältnissen des Lebens begangen werden, und schwere, wenn Faust „erfahren soll, was das Leben sei". Sodann muß er die Schuld schwer bereuen, und zwar diese, nicht blos den Zauber; er muß zur Selbsterkenntniß gelangen und mit neuer Energie eine neue Bahn betreten. Es ist eine sittliche Erweiterung und Vertiefung, was nach dieser Seite die Faustsage durch den Dichter erfahren hat, und er hält diesen Weg ein bis zum Schluß des ersten Theils, wo Faust die klare große Schuld an Gretchen so furchtbar zu fühlen bekommt, daß man hoch gespannt ist, wie er im Anfang des zweiten Theils aus grimmiger Seelenpein zu sühnenden Thaten sich erheben wird. Dieser zweite Theil aber betritt erst im fünften Acte wieder den ethischen Boden, auf dem jedes Drama sich bewegen muß, und da vermag die ermattete Hand des Malers dem Schatten und der Farbe nicht die nöthige Kraft und Sattheit zu geben, um auszudrücken, was auszudrücken ist; der vierte Act berührt das Ethische im Gespräche, da Faust sich von Mephistopheles nicht zu fürstlichem Genußleben verlocken läßt, dann folgt kriegerische Handlung, aber nur durch Mephistopheles und seinen Zauber, die drei ersten Acte drehen sich ermüdend um das rein humanitarisch verwendete Helena-Motiv. Ich wiederhole hier diese oft vorgebrachten Sätze, um der Sage ihr Recht angedeihen zu lassen. Sie hat darin einen Vorzug vor Goethe's Drama, daß sie die Helena in ethischen Zusammenhang rückt. Der moderne Dichter hätte das gekonnt, ohne darum die großen ästhetischen Vortheile zu opfern, welche die Sage, schwach erst ahnend, was classisch-plastische Schönheit sei, sich entgehen ließ. Helena konnte die schönste, reizendste aller Griechinnen sein und doch ein Teufelsgespenst. Ich verweise hierüber auf Krit. Gänge, Neue Folge S. 26 ff.

Noch einen Nachtrag glaube ich der Sage schuldig zu sein, eine Bemerkung zu den Stellen meiner früheren Kritiken, wo ich ihr Ende trostlos finster, graß und barbarisch genannt habe gegenüber dem Schlusse des Goethe'schen Dramas. Das ist es auch; roh ist das Bild, wie Faust vom Teufel in Stücke gerissen wird, daß das Hirn an den Wänden umherspritzt; unendlich hoch steht darüber der Lichthimmel der Erlösung im Drama unseres Dichters; natürlich kommt das auf Rechnung des Unterschiedes der Zeiten; aber ein furchtbarer Ernst ist doch in dieser Rohheit, das Bild ist barbarisch, aber der Sinn besagt, daß das Böse unerbittlich schreckenvoll sich richtet. Dieses Gericht hatte der moderne Dichter in das Innere, in das Gewissen zu verlegen, und es konnte ein furchtbares, in Verwerfung des Bösen kategorisches sein, ohne daß dadurch der versöhnende Schluß aufgehoben wurde; Faust mußte nach seinen Verbrechen, zuerst nach dem an Gretchen begangenen, dann nach anderer schwerer Schuld, womit ein wirkliches Drama ihn noch zu belasten hatte, in der Hölle der Reue unendlich leiden, und gerade die Reue mußte ihn vor- und aufwärts führen. Dem gegenüber, daß Faust die Erlösung doch zu leicht erkauft, da seinem verdienstvollen Streben das geforderte starke Schuldbewußtsein nicht vorangeht: dem gegenüber ist das Schlußbild der Sage, obwol roh, doch von mehr Kraft des Ernstes getragen. Mit dem ethischen Interesse fiel aber das poetische innig zusammen, denn Seelenstürme, Gewissens-

Digitized by Google

leiden wie die geforderten sind doch wahrlich dem Dichter ein fruchtbares Motiv, mächtiges Pathos in erschütternden Scenen zu entladen.

Die Bedeutung der Sage ist mit diesen Bemerkungen nicht erschöpft. In meinen Vorlesungen — die ich erwähnen darf, weil es sich da nicht um Privates, sondern um Oeffentliches handelt — habe ich stets auch die tieferen Ahnungen aufgezeigt, die in ihr anklingen. So wenig rein und scharf auch der Erkenntnißdrang hier als Grundmotiv in Faust hervortritt, man spürt dennoch den Zug zu tieferem Eindringen in das Geheimniß der Natur, der in der Zeit ihrer Entstehung in mystischer und phantastischer Gestalt sich regte; die Beschwörungen antiker Gestalten sind naiver Ausdruck der humanistischen Bewegung, wie ihr erst von ferne ein Bild der antiken Schönheit dem barbarischen Norden aufdämmerte. Der Reformation mochte man anfühlen, daß sie noch Anderes in ihrem Schooße barg, als eine neue Kirche, die ihren Glauben an die Autorität der Bibel band: einen unendlich kühnen Bruch mit Allem, was Jahrhunderten heilig gewesen war, ein Wagniß so gefährlicher als erhabener Art, worin das Zeitalter des Freiheitstrebens, der Revolution von Weitem sich schon ankündigte. Was den letzteren fernen Anklang betrifft, so muß man sich freilich sehr hüten, kein Haar mehr zu finden, als eben nur diesen, sonst geräth man wieder in die große Ueberschätzung der früheren Faust-Commentatoren. Ich will nicht sagen, daß diese bei K. Fischer sich zeige, doch um etwas nimmt auch er, wie wir gesehen, die Sage zu hoch.

Der Faust der Sage verfällt der Hölle, der vergeistigte Held in Goethe's Drama geht durch Schuld zum Siege, wird gerettet. Es unterscheiden sich aber, wie die Kritik längst erkannt hat, zwei Pläne; im älteren, jugendlichen, bleibt Faust's Endschicksal dunkel, der zweite, lichte Plan, der die befreiende Aussicht eröffnete, lag seit der Ausgabe von 1808 mit dem Prolog im Himmel klar vor Augen. Diese zwei Pläne scharf zu unterscheiden macht sich K. Fischer zu seiner Hauptaufgabe. Man konnte, so lange der neue Plan nicht vorlag, sogar meinen, Goethe habe zur Zeit, da er die ältesten Theile schrieb, Augenblicke gehabt, wo er seinen Helden der Hölle zuzuführen gedachte, wie die Sage thut. Manche haben angenommen, daß er das entschieden wollte, z. B. Frau v. Staël: „Gretchen verliert das Leben und rettet ihre Seele, Faust rettet das Leben und verliert die Seele". Ich habe nun (s. m. Schrift Goethe's Faust u. s. w. S. 7 u. 8) zwar nicht dies Letztere, wol aber eine Ungewißheit zugegeben, dann hinzugesetzt: man würde gerne sagen, Goethe *könne* doch an ein solches Ende niemals gedacht haben, wenn nicht das Vorspiel auf dem Theater mit den Worten schlösse: „vom Himmel durch die Welt zur Hölle"; sie stehen freilich mit dem Prolog in Widerspruch, und da seien nun drei Fälle denkbar: entweder man läugne den Widerspruch, indem man annehme, das: „zur Hölle" bedeute weiter nichts als: es wird höllischer Spuk vorkommen, so werde es aber Niemand nehmen, das „zur" bedeute doch das Ende, wohin die Handlung führt; oder man gebe den Widerspruch zu und erkläre ihn aus einem Versehen des Dichters, indem er die Reminiscenz eines früheren vorübergehenden jugendlichen Vorhabens hereinspielen lasse, wonach Faust der Hölle verfallen sollte; aber so sehr zu vergessen, was der Prolog in Aussicht stelle, sei doch fast unmöglich gewesen; so bleibe nur die Annahme eines eigenthümlich

Digitized by Google

starken Scherzes möglich, den der Dichter mit dem Leser treibe. K. Fischer wendet sich gegen mich (ohne mich zu nennen, sondern mit der Formel: „der Einwand, der hier entstehen könnte, meint" u. s. w.), er wählt die von mir für unmöglich erklärte erste dieser drei Lösungen; er sagt, im Prologe spreche der Herr, im Vorspiel nur der Theaterdirector, dem der Dichter nicht die Idee seines Werkes, nur den Theaterzettel anvertraut habe, ferner, wenn man an die erste Station auf der Fahrt, die Wette mit dem Satan denke, so dürfe selbst der Theaterzettel sagen: vom Himmel durch die Welt zur Hölle; überdies erschiene am letzten Ende, wenn auch keineswegs der Sieg, doch das Reich der Hölle. Diese Gründe scheinen mir wenig zu verfangen. Wol spricht nur der Theaterdirector, aber seine Worte bilden den Schluß des Vorspiels und so fällt ein Accent auf sie, der den Schein ausdrücklichen Ernstes mit sich führt; an das Wagniß der Wette mit dem Teufel, an diese bloße „Kopfstation" wird hier Niemand, Jedermann an die Endstation denken, auch Niemand an den vorübergehenden bloßen Scheinsieg, vielmehr Jedermann an einen wirklichen Sieg wie im alten Volksdrama und seiner Höllenfahrt mit Heulen und Feuerregen. Und so wird wol die dritte Annahme allein übrig bleiben, es ist eben ein Spaß, eine Neckerei des Lesers, aber etwas muthwilliger, als recht ist, weil sie die Mehrheit der Leser verwirren muß. — Sollte aber am Ende gar noch eine vierte Annahme möglich sein? Vorspiel und Prolog sind in den Jahren 1797 bis 1801 gedichtet; Genaueres weiß man nicht. Wie, wenn man nun annähme, das Vorspiel sei innerhalb dieser Zeit bedeutend früher als der Prolog entstanden, und zwar in einer Stimmung, wo Goethe gedachte, seinen Faust der Hölle verfallen zu lassen, und wol um ein paar Jahre später sei Goethe zu der höheren, freieren Idee gelangt, das Leben seines Helden unter einen Standpunkt zu stellen, nach welchem er gerettet werden müsse? Doch eine sehr kühne Annahme! Vorausgesetzen würde sie, daß der Dichter sich bis dahin nicht nur dunkel darüber war, wie er seinen Helden sollte endigen lassen, sondern daß er — was etwas Anderes ist — sich schwankend verhielt, daß er in diesem Schwanken wirklich Momente hatte, wo er ihn untergehen zu lassen gesonnen war. — Ich zweifle; lassen wir den Knoten ungelöst liegen, wie er liegt. Auf die letztere Frage aber müssen wir noch zurückkommen, ein anderer Gegner wird uns dazu Anlaß geben.

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

II.

Zwar enthalten die uns zugänglichen Berichte weder genaue Details über die Einleitung, noch über die verschiedenen Momente und den Verlauf der Action selbst, jedoch ist es höchst wahrscheinlich, daß die persische Flotte in der damals üblichen Halbmondform vielleicht mit vorgezogenen Flügeln beim Angriff formirt war, ihre Schiffe aber beim Vorgehen beziehungsweise beim Forciren der engen und gewundenen Straße keilförmig zusammengedrängt wurden, durch ein eventuelles

Digitized by Google

Zurückweichen in der Front aber in Unordnung gerathen sind und die einzelnen Schiffe ihre Riemen zerbrochen oder sich selbst angerannt haben. Die Griechen dagegen, denen bei Auswahl des Gefechtsfeldes eine Aufstellung ihrer Flotte in der Tiefe möglich war, so daß sie, wenn das erste oder zweite Treffen, oder beide gleichzeitig vorgingen, noch eine intakte Reserve zum eventuellen Eingreifen und als Ersatz von Verlusten behielten, schickten sich nach dem ersten überstandenen Anprall zum Angriffe an, indem einzelne kühne Führer vorbrachen, sich mit dem Feinde engagirten und auf diese Weise die übrigen Schiffe mit ins Handgemenge zogen. Ihr Plan war: sich, wenn angängig, zu zweien auf je ein persisches Schiff zu stürzen, dasselbe leck zu stoßen beziehungsweise zum Sinken zu bringen; eine Enterung dagegen, nach welcher die Perser wol trachteten, erst in zweiter Linie ins Auge zu fassen, obgleich sie, in Anbetracht der Zahl von Bewaffneten, welche ihre Schiffe an Bord hatten, eine solche nicht gerade zu fürchten brauchten. Der Kampf wurde bald allgemein; die Hellenen wußten, vom Winde begünstigt, mit solcher Geschicklichkeit und Schnellkraft gegen die feindlichen Schiffe zu operiren, daß die unbeholfenen und theilweise ungeschickt geführten Schiffe der Perser oft schon beim ersten Stoß mit dem Sporn zum Sinken gebracht oder kampfunfähig wurden; wenn dies aber nicht mit dem ersten Stoß gelang, denselben wiederholten, nachdem sie die Ruder der feindlichen Schiffe zerbrochen und die letzteren in ihren Bewegungen dadurch lahm gelegt hatten. Dazu kamen die mangelhaften Schlachtdispositionen seitens der Perser, welche, auf ihre Uebermacht vertrauend, lediglich die Vernichtung des kleinen Häufchens der Griechen im Auge hatten, daher blind darauf losgingen, so daß ihr Feldherr Ariabignes, der Bruder des Perserkönigs, welcher mit seinen Schiffen in vorderster Reihe kämpfte, verwundet und kurze Zeit nach dem Beginne der Schlacht getödtet wurde, die Leitung, der Ueberblick dadurch theilweise verloren ging und eine gewisse Entmuthigung der Perser Platz griff, die Griechen dagegen mit wahrem Heldenmuth fochten.

Das keilförmig zusammengedrängte Vortreffen der persischen Flotte, welches beim Forciren des Eingangs noch eine Schwenkung zu machen hatte, verlor im Melee seine freie Bewegung, die beschädigten Schiffe hinderten die noch intakten am Vorgehen, und so kam es, wie es Themistokles vorhergesehen hatte. Trotz tapfern Kämpfens auf beiden Seiten war die Siegesgöttin den Persern nicht hold, denn weder vermochten die nach dem westlichen Eingange detachirten persischen Schiffe die griechischen Streitkräfte zu durchbrechen und so die feindliche Flotte im Rücken zu fassen, noch gelang ihnen die im östlichen Eingange aufgestellten Geschwader der Hellenen zum Weichen zu bringen.

Die persische Flotte verlor, sobald eine oberste Leitung nicht mehr fühlbar war, den Zusammenhang und die Schiffe fingen an, als auch die Witterung ungünstiger wurde und der Seegang zunahm, um sich dem Untergange zu entziehen, in fast vollständiger Auflösung nach dem Phaleron, ihrem ersten Versammlungsorte, zurückzuweichen, ohne jedoch von der griechischen Flotte, welche nach dem von Themistokles gleichzeitig mit der Flotte erbauten Hafen von Pyraeus zurückging, mit der erforderlichen Energie verfolgt zu werden. Den Sieg errangen unbestreitbar die Griechen und zwar in erster Linie durch die außerordentliche Umsicht und das Feldherrntalent des Themistokles, durch die geschickte Auswahl des Kampfplatzes,

Digitized by Google

sowie andererseits durch ihre Geschicklichkeit in der Handhabung der Schiffe, ihre Tapferkeit und Hingebung, gute Ordnung und ihr moralisches Uebergewicht. Herodot sagt hierüber: „Weil die Hellenen ordentlich in Reihe kämpften, die Barbaren aber noch nicht geordnet standen und überhaupt nichts mit Bedacht thaten, so mußte es ihnen ergehen, wie es wirklich kam." 2c.

So glänzend aber auch der Sieg der griechischen Flotte über die Perser war, so hatte er dennoch zu keiner Entscheidung geführt, denn die Verluste waren auf beiden Seiten nicht unbeträchtlich und die persische Flotte zählte noch immer etwa sieben- bis achthundert Segel. Wie hartnäckig aber von beiden Seiten gekämpft wurde, zeigen die für ein Seetreffen ganz enormen Verluste, wie man sagt, etwa zweihundert Schiffe mit circa vierzigtausend Mann auf Seite der Perser und vierzig Schiffe mit circa siebentausend Mann Seitens der Griechen. Jedoch war die Macht der Perser durch diese Schlacht und im Verein mit den am Lande erlittenen Verlusten gebrochen, und Xerxes, statt wie ihm vor Annahme der Schlacht von Salamis gerathen war, mit seinem Heere durch Uebersetzen desselben nach dem Peloponnes eine Umgehung des Feindes auszuführen und die griechische Flotte, statt sie in einer festen Stellung anzugreifen, herauszulocken und auf offener See den Vortheil seiner an Zahl weit überlegenen Flotte auszunutzen, ordnete den Rückzug derselben nach dem Hellespont an, woselbst, nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Platää und der Vernichtung der Flotte am Vorgebirge Mycale 479 v. Chr. Heer und Flotte, letztere trotz dem Drängen des Themistokles, weniger verfolgt von feindlichen Schiffen, als von ungünstigen Witterungsverhältnissen in traurigem Zustande anlangten. Allein selbst Herodot ist weit davon entfernt, die Zeit der Perserkriege nur als eine Zeit des Glanzes und den Ruhm der Hellenen als einen völlig ungetrübten, selbst für die Flotte darzustellen; denn, wie er sagt, hielt Bestechung die Flotte bei Artemisium zusammen, gezwungen hielten die Schiffe vor Salamis Stand und bei Platää war es nur eine Kette zufälliger Umstände, wodurch dem in sich gelockerten Heere noch ein entscheidender Sieg zu Theil wurde. Dessenungeachtet möchten wir die Verdienste des Themistokles nicht geschmälert sehen, denn der Sieg bei Salamis über die Perser ist zum größten Theil der athenischen Flotte zuzuschreiben, zu welcher er nicht allein den Grund gelegt, sondern sie zu ihrer derzeitigen Größe und Leistungsfähigkeit gebracht; während sich in der Wahl des Gefechtsfeldes das Genie des Feldherrn zeigte, denn er war es, der den ganzen Feldzug geplant und alle Maßregeln zur Leistung des Widerstandes getroffen hatte, so daß er im Alterthum jedenfalls als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete des Seekriegswesens angesehen werden muß.

Einen ferneren ruhmvollen Sieg der Griechen über die Perser verzeichnet die Geschichte im Jahre 465 v. Chr. an der Mündung des Eurymedon unter Kimon, der mit zweihundert Schiffen die ihm an Zahl weit überlegene persische Flotte im pamphylischen Meere aufsuchte, sie zu einer Schlacht zwang, in der die Perser nicht allein vollständig geschlagen wurden und zweihundert Schiffe verloren, sondern auch, als darauf die Flottenmannschaften ans Land flüchteten und sich mit dem Landheere vereinigten, auch hier von Kimon unverzüglich angegriffen und nach heftigem Widerstande besiegt wurden. Nähere Angaben über die Schlacht selbst sind uns zwar nicht be-

Digitized by Google

kannt, jedoch gelangten die Griechen hierdurch vollständig zur Herrschaft über das ägäische Meer. Im Jahre 460 v. Chr. finden wir wiederum zweihundert athenische Schiffe unter Kimon zu einem Angriff auf Cypern und sechszig derselben darauf nach der Nilmündung entsendet, letztere um zu verhindern, daß Aegypten in die Hände der Perser gelange. Die attischen Schiffe drangen bis Memphis vor und belagerten den Leukon-Teichos (weiße Mauer). Doch auch über diese Expedition liegen uns keine näheren Angaben von Wichtigkeit für unsere Zwecke vor.

Nachdem die Perser aus Griechenland und von den westlichen Gestaden des Archipels verdrängt und nach Asien zurückgewiesen waren, erhoben Neid und Eifersucht unter den Griechen wiederum ihr Haupt. Der Streit um die Oberherrschaft am Lande sowol wie zur See war es, welcher den Zankapfel zwischen den beiden bedeutendsten Staaten des Landes, Athen und Sparta bildete, und lange und blutige Kriege zwischen diesen sowol untereinander, als auch mit anderen Völkern herbeiführen sollte. Das Kriegstheater erhielt wiederum eine außerordentliche Ausdehnung und so lag es in Berücksichtigung der fast gänzlichen Ermangelung von Kommunikationsmitteln am Lande ꝛc. auf der Hand, daß die Flotte bei diesem Kriege eine Hauptrolle spielen, daß, um sich die Herrschaft zur See streitig machen zu können, Flotten entstehen, andere dagegen wieder zu Grunde gehen mußten.

Wir finden zunächst einen Theil der attischen Flotte im Jahre 457 v. Chr. bei der Insel Aegina kämpfen, wo siebzig peloponnesische Schiffe in die Hände der Athener fielen und die Insel von ihren Soldaten besetzt wurde.

Ueber ein anderes bei Aktium im Jahre 435—34 v. Chr. zwischen den Korkyräern und Korinthern geliefertes Seetreffen sagt Thukydides I. Cap. 29, daß die Korinther mit fünfundsiebzig Schiffen und zweitausend Hopliten*) in See gingen und gen Epidamnus steuerten, um die Korkyräer zu bekriegen. Die Korkyräer kamen ihnen mit achtzig Schiffen entgegen. Die Korkyräer behielten bei Weitem die Oberhand und zerstörten fünfzehn korinthische Schiffe.

Nachdem die Korinther zwei Jahre hindurch zur Fortsetzung des Krieges gegen die Korkyräer Vorbereitungen getroffen und den Kriegsschiffsbau eifrig betrieben hatten, gibt uns die Geschichte im Jahre 432 v. Chr. wiederum Kunde von einer großen Seeschlacht, welche dieselben gegen die vereinigten Korkyräischen und athenischen Flotten in der Nähe von Sybota lieferten, worüber wir einige Details folgen lassen. Mit hundertfünfzig wohlgerüsteten Trieren segelten im Frühjahre 432 v. Chr. die Korinther nach Norden, um den Feind in seinen Gewässern aufzusuchen, landeten am Vorgebirge Chimerium, wo sich ihnen Hülfstruppen von den Bewohnern des Festlandes anschlossen, und schlugen dort ein Lager auf.

Sobald die Korkyräer von dem Herannahen des Feindes hörten, bemannten sie hundertzehn Schiffe und nahmen Aufstellung bei einer der Inseln, die den Namen Syboten führen, während ihre Landmacht nebst 1000 Hopliten von Zakynth, die ihnen zu Hülfe geeilt waren, auf dem Vorgebirge Leucymen stand.

Nachdem die Korinther sich völlig zur Schlacht gerüstet und für drei Tage Lebensmittel an Bord genommen hatten, verließen sie Chimerium in der Nacht,

*) Die Hopliten hatten von dem breiten Schilde, welches sie führten, ihre Benennung erhalten. Sie trugen außerdem eine schwere Rüstung, und ihre Waffe zum Angriff war ein langer Spieß; sie werden daher auch als „Schwerbewaffnete“ bezeichnet.

Digitized by Google

um den Feind aufzusuchen. Allein auch der Gegner war nicht unthätig geblieben und wollte ebensowenig überrascht werden, denn bei Anbruch des Tages sahen sie schon die feindlichen Segel auf sich zukommen. Beide trafen sofort die nöthigen Einleitungen zum Gefecht, und kam es nach Formation der Schlachtlinien im Sunde zwischen den Inseln und dem Festlande zur Action. Die Flotte der Korkyräer war in drei Treffen getheilt. Auf dem rechten Flügel standen die Athener, während sie selbst den linken Flügel einnahmen. Auf korinthischer Seite bildeten die Bundesgenossen den rechten Flügel und das Mitteltreffen, während sie selbst mit ihren neunzig wohlgeübten und ausgebildeten Trieren den linken Flügel einnahmen, wo ihnen mithin die Korkyräer selbst und außer diesen zehn attische Schiffe gegenüberstanden, welche letztere jedoch zu Anfang des Treffens neutral blieben.

Sobald das Zeichen zum Vorgehen gegeben war, erfolgte wie üblich der Angriff auf der ganzen Linie zugleich. Es stellte sich jedoch beim Handgemeinwerden bald heraus, daß die Westgriechen die Vortheile, welche in der großen Beweglichkeit der Trieren lagen, und wodurch es möglich war, ohne Blutvergießen die feindlichen Schiffe kampfunfähig zu machen, nicht für sich nutzbar zu machen verstanden, vielmehr, statt die Linie zu durchbrechen, schnell zu wenden und mit dem Sporn in die Seiten des Gegners zu fahren, noch ganz die alte kunstlose Art des Kampfes Mann gegen Mann beobachteten. Thukydides sagt hierüber I. Cap. 49: „Auf beiden Flotten waren die Verdecke mit Hopliten, Bogenschützen und Lanzenschleuderern bedeckt, indem die Schiffe nach alter Weise mit geringer Kenntniß ausgerüstet waren. Man schlug sich mit großer Hartnäckigkeit, aber nicht mit gleicher Geschicklichkeit. Das Gefecht glich einem Landtreffen, weil die Schiffe, sobald einmal das Gefecht begonnen hatte, einander nicht leicht wieder los ließen; theils wegen des obwaltenden Gedränges und der Menge der Fahrzeuge, theils weil man die Hoffnung des Sieges vorzüglich auf die Hopliten baute, die sich auf den Verdecken schlugen, während die Schiffe stille lagen. Durchbrechungen der Linie fanden durchaus nicht statt, sondern man focht mehr mit Feuer und Körperkraft als mit Kunst. Ueberall herrschte während dieser Schlacht großer Tumult und Unordnung."

Nach langem, heftigem Ringen wurde der rechte Flügel der Korinther zum Weichen gebracht, welches bald in Flucht ausartete. Zwanzig korkyräische Schiffe verfolgten den zerstreut fliehenden Feind bis zum feindlichen Lager, wo die Mannschaften landeten, die leeren Zelte verbrannten und das vorräthige Geld raubten. Günstiger gestaltete sich das Gefecht für die Korinther dagegen auf dem linken Flügel, wo sie selbst kämpften und inzwischen so entscheidende Erfolge errungen hatten, daß es den attischen Schiffen nicht länger möglich war, unthätig zu bleiben; sie griffen selbst mit in das Gefecht ein, mußten sich aber mit den Korkyräern, vor der Uebermacht weichend, an die Küste der Insel zurückziehen. Die Korinther, nachdem die Feinde in die Flucht geschlagen waren, führten nicht, wie es sonst Gebrauch war, die durch Anrennen kampfunfähig gemachten feindlichen Schiffe mit sich fort, sondern begnügten sich damit, die auf den Schiffstrümmern befindlichen Krieger und Ruderer theils zu tödten, theils zu Gefangenen zu machen. Eine auffallende Erscheinung und bezeichnend für das geringe Verständniß des Wesens des Seekrieges, sowie ferner für die mangelhaften Dispositionen an sachgemäßer Leitung

Digitized by Google

und den in den korkyräischen Flotte herrschenden unmilitärischen Geist bleibt die gänzliche Entfernung der zwanzig Schiffe vom Kampfplatze während des Gefechts, welches nicht allein für die ganze Flotte, sondern auch für diese Abtheilung selbst hätte sehr leicht verderblich werden können.

Mittlerweile sammelten sich die auseinander gesprengten korkyräischen und attischen Schiffe wieder, um nochmals die korinthische Flotte anzugreifen und wurde ebenso von korinthischer Seite zur Formation der Schlachtlinie der noch kampffähigen Schiffe geschritten. Zur Action selbst kam es jedoch weder an diesem noch am andern Tage zwischen den beiden Gegnern, denn die Korinther, als sie plötzlich ein attisches Hülfsgeschwader von zwanzig Schiffen auf den Kampfplatz zusteuern sahen, wandten ihre Schiffe und zogen sich, da es inzwischen dunkel geworden war, nach dem Hafen von Sybota zurück. Die Korkyräer, welche die ihnen zu Hülfe eilenden attischen Trieren nicht rechtzeittig erblickten, wußten sich Anfangs den plötzlichen Rückzug der Korinther nicht zu erklären, ließen aber von der Verfolgung ab, aus Furcht, dieselben möchten einen nächtlichen Ueberfall ihres Lagers vorbereiten. Wie wenig ruhmvoll, trotz der nicht unbedeutenden materiellen und personellen Verluste, das Treffen für beide Parteien auch ausgefallen war, so schrieben sich beide Theile doch den Sieg des Tages zu, die Korinther, weil sie siebzig feindliche Schiffe versenkt und tausend Gefangene gemacht, die Korkyräer dagegen, weil sie dreißig korinthische Schiffe zerstört und die ersteren eine ihnen abermals angebotene Schlacht nicht angenommen hatten.

Während der nächsten Jahre sind die verschiedenen Flottenabtheilungen der kriegführenden griechischen Völker zwar häufig zur Action gekommen und haben stets kräftig an den Operationen der Landheere mitgewirkt, jedoch finden wir selbst während des Kriegszuges des Perikles gegen Epidaurus im Jahre 430 v. Chr. mit hundertundfünfzig Trieren keine größeren Seetreffen oder sonstigen Ereignisse von Wichtigkeit für die Kriegführung zur See verzeichnet, um sie hier besonders anzuführen. Die nächste Action, welche für uns von Interesse ist, indem die bei Artemisium von den Athenern gewählte Schlachtordnung bei überlegenen Streitkräften gewählt wurde, ist der kühne Angriff und die glückliche Operation des athenischen Feldherrn Phormio gegen eine korinthische Flotte, in welchem er bei Rhium vor der Straße von Naupactus 429 v. Chr. mit zwanzig Schiffen siebenundvierzig korinthisch-sikyonische Schiffe auf offener See mit solcher Kühnheit und geistiger Ueberlegenheit angriff, daß er ohne eigenen Verlust die mehr als doppelte Zahl der feindlichen Schiffe in Verwirrung brachte, zwölf Trieren nahm und eine Menge von Gefangenen fortführte. Thukydides II. 83, 84 sagt darüber Folgendes: „Die Korinther und ihre Bundesgenossen schifften gen Akarnanien keineswegs zu einer Seeschlacht gerüstet, eher Landtruppen vergleichbar. Auch glaubten sie nicht, daß die Athener mit zwanzig Schiffen ein Treffen gegen ihre siebenundvierzig wagen würden. Als die Peloponnesier sich dennoch mitten auf der Ueberfahrt zum Treffen gezwungen sahen, hatten sie, die Vordertheile ihrer Schiffe auswärts, die Hintertheile einwärts gekehrt, dieselben in den größtmöglichsten Cirkel gestellt, ohne zum Durchbrechen der Linie Raum zu geben. Die kleinen sie begleitenden Fahrzeuge nahmen sie in die Mitte und außerdem fünf ihrer besten Segler, welche, wenn die Feinde angriffen, schnell durchbrechen und an der bedrohten Stelle Hülfe bringen

Digitized by Google

sollten. Die Athener auf eine Linie gestellt (in Kiellinie hintereinander) ruderten im Kreise um sie her und drängten sie, indem sie beständig hart an sie heran fuhren und Miene zum Angriff machten, auf einen immer engern Raum zusammen. Phormio aber hatte ihnen geboten, nicht ohne Befehl von ihm anzugreifen; denn er hielt sich überzeugt, daß sie ihre Stellung nicht wie ein Heer auf dem Lande behaupten, sondern daß die Schiffe an einander gerathen und die kleinen Fahrzeuge große Unordnung verursachen würden. Käme dann noch der sich gewöhnlich gegen Morgen aus dem Meerbusen erhebende Wind hinzu, in dessen Erwartung er noch umherschiffte, so würden sie sich keinen Augenblick halten können." 2c.

Bei näherer Betrachtung der Handlungsweise des Phormio ist man im ersten Augenblick wol geneigt, dieselbe als Tollkühnheit oder Uebermuth zu bezeichnen, mit der er seine Flottenabtheilung ohne Ueberlegung auf's Spiel setzte. Der Ausgang des Treffens zeigt jedoch zur Genüge, daß er in richtiger Erkenntniß und Würdigung der größeren Leistungsfähigkeit seiner Schiffe in Folge ihrer besseren Construction, sowie der Tüchtigkeit und Umsicht seiner Führer und Mannschaften, die Fehler seiner Feinde sofort erkannte und sie mit der ihm eigenen geistigen Ueberlegenheit ausbeutete.

Die Peloponnesier hatten die in der Schlacht von Artemisium angenommene Kreisformation der Athener zu ihrer Schlachtordnung gewählt und sich auf die Defensive beschränkt, statt die kleine Abtheilung des Gegners mit der ihnen zu Gebote stehenden Uebermacht zu umfassen zu suchen. Phormio ließ daher von seinen zwanzig Schiffen Kiellinie formiren und fuhr (im Gänsemarsch) um die feindliche Flotte herum, wobei er, indem er von Zeit zu Zeit einen Scheinangriff auf dieselbe ausführen ließ, den Ring um dieselbe immer enger zog, eine Formation, welche, wenn die Korinther hervorbrachen, andererseits auch für ihn, wie bei Artemisium für die Perser, hätte verderblich werden können, obgleich er wol zu der Annahme berechtigt war, daß der Sporn des Hintermannes den Vordermann deckte. Auf diese Weise suchte er den Gegner hinzuhalten, bis der zu jener Jahreszeit in den dortigen Gewässern periodisch einsetzende Ostwind stärker und die See unruhiger wurde, gleichzeitig bestrebt, bis zu diesem Zeitpunkte mit dem größten Theil seiner Schiffe eine möglichst günstige Position windwärts vom Feinde einzunehmen. Sobald der Wind auffrischte und mit demselben auch die See unruhiger wurde, geriethen die seemännisch wenig ausgebildeten Schiffe des Gegners, in ein Knäuel zusammengedrängt, in Unordnung, zerbrachen sich die Riemen oder trieben gegen einander. Die weniger geübten Führer der Peloponnesier verloren die Uebersicht, man schrie durcheinander, die gegebenen Befehle wurden entweder überhört oder blieben unausgeführt und so war es für sie unmöglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Dies war der geeignete Moment zum Angriff für Phormio. Auf ein gegebenes Signal ließ er von seinen Schiffen zugleich eine Wendung ausführen, stürzte sich vom Winde begünstigt mit Ungestüm auf den Feind und brachte denselben vollständig in Verwirrung. Es blieb daher nur übrig, zu retten was möglich war und endigte das Treffen mit der eiligen Flucht der Peloponnesier nach Patras unter Verlust von Schiffen und Mannschaften, während Phormio sich nach Naupactus, seiner Operationsbasis, zurückzog. Die seemännische Ueberlegenheit des Phormio, die Uebung und Gewandtheit im Manövriren, das Vertrauen zu seinen

Digitized by Google

Führern und Truppen, sowie die Hingebung und das Vertrauen der letzteren zu ihrem Befehlshaber waren es, welche zu einem so glänzenden Ausgange der Action gegen die doppelte Uebermacht führten. Der Fehler, die Schwäche der Peloponnesier dagegen lag darin, daß sie mit wenig ausgebildeten Mannschaften und ungeübten Führern eine Expedition über See mit Truppenschiffen im Gefolge resp. ohne die erforderliche Zahl Begleitschiffe unternahmen. Wir werden jedoch später noch Gelegenheit haben, bei Besprechung einer späteren Schlacht (Eknomus) hierauf zurückzukommen, um nachzuweisen, wie gewagt es ist, Truppenschiffe zu entsenden und Landungen ausführen zu wollen, so lange man nicht mit seiner Flotte die See beherrscht.

Mit größeren materiellen Verlusten zwar, jedoch immer noch vom Glück begünstigt, kämpfte Phormio mit gleicher Kühnheit, Energie und geistiger Ueberlegenheit im Jahre 429 v. Chr. abermals mit seinen zwanzig Trieren, mit denen er den früheren Sieg errungen hatte, bei Rhium gegen siebenundsiebzig peloponnesische Schiffe unter Kremus und Brasidas, von denen die Historiker uns besonders den letzteren als einen kühnen, tüchtigen und umsichtigen Feldherrn bezeichnen, ein Urtheil, welches durch seine Dispositionen und Anordnungen die vollste Bestätigung findet, so daß er Phormio in dieser Richtung als vollständig ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann.

Für die korinthischen Flottenbefehlshaber waren die Mißgriffe ihrer Standesgenossen beim letzten Treffen bei Rhium nicht unbeachtet geblieben und hatte die ihnen dort gewordene Lection ihre Früchte getragen. Nicht die Uebermacht war es, auf welche sie bauen oder trotzen wollten oder konnten, sondern sie fanden heraus, daß Ausbildung der Mannschaft, Uebung und Gewandtheit im Manövriren und bei nicht seegeübtem Personal auch eine geschickte und vorsichtige Führung zur Bekämpfung und Bezwingung des Gegners nothwendig sei. Ihnen lag ferner unter Berücksichtigung von Personal und Material daran, eine Action auf offener See zu vermeiden, vielmehr den Feind im engen Fahrwasser, in der Nähe der Küste zu bekämpfen, wo er seine Ueberlegenheit im schnellen Manövriren seiner Schiffe nicht in vollem Maße ausnutzen konnte. Phormio dagegen hatte nur auf offener See Aussicht auf Erfolg, und geht diese seine Ansicht aus der folgenden Ansprache, die er vor dem Treffen an seine Mannschaft hielt, nach Thukydides II. Cap. 89 hervor: „Aus eigener Wahl werde ich die Schlacht nicht in dem Meerbusen liefern, noch mich mit der Flotte hineinziehen, da ich einsehe, daß ein enger Raum für eine kleine Zahl gut segelnder und gut bedienter Schiffe gegen eine große ungeübte Flotte nicht günstig ist. Denn hat man den Feind nicht von Ferne im Auge, so kann man schwerlich auf die erforderliche Weise zum Angriff segeln, noch sich zur rechten Zeit zurückziehen, wenn man in die Enge kommt. Weder Durchbrechungen der feindlichen Linie, noch Wendungen, welches die Vortheile schnellsegelnder Schiffe sind, finden statt. Man würde sich genöthigt sehen, das Seetreffen in eine Schlacht zu verwandeln, wie sie auf dem festen Lande gefochten wird, und da gewährt die größere Zahl der Schiffe auch die größere Stärke. Ihr aber haltet euch wohlgeordnet bei euren Schiffen und achtet genau auf die gegebenen Befehle. Während der Schlacht selbst beobachtet Ordnung und Stillschweigen vor allen Dingen.“ ꝛc.

Digitized by Google

Phormio forderte die korinthischen Flottenbefehlshaber wiederholt zum Kampfe auf offener See heraus, doch wurde er von denselben nicht angenommen; vielmehr scheint die Absicht bei ihnen vorherrschend gewesen zu sein, die Athener zu ermüden und ihre Wachsamkeit einzuschläfern und sie dann zu überlisten. Die Absicht des Brasidas gelang ihm allerdings, indem er Phormio in eine Falle lockte, welche leicht hätte verhängnißvoll für seine Flottenabtheilung werden können. Die korinthische Flotte, in vier Colonnen getheilt, suchte nämlich durch einen Scheinangriff auf das ungeschützte Naupactus die atheniſchen Schiffe zur Vertheidigung ihrer Verbündeten in die engen Gewässer, in die Nähe der Küste zu nöthigen. Phormio, sobald er das Vorhaben des Feindes erkannte, setzte seine Schiffe, in Kiellinie rangirt, mit voller Fahrt demselben nach. Als die Athener die feindliche Flotte erreicht hatten, stürzt sich Brasidas mit Ungestüm auf diese dünne Linie, durchbricht sie, schneidet einen Theil der atheniſchen Schiffe ab, während jedoch nur drei an das Land getrieben und zerstört werden; ein anderer Theil der abgeschnittenen Trieren aber durch den Muth messenischer Landtruppen, die den Athenern gefolgt waren, dadurch gerettet wurden, daß sie trotz der schweren Rüstung in das Wasser stiegen, die Schiffe erkletterten und sie vertheidigten (Thukydides II., Cap. 91, 92). Phormio mit den elf vordersten Schiffen sucht die Rhede von Naupactus zu erreichen, verfolgt von zwanzig ungeordneten Schiffen des Gegners. Ein harter Wettkampf im Rudern erfolgt, um Vorsprung zu gewinnen und zuerst die Stadt zu erreichen. Phormio, von seinen Verfolgern hart gedrängt, benutzt ein auf der Rhede von Naupactus liegendes Handelsschiff als Deckung und weiß das ihm zunächst folgende feindliche Schiff mit seinem Sporn so geschickt zu treffen, daß es sofort zum Sinken gebracht wird, während andere auf Untiefen gerathen und sitzen bleiben. Alsbald ändert sich die Scene; die durch diesen Unfall in Bestürzung gerathene feindliche Flottenabtheilung läßt in der Verfolgung nach und gibt Phormio Zeit, wieder zum Angriff vorzugehen. Es gelang ihm durch seine Ueberlegenheit im Manövriren, den Gegner in ein für ihn so glückliches Gefecht zu verwickeln und die Schwäche und Unentschlossenheit des Colonnenführers so zu seinem Vortheil auszubeuten, daß er nicht nur die ganze Colonne in die Flucht schlug, sondern auch seine genommenen Schiffe zurückeroberte, mehrere der feindlichen erbeutete und die ganze peloponnesische Flotte zwang, sich in den Hafen Panormus zurückzuziehen. Die Athener behaupteten das Feld und kehrte Phormio auf seine Station zurück, die er vor wie nach behauptete.

Als einen kühnen Handstreich, ausgeführt von peloponnesischen Flottenmannschaften unter Knemos nnd Brasidas, wollen wir noch kurz erwähnen, daß im Spätherbste 429 v. Chr. die Mannschaften von vierzig Schiffen mit ihren Rudern, Sitzpolstern und Riemen, mit welchen die letzteren befestigt wurden, von Korinth über die Landenge wanderten, in aller Eile eine Anzahl Schiffe aus den Schiffshäusern von Nisäa zogen, sie bemannten und geradeswegs nach Salamis steuerten, dort plünderten und nachdem sie drei Trieren, welche dort Wache hielten, überwältigt und mit sich nahmen, die Athener in Schrecken setzten und dann wieder nach Korinth zurückkehrten. Im Herbst 428 v. Chr. sahen die Spartaner wiederum zu ihrem Erstaunen hundert attische Trieren am Isthmus erscheinen und eine zweite Flotte Athen's die lakonischen Küsten brandschatzen. Dagegen lief im

Digitized by Google

December desselben Jahres die erste peloponnesische Flotte von zweiundvierzig Segeln in das ägäische Meer, welches Athen bis dahin als sein Herrschaftsgebiet angesehen hatte, ein.

Eine andere kühne Unternehmung des athenischen Feldherrn Demosthenes im Jahre 425 v. Chr. ist die Besitzergreifung und Befestigung der Bucht von Pylos (das jetzige Navarin) und der Kampf der attischen und peloponnesischen Flotte vor und in dem Hafen, welcher mit der Niederlage der letztern endete, indem durch Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit der Spartaner das kleine Häufchen athenischer Streiter Zeit gewann, die eingenommene Position zu behaupten, bis Verstärkungen herangezogen werden konnten, während die Insel Sphakteria, welche den Hafen bildet, bereits von dem Gegner besetzt war. Die Spartaner büßten hierbei sechzig Trieren und eine Anzahl Gefangener ein.

Ueber die Flotten-Operationen der kriegführenden griechischen Völker für die nächsten Jahre hinweg gehend, weil sie uns keine neuen Momente für unsere Zwecke bieten, wollen wir zunächst des Kriegszuges der Athener nach Sicilien Mitte Sommer 415 v. Chr. erwähnen, wo unter Alkibiades hundert attische Trieren (sechzig Schnellruderer und vierzig mit Truppen besetzte Schiffe) mit einem gewissen Pomp aus dem Hafen von Pyräus liefen, um 1500 athenische Bürger und 700 peloponnesische Krieger nach Sicilien überzuführen. In Korkyra stießen zu diesem Geschwader vierunddreißig Trieren, zwei Fünfzigruderer und hundertdreißig Lastschiffe der Bundesgenossen, so daß sie mit hundertunddreißig Trieren ꝛc. ein Heer vor sechsunddreißigtausend Mann incl. fünfundzwanzigtausend sechshundert Mann, welche die Kriegsschiffe zu ihrer Bedienung nöthig hatten, nach Sicilien übersetzten. Dies Heer hatte drei Führer, Nikias, ein reicher, angesehener Athener von nicht unbedeutender Begabung, Alkibiades und Lamachus, von denen jedoch Alkibiades bald zurückberufen wurde. Welch' hohen Grad von Gediegenheit schon damals die Kriegskunst besaß, beweist, daß die Flotte, wie seitdem bis in die neueste Zeit solche von bedeutender Stärke, in drei Theile getheilt wurde, daß Schiffe als Eclaireurs vorausgeschickt nnd als Rendez-vous Rhegium in Calabrien bestimmt wurde. Die Pferde wurden schon damals auf besonderen Fahrzeugen transportirt. Die Flotte ging nach Sicilien, das Heer landete nördlich von Syrakus und bezog, statt mit der Belagerung sofort zu beginnen, Winterquartiere. Wie unglücklich dieser Kriegszug für die Athener endete, ist bekannt. Wir wollen hier nur hervorheben, daß die Operationen von Anfang an nicht mit der nöthigen Umsicht und Energie geleitet wurden, daß man, statt bei der Landung, wo Heer und Flotte noch auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stand, mit voller Kraft auf das Ziel loszugehen und Syrakus zu Lande und zu Wasser einzuschließen, dem Gegner die Zufuhr abzuschneiden und ihn mit starkem Arm zu umklammern, dem Vertheidiger Zeit ließ, seine Vorbereitungen für die Abwehr zu treffen und sich nach Bundesgenossen umzusehen. In den Syrakusanern aber steckte ein guter Kern, sie besaßen ein wohlgerüstetes Heer, waren dagegen den Athenern zur See nicht gewachsen. Es konnte daher, nachdem die Athener zur Belagerung der Stadt geschritten waren, zu keiner Entscheidung kommen, wenn die Syrakuser nicht den Muth faßten, ihren Feinden auf dem Meere entgegenzutreten, da, während die Stadt von den Truppen der Athener fest eingeschlossen war, die attischen Schiffe

Digitized by Google

dieselbe von der Seeseite bewachten und ihr die Zufuhr abschnitten, so daß sie schon auf dem Punkte war, sich zu ergeben.

Da kam ihnen zu Anfang des Jahres 414 v. Chr. unerwartet von Sparta Hülfe. Gylippus mit zwanzig Schiffen und etwa 2000 Bewaffneten landete auf Sicilien und verhinderte die Athener an der Einnahme der Stadt. Mit Energie und Entschlossenheit wußten unter Leitung des Spartaners nun die bedrängten Syrakusaner fortan aus dem Landvolke Seeleute heranzubilden und gleichzeitig Schiffe zu bauen, so daß sie schon im Sommer 413 v. Chr. mit den aus Korinth noch eingetroffenen neunzig Schiffen bereit waren, die Athener zur See zu bekämpfen. Ein verzweifelter Kampf stand bevor, der von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführt wurde; an drei Tagen wurde mit dem größten Muthe gefochten und endigte mit der vollständigen Vernichtung des athenischen Heeres und der Flotte.

Am ersten Tage brachen aus den beiden Häfen von Syrakus neunzig Schiffe hervor, um sich zu einem gemeinsamen Angriff auf Plemmyrium, das Lager der Athener, zu vereinigen. Ihre Schiffe hatten sie, wie schon früher erwähnt, den engen Raumverhältnissen, auf denen gekämpft werden mußte, Rechnung tragend, mit langen Schrägebalken, welche sechs Ellen weit hervorragten, am Vordertheile versehen und die Vordertheile der Schiffe selbst verkürzt und verstärkt. Denn durch den Angriff mit den dicken und stark gebauten Vordertheilen ihrer Schiffe hofften sie die schwachen und hohlen Vordertheile der feindlichen Schiffe zu zertrümmern, während die Athener wegen der Enge des Raumes weder die Durchbrechung der Linie, noch den Angriff von der Seite, wobei sie sich vorzüglich auf ihre Kunstfertigkeit verließen, anwenden könnten. Sie von ihrer Seite würden den Feinden soviel als möglich keine Gelegenheit geben, ihre Linie zu durchbrechen, und das Umgehen würde der enge Raum verhindern. (Thukydides VII., Cap. 36.)

Gleichzeitig sandten die Syrakusaner unter Gylippus unbemerkt Truppen in großem Bogen um das befestigte athenische Schiffslager (Arsenal), wo alle Vorräthe aufgehäuft lagen. Die Athener fuhren den vorbrechenden syrakusanischen Schiffen entgegen und kam es am Eingange der großen Bucht von Syrakus zum Kampf. Als die Besatzung der das Lager schützenden Forts an den Strand geeilt war, um Zuschauer des Seegefechts zu sein, stürmte Gylippus mit seinen Kriegern heran, nahm das größere der das Lager schützenden Forts, einige Schiffe und besonders ungeheure Vorräthe. Die athenische Flotte, durch diesen kühnen Handstreich bestürzt gemacht, zog sich Anfangs zwar zurück, ging jedoch, als sie auf wenig geschickte Weise von den Syrakusanern verfolgt wurde, wieder zum Angriff über und schlug ihre Verfolger in die Flucht, wobei sie drei Schiffe wegnahmen und elf zum Sinken brachten, während der Verlust der Athener nur drei Schiffe betrug.

Die Syrakusaner, durch die Uebermacht und größere Geschicklichkeit der athenischen Flotte im Manövriren zwar zurückgedrängt, blieben jedoch aus Mangel an Wachsamkeit der athenischen Krieger während des Flottenkampfes im Besitze der Schiffslager derselben. Die attischen Schiffe mußten daher trotz ihres Sieges auf dem Wasser in den inneren Hafen zurückkehren, während die Mündung desselben in den Händen der Syrakusaner blieb. Die letzteren hatten somit von diesem Treffen größeren Gewinn als Nachtheil, denn der Verlust an Schiffen wurde bei

Digitized by Google

Weitem durch die Wegnahme der Vorräthe und Besetzung beider Ufer der etwa 1000 Ellen breiten Hafeneinfahrt aufgewogen. Sie hatten somit freien Verkehr nach außen gewonnen, konnten nicht allein ihre Vorräthe ergänzen und Hülfstruppen heranziehen, sondern auch den Athenern die Zufuhr wenn nicht gänzlich abschneiden, so doch außerordentlich erschweren. Die Lage der Athener wurde somit eine stets bedenklichere, denn abgesehen von Krankheiten, die im Lager ausgebrochen, fing die lange Unthätigkeit an nachtheilig auf Heer und Flotte einzuwirken. Um etwas zu unternehmen, wurde ein Angriff auf das Schiffslager der Syrakusaner unternommen, allein ohne Erfolg, denn die letzteren hatten die das Lager schützende Pfahlreihe noch durch schräg vorstehende zugespitzte Pfähle verstärkt, so daß die herankommenden Schiffe des Gegners leckgestoßen wurden. Ein anderer Angriff der syrakusischen Schiffe auf das athenische Schiffslager blieb — trotzdem auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit unter Anwendung von Wurf- und Schleudergeschossen gekämpft wurde — ebenfalls ohne nennenswerthen Erfolg, denn auch Seitens des Nikias war die Pfahlreihe, welche das Schiffslager schützte, noch durch versenkte Lastschiffe verstärkt worden.

Inzwischen trafen die von Athen unter Demosthenes entsendeten Verstärkungen an Schiffen, Truppen und Vorräthen ein, welche ungeachtet der syrakusischen Flotte und der Beherrschung beider Ufer der Mündung der Einfahrt ungehindert in den Hafen einliefen.

Nachdem jedoch die athenischen Feldherren erkannten, daß die Herstellung der Belagerung von Syrakus unter den obwaltenden Verhältnissen selbst mit den erhaltenen Verstärkungen nicht mehr ausführbar war, die Syrakusaner aber, um den attischen Schiffen die weiteren Operationen abzuschneiden, Miene machten, die Hafenmündung zu sperren, wurde von den Athenern ein möglichst schneller Abzug geplant, der während der Nacht des 27. August zur Ausführung kommen sollte, allein Aberglaube und theilweise Entmuthigung, welche durch eine Mondfinsterniß veranlaßt wurde, war die Ursache, daß der günstige Moment für die Ausführung ungenutzt verstrich und Heer und Flotte der vollständigen Vernichtung entgegengingen.

Der Muth und die Zuversicht der Syrakusaner dagegen hatte sich in dem Maße gesteigert, wie das Vertrauen der Athener auf ihren Plan zu sinken anfing, und beschlossen die ersteren abermals, wie am letzten Tage, die Athener am 28. August zu Wasser und zu Lande gleichzeitig anzugreifen. Die Athener waren wiederum in der Mehrzahl, wurden aber dennoch zurückgedrängt, weil durch unrichtige Manöver des rechten Flügels derselbe abgedrängt und die Schiffe theils auf den Strand getrieben wurden, ja theils auf Untiefen gerathen waren; die letzteren versuchten die Syrakusaner durch einige mit Harz gefüllte und dann angezündete Lastschiffe, die in die Nähe derselben gebracht wurden, zu zerstören, jedoch ohne Erfolg. Es ist bezeichnend, daß hier zum ersten Male in der Kriegführung zur See der sogenannte Brander, welcher erst in einer viel späteren Zeit in größerem Umfange, jedoch mit geringem Erfolg, angewendet wurde, auftritt. Der Verlust der Athener betrug achtzehn Schiffe und zweitausend Mann, der der Syrakusaner war verhältnißmäßig gering; für erstere daher, obgleich sie bedeutend stärker waren, moralisch sowol als materiell, die erste Niederlage dem schwächeren Feinde gegenüber.

Digitized by Google

Es naht der verhängnißvolle Tag der Entscheidung; die Syrakusaner, ermuthigt durch die Erfolge der letzten Tage, sannen nunmehr auf eine vollständige Einschließung und demnächstige Vernichtung ihrer Feinde. Sie sperrten zunächst die etwa tausend Ellen breite Hafeneinfahrt durch Lastschiffe, welche querüber verankert, durch Ketten und übergelegte Planken mit einander verbunden und von Kriegern besetzt waren, so daß nur eine kleine Oeffnung blieb, welche ebenfalls anscheinend durch Ketten gesperrt war, während die Flotte in der nördlichen Bucht des großen Hafens lag. Diese Hafensperre, die erste, welche in der Geschichte auftritt und welche besonders in neuester Zeit, wenn auch in anderer Form, schon theils eine Rolle gespielt hat, theils in Zukunft noch spielen wird, hatten die Syrakuser in sachgemäßer Weise in drei Tagen hergestellt, und giebt dieselbe Zeugniß von der Erfindungsgabe sowohl als der Energie der Syrakusaner. Die Athener, deren Flotte, auf diese Weise von der See abgedrängt, ihre freie Bewegung verlor, während die feindliche Reiterei dem Heere das Fouragiren abschnitt, geriethen hierdurch in eine verzweifelte Lage und blieb ihnen nur übrig, sich zu einem letzten Versuch aufzuraffen und den Ausgang zu forciren.

Ende August wurden daher alle Schiffe der Athener, schlechte und gute, hundert und zehn an der Zahl, bemannt, dieselben so gut als angängig im Bug mit Planken gegen die Stoßbalken der feindlichen Schiffe gesichert und mit eisernen Haken zum wirksamen Angriffe durch Entern versehen. Ein verzweifelter Kampf stand ihnen bevor und suchten die Befehlshaber beider Parteien ihr Kriegsvolk zur Tapferkeit und Ausdauer zu ermuthigen. Lassen wir hier einen Theil der Ansprache des athenischen Feldherrn Nikias, soweit derselbe auf das Eingreifen der Schiffe in den bevorstehenden Kampf Bezug hat, wie er uns von Thukydides VII., 62 u. 63 mitgetheilt wird, folgen: „Denn eine Menge Bogen- und Speerschützen und viele andere sollen diesmal eingeschifft werden, die wir nicht brauchten, wo wir uns auf offenem Meere schlugen; weil sie durch die Belastung der Schiffe der Gewandtheit schadeten; die aber nun, wo man uns zwingt, uns auf den Schiffen, wie am Lande zu schlagen, von Nutzen sein werden. Auch haben wir gegen die Bauart der feindlichen Schiffe Gegenanstalten zu treffen gesucht, zumal gegen die dicken Rennbäume, die uns vorzüglich schadeten; nämlich eiserne Handklammern, welche das einmal angerannte Schiff hindern werden, sich wieder zurückzuziehen, wenn die Schiffsmannschaft den Dienst so verrichtet, wie er dazu nöthig ist. Denn wir sind gezwungen, auf unsern Schiffen wie auf dem Lande zu fechten, und daher achte ich es für nützlich, daß Ihr weder selbst zurückweicht, noch den andern solches zu thun gestattet.

„Dessen eingedenk, müßt Ihr den Kampf nach allen Euren Kräften bestehen und Euch nicht an das Ufer zurückwerfen lassen, sondern, sobald ein Schiff sich dem andern genähert hat, Euch vornehmen, nicht eher abzulassen, bis Ihr die Hopliten von dem feindlichen Verdecke herabgestürzt habt. Hierzu ermahne ich die Hopliten nicht minder als die Schiffsleute; da der Kampf auf dem Verdeck mehr die Sache jener ist." ꝛc. ꝛc.

Mit Entschlossenheit gingen die Athener unter Nikias und Demosthenes in Schlachtlinie gegen die Sperre der Hafenmündung vor und überwältigen im ersten Anlauf die hier postirte Abtheilung feindlicher Schiffe, indem sie gleichzeitig ver-

Digitized by Google

suchen, die Ketten der Oeffnung zu zerstören. Doch bald wird ihr Ringen vergebens, denn durch die auf den Schiffen der Sperre befindlichen Soldaten an einem Sprengen und sofortigen Durchbrechen gehindert, stürzen von beiden Seiten die feindlichen Schiffe gegen die eng zusammengedrängte athenische Flotte concentrisch vor, so daß es kein geordnetes Kämpfen, sondern ein wüstes Durcheinander wird, in dem sich die beiden feindlichen Flotten, zweihundert Fahrzeuge, auf einem so engen Raum zu einem Knäuel zusammengedrängt befinden. Sobald aber die Schiffe mit einander in Berührung kommen, versuchen die auf denselben befindlichen Landtruppen gegenseitig das feindliche Fahrzeug zu entern und mit einander handgemein zu werden, außer dem aber wurden Wurfspieße, Pfeile und Steine in großer Menge gegen einander geschleudert. Der Ueberblick der Führer mußte hierdurch nothgedrungen verloren gehen und statt einer geordneten Schlacht überall Verwirrung und kopfloses Ringen eintreten, in welcher das vor Augen habende Ziel der Athener, die Mündung des Hafens aufzuräumen und mit ihrer Flotte das freie Meer zu erreichen, verloren ging. Eine Leitung war nicht mehr möglich, so daß, als die Kräfte nachließen, die athenische Flotte nach hartnäckigem Kampfe, statt das offene Meer zu erreichen, sich wieder in den inneren Hafen zurückgedrängt sah, wo die Mannschaften wieder die Werke am Lande besetzten. Der Kampf endigte mit einer noch größeren Niederlage der Athener wie je zuvor; sie verloren sechzig Schiffe und etwa acht- bis zehntausend Mann; außerdem wurde noch eine Anzahl ihrer Schiffe auf den Strand getrieben. Diese Niederlage bewirkte eine vollständige Entmuthigung, denn als am 1. September noch ein zweiter Durchbruch zur Ausführung gelangen sollte, verweigerte das Schiffsvolk den Gehorsam und wurden die Schiffe, soweit sie nicht den Syrakusanern bereits in die Hände gefallen waren, verbrannt, während das Heer seine Rettung in einem Marsche durch die Insel suchte. So endete der mit so großem Pomp von den Athenern unternommene Kriegszug gegen Syrakus. Fragt man aber nach den Ursachen dieses unglücklichen Ausganges, so sind diese wohl hauptsächlich in dem Mangel an Entschlossenheit in der obersten Leitung, an deren Spitze nicht Einer, sondern drei mit gleichen Machtbefugnissen versehene Führer standen, ferner in dem Mangel an Energie, Einsicht und an der richtigen Erkenntniß des Wesen des Krieges zu suchen. Denn statt mit den gelandeten Truppen und den überlegenen vollständig leistungsfähigen Seestreitkräften die wenig vorbereitete Stadt sofort möglichst einzuschließen und den Versuch zu machen, dieselbe mit einem Handstreich zu nehmen, zögerte man und ließ den Belagerten Zeit sich zu rüsten, Verbündete heranzuziehen und sich sogar eine Flotte zu schaffen, während Heer und Flotte der Athener, durch lange mit Strapazen und Mangel an Verpflegung verbundene Unthätigkeit, ihre Leistungsfähigkeit successive einbüßten, wie überhaupt auch aus anderen Gefechten und Actionen ersichtlich ist, daß die athenische Flotte nach und nach dem Verfalle zueilte, zu welchem die überhandnehmende Herrschaft der Demagogie in Athen und das erschütterte Staatswesen mit die Veranlassung war. Die Vernichtung der ganzen nach Sicilien entsandten Streitmacht war zwar ein sehr fühlbarer Schlag für die Athener, allein noch viel schwerwiegender für dieselben war die moralische Niederlage. In materieller Beziehung richteten sie sich bald wieder auf, denn die Seezüge im Sommer 411 v. Chr. und den folgenden Jahren, während welcher das Kriegstheater nach Osten bis Byzanz verlegt wurde, fanden sie wieder

Digitized by Google

zur See gerüstet und trugen, wenn auch der geistige und sittliche Halt bedeutend gelitten hatte, dazu bei, den Muth der Athener von Neuem zu beleben und das Vertrauen derselben zu ihrer Flotte wieder aufzurichten. Besonders aber war es Alkibiades, welcher es verstand, durch seine Umsicht, Energie und Tapferkeit die Wunden zu heilen, welche seinem Vaterlande durch die Verluste in Sicilien geschlagen waren. Denn als beim Ausbruch neuer Streitigkeiten im Herbst des Jahres 411 v. Chr. einundsiebzig attische Trieren gegen neunzig peloponnesische Schiffe unter dem Spartiaten Mindaros im südlichen Theile des Hellespont zwischen Sestos und Abydos vorgingen und sich nach längerem Kämpfen das Glück schon auf die Seite der letzteren neigte, da erscheint Alkibiades im rechten Augenblick mit achtzehn Schiffen, eilt den bedrängten Athenern zu Hülfe, stürzt sich rasch auf den Gegner und gibt der Schlacht sofort eine günstige Wendung. Die Peloponnesier werden ans Land getrieben, aus der Seeschlacht wird eine Uferschlacht und die sämmtlichen Schiffe derselben wären genommen worden, wenn nicht Pharnabazos mit seiner ganzen Mannschaft den Athenern Widerstand geleistet hätte. Mit dreißig feindlichen Schiffen mußten sich die Athener begnügen und mit diesen und den zurückeroberten eigenen Schiffen nach Sestos zurückkehren.

Im Februar des nächsten Jahres finden wir Alkibiades mit achtundsechzig Segeln den Hellespont durchfahrend bei der Insel Prokonnesos im Marmormeere landen. Nachdem er seine Flotte getheilt hatte, geht er an einem regnigten Wintermorgen mit vierzig Schiffen gegen den Hafen von Kyzikos vor, wo er die peloponnesische Flotte in voller Zahl mit Uebungen beschäftigt findet. Durch einen Scheinrückzug veranlaßt er den Feind, sich mit seiner Flotte soweit vom Hafen zu entfernen, daß seine Nachhut Zeit gewinnt, im Rücken der Peloponnesier zu erscheinen. Von allen Seiten bedrängt und vom Hafen abgeschnitten, flieht Mindaros mit seiner Flotte nach der Küste, landet dort seine Mannschaften und entspinnt sich, von den Athenern verfolgt, eine heiße Landschlacht, welche zum vollständigen Sieg des Alkibiades führt, so daß die Athener mit achtunddreißig erorberten Schiffen nach Prokonnesos zurückkehren. Ein solcher Sieg war seit den Tagen Kimons nicht errungen worden und war dies ohne Frage wol die glänzendste Waffenthat im ganzen peloponnesischen Kriege. Durch die Einnahme von Byzanz im Jahre 409 v. Chr., legte Alkibiades den Schlußstein zu seinen Siegen und zieht er mit hundertundvierzehn erbeuteten Schiffen, nachdem die weniger brauchbaren im Hellespont verbrannt worden waren, im Triumph in den Hafen von Piraeus ein.

Die übrigen Seetreffen und Gefechte übergehend, weil sie wenig Neues für unsere Zwecke bieten, wollen wir nur noch der Schlacht bei den Felseninseln Arginusen, zwischen den Athenern und Peloponnesiern im September 406 v. Chr., gedenken, zu welcher die letzte Flotte Athens, hundertfünfundfünfzig Schiffe unter Thrasylos, Perikles ꝛc., im Piraeus ausgerüstet wurden und in See gingen. Bei den Arginusen, dem lesbischen Vorgebirge gegenüber, formirten sie sich und zwar so, daß das Mitteltreffen westlich von den Inseln war, während die Flügel sich rechts und links in doppelter Schiffsreihe nach dem Festlande hin anschlossen, um auf diese Weise die Durchfahrt feindlicher Schiffe zu hindern. Die peloponnesische Flotte unter Kallikratidas mußte, nachdem fünfzig Schiffe zur Einschließung von

Digitized by Google

Konon bei Mitylene zurückgeblieben waren, in zwei Treffen getheilt werden, um die beiden feindlichen Flügel zugleich anzugreifen. Er selbst an der Spitze des rechten Flügels, griff das Schiff des Perikles mit großer Heftigkeit an, stürzt aber beim ersten Anprall der beiden Schiffe über Bord, wodurch die Leitung der Schiffe in Unordnung geräth und als auch der linke Flügel in's Weichen kommt, konnten sich von hundertundzwanzig der peloponnesischen Schiffe nur dreiundvierzig aus dem furchtbaren Kampfgetümmel retten. Der Kampf um die Suprematie zwischen Athen und Sparta in diesem großen fast dreißigjährigen Kriege sollte jedoch im Jahre 404 v. Chr. mit der Vernichtung der athenischen Flotte und der Demüthigung Athens enden.

Ehe wir das bisherige Hauptkriegstheater, das ägäische Meer ꝛc. verlassen und einen Zeitraum von etwa hundertundfünfzig Jahren überspringend, uns nach Westen wenden, um die Ereignisse der punischen Kriege, soweit die römischen und karthagischen Flotten in denselben eine Rolle spielen, zu beleuchten, wollen wir unter Berücksichtigung der oben angeführten Actionen zur See bei diesem Abschnitt der Geschichte, — denn als solchen möchten wir ihn wol in der Seekriegsgeschichte bezeichnen — einen Blick auf die bis dahin verwendeten Mittel, soweit sie die Technik geliefert, ferner auf die Leistungen der Feldherren und Führer dieser Zeitperiode, sowie auf die von denselben angewandte Taktik und Kampfesweise zur See werfen, wenn man überhaupt die Aufstellung, Manöver und Bewegungen der Schiffe in den bisherigen Seeschlachten und Treffen im Sinne der Landtaktik hiermit bezeichnen kann; denn auch zur Kriegführung auf dem Wasser gehört, ebenso wie auf dem Lande, das Studium und die Anwendung der Taktik und Strategie.

Wenn wir hier aber versuchen, an die bisher aufgeführten historischen Begebenheiten eine Kritik zu knüpfen, so dürfte dies insofern keine leichte Aufgabe sein, als die Werke des Alterthums von Thukydides, Xenophon ꝛc. sich fast ausschließlich auf die Darlegung der Vorkommnisse im Kriege beschränken, indem sie mehr oder weniger getreu die Reihenfolge derselben vor Augen führen und auch wol das Material zur Beurtheilung der Personen und Handlungen geben, allein sie entbehren Alle, da die Seekriege überhaupt bis vor Kurzem nur in geringer Zahl Schriftsteller gefunden haben, der wissenschaftlichen Kritik, so wie es ja bis vor nicht langer Zeit eine Theorie der Kriegführung, geschweige einer Kriegführung zur See, unseres Wissens kaum gegeben hat. Bei der Seltenheit von Seekriegen und der geringen Zahl der in diesen vorkommenden Actionen kann aber die Erfahrung nur wenig lehren, und ist auch wol kaum anzunehmen, daß wir in nächster Zeit zu größeren nennenswerthen Erfahrungen auf dem Gebiete des Seekrieges kommen; wir müssen daher ein bestimmtes Gewicht auf die Theorie legen, die uns gewisse Anleitungen und einen Maßstab für die richtige Kritik der Begebenheiten gibt; an der Hand der Theorie, unter Anwendung derselben auf frühere Erfahrungen, können wir lernen und ergibt sich daraus die Möglichkeit, Früheres für die Zukunft werthvoll zu machen.

Dies voranschickend, wollen wir uns zunächst den von der Technik bis zu dieser Zeit gemachten Fortschritten zuwenden, denn die Schiffbautechnik ist ein Factor, mit dem im Seekriegswesen selbst in der neuesten Zeit gerechnet werden

Digitized by Google

muß. Die Kriegsschiffe, deren Fortbewegung in der Action mittelst Riemen in größerer oder geringerer Zahl geschah, waren leicht und scharf gebaut, hatten in Anbetracht der von ihnen geforderten Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit entsprechende Dimensionen und waren ihrer Construction und Bauart nach in besonders hohem Maße vervollkommt. Den nöthigen Raum zur Unterbringung der vollen Besatzung gewährten sie jedoch nicht,*) vielmehr bezog dieselbe während der Nacht Zelte; auch wurden die Schiffe bisweilen aufs Land gezogen; Verhältnisse, die ihre außerordentlichen Nachtheile und Schwächen im Kriege offenbar zur Schau tragen. Sie waren am Bug mit einem Schnabel oder Sporn und in der letzten Zeit auch mit sogenannten Schrägebalken vorne und hinten sowie mit starken hölzernen Gerüsten außerbord zum Schutze gegen den Stoß versehen (cfr. Thukydides, VII. 34, 36 ꝛc.).

Die Stärke der Kriegsfahrzeuge dieser Periode lag in der Richtung der Kiellinie zunächst im Bug, demnächst im Heck, wo die mitgeführten Streiter und Schwerbewaffneten im Kampfe postirt waren, die Schwäche derselben dagegen in den Seiten, wo ihre Festigkeit geringer und die Ruderer mit ihren Riemen Aufstellung hatten. Verwendung finden die Kriegsschiffe zur Beherrschung und Sicherung des Meeres, ferner zur Beförderung, Begleitung und Corporation mit den Landtruppen, zu Belagerungen ꝛc.

Versuchen wir ferner uns ein Urtheil über die Befehlshaber, welche in den Seekriegen bis zu dieser Zeit die Hauptrolle gespielt und Außerordentliches geleistet haben, wie: Themistokles, Demosthenes, Perikles, Phormio, Kimon, Brasidas ꝛc. zu bilden, so finden wir, daß diese Männer, welche mit kriegerischem Genie begabt, durch die Verhältnisse herangebildet worden sind, um das zu leisten, was sie geleistet haben, wie ja bis auf die neueste Zeit alle großen Kriege Beweise dafür liefern, daß so oft Bedarf vorhanden ist, stets aus der Mitte der Völker bedeutende Männer hervorgehen. Und Großes haben diese Führer der Seekriege im Alterthum geleistet. Sie wußten, selbst begabt, auch den Geist ihrer Untergebenen zu wecken, Vertrauen und Hingebung für sich zu erzeugen und unter geschickter Verwerthung dieses kriegerischen Geistes, große Anforderungen zu stellen und dieselben zur Ausführung, zum Gelingen zu bringen. Selbst reich an Erfindungsgabe hat ihr hervorragender reger Geist viel zum Aufschwung und zur Vervollkommnung des Seekriegswesens beigetragen.

Die Perser dagegen haben keinen großen Feldherrn für den Seekrieg aufzuweisen, ebenso wie sich bei den Spartanern erst durch Erfahrung das Verständniß des Seekriegswesens aus dem militairischen Element herausbilden mußte. An Kühnheit, Tapferkeit und Energie hat es zwar auf keiner Seite gefehlt, allein die Beurtheilung der Verhältnisse war nicht immer glücklich und sachgemäß und entbehrte häufig der Erfahrung. Wo die Geschichte bedeutende Mißerfolge im Seekriege der Alten aufzuweisen hat, da lag es meistens an dem Mangel an Verständniß und richtiger Beurtheilung der maritimen Verhältnisse; ein Beweis dafür, daß Männer von Talent

*) Aehnlich war es auch mit den ersten Ruder-Kanonenbooten der königl. preußischen Marine; auch bei denen wurde die Mannschaft mit Ausnahme der Wache am Lande einquartirt.

Digitized by Google

und eminentem Geist am Lande als Feldherren Außerordentliches und Ungewöhnliches zu leisten im Stande sind, dieselben aber auf das Meer versetzt, welches andere Elemente in sich birgt, aus Mangel an Vertrautheit und richtiger Erkenntniß des Seewesens trotzdem bedeutende ungewöhnliche Mißerfolge erzielen.

Die bis zu diesem Abschnitt der Geschichte im Allgemeinen übliche Gefechtsformation bestand aus einer oder mehreren angeschlossenen Reihen in Linie oder Halbmondform eventuell mit vorgezogenen Flügeln, die Vordertheile der Schiffe dem Feinde zugekehrt; nur in einzelnen Fällen, wie bei Artemisium und im ersten Treffen von Rhium wählte man die Kreisform in einer resp. mehreren Reihen, mit dem Schnabel nach außen ohne zum Durchbrechen der Linie Raum zu geben, und zwar in der Reihenfolge, daß die schwächeren den inneren Ring resp. die Mitte einnahmen. Bei der letzt genannten Formation ist jedoch eine kräftige Offensive ausgeschlossen. Eine Eintheilung großer Flotten in drei Treffen resp. Colonnen ꝛc., wie es in neuester Zeit üblich, fand schon damals hin und wieder Anwendung.

Der Angriff geschah größtentheils auf der ganzen Front zugleich und mit einem gewissen Ungestüm, jedoch selten in der Absicht, mit dem Sporn den Vordertheil des Gegners zu treffen und ihn niederzurennen; vielmehr lag in den meisten Actionen die Absicht vor, das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie event. unter gleichzeitiger Entsendung der größtmöglichen Zahl von Wurfgeschossen, Speeren und Steinen beim Durchfahren der Linie, zu forciren, hinter derselben dann umzudrehen, mit aller Kraft des Ruderers dem Gegner wieder auf den Leib zu rücken, den Sporn in seine Seiten zu bohren und unter abermaliger Entsendung von Geschossen aus nächster Nähe denselben zum Sinken*) zu bringen oder leck zu stoßen. Gelang dies nicht mit dem ersten Mal, so wurde kräftig rückwärts gerudert oder auch nochmals gewendet, um Raum zum neuen Stoß mit dem Sporn zu gewinnen und ein solcher abermals versucht. Jedoch gibt es auch eine Anzahl Seetreffen bis zu diesem Zeitabschnitt und namentlich in den Gefechten bei den Syboten und im Hafen von Syrakus ꝛc., wo besonders die Enterungen und der Kampf Mann gegen Mann in Anwendung kamen.

Prüfung und Ausbildung ihrer Schiffsmannschaften, richtige Beurtheilung der Schnelligkeit und Beweglichkeit ihrer Schiffe, sowie geschicktes Manövriren und Handhaben derselben mußte also das Hauptbestreben sein, auf welches die See-

*) Ueber das Versenken der Schiffe beim Anrennen möchten wir uns die folgenden Bemerkungen gestatten: Es ist kaum anzunehmen, daß die Kriegsschiffe der damaligen Zeit, so leicht gebaut wie sie waren und so wenig Ballast und Vorräthe sie mitnahmen, alle sanken, nachdem ihre Seiten ein- resp. mehrere Male mit dem Sporn durchbohrt und voll Wasser gelaufen waren. Das Versenken soll vielmehr wol nur bedeuten, daß sie sich mit Wasser füllten und dadurch kampfunfähig wurden, weil die Ruder (Riemen) kaum noch gebraucht werden konnten, auch die Mannschaften auf denselben vorsichtig in ihren Bewegungen sein mußten, wenn das Schiff nicht kentern oder sich wenigstens auf die Seite neigen sollte. Die Mannschaften eines so angerannten Schiffes suchten sich daher durch Schwimmen zu retten oder wurden zu Gefangenen gemacht, wer nicht ertrank, denn wie die Geschichtsschreiber sagen, wurden die angerannten Schiffe von den Siegern häufig ins Schlepptau genommen und als Beute mitgeführt, unter Umständen wieder ausgebessert oder verbrannt.

Digitized by Google

befehlshaber ihr Augenmerk vor Annahme einer Schlacht zu richten hatten. Daß aber die Nothwendigkeit solcher Uebungen allgemein anerkannt und sie schon im Frieden nicht vernachlässigt wurden, darüber gibt uns Thukydides durch die folgenden Worte des Perikles an die Athener Aufschluß: „Das Seewesen aber erfordert so sehr als irgend etwas Anderes Kunstfertigkeit, und man darf sich in demselben nicht etwa bei vorkommenden Gelegenheiten üben nebenher, sondern man kann vielmehr dabei keine andere Nebenbeschäftigung treiben."

Ebenso sagt Herodot von Dionysius, dem Befehlshaber der jonischen Flotte vor der Schlacht von Lade Buch VI. Cap. 12: „Da führte er erst die Schiffe reihenweis hintereinander hinaus, um die Ruderer in Thätigkeit zu setzen, indem er mit den Schiffen das Durchfahren zwischen einander ausführte, ließ auch die Schiffssoldaten nicht aus den Waffen und hielt den Rest des Tages die Schiffe vor Anker, so daß er die Jonier den ganzen Tag abmühte." Nimmt man daher an, und es ist sogar wahrscheinlich, daß schon vom siebenten Jahrhundert an die Kriegsschiffe der Völker an den Küsten des Mittelmeeres mit einem Sporn versehen waren, so hat schon seit jener Zeit, — unzweifelhaft aber zur Zeit der Perser- und peloponnesischen Kriege der Sporn als allgemeine Angriffswaffe Verwendung gefunden. Jedoch sind wir weit davon entfernt, die Behauptung aufstellen zu wollen, daß lediglich der Sporn während der ganzen Zeit des Gebrauchs der Trieren, Penteren und anderer Ruderkriegsschiffe in den Seetreffen den Ausschlag gegeben hat, obgleich die Geschichte bis Ende der peloponnesischen Kriege viele Kämpfe zur See verzeichnet, in welchen das Schiff selbst als Hauptwaffe diente, besonders aber bei solchen Gegnern, die im Seekriegswesen gleich erfahren und demselben gleiche Bedeutung beimaßen; ferner gleichartige Schiffe besaßen, dieselben nach gleichen Principien handhabten und außerdem gleichbewaffnete Krieger in den Kampf führten. Denn waren außer dem sogenannten Schiffsvolk noch Landtruppen zum Kämpfen auf den Schiffen an Bord geschickt, was nur in wenigen Fällen der Fall war, weil, wie Nicias in seiner Ansprache an seine Truppen hervorhebt, die Beweglichkeit der Schiffe dadurch gelitten haben würde, so heißt es gleich bei den Historikern: „es wurde gekämpft wie in einer Landschlacht." Thukydides sagt unter andern auch Buch I. Cap. 116: „Mit vierundvierzig Schiffen aber schlug sich Perikles bei der Insel Iragia, mit siebzig Salamischen, von denen zwanzig Landsoldaten an Bord hatten ꝛc."

Wenden wir uns nun zu den kriegführenden Parteien im westlichen Theile des Mittelmeeres während der Jahre 261 v. Christi ꝛc. und betrachten zunächst die Streitkräfte der Römer und Karthager zur See und deren Zustand, so finden wir, wie uns Polybius I. Cap. IV. 20 erzählt, daß die Römer bis zum ersten punischen Kriege dem Seekriegswesen völlig fremd waren und ihre nach einem gestrandeten karthagischen Fünfreihenschiffe gebauten Kriegsfahrzeuge, aus grünem Holz hergestellt, höchst plump und ungeschickt waren und denen der Karthager bedeutend nachstanden. Auch ihr Schiffsvolk war wenig ausgebildet, und so kamen sie auf den Gedanken, ihre Legionen, mit denen sie stets Großes geleistet hatten und die durch Körperkraft und moralischen Halt den Karthagern überlegen waren, heranzuziehen und den Kampf auf den Schiffen zum Handgemenge zu bringen. Polybius sagt über die Römer I. Cap. IV. 22: „Da aber die Schiffe in ihrer Einrichtung dürftig und zum

Digitized by Google

leichten Bewegen ungeschickt waren, so gab ihnen Jemand Hülfsmittel an zum Kampfe, welche später Raben (Corvus) genannt wurden."

Dagegen beruhte die Ueberlegenheit der Karthager auf der größeren Geschwindigkeit ihrer Schiffe, ihrer Gewandtheit im Manövriren, sowie einer außerordentlich guten Ausbildung ihrer Ruderer und des Schiffsvolks. Die Ueberlegenheit der Schiffe war es also, in der sie ihre Stärke hatten, nicht Mann gegen Mann, Soldaten hatten sie überhaupt nur wenige an Bord.

Im Jahre 260 v. Chr. sehen wir den römischen Feldherrn C. Duilius mit dem Gros der Flotte, hundertunddrei Fünf- resp. Dreireihenschiffen, auf die Nachricht, daß die Karthager in dem Gebiet von Mylae auf der Nordseite von Sicilien verharrten, dahin unter Segel gehen, nachdem Cnejus Cornelius (Scipio Asina) aus Mangel an Umsicht bereits siebenzehn Schiffe gegen die Karthager verloren hatte.

Mit gewisser Verachtung und Schadenfreude sahen die Karthager die unbeholfenen römischen Schiffe herankommen, in der Meinung schon eine bereite Beute vor sich zu haben. Hannibal, ihr Flottenbefehlshaber fuhr ihnen auf einem Siebenreihenschiff, das einst den König Pyrrhus getragen hatte und das den Karthagern in die Hände gefallen war, ohne einmal die Formation der Schlachtlinie abzuwarten, in sorgloser, tollkühner Weise mit dreißig Schiffen entgegen, während das Gros von hundert Schiffen folgte. Beim ersten Zusammenstoß der beiden Gegner ließen die Römer, sobald sie nahe genug herangekommen waren, statt die Linie zu durchbrechen, die früher beschriebenen hochaufgerichteten Enterbrücken mit den „Raben" auf die feindlichen fallen, die Eisenhaken schlugen in das Deck der karthagischen Schiffe und hielten sie fest, und ehe die Mannschaften derselben sich besinnen konnten, drangen die stärkeren und gewandteren römischen Krieger, unter dem Schutz des Schildes, mit dem Schwerte in der Hand zu je zweien über die Brücken auf sie ein und was nicht niedergehauen wurde, wurde zu Gefangenen gemacht. Die dreißig vordersten, sammt dem Schiffe des Hannibal erlagen und letzterer entkam nur noch durch einen kühnen Sprung in ein Boot zum Gros der Flotte. Wiederholt versuchten die Karthager, auf die bessere Handhabung ihrer Schiffe vertrauend, mit dem Gros der Flotte einen neuen Angriff; jedoch mit demselben Erfolge, bis sie zuletzt, nachdem sie fünzig Schiffe, dreitausend Todte und siebentausend Gefangene eingebüßt hatten, den Kampf aufgaben und sich zurückzogen.

So hatten die Römer mit ihrer jungen ungeübten Flottenmannschaft über die gut geschulte Seemacht Karthago's den ersten Seesieg erfochten. Die erste bis dahin gefürchtete Seemacht im Mittelmeere war beim ersten Zusammenstoß mit einem verachteten Feinde, der sich in unglaublich kurzer Frist eine Flotte geschaffen hatte, besiegt, jedoch ist dieser Erfolg und die Bedeutung dieser Schlacht keineswegs in der von den Römern beobachteten Taktik, sondern lediglich in der den Karthagern vollständig neuen Kampfesweise, in der moralischen Wirkung zu suchen.

Die Siegesbotschaft wurde in Rom mit großem Jubel aufgenommen, man erkannte den Werth und den Vortheil einer Flotte an, faßte nun die Möglichkeit einer Landung in Afrika selbst ins Auge und gingen die Consuln M. Atilius Regulus und L. Manlius Vulso im Jahre 256 v. Chr. mit drei hundert dreißig Segeln meist Fünfreihenschiffe in See; sie passirten Messena, steuerten um das südöstliche Vorgebirge von Sicilien „Pachynum" und nahmen ihren Kurs dann westlich

Digitized by Google

bis Agrigent, wo bei dem Berge Eknomus das aus vier Legionen*) bestehende Heer zur Einschiffung bereit lagerte, welches auf die Schiffe ging, um unter dem Schutz der Flotte mit derselben nach Afrika überzusetzen.

Aber auch die Karthager, welchen die Absicht ihrer Gegner nicht unbekannt geblieben war, hatten sich den römischen Rüstungen entsprechend vorbereitet. Mit drei hundert und fünfzig Schiffen waren sie unter Hamilkar und Hanno von Lilybäum aus nach Heraklea gefahren, wo sie anlegten, um die Bewegungen der römischen Flotte sammt ihren Landungstruppen zu beobachten. Ein großer, entscheidender, furchtbarer Kampf stand bevor, gleich schwerwiegend für beide Parteien, und seit dem Perserkriege wohl die ungeheuerste Seerüstung im Laufe der Geschichte des Alterthums: an sieben hundert Schiffe und etwa drei hundert tausend Streiter standen sich in der Entfernung weniger Seemeilen gegenüber. Zwischen Heraklea und dem Berge Eknomus, ungefähr in der Mitte der südlichen Küste von Sicilien, erfolgte der Zusammenstoß.

Die Römer hatten ihre Flotte nach Zahl und Ordnung der vier Legionen Landungstruppen in vier Treffen oder Divisionen, die die Form eines Dreiecks bilden, eingetheilt. Drei hundert Ruderer und hundertundzwanzig Krieger führte jedes ihrer Schiffe. Die beiden ersten Treffen, an deren Spitze zwei Sechsreihenschiffe, auf welchen sich die Consuln befanden, waren staffelförmig, die Schnäbel auswärts gekehrt, formirt. Dahinter, die Grundlinie des Dreiecks bildend, in gerader Linie Schiff neben Schiff, mit den Transportschiffen, die die Pferde an Bord hatten, im Schlepptau, und zwar die Schnäbel in gleicher Richtung wie die Schiffe des ersten und zweiten Treffens, das dritte Treffen; hinter diesem und zwar parallel mit demselben, gleichfalls Schiff neben Schiff, die Schnäbel dem dritten Treffen zugewandt, die Flügel der vorderen Linie aber überragend war die aus den stärksten und leistungsfähigsten Schiffen bestehende vierte oder Reserve-Division (Triarii genannt), zum Schutz der Transportflotte resp. gegen Umgehung bestimmt, formirt. Polybius sagt über diese Formation I. Cap. V. 26: „Wie nun alles nach der beschriebenen Weise zusammengestellt worden war, war die ganze Schnabelgestalt (Keil) der Schlachtordnung gebildet, deren vorderer Theeil, nach der Spitze zu, hohl, der Grund aber voll war; das Ganze war stark, zu Unternehmungen gefügig und zugleich schwer aufzulösen ꝛc."

Dieser Aufstellung entsprechend, trafen die karthagischen Feldherrn Hamilkar und Hanno ihre Maßregeln und formirten in einer halbmondförmigen Linie die Schlachtordnung. Polybius sagt über dieselbe I. Cap. V. 27: „Wie die Feldherren die Schlachtordnung der Feinde sahen, richteten sie sich nach ihr und ordneten drei Theile ihrer Macht in eine Linie, indem sie den rechten Flügel ins Meer vorwärts ausdehnten, als wollten sie die Gegner umringen; übrigens stellten sie alle Schiffe

*) Wir finden in den uns zu Gebote stehenden geschichtlichen Angaben die Legionen Roms 4200 Mann Fußvolk und 300 Reiter stark. Die ersteren zerfielen zu Cato's Zeiten in 1200 Hastati, 1200 Principes, 600 Triarii und 1200 Velites. Die drei ersteren Abtheilungen hatten volle Rüstung, Stahlhelm, beschlagenen Lanzschild, kurzes doppelschneidiges Schwert; dazu die Hastati und Principes die Wurflanze; die Triarii welche die Kerntruppen bildeten, die lange Stoßlanze. Die Velites waren mit Lederkappe, leichtem Rundschild, kurzem Schwert und sechs bis sieben leichten Wurfspießen ausgerüstet.

Digitized by Google

mit dem Vordertheile gegen die Feinde; den vierten Theil des Heeres machten sie zum linken Flügel der ganzen Schlachtordnung, so daß er, im rechten Winkel gebogen, sich nach dem Lande hinzog. Die Befehlshaber der Karthager waren: vom rechten Flügel, welcher Schnabelschiffe und vorzüglich schnellsegelnde Fünfreihenschiffe zur Ueberflügelung enthielt, Hanno; den linken Flügel besorgte Hamilkar. Dieser spielte das Treffen damals in die Mitte der Schlachtordnung ꝛc."

Im Centrum begann der Kampf: die Römer durchbrachen die feindliche Mitte, wo Hamilkar befehligte; dieselbe gab, den Instructionen ihres Führers entsprechend, dem Stoße nach und wich mit Eile zurück, indem die Schiffe sich anscheinend zur Flucht wendeten, verfolgt von dem ersten und zweiten Treffen der Römer, an deren Spitze sich ihr Feldherr befand. Als die Absicht des Hamilkar erreicht, die römische Schlachtordnung zerrissen und das erste und zweite Treffen des Feindes weit genug von den zurückgebliebenen entfernt war, indem die einen die Schiffe mit den Pferden hinter sich herzogen, die Triarier aber mit diesen als Nachtrab zu nöthiger Hilfe zurückblieben, gab er den Befehl zur Umkehr und griff seine Verfolger an. Polybius sagt hierüber I. Cap. V. 27: „Da entstand ein heftiger Kampf: ein Einholen und Umschiffen der Feinde durch Schnellsegeln, im leichten Angriff und schnellem Rückzuge waren die Karthager weit überlegen; nichtsdestoweniger hatten aber die Römer, weil sie mit durchdringender Gewalt kämpften im Handgemenge und die sich Nähernden mit den Raben an sich zogen, zugleich auch die beiden Consuln mit schlugen und das Treffen vor dem Angesicht der Feldherrn vorging, noch größere Hoffnung als die Karthager. So war also die Lage des Kampfes auf dieser Seite".

Gleichzeitig griff auf Befehl des Hamilkar, der das Ganze commandirte, ein Theil des linken karthagischen Flügels das dritte römische Treffen mit den Transportschiffen im Schlepptau an, welches die letzteren loswarf und das Gefecht annahm, während sich Hanno mit seinem rechten Flügel auf die Schiffe des Reserve-Geschwaders warf und die Triarier in die Enge trieb. So entstanden drei gesonderte Treffen, die in räumlicher Beziehung weit von einander getrennt waren. Der Sieg gehörte oft dem, der in einem derselben den Feind so rechtzeitig überflügelte, daß er mit den freigewordenen Schiffen in den Kampf der übrigen eingreifen konnte. Die erste Entscheidung erfolgte im Centrum, wo der Kampf begonnen hatte. Die karthagischen Schiffe, an Zahl schwächer, wurden bald von den Schiffen der beiden ersten Treffen der Römer vollständig überwältigt; ihre Rückwärtsbewegung, anfangs ein geplantes Scheinmanöver, artete zur wirklichen Flucht aus; Manlius nahm die kampfunfähig gemachten feindlichen Schiffe ins Schlepptau, während Regulus sich beeilte, zunächst dem schwer bedrängten Reserve-Geschwader zu Hilfe zu eilen. Er fand, auf dem Kampfplatz angelangt, den Hanno im vollen Siegen: aber er griff noch rechtzeitig genug in das Gefecht ein und ermuthigte die noch nicht vollständig überwältigten Triarier durch sein Erscheinen dermaßen, daß, indem er die Division des Hanno im Rücken faßte, er sie zwang, vom Kampfe abzulassen und die Triarier wieder zur Offensive übergingen, so daß die Karthager das Weite zu gewinnen suchten. Ueber das dritte Treffen sagt Polybius I. Cap. V. 28: „Zu gleicher Zeit eilen beide Feldherrn: Manlius, wie er zu weiterem Kampfe heranfährt und die dritte Flotte nach dem Lande zu

Digitized by Google

von dem linken Flügel der Karthager eingeschlossen sieht, Regulus, nachdem er die Schiffe mit den Pferden und die Triarier in Sicherheit gelassen hat, den Bedrängten zu Hilfe herbei; denn es sah schon um sie aus wie eine Belagerung; und diese geringe Anzahl hätte auch längst ihr Verderben gefunden, wenn nicht die Karthager aus Furcht vor den Raben sie am Lande nur umzingelt gehalten hätten und, wegen des Festhakens vor einem Angriff bange, in der Ferne stehen geblieben wären. Aber die beiden schnell herbeigeeilten Feldherrn umringten die Karthager und nahmen fünfzig Schiffe von den Feinden sammt der Mannschaft; nur wenige, die nach dem Lande sich ausgebreitet hatten, entkamen" ꝛc.

Nun war es nicht mehr schwierig, auch diesem Theile der karthagischen Flotte den Sieg vollends zu entreißen. Er war schwer errungen, aber vollständig, denn die Karthager räumten vollständig das Feld; vierundzwanzig von den römischen Schiffen waren gesunken, aber kein einziges vom Feinde mit der Mannschaft genommen; dagegen ließen die Karthager vierundsechzig in römischen Händen, dreißig waren ihnen versenkt. Der Weg nach Afrika war geebnet.

Hatte das Kriegsglück in dieser Seeschlacht zwar für die Römer entschieden, so war es nicht etwa die Wahl ihrer Schlachtordnung, sondern ihre größere Gewandtheit und die neue Kampfesweise des Enterns und Kämpfens Schiff gegen Schiff, resp. die bei Mylae dadurch erworbene moralische Ueberlegenheit, welche den Ausschlag gab. Läßt doch der ganze Plan erkennen, daß er von Männern entworfen war, welche zwar ein richtiges Verständniß vom Wesen des Krieges und der Grundzüge des Gefechtes auf See hatten, jedoch mit den Verhältnissen auf dem Wasser nicht vertraut waren. Die Wahl der Schlachtordnung, wenn auch anscheinend für die Offensive von Vortheil, indem der Keil beim Angriff die feindliche Linie zwar leicht durchbrach, gleichzeitig aber auch die Führung außerordentlich erschwerte, wenn nicht unmöglich machte, war dennoch eine eigenthümliche, höchst complicirte, die eine kräftige Führung und längere Uebung und Gewandtheit erforderte. Von Interesse ist sie nur insofern, als sie wol durch die mitzuführende Transportflotte und eine so bedeutende Heeresmacht bestimmt gewesen, gleichzeitig aber zum ersten Mal die taktische Bedeutung bei Aufstellung des Schlachtplanes in den Vordergrund geschoben zu sein scheint, welche letztere bei den früheren Seeschlachten theils gar nicht, theils nur in höchst untergeordneter Weise berücksichtigt worden war. Der errungene Erfolg ist daher nicht der von den Römern gewählten Schlachtordnung zuzuschreiben, welche unseres Wissens weder vorher noch nachher im Seekriege wieder angewendet worden ist (es möchte denn die in neuester Zit hin und wieder auftauchende Idee der Keilformation im Kleinen so bezeichnet werden), denn sie mußte ja bald nach dem Beginn der Schlacht aufgegeben werden, sondern die Entscheidung wurde dadurch herbeigeführt, daß die römischen Feldherrn rechtzeitig erkannt, wo Hilfe nöthig war und mit derselben rechtzeitig in das Gefecht eingreifen konnten, während die Karthager theils durch die früheren Mißerfolge demoralisirt waren, theils einer sicheren Leitung entbehrten. Nach der Schlacht kehrten beide Flotten auf ihre Operationsbasis zurück, worauf die Römer die eroberten Schiffe in wehrhaften Stand setzten und mit einer entsprechenden Ausrüstung nebst Mannschaft versehen, nach Afrika hinüber segelten.

Digitized by Google

Nach der Niederlage der Römer bei Tunes rüsteten dieselben eine Flotte von dreihundert Schiffen aus und erfochten mit derselben im Sommer 225 v. Chr. beim hermäischen Vorgebirge an der afrikanischen Küste wiederum einen vollständigen Sieg über die Karthager, der denselben hundertundvierzehn Schiffe kostete. Ueber die Schlacht selbst ist jedoch nichts Näheres bekannt. Nur gingen den Römern ihre errungenen Vortheile durch den Schiffbruch der Flotte bei Kamarina an der Südküste Siciliens wieder verloren.

Es würde zu viel Raum beanspruchen, die volle Thätigkeit der römischen und karthagischen Flotten während der punischen Kriege zu detailliren und die Seetreffen einzeln aufzuführen; es genügt vielmehr, da wir keine Seekriegsgeschichte zu schreiben beabsichtigen, die Kriegführung nur durch solche Beispiele zu erläutern, welche Einsicht in die verschiedenen Gefechtsdispositionen der Gegner ꝛc. geben, um aus diesen die Erfolge oder Mißerfolge herleiten zu können.

Nach dem glücklichen Ausfall des letzten Treffens bei Tunes rafften sich die Karthager zu einer größeren Kraftanstrengung auf. Sie schickten ein neues Heer unter Hasdrubal, das sie mit hundertvierzig Elephanten ausstatteten, und eine Flotte von zweihundert Schiffen nach Sicilien.

Aber auch die Römer gingen nach dem letzten Verlust ihrer Schiffe bei Kamarina wiederum energisch mit der Herstellung einer neuen Flotte vor und bauten in der unglaublich kurzen Zeit von drei Monaten zweihundertzwanzig Schiffe. Mit diesen und dem Rest der aus den letzten Schiffbruch geretteten, dreihundert an der Zahl, gingen die Consuln des Jahres 254 v. Chr., A. Atilius und Cn. Cornelius Scipio nach Sicilien, um den Karthagern ihren Hauptwaffenplatz der Nordküste, Panormus, zu entreißen. Es gelang mit Hülfe der Flotte und die Stadt mußte sich ergeben.

Im Jahre 253 v. Chr. dagegen wurde die römische Flotte nach der Eroberung von Panormus, von einem Zuge nach der afrikanischen Küste zurückkehrend, als die Feldherren gegen den bessern Rath der Seeleute verwegenen Muthes auf dem kürzesten Wege nach Ostia zurückfuhren, von einem Sturme gefaßt und zur Hälfte, etwa hundertundfünfzig Schiffe, an der Küste von Lucanien zertrümmert, wobei, wie man sagt, sechszigtausend Mann umkamen. Die letzten Beispiele zeigen zur Genüge, daß Mangel an seemännischer Erfahrung und an Kenntniß des Seewesens ein größerer Feind der römischen Flotte war, als die Karthager, denn verschwindend klein ist nur der Verlust, den dieselbe durch den Feind selbst erlitten.

Gebeugt durch so schwere Verluste verminderten die Römer 252—251 v. Chr. ihre Flotte bis auf sechzig Schiffe, welche bestimmt waren, die Transporte zu convoyiren. Jedoch schon im Jahre 250 v. Chr. wurde die römische Regierung durch die in Sicilien errungenen Erfolge zu neuen Anstrengungen ermuthigt. Sie rüstete eine Flotte von zweihundert Schiffen aus, versah dieselbe mit Belagerungsgeräthen (schweren Balken mit dem ehernen Widderkopf vorn, Schildkröten zum Zuschütten der Gräben, Wandelthürmen, Sturmböcken ꝛc.) und legte sich vor Lilybäum, die wichtigste und stärkste der karthagischen Städte der Inseln.

Die Karthager entsendeten Schiffe und Truppen der belagerten Stadt zur Hülfe und gelang es Hannibal, Hamilkars Sohn, die Blockade Angesichts der

Digitized by Google

römischen Armee und Flotte, unter Benutzung frischer günstiger Winde, mit vollen Segeln und aller Kraft der Ruderer, die Mannschaft auf Deck zum Kampfe bereit, dem Hafen zusteuernd, mehrere Male zu durchbrechen und zehntausend Mann Hülfstruppen und Vorräthe in Lilybäum zu landen, trotzdem die Römer zehn ihrer schnellsten Schiffe zu beiden Seiten der Hafeneinfahrt postirt hatten. Erst nach mehreren dieser kühnen Unternehmungen und nachdem die Römer durch theilweises Sperren der Einfahrt Hannibal dem Rhodier seine Aufgabe außerordentlich erschwert hatten, gelang es ihnen, denselben beim Auslaufen zu fangen und die Blockadebrecher zu nehmen.

Im nächsten Jahr 249 v. Chr. beschlossen die Römer, da die Belagerung von Lilybäum ohne die vorherige Wegnahme von Drepana erfolglos war, die dort unter Adherbal stationirte karthagische Flotte durch einen nächtlichen Ueberfall zu nehmen. Unter Befehl des Consuls A. Claudius Pulcher rangirten sich die römischen Schiffe, allein aus Mangel an seemännischem Ueberblick Seitens des Führers und weil die Römer für eine Fahrt in geschlossener Ordnung in dem unbekannten schmalen Fahrwasser nicht geübt genug waren, mißlang das Unternehmen. Denn es wurde Tag als die ersten römischen Schiffe Drepana in Sicht bekamen. Adherbal hatte allerdings diesen Angriff nicht erwartet, aber er hatte die Pflichten der Wachsamkeit nicht verabsäumt und erkannte sofort, um was es sich handelte. Rasch sammelte er sein Seevolk und ließ die Schiffe besetzen. Um wenige Minuten waren die Römer zu spät gekommen, denn, während sie auf der östlichen Seite in den Hafen einfuhren, ging Adherbal auf der entgegengesetzten Seite in Kiellinie und geschützt durch eine Insel, in die offene Segelbucht um die Insel herum, fiel den Römern in beide Flanken und in den Rücken, drängte, da er zum bessern Entwickeln seiner Streitkräfte die weite Bucht hatte, einen Theil ihrer Schiffe auf den Strand oder auf Untiefen, wobei die Schiffe des Gegners mit jeder Viertelstunde weiter in die Enge getrieben wurden. Endlich gab der Consul das Zeichen zur Flucht — soweit sie noch möglich war. Dreißig römische Schiffe retteten sich noch: Dreiundneunzig ließ Claudius mit ihrer Mannschaft — zwanzigtausend Mann gibt eine unserer Quellen an — in den Händen der Feinde, welche fast keine Verluste erlitten hatten. Auffallend ist, daß die Enterbrücken der Römer bei dieser Action nicht mehr erwähnt werden.

Nach diesem Siege schickte Adherbal eine Abtheilung seiner Schiffe unter Karthalo nach Lilybäum, wo er die zur Blockade zurückgelassenen römischen Schiffe zerstörte, dann an der Südküste Siciliens entlang ging und hier einen bedeutenden Transport mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf für die Belagerer von Lilybäum bestimmt und aus etwa achthundert Transportschiffen mit den etwa hundert dazu erforderlichen Begleitschiffen bestehend zu Grunde richtete, denn was nicht in die Hände der Karthager fiel, wurde an der Südküste von Sicilien durch einen Sturm vernichtet. Es giebt dies wiederum einen Beweis dafür, daß die Römer den Seekrieg noch nicht verstanden, mit dem Seewesen wenig oder gar nicht vertraut waren, wenn sie auch den Karthagern in offener Seeschlacht einzelne Siege abzugewinnen vermochten. Man verzichtete daher in Rom zunächst auf die Herrschaft zur See und den Seekampf und unterließ es zunächst, die Flotte wieder herzustellen.

Digitized by Google

Auch die Karthager fühlten sich freilich erschöpft, indeß empfanden sie den Kriegszustand weniger schwer, weil ihre Flotte jetzt, wo die römische von so vielem Unglück heimgesucht worden, stark genug war, ihren Handel zu schützen.

In Rom brach sich jedoch allmälig die Erkenntniß Bahn, daß eine letzte mächtige Anstrengung unumgänglich nothwendig sei, um den verderblichen Krieg endlich zum Ziele zu bringen. Was der erschöpfte Staat nicht vermochte, vollbrachte der Patriotismus der Einzelnen. Der Blockadebrecher Hannibals des Rhodiers, welcher einst die Belagerer und die Belagerten von Lilybäum mit Erstaunen und Freude erfüllt hatte, diente als Modell, und bald wurde nach diesem Muster eine Flotte von zweihundert neuen Kriegsschiffen fertig gestellt und ausgerüstet. Anfang des Sommers 242 v. Chr. ging diese Flotte unter dem Consul C. Lutatius Catulus in See, erschien in den Gewässern von Drepana und Lilybäum und schloß deren Häfen von neuem.

Auch die Karthager hatten, beschämt durch das Beispiel ihrer Feinde, ihre Flotte wieder kriegsbereit gemacht und schickten sie unter Hanno der römischen Flotte entgegen mit der Weisung, Hamilkar Barkas, Hannibals Sohn mit den Erlesensten seiner Mannschaft an Bord zu nehmen und dann den Kampf wider die römische Flotte zu wagen. Der zehnte März 241 v. Chr. wird genannt, wo Lutatius, der von seiner bei einem Angriff vor Drepana erhaltenen Wunde noch nicht geheilt war, bei Aegusa, der größten der ägatischen Inseln nordwestlich von Lilybäum, Stellung nahm und den Hanno zur Schlacht zwang, ohne jedoch vorher eine Gelegenheit versäumt zu haben, seine Flotte manövriren und nach jeder Richtung hin ausbilden zu lassen. Der Vortheil größerer Beweglichkeit der Schiffe und größerer Gewandtheit der Mannschaft war diesmal auf Seiten der Römer; die Karthager, von der gewaltigen Anstrengung ihrer neuen Rüstung überrascht, hatten nur eilig zusammengeraffte Mannschaft zur Verfügung, die weniger ausgebildet, auch weniger mit Siegeszuversicht und Begeisterung kämpfte, und ist es zweifelhaft, ob sie schon die in Aussicht genommenen Kerntruppen vollständig an Bord genommen hatten. Beide Flotten, nach damals üblicher Weise, in langen eng geschlossenen Linien aufgestellt, gehen mit solchem Ungestüm auf einander los, daß der Kampf nicht von langer Dauer war, vielmehr der erste Angriff schon entscheidet. Die Karthager gaben sich überwunden: funfzig ihrer Schiffe wurden in den Grund gebohrt, siebzig genommen und zehntausend Kriegsgefangene fielen dem Sieger in die Hände. Dieser Sieg führte zum Frieden und erreichten die Römer trotz der vielen Wechselfälle des Krieges dennoch ihr Ziel. Sicilien war für Karthago verloren, und zwar hatten sie die Karthager auf dem ihnen fremden und einst der Herrschaft ihrer Gegner unterworfenen Elemente, dem Meere, überwunden; Thatsachen, welche dem ersten punischen Kriege in militairischer Beziehung eine nicht unwesentliche Bedeutung beilegen.

Im Jahre 214 v. Chr. finden wir wiederum eine karthagische Flotte nach Sicilien unterwegs, um im Verein mit einem bedeutenden punischen Heere Syrakus zu belagern resp. zu nehmen. Die Belagerung war schwierig: zweihundert Jahre vor dieser Zeit hatte die Expedition der Athener vor den Mauern dieser Festung ein so klägliches Ende genommen, und zu der natürlichen Gunst der Lage und

Digitized by Google

der Stärke ihrer Werke gesellte sich diesmal das Genie eines großen Mechanikers und Astronomen, der sein Talent und seine Wissenschaft den Vertheidigern zur Verfügung stellte. Zur Belagerung von der Seeseite wurden sechszig Fünfdecker oder Fünfreihenschiffe verwendet, welche den Auftrag hatten, zunächst durch ihre Bogenschützen den Umgang der Mauer zu säubern und dann mit ihren schweren Wurfmaschinen gegen die Mauer selbst zu operiren. Als sie sich jedoch mit den hohen Sturmleitern den Mauern näherten, wurden diese nicht allein mit schweren Steinen und Bleimassen zerschmettert, sondern auch die Schiffe selbst, von wo aus die Leitern dirigirt wurden, arg beschädigt; mit Hebebalken, an deren Enden eiserne Hände oder Haken angebracht waren, ließ Archimedes die ihm nahe kommenden Vordertheile der Schiffe fassen und in die Höhe heben, bis die Schiffe nahezu aufrecht standen; dann wurden die Klammern plötzlich entfernt, so daß die Schiffe mit furchtbarer Gewalt in die Tiefe schossen und versanken, während schwere Steine, aus großer Entfernung geschleudert, in die weiter weg ankernden Schiffe einschlugen, dagegen die leichteren Fahrzeuge, welche sich näher wagten, mit kleineren Geschossen überschüttet, oder, wie spätere Erzähler sagen, durch Archimedes mit gewaltigen Hohlspiegeln aus großer Entfernung selbst die mächtigsten Kriegsschiffe angezündet wurden.

Digitized by Google

Rundschau über das nationale Leben.

Die conservativen und die liberalen Parteien und der von ihnen auf Staat und Gesellschaft geübte Einfluß.

II.

Die modernen Gleichheitsbestrebungen.

Von

Professor Dr. A. Merkel.

Straßburg i./E.

Der Kampf zwischen den beiden großen Parteigruppen der conservativ und der liberal gesinnten Politiker ist in einer früheren Abhandlung unter dem Gesichtspunkte eines Widerstreits zwischen den in Recht und Sitte, Staat und Kirche, wirthschaftlichem und geistigem Leben überlieferten Gestaltungen und den modernen Elementen unserer Gesellschaft betrachtet worden.*) Dabei ist auf den besonderen Charakter der Zustände und Einrichtungen, welche man auf der einen Seite zu bewahren, auf der andern zu begründen bemüht war, sowie auf die Eigenschaften und Schicksale und die Einwirkungen unserer Parteien auf Staat und Gesellschaft, welche damit zusammenhängen, nicht näher eingegangen worden. Dies soll in einigen weiteren Abhandlungen nachgeholt werden; an dieser Stelle zunächst in Bezug auf eine einzelne Seite jener Zustände und Ereignisse, diejenige nämlich, welche uns in der Geschichte der modernen Gleichheitsbestrebungen entgegentritt.

Der Zustand, gegen welchen sich die liberalen Bestrebungen auf dem Continente von Haus aus richteten, war u. A. charakterisirt durch die Stellung der privilegirten Stände.

Der mittelalterliche Staat hatte die Gliederungen und die Sonderrechte der Stände zu seiner Grundlage und das Leben der mittelalterlichen Gesellschaft bewegte sich zwanglos in den eigenthümlichen Formen, welche die Theile des locker verbundenen nationalen Ganzen für sich ausgebildet hatten. Gesellschaftliche und politische Zustände, Gestaltungen des öffentlichen und des Privatrechts standen

*) S. Deutsche Revue III., Juniheft 1879.

Digitized by Google

dabei in einer vollkommenen Harmonie; in den allgemeinen Anschauungen waren sie überhaupt nicht durch bestimmte Grenzen geschieden. Die Ungleichheiten aber, welche darin eingeschlossen waren, bildeten keinen Gegenstand von grundsätzlichen Angriffen, da sie mit dem Gesammtzustande untrennbar zusammenhingen, dieser aber in einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung seine Stütze fand.

Diese Einheit war im Beginn der Periode, welche uns beschäftigt, bereits zerstört. Von jenem Gesammtzustande existirten gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts mancherlei Fragmente, welche in einer veränderten Umgebung ihre Bedeutung auch verändert hatten und sich in einem vielfältigen Widerspruche mit verbreiteten Anschauungen und allgemeineren Interessen befanden. Vor Allem gehörte dazu eine Summe von Privilegien des Adels und der Geistlichkeit und mit ihnen zusammenhängender Lasten und Abhängigkeiten auf Seiten der anderen Stände. Deren rationelle Voraussetzungen waren hinfällig geworden und selbst die Erinnerung an die Verhältnisse, in welchen ehedem der Beweis einer berechtigten Existenz für sie gefunden werden konnte, war, wenn nicht erloschen, doch verblaßt. Jene Vorrechte bildeten nicht mehr die Kehrseite von überwiegenden Pflichten und Leistungen und hatten überhaupt kein greifbares Verhältniß mehr zu den staatlichen Bedürfnissen und den Bedingungen ihrer Befriedigung. Auch auf dem gesellschaftlichen Gebiete waren die wichtigsten Voraussetzungen einer unangefochtenen Ueberordnung: zweifellose Ueberlegenheit in Bezug auf Intelligenz, Bildung und Besitz theils in Wegfall gekommen, theils im Schwinden. Der Adel insbesondere bildete nicht mehr wie einstmals die Ritterschaft ein selbständiges, auf eigener Kraft ruhendes und mit besonderen wichtigen Leistungen für die Gesammtheit betrautes Ganzes; ein abhängiger Hofadel nahm die Stelle dieses letzteren ein, welcher der Kraft der Nation aus Eigenem wenig oder nichts zubrachte, aber an dieser Kraft als ein vielbedürfender und anspruchsvoller Consument zehrte und ihrer Entwicklung in den nicht privilegirten Theilen des Volkes sich hemmend entgegensetzte. Seine Privilegien entmuthigten die Ausgeschlossenen, verdarben die Begünstigten und minderten als Theile der bestehenden Rechtsordnung, Theile von einer mehr und mehr empfundenen Ungerechtigkeit, die moralische Macht dieser Ordnung. Diese Schilderung entspricht vor Allem den Zuständen Frankreichs, welche der den europäischen Continent bald überfluthenden Gleichheitsbewegung ihren Ursprung gegeben haben. Sie trifft aber unter gewissen Einschränkungen und Modalitäten auch für Deutschland zu. Zu den letzteren gehört es, daß den Privilegirten hier die Masse der kleinen Dynasten einzureihen ist, sowie daß ein Bewußtsein von den bezeichneten Zuständen sich langsamer, zum Theile erst im Laufe unseres Jahrhunderts, und in ungleicher Weise, nicht wie in Frankreich als ein die Nation in allen ihren Theilen gleichzeitig ergreifendes Phänomen, entwickelte.

Den Privilegirten stand in dem Mittelstande eine Masse rechtlich nicht speciell verbundener Individuen gegenüber, welche den conventionellen Rechtstiteln der ersteren die natürlichen Titel der Menschen- und Bürgerqualität und der dem Staate nützlichen Arbeiten privater und öffentlicher Natur entgegenstellten. Dieselben sind, indem sie sich zu politischen Parteien zusammenschlossen, zu neuen Einheitsformen gelangten, Einheitsformen, welche im modernen Staatsleben die Stelle der alten corporativen Verbände einnehmen. Das sie verknüpfende Band

Digitized by Google

aber hat einen Theil seiner Stärke dem Haß und dem Kampfe gegen die Privilegirten zu danken.

Für diesen Kampf bot die zu großem Ansehen unter den Gebildeten Frankreichs und Deutschlands gelangte Rechtsphilosophie des 18. Jahrhunderts, das alte „Naturrecht", bequeme Stützpunkte, da es in seinen Deductionen die gleiche Geltung des Willens der zum Staate verbundenen Individuen zur Voraussetzung nahm, und dem geschichtlichen Rechte in diesen Deductionen das Recht gegenüberstellte, „das mit uns geboren", ein Recht, in dessen System sich für Privilegien der hier in Frage stehenden Art keine Stelle fand. Wol läßt es zu, daß um der gemeinsamen Interessen willen eine höhere Macht auf Einzelne übertragen werde, aber nur im Sinne einer Vollmacht, welche die rechtliche Gleichheit zwischen Vollmachtgebern und Bevollmächtigten nicht aufhebt. Und nicht blos vorübergehend lieferte diese Lehre für die modernen Gleichheitsbestrebungen geistige Fermente. Die Anschauungen, in welchen jene bis zur Gegenwart herauf ihren Halt suchen, enthalten überall, zum Theil allerdings verquickt mit neuen Einsichten oder Vorurtheilen, Bruchstücke dieser Lehre. Die dogmatische Einkleidung und Begründung derselben interessirt hier natürlich nicht. Dagegen verdient ihr wesentlicher Kern mit Rücksicht auf die hervorgehobenen Thatsachen eine kurze Betrachtung.

Bei der Beurtheilung der Grundformen, in welchen die staatliche Wirksamkeit sich entfalten kann, macht sich immerfort ein Gegensatz darin geltend, ob wir von den Ansprüchen der Einzelnen unseren Ausgang nehmen oder vom staatlichen Ganzen. Im ersteren Falle gibt das natürliche, bei entwickelteren Individuen vom Rechtsgefühl getragene Verlangen, in dem Staate, welchem wir angehören, unsere Geltung anerkannt und geschützt und unser besonderes Interesse als ein Element des allgemeinen gewahrt zu sehen, den nächsten Maßstab des Urtheils an die Hand. An dieses Verlangen schließt sich das weitere naturgemäß an, bei der Bildung des Staatswillens selbst in irgend einer, sei es schöpferischen, sei es nur controlirenden Weise theilzunehmen, um so für die Erfüllung jener ersten Forderung wirksam sein, und zugleich von der kostbaren Selbstbestimmung, der Gestaltung des Lebens nach eigenem Maße und durch eigene Kraft auch dort noch den Schein und vielleicht ein wenig Wirklichkeit festzuhalten, wo wir als Theile eines größeren Ganzen erscheinen und an dessen Ordnungen gebunden sind. Da nun derlei Ansprüche sich auf die allgemeine Menschennatur gründen, so gelangen wir in ihrer Vertretung naturgemäß zur Forderung einer gleichen Geltung Aller im Rechte und einer Betheiligung Aller an dessen Gestaltung. Hier haben wir jenen Kern des Naturrechts, soweit er an dieser Stelle in Betracht kommt. — Im anderen Falle, wo wir vom staatlichen Ganzen unseren Ausgang nehmen, fällt jede Art der Betheiligung an der Staatsthätigkeit mit Einschluß der Wahlthätigkeit unter den Gesichtspunkt einer Function, welche sich an den Zwecken des Ganzen und den Bedingungen ihrer Verwirklichung mißt, und jedes öffentliche Recht zugleich und primär unter dem Gesichtspunkt der Pflicht, da bei seiner Ausübung niemals blos die Interessen des Einzelnen, sondern stets allgemeine Interessen im Spiele stehen. Die Frage nach der Vertheilung dieser Rechte beantwortet sich hier nicht nach einer allgemeinen Schablone, sondern dahin, daß diejenigen, welche nach Lage der gegebenen Verhältnisse die meisten Garantien für eine pflicht- und zweckgemäße Ausübung derselben darbieten,

Digitized by Google

vornehmlich damit zu betrauen seien. Daß hier von einer Gleichheit nicht die Rede sein könne, ist offenbar. Nicht blos kommen die Verschiedenheiten der Begabung und gesammten geistigen Ausrüstung in Betracht, sondern ebenso die Verschiedenheiten der gesellschaftlichen Zustände, in welchen die Einzelnen existiren, und der damit zusammenhängenden Bedingungen einer unabhängigen und erfolgreichen Wirksamkeit. Wer diesen Standpunkt einnimmt, der wird es gefährlich und verwerflich finden, die Verwerthung jener für den Staat bedeutsamen Verhältnisse und Eigenschaften überall von den Zufälligkeiten periodischer Wahlen und den schwankenden Stimmungen einer Vielheit von Berechtigten abhängig zu machen; er wird es für geboten erachten, daß solche Verhältnisse und Eigenschaften durch dauernde Einrichtungen für die Gesammtheit fruchtbar gemacht werden. Damit aber ist der Werth aristokratischer Institutionen anerkannt und die Berechtigung der eben erwähnten Gleichheitsforderungen in Frage gestellt. Die neuere Lehre von Staat und Recht hat in Deutschland fast durchweg diesen letzteren Ausgang genommen. Während daher die naturrechtliche Auffassung sich in die Denkweise der mittleren und unteren Volksschichten mit tiefreichenden Wurzeln einsenkte und sich als ein wichtiges Element in deren Bestrebungen fortwährend geltend machte, ward sie im engeren Bereiche der Wissenschaft durch eine Auffassung von entgegengesetztem Charakter verdrängt. Die letztere legt an die bestehenden politischen Einrichtungen und die in ihnen enthaltenen Verletzungen des Princips der Gleichheit, dem bezeichneten Ausgangspunkte gemäß, überall den Maßstab der Bedingungen unseres Staatslebens und der Erfüllung seiner Zwecke und leitet die Rechtsqualität jener Einrichtungen weder von der wirklichen noch von einer vorauszusetzenden Zustimmung der Einzelnen, sondern unmittelbar aus ihrer Bedeutung für das Ganze her.

Unsere modernen Reformparteien haben, wie schon erwähnt wurde, von dem zuerst charakterisirten Standpunkte aus ihre Angriffe gegen die Stellung der Privilegirten geführt. Im Einklang mit demselben forderten sie, daß die Einzelnen im privaten Verkehre und dem Staate gegenüber an sich als gleichwerthig behandelt würden. So bei der Anwendung der Civil- und Strafgesetze, in Bezug auf staatlichen Schutz, Freiheit des Erwerbs und Zugänglichkeit der öffentlichen Aemter. Sie verlangten ferner die Beseitigung der zahlreichen wirthschaftlichen Rechte der Privilegirten, welche sich nicht auf Leistung und Gegenleistung unter Gleichberechtigten, wenigstens nach Erinnerung und Urtheil der Lebenden, zurückführen ließen. Endlich forderten sie eine Mitwirkung der Gesellschaft bei der Entscheidung über ihre Schicksale nach einem Maßstabe, der nicht von vornherein eine Verneinung jener Gleichwerthigkeit der Individuen in sich schlösse. In dieser Richtung wirkten die genannten Parteien lange Zeit hindurch als eine einheitliche Macht. In den Vertretern jener älteren, ihrer Begründung nach in dem mittelalterlichen Staatswesen wurzelnden Privilegien bekämpften und überwanden sie einen gemeinsamen Gegner, und wo derselbe in gesonderten Gebieten unseres Staatslebens noch einen Platz behauptet, da finden sich die sonst geschiedenen Elemente derselben, sobald eine Gelegenheit zum Angriff gegeben ist, in der Regel wieder zusammen. So geschah es in neuerer Zeit hinsichtlich der Privilegien der Rittergutsbesitzer in Preußen, so wiederholt, wenn auch bisher ohne Erfolg in Bezug auf die Reste feudalen Wesens

Digitized by Google

in Mecklenburg ꝛc. In diesen Kämpfen haben sie das Ihrige zur Vollendung des Processes beigetragen, welcher an die Stelle des Staates der Sonderrechte und Privilegien den modernen Staat treten ließ. In ihm ist die Kraft der alten Verbände auf das einheitliche Ganze übergegangen, welchem die Gesellschaft als eine Summe coordinirter Individuen gegenübersteht. Diesen aber ist die grundsätzlich gleiche Geltung vor den Gesetzen und den Organen dieses Ganzen gewährleistet.

In diesem modernen Staate sehen die Privilegirten von ehemals sich zu einer secundären Rolle verurtheilt. Dies gilt für Deutschland natürlich nur insofern, als wir von dem Kleinfürstenthum absehen, welches die bisherigen Katastrophen in unserem politischen Leben überdauert und im neuen Reiche neue Garantien für seine Fortexistenz, sowie eine Stellung gewonnen hat, welche den Begriff eines hohen Adels deutscher Nation um mit Treitschke zu reden, in neuer Weise als erfüllt erscheinen läßt. Im Uebrigen ist nicht daran zu denken, daß sich aus den Elementen der ehemaligen Aristokratie eine neue entwickeln könnte, welcher eine mächtige Mittelstellung zwischen Krone und Bürgerthum und eine Summe eigenthümlicher Aufgaben zufiele. Manche haben in jüngster Zeit bedauert, daß bei dem Aufbau der deutschen Verfassungsstaaten nicht darauf Bedacht genommen worden sei, eine den neuen Verhältnissen angepaßte Stellung solcher Art einem erneuerten deutschen Adel zu sichern, wohl auch die Hoffnung geäußert, daß die Zukunft Gelegenheit bieten werde, das Versäumte nachzuholen. Sie sehen in der Dreigliederung der Gesellschaft und der staatlichen Einrichtungen in monarchische, aristokratische und bürgerliche Elemente im Einklang mit hervorragendsten politischen Schriftstellern alter und neuer Zeit eine wesentliche Bedingung stetiger Entwicklung und eines gesicherten Bestandes politischer Freiheit, und können sich die aristokratischen Elemente nur in der Form eines mit erblichen Vorrechten ausgestatteten Adels denken. Aber die Bewegung, welche über feudale Einrichtungen hinausgeführt hat, und die Idee der Gleichheit in den verschiedenen Schichten des Volkes Wurzeln schlagen und ihre politischen Anschauungen durchdringen ließ, schließt künstliche Neuschöpfungen dieser Art aus. Unter den im heutigen Staate gegebenen Bedingungen aber aus eigener Kraft eine solche Mittelstellung, wie sie hier vorschwebt, zu erringen, dazu fehlen bei unserem Adel sowohl die wirthschaftlichen wie die geistigen Voraussetzungen. Ein mächtiger Grundbesitz ist nicht in seiner Hand, einer von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden politischen Weisheit kann er sich nicht rühmen. Die Rolle, welche die Masse seiner Angehörigen in der Geschichte des deutschen Volkes gespielt hat, war keine solche, woraus sich eine Anwartschaft auf eine bevorzugte Stellung innerhalb unseres neuen Gemeinwesens herleiten ließe.

Ihre Stellung ist vielfach nicht auf der Seite der nationalen Interessen gewesen. Hat doch auch Bismarck seine nationale Politik im Widerspruch mit den Neigungen und Vorurtheilen der Mehrheit seiner Standesgenossen durchgeführt. Das Gesammtverhalten derselben in den ersten Kammern der deutschen Länder hat ein zureichendes Verständniß für die Bedingungen unseres modernen nationalen Gemeinlebens nicht erkennen lassen. Wo sie eigene politische Wege zu verfolgen unternahmen, da zeigten sie sich meist in engen Traditionen befangen. Eine Bedeutung haben sie immerhin auch für unser heutiges politisches Leben, aber nicht in dem Sinne eines selbständigen politischen Factors, sondern kraft ihrer Anleh-

Digitized by Google

nung an das Königthum und als dessen bevorzugtes Gefolge. Die Ziffern, mit welchen sie in den Ergebnissen der politischen Wahlen erscheinen, sind in der Hauptsache nur ein Ausdruck für eine Seite der königlichen Macht. Wo sie dieser zu folgen sich nicht entschließen konnten, da tauchten sie in der Regel in diesen Ergebnissen unter. Eine Ausnahme trat nur dort ein, wo Glieder des Standes sich in den Dienst ultramontaner oder kleinstaatlich-particularistischer Bestrebungen stellten ...

Eine Dreigliederung der Gesellschaft und zwar eine solche von verwandter Bedeutung, wie die oben vorausgesetzte, ist übrigens in Deutschland — was hier beiläufig und anticipando bemerkt sein mag — bereits vorhanden. Dem Fürstenthum mit seinem soeben bezeichneten Gefolge stellt sich zunächst der ehemalige dritte Stand — die „Bourgeoisie" — gegenüber. Innerhalb desselben haben sich freilich seit der Revolution große Veränderungen vollzogen — wir werden in anderem Zusammenhange uns mit solchen zu beschäftigen haben — und es sind in seinem eigenen Bereiche tiefe Gegensätze und bedeutsame Abstufungen hervorgetreten. Aber die zahlreichen Gruppen, welche hier in Betracht kommen, stellen sich gleichwol unter wichtigen Gesichtspunkten noch immer als eine Einheit dar. Und zwar mit Rücksicht auf ihr natürliches, in ihren wesentlichen Interessen begründetes, Verhältniß zu den Grundfragen der gesellschaftlichen Organisation. Denjenigen, welche unterhalb dieser Gruppen existiren, und sich von ihnen durch einen abwärts zwar leicht, aufwärts dagegen schwer zurückzulegenden Weg getrennt sehen, erscheinen sie mehr und mehr, wie tägliche Kundgebungen erkennen lassen, im Lichte einer Aristokratie. Dabei sind es nicht einzelne Privilegien, durch welche sie die bevorzugte Stellung derselben begründet und gewährleistet finden, sondern die Gesammtordnung des gesellschaftlichen Zustandes. Seit die ehemals Privilegirten zurückgedrängt worden sind und von dem ehemaligen dritten Stande der breiteste Platz in Staat und Gesellschaft eingenommen worden ist, hat sich hier ein Gegensatz aufgethan, dessen Tiefe derjenigen des alten zwischen Privilegirten und Nichtprivilegirten überlegen ist, und welcher jenem zuerst erwähnten Factor in unserem deutschen Gemeinleben, d. i. dem Königthum, eine neue Bedeutung verleiht. Auf diese Verhältnisse, speciell auf die aristokratische Stellung des Bürgerthums ist im Verlaufe dieser Abhandlung zurückzukommen. Hier ist zunächst das Vordringen der Gleichheitsbestrebungen über die oben bezeichneten Ergebnisse hinaus und zwar zunächst auf dem politischen Gebiete ins Auge zu fassen.

Die Uebereinstimmung der Reformparteien in Bezug auf eine fortschreitende Verwirklichung der Gleichheitsidee konnte sich bei der Verschiedenheit der von ihnen vertretenen gesellschaftlichen Gruppen und Interessen nicht auf die Dauer behaupten. Es schied sich hier zunächst der Liberalismus im engeren Sinne von der (nicht socialistischen) Demokratie. Ihr Gegensatz gehört im Wesentlichen dem rein politischen Gebiete an; er betrifft mehr die Formen der Staatsthätigkeit als deren Inhalt, mehr die Vertheilung der politischen Macht als die Aufgaben, welche mittelst derselben zu lösen sind. Beide setzen, was die Begrenzung der letzteren betrifft, den liberalen Staat voraus, der das gesellschaftliche Leben in einem gewissen Umfange sich selbst überläßt und damit für Ungleichheiten im Bereiche dieses letzteren einen beträchtlichen Spielraum bestehen läßt. Es ist daher die politische, nicht die sociale Gleich-

Digitized by Google

heit, zu welcher sie eine grundsätzlich verschiedene Stellung einnehmen. Hier zunächst vom Liberalismus, der in einem bestimmten Verhältnisse zu den gebildeteren und den vermögenderen Theilen des städtischen Bürgerthums steht, und die einflußreichsten Parteiführer in Deutschland stets aus den Vertretern der sog. gelehrten Berufsarten gewonnen hat.

Von dieser Seite her konnten weitervordringende Gleichheitsbestrebungen auf dem politischen Gebiete nur eine beschränkte Unterstützung finden. Jenen Gruppen war im modernen Verfassungsstaate alsbald ein Antheil an der politischen Macht zugefallen, welchen sie im Kampfe mit dem an den Traditionen der Alleinherrschaft festhaltenden Fürstenthum zu behaupten und stetig zu vergrößern bemüht waren. In diesem Kampfe konnten sie durch eine Erweiterung des Kreises der politisch Vollberechtigten im Sinne jener Bestrebungen neue Kräfte und einen Rückhalt an breiteren Volksmassen gewinnen. Dies jedoch nicht, ohne Einbuße an der Macht zu erleiden, die Gesetzgebung ihren Sonderinteressen dienstbar zu machen, und nicht, ohne Interessen von allgemeinem Charakter, welche in ihnen ihre natürlichen Vertreter haben, zu gefährden. U. A. mußte sich bei ihnen die Erkenntniß Bahn brechen, daß Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen nicht in der einfachen und nothwendigen Harmonie stehen, wie sie die alte revolutionaire Devise — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — annehmen läßt, und wie sie das Naturrecht in seinen einflußreichsten Repräsentanten voraussetzt, daß im Gegentheil die Existenz rechtlicher Ungleichheiten und aristokratischer Einrichtungen eine entscheidende Bedeutung für den Bestand der bürgerlichen Freiheit haben können. Alte und neue Geschichte enthalten Thatsachen genug, welche demjenigen den Beweis dafür an die Hand geben, welcher geneigt ist, denselben für sich oder Andere zu führen. U. A. erwies sich jener Bestand bisher als ein gesicherterer in dem aristokratischen England als in dem Vorzugslande der Gleichheit: Frankreich. Jene Geneigtheit aber, in diesem Punkte sich durch Wissenschaft und Erfahrung belehren zu lassen, konnte bei Gesellschaftsgruppen nicht ausbleiben, für welche jener gesicherte Bestand einen bedeutenden materiellen und, wenigstens in Deutschland, einen lebhaft empfundenen idealen Werth hat. Ebenso mußte das Interesse an der wirthschaftlichen Freiheit sich bei diesen Gruppen einer rücksichtslosen Vertretung der Gleichheitstendenz entgegensetzen u. s. f.

Daher denn in den politischen Programmen des deutschen Liberalismus das Gleichheitsprincip fortan eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte. Wenigstens gilt dies für die gemäßigten Fractionen auf dieser Seite. Hier hat man von der Herrschaft der alten Rechtsphilosophie sich allmälig frei gemacht und mit den Resultaten der geistigen Arbeit unseres Jahrhunderts in einem fortschreitenden Maße Fühlung gewonnen. Man ist demgemäß dazu gelangt, die zweite der oben unterschiedenen Auffassungen als berechtigt neben der ersten anzuerkennen und in Uebereinstimmung damit eine Begründung bestehender rechtlicher Ungleichheiten aus den Bedingungen des heutigen Staatslebens heraus zuzulassen. Unser Liberalismus hat auf diesem Wege eine Neigung zu Compromissen und ein entschieden conservatives Element in sich aufgenommen. Dieses letztere macht sich u. A. in der aufrichtigen Bevorzugung der monarchischen Staatsform, sowie in der Begünstigung des Zweikammersystems und einer aristokratischen Besetzung der ersten Kammer geltend.

Digitized by Google

Nicht wenige unter unseren Liberalen würden sich eine Aristokratie von dem Charakter und der Stellung der englischen Pairie, wenn die Bedingungen dafür in Deutschland gegeben wären, gern gefallen lassen. Ja sie treten wol gar, wie oben erwähnt wurde, für die Schaffung einer solchen ein. Der Kampf gegen die Aristokratie, der zeitweise von dieser Seite in einem allgemeineren Sinne geführt worden war (vgl. die Verfassung des deutschen Reiches von 1849, § 137), schrumpfte so zu einem Kampfe gegen diejenigen Formen der Aristokratie, welche mit dem Inhalte unseres modernen Volkslebens in keinem verständlichen Zusammenhange stehen, ein. Unsere Liberalen sind ferner zu einem beträchtlichen Theile Freunde des aristokratischen Systems der Ehrenämter, welches sociale Macht in ein festes Verhältniß zu wichtigen staatlichen Functionen setzt und damit — eine nicht bezweckte aber offenbare Nebenwirkung — bestehende Ungleichheiten in Bezug auf Besitz und gesellschaftliche Stellung in ihrer Bedeutung erhöht und befestigt.

Bezeichnend für unseren Liberalismus, in welchem heterogene Grundsätze, Bestrebungen und Einsichten zu einer bedeutsamen Verbindung gelangt sind, ohne daß dabei die Verhältnisse dieser Elemente zu einander sich bestimmt fixirt hätten, ist u. A. sein Verhalten zur Reform des politischen Wahlrechts. Seinen alten Zielen gemäß, hat er sich jeder Unterscheidung von Wählergruppen, im Sinne einer ständischen Gliederung der Bevölkerung, widersetzt. Auch trat er vielfach zu Gunsten einer Verbreiterung der Basis unserer Abgeordnetenhäuser durch eine Reform sowol des activen wie des passiven Wahlrechts ein. Andererseits sind Einschränkungen und Abstufungen des ersteren, insofern sie sich auf die Bedingungen einer zweckmäßigen Ausübung desselben in der Person des Einzelnen oder auch auf das verschiedene Maß der Leistungen für den Staat gründen ließen, vielfach von ihm gutgeheißen worden. Jene im Einklang mit der erwähnten conservativen Seite, diese im Einklang mit den Interessen der liberalen Classen und im Sinne einer Anwendung des Gerechtigkeitsprincips. Mit der letzteren befand er sich wieder auf dem oben zuerst bezeichneten Standpunkte. Dabei fanden die Geldleistungen eine einseitige Berücksichtigung, wie denn die vertheilende Gerechtigkeit hier nicht selten in einem allzuengen Bündniß mit den Interessen der Besitzenden erschien.

Auch drängt die Gleichheitsbewegung mit Macht über die betreffenden Schöpfungen hinaus. In Frankreich sind sie auf dem staatlichen Gebiete seit geraumer Zeit durch das allgemeine Stimmrecht verdrängt, und schwerlich dürfte man dort in einer absehbaren Zukunft auf das System des Census und der Capacitäten oder ein beliebig charakterisirtes System von Einschränkungen und Abstufungen des activen Wahlrechts zurückkommen. In Deutschland aber sind wir dem französischen Vorbilde, wie auf so manchem anderen Wege so auch hier, zunächst in Bezug auf unseren wichtigsten Vertretungskörper, gefolgt. Damit ist nun auch bei uns die Linie überschritten, innerhalb deren diese Bewegung vornehmlich den Interessen des liberal gesinnten Bürgerthums diente, von ihm getragen wurde und von ihm vornehmlich sich abhängig zeigte. In der Gestalt des allgemeinen Stimmrechts tritt sie in den Dienst neuer Mächte, möglicherweise, nach Lage der Umstände, in den Dienst der gefährlichsten Feinde jener Interessen. Die Wahlergebnisse, welche das allgemeine Stimmrecht bisher in Deutschland geliefert und die bedeutsamen Einflüsse, welche es auf die Wählermassen ausgeübt hat, bekräftigen in diesem Punkte

Digitized by Google

bereits in einer greifbaren Weise, was die reicheren Erfahrungen anderer Länder lehren. Aber einer Bewegung gegenüber, welche von ihm selbst ausgegangen und durch welche es selbst emporgehoben worden war, zeigte sich unser liberales Bürgerthum naturgemäß schwach (vgl. das Reichstags-Wahlgesetz von 1849 §§ 1 und 14). Wo seine Vertreter sich dem Fortschreiten derselben entgegenstellten, da hatten sie alte Bundesgenossen sich gegenüber und sahen sich genöthigt, Theorien und Auffassungen zu bekämpfen, welche ihnen ehedem zu Stützpunkten des Angriffs gegen die alte Ordnung gedient hatten, und welche in den von ihnen vertretenen Classen selbst keineswegs vollkommen überwunden waren. Dazu kommt, daß bei jenen Abstufungen des Wahlrechts wahrhaft natürliche und den Rechtssinn durchaus befriedigende Unterscheidungsmerkmale nicht zur Anwendung gekommen waren. Die bisherigen Ergebnisse haben allerdings viele Liberale zu entschlossenen Gegnern des allgemeinen Stimmrechts gemacht. Auch mag es gelingen, die Uebertragung desselben auf die Bundesländer für längere Zeit — schwerlich aber auf die Dauer — zu verhindern, auch wohl, das bestehende gewissen Modificationen zu unterwerfen. Aber mit der Aufhebung des letzteren wird es gute Wege haben. Für die Freunde, die es auf einer Seite einbüßt, erwirbt es neue auf einer andern. Es ist keine Zufälligkeit, daß Fürst Bismarck sich in Deutschland zum Patron des Instituts gemacht hat, wie das Verhältniß der Napoleons zu demselben nicht als zufällig erscheint. Demokratische Institutionen, welche ihren Gegensatz nicht in aristokratischen Einrichtungen alten Stils, sondern in liberalen Einrichtungen modernen Charakters haben, besitzen eine natürliche Anwartschaft auf eine Unterstützung Seitens conservativer oder antiliberaler Factoren. Vor Allem aber schöpft das allgemeine Stimmrecht eine bedeutende Kraft zur Behauptung und Erweiterung seines Herrschaftsgebiets aus seiner Uebereinstimmung mit der im Verlaufe näher zu charakterisirenden Gesammtrichtung unserer socialen Entwicklung.

Hier ist zunächst der Partei zu gedenken, welche sich als die besonders bestellte Sachwalterin für dies Institut und verwandte Einrichtungen betrachtet und welche oben den Liberalen im engeren Sinne gegenübergestellt worden ist.

Die *Demokratie* vertritt die jedes Compromiß ablehnende Gleichheitstendenz auf dem politischen Gebiete. Mit der Begründung dieses Verhaltens steht sie auf einem den alten Parteien der Opposition dereinst gemeinsamen Boden und kann sich rühmen, ihrer alten Fahne durchaus treu geblieben zu sein und inmitten der reichen Geschichte unseres geistigen Lebens im Wesentlichen „nichts gelernt und nichts vergessen" zu haben. In ihrer Litteratur strömt noch heute ungemischt das alte, kosmopolitische, abstrakte Naturrecht. Dem Vertragsstandpunkt gemäß, welcher für dasselbe charakteristisch ist, verlangt sie, daß die Staatsthätigkeit aus dem Willen der Einzelnen als aus seiner einzigen Quelle und zwar nach dem Princip des gleichen Maßes hervorgehe und beständig durch denselben bestimmt und gestaltet werde. Dabei hält sie indessen an der alten Inconsequenz fest, welche die Weiber bei dieser Theilung der politischen Rechte übergeht, obgleich dieselben dem geltenden Rechte, falls dies für die Männer zutrifft, auch ihrerseits nur kraft ihrer Zustimmung unterworfen sein können, woraus denn bezüglich ihrer die gleichen Rechtsforderungen

Digitized by Google

abzuleiten sein würden wie für die Männer. Im Uebrigen liegt eine gewisse Stärke dieser Partei in der Einfachheit ihres Princips und der Art, wie sie ihre Forderungen daraus herleitet, beides, insofern sie sich im Bereich der politischen Formen, in welchen allein sie völlig heimisch ist, bewegt. Unter jenen Forderungen spielt gegenwärtig die auf „Durchführung des allgemeinen gleichen directen Wahlrechts in allen staatlichen und Gemeindeangelegenheiten" vornehmlich eine Rolle. Weitergehende Consequenzen ihres Princips in ihren Wahl- und sonstigen Actionsprogrammen geltend zu machen, ist ihr in Deutschland dermalen durch die bestehenden Zustände schwer gemacht. Dafür treten sie in den Programmen der auswärtigen Demokratie, sowie in der Litteratur, deren schon gedacht worden ist, hervor. So die Einführung der unmittelbaren Gesetzgebung durch das Volk, „das obligatorische Referendum", welches augenblicklich in der Schweiz zu einem Gegenstande der Agitation gemacht wird. Das Princip, aus welchem diese Consequenzen fließen, wird dabei als ein Princip der Ethik geltend gemacht. Wir haben es in ihm wie in der Rechtsphilosophie Kants mit einem kategorischen Imperativ zu thun. Die Partei anerkennt, wie es in einer jüngsten Kundgebung von dieser Seite heißt, „als obersten Grundsatz der Gerechtigkeit die Forderung, gleiches Maß für Alle", und aus diesem leitet sie alle wesentlichen Punkte ihres Programms als einfache Folgerungen ab. Die letzteren nehmen folglich eine gleichmäßige Giltigkeit für jedes Volk und für jede Entwickelungsstufe und Lage desselben in Anspruch. Ihre Erfüllung trägt zugleich einen absoluten Werth in sich, sie führt zur Verwirklichung des „Rechtsstaats", der sich keiner Zweckmäßigkeits- und Erfahrungsinstanz gegenüber zu legitimiren braucht. Die Partei rühmt sich demgemäß, „den Boden ewiger Principien unter den Füßen" zu haben. Ihr Glaubensbekenntniß ist in der Aeußerung Bakunins enthalten, daß „das demokratische Princip das innerste, allgemeinste und umfassendste, das einzige sich in der Geschichte bethätigende Wesen des Geistes" sei. Es hat sich in diesen Kreisen ein naiver Dogmatismus behauptet, der seinem Ursprunge nach der geistigen Verfassung des Aufklärungszeitalters, einer specifisch jugendlichen Geistesverfassung, angehört, und welcher in der Gegenwart vor Allem dort noch eine Macht über die Gemüther besitzt, wo diese Verfassung sich in wesentlichen Bruchstücken, wie in Frankreich — die ältere Cultur daselbst schließt dies nicht aus — erhalten hat.

Sehen wir übrigens von jenen wissenschaftlichen Prätentionen und der ganzen an sich werthlosen — obgleich der bezeichneten Geistesverfassung angepaßten und daher nicht wirkungslosen — theoretischen Einkleidung ab, in welcher die Forderungen dieser Partei zu erscheinen pflegen, so tritt uns in ihnen der oben zuerst charakterisirte Standpunkt entgegen. Es ist die Function dieser Partei, ihn zu Gunsten derjenigen Volksclassen zu vertreten, welche einen diesem Standpunkte entsprechenden Antheil an der politischen Macht bisher nicht gewonnen haben. Dabei hat sie mächtige Bundesgenossen und vertritt auch in Deutschland, wie unbedeutend sie selbst sich hier auch darstellen möge, eine nichts weniger als verlorene Sache. Es ist bereits oben zu derselben Stellung genommen worden. Die Demokratisirung unserer Gesellschaft, von welcher noch zu handeln sein wird, schließt meines Erachtens die Möglichkeit aus, die unteren Volksschichten dauernd von jedem Antheil an den wesentlichsten politischen Rechten fern zu halten oder aus dem schon

Digitized by Google

errungenen Besitze eines solchen zu verdrängen. Für unser modernes Staatsleben gilt in diesem Punkte, was Aristoteles bezüglich des antiken behauptet, daß kein anderer Ausweg sei, als die Massen zur Betheiligung an den Wahlen zuzulassen, da andernfalls ein fürchterlicher Zustand gegeben und der Staat voll von Feinden sein würde.

Die Bedeutung dieser Zulassung aber kann, wie sie im Uebrigen auch beurtheilt werden möge, nicht leicht überschätzt werden. Halten wir uns zunächst an die positive Seite, so ist einleuchtend, daß die Betheiligten durch jene Zulassung bei den gegenwärtig bestehenden Gegensätzen in der Gesellschaft und dem verbreiteten Bewußtsein von ihrer Existenz eine wichtige Waffe für den Kampf um ihre Klasseninteressen gewonnen haben. Mit der von ihnen errungenen Fähigkeit, derartige Waffen festzuhalten und zu gebrauchen, ist ihnen zugleich ein activer Antheil an der künftigen Entwickelung unseres nationalen Lebens und eine wachsende Betheiligung an dem geistigen Gehalte desselben gesichert. Jedenfalls wird es in Zukunft unmöglich sein, ganze Schichten des Volkes aus der Einheit dieses Lebens hinauszudrängen, um sie als abgesonderte Kasten einer geistigen und physischen Verkümmerung zu überliefern. Auch liegt in der Aufnahme aller Classen in die Arena der entscheidenden politischen Kämpfe eine Bürgschaft dafür, daß Gegensätze innerhalb der Volksgemeinschaft sich frühzeitig nach ihrer vollen Bedeutung ankündigen und sich nicht über gewisse Linien hinaus erweitern und vertiefen können, ohne auf Vermittlung gerichtete und der Gefahr eines Bürgerkriegs entgegenwirkende Bestrebungen hervorzurufen. Wol mögen innerhalb der civilisirten Welt sich künftig (wie J. Fröbel meint) neue kastenartige Verhältnisse auf Grund neuer Volksmischungen bilden; wenigstens weist in Amerika Manches auf diese Eventualität hin; aber die hier in Frage stehenden politischen und socialen Verhältnisse schließen meines Erachtens die Gefahr aus, daß der alte Bestand der Culturvölker selbst in seiner Einheit durch solche Bildungen getroffen werde. Dieselben bilden in der Gesammtheit ihrer Genossen gegenwärtig schon eine Aristokratie unter den Völkern, ähnlich wie einst die Träger der classischen Cultur, und der Gang der Entwicklung, welcher darauf gerichtet scheint, die Gesammtheit der Nationen enger und enger zu einer in sich zusammenhängenden Gesellschaft zu verbinden, wird diesem Verhältnisse eine wachsende praktische Bedeutung verleihen.

Minder einfach stellt sich die negative Seite des uns beschäftigenden Thatbestandes dar.

Bei den demokratischen Parteien selbst können wir bezüglich derselben natürlich keine genügende Auskunft finden. Eine schwer zerreißbare Kette von Irrthümern schließt bei ihnen das Verständniß der Gefahren aus, welche sich an ihre Bestrebungen und die fortschreitende Ausbildung der demokratischen Seite unserer Einrichtungen knüpfen. Indem wir diese Irrthümer uns vergegenwärtigen, werden uns jene Gefahren von selbst entgegentreten.

Unter Anderem gehören Selbsttäuschungen hierher, welche mit dem Optimismus aller modernen Reformparteien zusammenhängen. Sie alle gehen in Bezug auf die durchschnittliche Begabung der Menschen, speciell nach der Seite ihres politischen Verhaltens, von zu günstigen Voraussetzungen aus. Die Demokratie vor Allem in Bezug auf die Verbreitung der hier in Betracht kommenden Fähigkeiten. Die

Digitized by Google

Menschen werden von ihr nicht blos als gleich hinsichtlich ihres allgemeinen Wesens und des hieraus abgeleiteten Werthes vorgestellt, worauf der Liberalismus das entscheidende Gewicht legt, sondern in der Hauptsache als gleich auch in Bezug auf ihre Fähigkeit und ihren Willen zu einer dem Ganzen nützlichen öffentlichen Wirksamkeit und folgeweise in Bezug auf die Ansprüche, welche sich hieraus herleiten lassen. Speciell werden diese Eigenschaften als von Besitz und höherer Bildung unabhängig gedacht. Zugleich wird hierbei mehr oder minder bewußt vorausgesetzt, daß eine Vereinigung Vieler eine Summirung dieser Eigenschaften mit sich führen müsse, so daß die größere Zahl an sich die Vermuthung eines höheren Maßes von Einsicht und richtigem Wollen, sowie einer größeren Einheitlichkeit und Consequenz in ihren Entschließungen für sich habe. Es entspricht dies der Auffassung, welche im Sinne der griechischen Demokratie von Aristoteles entwickelt worden ist, wonach, wenn Viele zusammentreten, Jeder etwas von Tugend und Einsicht mitbringe, und, wie die Menge gleichsam ein vielfüßiger, vielhändiger und mit vielen Sinneswerkzeugen ausgestatteter Mensch werde, dasselbe auch hinsichtlich der Charaktere und der Geisteskraft stattfinde, woraus sich eine Ueberlegenheit über die Weisheit eines Einzelnen ergebe, ähnlich derjenigen eines Picknicks über die auf Kosten eines Einzelnen bestrittene Mahlzeit. Es ist nicht eben schwer, das Unzutreffende dieser Vergleiche einzusehen. Wenn wir die Entscheidungen der öffentlichen Angelegenheiten einer Menge übertragen, so wird der Maßstab, nach welchem dieselben gefällt werden, naturgemäß dem Allen am meisten Gemeinsamen entnommen werden; daher in der Summe der Entscheidungen die in größter Stärke bei ihr vertretenen Leidenschaften, Vorurtheile und Bedürfnisse am meisten hervorleuchten werden. Und zwar wird dies um so ausschließlicher der Fall sein, je mehr die Einzelnen sich von Autoritäten unabhängig zeigen und nach ihrem eigenen Wesen geltend machen.

Das am meisten Gemeinsame aber liegt nicht in dem, was in intellectueller und moralischer Hinsicht der höchsten geistigen Ausstattung eigenthümlich ist, sondern in dem, worin die Inhaber derselben sich mit den Vertretern der niedrigsten Ausstattung auf dem gleichen Boden begegnen. Gibt jenes daher den allgemeinen Maßstab für die Ordnung des Gemeinlebens an die Hand, so enthält dieselbe weder ein Element des Fortschritts noch eine Garantie für die Bewahrung der bereits zur Entwickelung gelangten Culturelemente. Soll ein Volk sich über das zu einer gegebenen Zeit bestehende durchschnittliche Niveau des geistigen Lebens emporheben oder auch nur dasselbe behaupten, so bedarf es einer beständigen Einwirkung und Leitung seitens der vorzüglicheren Kräfte und der in Bezug auf die Pflege der dauernden Volksinteressen günstiger ausgerüsteten oder situirten Männer. Die Demokratie aber gibt, so weit sie zur Herrschaft gelangt, diese Einwirkungen dem Zufall preis, und mit nachhaltiger Kraft können dieselben nur platzgreifen im Widerspruch mit ihrem Princip, nur dort nämlich, wo sich der Mehrheitsherrschaft die Autorität der vorzüglicheren Kraft substituirt und so eine neue Aristokratie, wenn auch nicht in den Formen des öffentlichen Rechts, herstellt. Damit steht es im Einklang, daß in Demokratien das Mißtrauen gegen die hervorragenden Individuen beständig im Streite liegt mit dem Autoritätsbedürfniß, das naturgemäß bei den Massen am stärksten ist. Dabei enthalten die demokratischen Einrichtungen keine Garantie dafür, daß nicht jenes Mißtrauen sowol wie dieses Autoritätsbedürfniß

Digitized by Google

beständig auf Irrwege gerathe. Die Parteidoctrin verweist derartigen Erwägungen gegenüber auf die zu fordernde Aufklärung der Massen, indem sie naiver Weise voraussetzt, daß dieselben die wünschenswerthe Aufklärung stets an der rechten Quelle suchen und das Wahre vom Falschen stets zu unterscheiden wissen würden. Bei dieser Hoffnung, welche auf die Volksaufklärung gesetzt wird, macht sich ein weiterer bedeutsamer Irrthum geltend.

Die demokratische Partei stellt sich seit je als die Partei der Menschheitsinteressen den übrigen Parteien als den Parteien der Sonderinteressen und Privilegien gegenüber. Der Begriff der Menschheitsinteressen erhält hierbei seinen Inhalt durch das gleiche Recht und das Wohl aller Einzelnen. Das letztere wird als einfach und im Wesentlichen gleich vorgestellt. Hiernach wäre in den Menschheitsinteressen ein einheitlicher und leicht zu handhabender Maßstab für das politische Urtheil gegeben, nach welchem wir einen Jeden auf Grund seines politischen Bekenntnisses ohne Weiteres entweder auf die Seite des Rechts und der Wahrheit oder auf diejenige des Unrechts und der Unwahrheit stellen könnten. Auch der Masse diesen Maßstab im Wege der Aufklärung vertraut zu machen, könnte nicht schwer halten. Da ferner die Gesammtheit nicht wohl etwas Anderes wollen kann als das Wohl Aller, so würde es genügen, alle ihre Glieder an dieser Aufklärung Theil nehmen zu lassen und sie zum alleinigen Herrn ihrer Geschicke zu machen, um alle Gegensätze und Conflicte aus dem öffentlichen Leben verschwinden zu lassen. Dazu würde es natürlich gehören, daß alle Einrichtungen in Wegfall kämen, in welchen das allgemeine Stimmrecht, wenn auch nur zeitweilig, ein Hinderniß für die Durchsetzung der Volkswünsche finden könnte. Man verlangt demgemäß die Beseitigung des Zweikammersystems und in Frankreich selbst die des Präsidenten der Republik, man verlangt ferner das imperative Mandat, die Wählbarkeit der Richter ꝛc., kurz eine dem einheitlichen Zweck und der Einheit des Volkswillens entsprechende streng einheitliche Gestaltung des öffentlichen Rechts im demokratischen Sinne.

In Wahrheit würde diese einheitliche Gestaltung des Rechts die Gegensätze und Conflicte nicht verschwinden lassen, sondern nur die Garantien beseitigen, welche in den bestehenden Einrichtungen für einen friedlichen Austrag derselben gegeben sind. Ebensowenig könnte die Durchführung der Aufklärung jenes Wunder bewirken. Und zwar deshalb nicht, weil die vorausgesetzte Harmonie der Einzelinteressen und die vorausgesetzte einheitliche Natur der Menschheitsinteressen nicht existiren. Die letzteren sind nicht, wie es hier vorgestellt wird, identisch mit einer Summe, welche sich aus einer einfachen Addition der Einzelinteressen gewinnen ließe, da Dinge, welche sich widerstreiten, keine Addition zulassen. Ihrerseits umfassen sie alle Seiten der in sich complicirten und durchaus nicht schlechthin harmonischen Menschennatur, sowie die sämmtlichen Bedingungen einer fortschreitenden Entwicklung derselben, zwischen welchen ebenfalls die vorausgesetzte Harmonie nicht besteht. Eine Verfassung, welche dem gesellschaftlichen Zustande angepaßt sein und den für ihn bestimmenden Kräften die Formen einer geordneten Bethätigung bieten und sichern will, wird deshalb nothwendig complicirt sein und Einrichtungen von heterogenem ja entgegengesetztem Charakter in sich schließen müssen.

In dem Widerstreite zwischen diesen Elementen der Verfassung wie in den politischen Kämpfen überhaupt stehen sich jeder Zeit Theile des Ganzen gegenüber,

Digitized by Google

von welchen jeder die ihm zunächst liegenden Interessen vertritt. Eine nachhaltige Kraft und eine dauernde Bedeutung kann er aber nur aus dem Zusammenhange dieser besonderen Interessen mit allgemeinen Menschheitsinteressen schöpfen. Dies gilt für die Parteien der Gleichheit wie für die Parteien der Ungleichheit. Beides geht aus dem bisher Gesagten hervor. Es mag dem Schlusse der Abhandlung vorbehalten bleiben, darauf zurückzukommen, inwiefern auch die „Aristokraten" sich auf Menschheitsinteressen berufen können. Diejenige Seite der letzteren, auf welche die Demokratie sich stützen kann, ist oben im Allgemeinen bezeichnet worden. Es steht damit im Einklange, daß das nächste Ergebniß der Einführung des allgemeinen Stimmrechts bei uns dieses gewesen ist, daß die unteren Volksschichten mit wachsender Selbständigkeit und Energie den Maßstab der Masseninteressen an alle bestehenden Einrichtungen legen. Wird die Frage aufgeworfen, wie sich dieselben bestimmen und wohin uns dieselben führen mögen, so scheint es naheliegend bei der alten Vertreterin des allgemeinen Stimmrechts und der Volksinteressen, bei der Demokratie, die Antwort zu suchen. Aber es kann leicht geschehen, und geschieht in der That, daß die Antwort, die wir hier erhalten, von den Massen selbst, wo sie zu Wort kommen, Lügen gestraft wird.

Während sie voraussetzt, daß die von ihr geforderte Form der Staatsthätigkeit ohne Weiteres den von ihr geforderten Inhalt derselben mit sich führen müsse, stellte sich in der Praxis meist das Gegentheil heraus. Unsere westeuropäische Demokratie predigt den Haß gegen das Priesterthum und die Kirchen, das allgemeine Stimmrecht hat dagegen an zahlreichen Orten ein lebhaftes kirchliches Interesse bei den durch es zur Wahl gerufenen Classen hervortreten lassen. Von altersher steht die Abschaffung der Todesstrafe auf den Parteiprogrammen der Demokratie, das allgemeine Stimmrecht hat sich soeben in der Schweiz zu Gunsten dieser Strafe ausgesprochen. Unsere Demokratie ist die grimmigste Gegnerin jeder Art von Einherrschaft und bekennt sich zum Evangelium der bürgerlichen Freiheit, das allgemeine Stimmrecht dagegen zeigt in dem Hauptlande der Demokratie eine bedenkliche Neigung zum autokratischen Kaiserthum, und ist nicht über den Verdacht erhaben, daß es bei Gelegenheit wieder einmal das ideale Gut der bürgerlichen Freiheit für ein Linsengericht materieller Vortheile hingeben könne. Die Demokratie war bei uns bisher gleich dem Liberalismus im Allgemeinen freihändlerisch gesinnt, das allgemeine Stimmrecht begünstigt dagegen eine nationale Schutzzollpolitik. Man war überhaupt für wirthschaftliche Freiheit und sah die Arbeitermassen, auf welche man sich stützen zu können meinte, den radikalsten Feinden aller wirthschaftlichen Freiheit folgen. In Deutschland will das allgemeine Stimmrecht von der demokratischen Partei im Gegensatze zur Socialdemokratie, von welcher bisher abgesehen wurde, überhaupt wenig wissen und gibt ihr damit deutlich genug zu verstehen, daß sie zu den tiefer empfundenen Bedürfnissen der Volkstheile, welchen sie dienen will, von dem formalen Interesse an der Gewinnung politischer Rechte abgesehen, kein festes Verhältniß gewonnen habe.

Es hängt dies mit dem Ursprung der Partei auf dem Boden specifisch-politischer Kämpfe zusammen. Den vornehmsten Gegenstand der Aufmerksamkeit bildeten während eines langen Zeitraums die auf diesem Boden gesetzten Ziele. Die betheiligten socialen Interessen blieben im Hintergrunde der Debatte. Man dachte,

Digitized by Google

daß, wenn nur erst die rechten politischen Formen zur Durchführung gelangt wären, die wahren Volksinteressen sich überall die Wege zu ihrer Befriedigung geöffnet finden und sich eben dadurch als die rechten erweisen würden, daß sie durch die Thore der errungenen gleichen Rechte Aller ihren Einzug halten. Ein derartiges Verhalten hatte ehedem bei den Vertretern des dritten Standes einen guten Sinn. Der Gesammtcharakter der öffentlichen Zustände im Anfange dieser Periode ließ es als ein erstes Bedürfniß erscheinen, die in den staatlichen Einrichtungen liegenden Hemmungen für die Entfaltung der gesellschaftlichen Kräfte zu beseitigen und die politischen Formen in Uebereinstimmung mit dem wahren Gehalte des nationalen Lebens zu bringen. Vor Allem sahen die Mittelklassen sich darauf hingewiesen, eine ihnen überall im Wege stehende und durch den Staat künstlich aufrecht erhaltene Macht aus dem Wege zu räumen und durch die politische Gleichstellung mit den Privilegirten freien Spielraum für die Geltendmachung ihrer Bedürfnisse und Machtmittel auf dem socialen Gebiete zu erlangen. Erfolge auf diesem mußten sich dann von selbst ergeben. Sobald die erwähnten Classen aufhören, für das Feld und den Gegenstand der inneren Kämpfe vornehmlich bestimmend zu sein, muß der specifisch-politische Charakter der letzteren verschwinden. Die rein politischen Conflicte und Probleme müssen in Hintergrund treten neben den socialen. Die unteren Classen brauchen mehr als Freiheit der Bewegung, und die Erringung politischer Rechte, so wichtig sie im Uebrigen für sie ist, bezeichnet keinen Abschluß, sondern den Beginn der selbständigen Rolle, welche sie zu spielen berufen sein mögen. Die Aufgaben, welche die Classeninteressen ihnen stellen, treten nun rein hervor, aber das freie Spiel der Kräfte bringt sie nicht von selbst zur Lösung. Eine Partei, welche die Massen dauernd an ihre Fahnen fesseln soll, wird daher ihren festen Standort nicht auf dem Gebiete der politischen Formen, sondern auf dem der sachlichen Interessen nehmen, und von hier aus sociale Zwecke und politische Mittel in ein logisches und auch jenen verständliches Verhältniß zu einander bringen müssen. Dies ist Seitens der alten Partei der politischen Gleichheit nicht geschehen. Kein Wunder, daß die neue Partei der socialen Gleichheit ihr den Rang abgelaufen hat.

Heinrich von Gagern und sein Programm.

Von
Dr. Friedrich Oetker.

Der Erste, welcher im Drange nach der „Deutschen Einheit" einen gangbaren Weg zum Ziele klar bezeichnete, war P. A. Pfizer. Schon in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen", der 1831 im Cotta'schen Verlage erschien, ist es wiederholt ausgesprochen (S. 196, 224, 229 ff.), daß Preußen an die Spitze Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs zu treten habe und daß man sich dabei durch das Geschrei von der „preußischen Hungerleiderei und Windbeutelei" nicht dürfe beirren lassen. Auch der Gedanke einer allgemeinen Volksvertretung ist bereits zum Ausdruck gelangt. Nur über das Verhältniß Oesterreichs zu dem geeinigten Deutschland findet sich nichts Bestimmtes angegeben.

Dagegen sprach Pfizer es 1842 in seinen „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" klar aus, daß die deutschen Verhältnisse auf „eine staatsrechtlich-

Digitized by Google

nationale Verbindung mit Preußen und eine föderalistisch-völkerrechtliche mit Oesterreich" ... „unter Festhaltung des durch die Bundesacte geschaffenen, durch die Natur der Dinge selbst gebotenen völkerrechtlichen Verbandes" ... hinwiesen; „Oesterreich und Deutschland müßten naturgemäß zu gegenseitigem Schutz verbunden bleiben;" durch „eine repräsentative Verbindung Deutschlands mit Preußen, die beide als ein großes ebenbürtiges Ganzes Oesterreich gegenüber stellt", sei Deutschland in den Stand zu setzen, „jenen Schutz gegen Außen, den es jetzt wie eine Gnade oder Gunst erwartet, als Gegendienst von Oesterreich zu verlangen" ... (Vergl. Pfizer; Zur deutschen Verfassungsfrage, Stuttgart, 1862, Vorrede S. III ff.) Erst in den letzten vierziger Jahren kam der Gedanke zur praktischen Erwägung.

Am 18. December 1848 trug der Tags zuvor zum Reichsminister ernannte Freiherr Heinrich von Gagern sein berühmt gewordenes Programm im Deutschen Parlament zu Frankfurt vor.

„Die Stellung, welche Oesterreich zur deutschen Nationalversammlung und zur provisorischen Centralgewalt für Deutschland eingenommen hat", sagte er, „legt dem Reichsministerium die Pflicht auf, der Nationalversammlung, deren Aufmerksamkeit durch diese wichtigen Fragen bereits in Anspruch genommen ist, Vorlage zu machen.

„Das Programm des österreichischen Ministeriums vom 27. November spricht aus: 1. daß alle österreichischen Lande in staatlicher Einheit verbunden bleiben; 2. daß die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland dann erst staatlich geordnet werden könnten, wenn beide Staatscomplexe zu neuen und festen Formen gelangt seien, das heißt, ihre innere Gestaltung vollendet haben würden.

„Diese Auffassung der Stellung Oesterreichs zu Deutschland hat nicht allein den Beifall des österreichischen Reichstags zu Kremsier erhalten, sondern scheint auch den Wünschen und Ansichten der großen Mehrheit der Bewohner der deutsch-österreichischen Lande zu entsprechen. Es ist damit österreichischer Seits die Antwort auf die Frage ertheilt, welche in der Beschlußnahme der Nationalversammlung über den Verfassungsentwurf ... namentlich in den §§. 1 bis 3 enthalten, an Oesterreich gestellt worden ist. Das Reichsministerium glaubt in Beurtheilung der Stellung der Centralgewalt zu Oesterreich von folgenden Sätzen ausgehen zu müssen:

1. Bei der Natur der Verbindung Oesterreichs mit unseren deutschen Ländern beschränkt sich für jetzt und während des Provisoriums die Pflicht der Rechtsgewalt darauf, das bestehende Bundesverhältniß Oesterreichs zu Deutschland im Allgemeinen zu erhalten. Es ist aber das Sonderverhältniß Oesterreichs anzuerkennen, wonach es ausspricht, in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat unter Bedingungen, die die staatliche Verbindung der deutschen mit den nichtdeutschen österreichischen Landestheile alteriren, nicht einzutreten.
2. Oesterreich wird also nach den bis jetzt durch die Nationalversammlung gefaßten Beschlüssen, wodurch die Natur des Bundesstaats bestimmt worden ist, als in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten sein.

Digitized by Google

3. Oesterreichs Unionsverhältniß zu Deutschland mittelst einer besonderen Unionsacte zu ordnen und darin alle die verwandtschaftlichen, geistigen, politischen und materiellen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutschland und Oesterreich von jeher verbunden haben und in gesteigertem Maße verbinden können, bleibt der nächsten Zukunft vorbehalten.
4. Da Oesterreich zu dem von der provisorischen Centralgewalt repräsentirten Deutschland zwar in einem unauflöslichen Bunde steht, in den Bundesstaat aber nicht eintritt, so ist die Verständigung über alle gegenseitigen, sowol bereits bestehenden als künftigen Bundespflichten und Rechte auf gesandtschaftlichem Wege einzuleiten und zu unterhalten.
5. Die Verfassung des deutschen Bundesstaats, deren schleunige Beendigung zwar in beiderseitigem Interesse liegt, kann jedoch nicht Gegenstand der Unterhandlung mit Oesterreich sein.

„Indem ich diese Sätze der Prüfung der Nationalversammlung übergebe, suche ich für das Reichsministerium um die Ermächtigung an, die gesandtschaftliche Verbindung mit der Regierung des österreichischen Kaiserreichs, wodurch den erörterten Verhältnissen entsprochen wird, Namens der Centralgewalt anknüpfen zu dürfen."

Der Gegenstand wurde nach langen Verhandlungen und vielen schriftlichen Abstimmungen an einen besonderen Ausschuß verwiesen, aus dem ein Mehrheits- und ein Minderheitsbericht hervorging, die von den Herren Venedey, bezw. Rüder erstattet wurden, nachdem von Gagern durch ein Schreiben vom 5. Januar 1849 seine Sätze, insbesondere den zweiten und fünften, noch erläutert hatte.

Die Verhandlungen in der Nationalversammlung begannen unter Simson's Vorsitze am 11. Januar und dauerten bis zum 13. Außer den Anträgen der beiden Berichte, ward eine wahre Fluth von Verbesserungs- und sonstigen Anträgen eingebracht. Das Reichsministerium modificirte sodann seine Vorlage dahin, daß es ermächtigt werde, „zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise mit der Regierung des österreichischen Kaiserreichs Namens der Centralgewalt über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland in Verhandlung zu treten."

In einer glänzenden Rede Gagern's, die von den Mittelparteien und der Rechten mit stürmischem Beifall aufgenommen ward, fand das ganze Programm noch eine nähere Entwickelung, und schließlich wurde der Minderheitsantrag in folgender Fassung zur namentlichen Abstimmung gebracht:

„Die hohe Nationalversammlung wolle dem Reichsministerium die in der Vorlage vom 18. December 1848, modificirt durch das Schreiben vom 5. Januar 1849 und erläutert durch die Erklärung des Ministerpräsidenten in der Sitzung vom 11. desselben Monats erbetene Ermächtigung ertheilen."

Als gleich nach den ersten Aufrufungen der alte Arndt aus Bonn zu stimmen hatte und tapfer mit „Ja" antwortete, riefen ihm viele Mitglieder der Linken unter großer Aufregung der Versammlung die Worte seines Liedes zu: „Das ganze Deutschland soll es sein" — was Simson „alles Ernstes" mit einem Ordnungsrufe rügte.

Von 488 Anwesenden enthielten sich drei der Abstimmung; 261 stimmten für, 224 gegen den Antrag.

Digitized by Google

(Stenographischer Bericht über die Verhandlung der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., Leipzig 1849, Bd. 6. S. 4283. 4539 ff.)

Von da an blieb das solchergestalt gebilligte „Gagern'sche Programm" im Wesentlichen die Grundlage aller Bestrebungen zur Lösung der deutschen Frage, bis 1866 Herr von Bismarck dieselbe thatsächlich löste: die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung war darauf gestützt, der Unionsgedanke des Herrn von Radowitz ging davon aus, das Programm der Gothaer fußte darauf, und im Herbst 1859 ging auch der Deutsche Nationalverein darauf zurück.

Herr von Bismarck freilich verkündigte kein bestimmtes und ausführliches Programm; aber er stellte den Oesterreichern anheim, den Schwerpunkt des Kaiserstaats aus Deutschland nach Pest zu verlegen, gab dieser Anschauung bei Königgrätz den nöthigen Nachdruck, stiftete den Norddeutschen Bund und dann das Deutsche Reich, und ward nun der beste Freund Oesterreichs, indem er im Herbst 1879 selbst nach Wien ging und das herzliche Freundschaftsbündniß zwischen Oesterreich und Deutschland zu Stande brachte, das einem „ewigen Bunde" gleichkommen möge!

So trat das Gagern'sche Programm in's Leben, während Gagern selbst dasselbe vollständig aufgab und seiner Aufrechthaltung und Ausführung seit der Stiftung des Nationalvereins beharrlich entgegenwirkte.

Die Stiftung des Deutschen Nationalvereins fiel in dieselbe Zeit wie der Beginn des zweiten kurhessischen Verfassungskampfes, welcher die Herstellung der durch Hassenpflug rechtswidriger Weise außer Wirksamkeit gesetzten Verfassung vom 5. Januar 1831 zum Ziele hatte.

Viele Hessen glaubten sich von der Theilnahme an dem neuen Vereine fern halten zu müssen, weil sie fürchteten, dadurch bei der preußischen Regierung Anstoß zu erregen und solchergestalt der Verfassungsangelegenheit zu schaden. Namentlich gehörte auch der spätere Präsident der Ständeversammlung, F. Nebelthau, zu diesen Bedenklichen. „So lange unsere Sache am Bunde schwebt," schrieb er mir unterm 25. October 1859, als ich ihn nachträglich zum Beitritt bewegen wollte, „halte ich es für Pflicht, mit namentlicher Betheiligung zurückzuhalten."

Ich meines Theils konnte mich dieser Auffassung nicht anschließen. So wenig oder so viel ich auch den maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin zutraute, für so thöricht vermochte ich sie doch nicht zu halten, daß sie wegen der Theilnahme Einzelner am Nationalverein die lockende Gelegenheit hätten unbenutzt lassen sollen, in Kurhessen und Deutschland eine „moralische Eroberung" zu machen.

Und jedenfalls stand mir die deutsche Frage doch erheblich höher als die kurhessische. Ich beschloß also, mich an die Anderen nicht zu kehren und allein nach Frankfurt zu gehen, wohin zum 15. September 1859 Einladungen ergangen waren.

An der vorausgegangenen Eisenacher Versammlung vom 14. August 1859 und an der Aufstellung des „Programms" vom selben Tage, hatte ich zu meinem Leidwesen nicht Theil nehmen können; in Frankfurt aber wollte ich um so weniger fehlen, als ich dort auch bedeutsame Aufschlüsse hinsichtlich der Stellung Preußens zur kurhessischen Verfassungssache zu erwarten hatte.

Indessen unterließ ich doch nicht, mich mit einigen älteren Freunden und Bekannten in Verbindung zu setzen, um deren Ansichten und Absichten zu erfahren.

Digitized by Google

Ich war nach dem Verfassungsumsturze von 1850 so lange von Deutschland abwesend geblieben, daß ich meinem eigenen Urtheile über Menschen und Dinge einigermaßen mißtrauen zu müssen glaubte, zumal ich fast überall den bedenklichsten Gesichtern begegnete.

So schrieb ich unter Anderm an Karl Biedermann und Heinrich von Gagern, den ich vor zwei Jahren in Heidelberg wiedergesehen hatte.

Biedermann antwortete durchaus beifällig; Gagern aber schrieb mir unterm 26. August ganz im entgegengesetzen Sinne.

Ich war von seiner Auffassung der Dinge aufs äußerste überrascht. Zwar gab sich der Brief nicht ausdrücklich als eine vertrauliche Mittheilung; allein ich hielt mich doch nicht für berechtigt, davon einen mehr als höchst vorsichtigen Gebrauch zu machen.

Um so mehr war ich erstaunt, als plötzlich ein ziemlich gleichlautender Abdruck im Nürnberger Kurier erschien und natürlich in ganz Deutschland das außerordentlichste Aufsehen erregte. Wahrscheinlich hatte Gagern von der mir gesandten, mehrfach geänderten Urschrift eine Abschrift behalten und diese einem Freunde mitgetheilt, durch welchen sie dann mit oder ohne Zustimmung Gagern's an die Oeffentlichkeit gelangte.

Von allen ehemaligen Genossen und Bekannten war ich gerade bei Gagern am wenigsten auf einen solchen Umschwung der Ansichten gefaßt gewesen. Ich hatte ihn zuerst im Vorparlamente zu Frankfurt kennen gelernt und war am Abend des 31. März 1848 stundenlang Arm in Arm durch die wogenden Straßen mit ihm gewandelt und hatte manch ernstes, manch heiteres Wort mit dem außerordentlichen Mann ausgetauscht. Was später in dem berühmten „Gagern'schen Programm" scharf ausgesprochen in den Kampf trat, schien schon damals bei ihm festzustehen; und nun dieser unerwartete gänzliche Umschwung!

Der Brief lautet mit Weglassung des Eingangs, wie folgt:

„Mit dem Eisenacher Programme bin ich sofern einverstanden, daß Deutschland von großen Gefahren bedroht ist, daß diese Gefahren durch die ungenügende Gesammtverfassung Deutschlands erhöht werden, daher eine Verbesserung der letzteren noth thue; daß eine starke und bleibende Centralregierung für Deutschland das erste Bedürfniß sei, und daß nur, wenn neben der in sich einigen und starken Centralgewalt eine Nationalvertretung steht, dann durch den zwingenden Einfluß der durchschnittlichen Nationalgesinnung und des Nationalwillens, wie diese in solchem Organismus ihren Ausdruck finden würden, die nachtheiligen Folgen der staatlichen Zersplitterung Deutschlands gemindert, wenn nicht beseitigt werden können. Ich bin aber nicht einverstanden, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die einleitenden Schritte zur Erreichung jener Ziele von Preußen ausgehen müssen, und ich stimme in diesem Punkte mit der ablehnenden Ansicht der preußischen Regierung überein.

„Dabei finde ich, daß es für Oesterreich beleidigend, also unverständig ist, wenn in einem Programm, welches sich mit den Mitteln und Wegen beschäftigt, zu einer Reform deutscher Verfassungszustände zu gelangen, Oesterreichs als eines Factors gar nicht Erwähnung geschieht, gleichsam, als wäre es nicht da; daraus, daß dies geschehen konnte, schließe ich, daß das Programm unter dem

Digitized by Google

Einflusse von Stimmen aufgestellt worden ist, deren Grundansichten von den meinigen abweichen.

„In Beziehung auf die Macht Oesterreichs gibt es nämlich zwei Anschauungen. Nach der einen, und das ist die meinige, ist Oesterreich in seiner Machtstellung nicht allein eine europäische Nothwendigkeit, sondern auch ein Hort Deutschlands. Es ist diese Ansicht noch stärker zum nationalen Bewußtsein gekommen, seitdem die Gefahren näher gerückt und mit Händen faßlich geworden sind, mit denen bei etwa herannahender Auflösung des türkischen Reichs in Europa ein für diesen Fall nicht mehr zu bezweifelndes französisch-russisches Bündniß Europa und Deutschlands Unabhängigkeit bedroht.

„Die Anhänger dieser Stimmung, welche Oesterreich bei Deutschland und Deutschland bei Oesterreich festhalten wollen, und ein Deutschland ohne Oesterreich sich nicht denken können, haben sich bisher nur bemüht, eine Lösung für das Sonderverhältniß Oesterreichs zu Deutschland zu finden, welches für den Fall des unerläßlichen Fortschritts Deutschlands in einheitlicher Entwicklung, wenigstens zu Zeiten, von Oesterreich selbst, als durch die aus seinen inneren Zuständen sich ergebenden Nothwendigkeiten bedingt, angesprochen worden ist.

„Nach einer anderen Anschauung aber ist Oesterreich nur das große Hinderniß für die einheitliche Gestaltung Deutschlands unter preußischer Führung, und seine Auflösung, je früher je besser, müsse willkommen geheißen werden. Daß das außeröesterreichische und unter dieser Voraussetzung ohnehin nur schwach an einander gekittete Deutschland zu schwach sein könnte, die zwischen Frankreich und Rußland zwischenliegenden Staaten in ihrer Unabhängigkeit zu schützen, das macht ihnen eben so wenig Sorge, als die Frage, was, nach Abschwächung und allmäliger Auflösung Oesterreichs, aus den weiten Donauländern, was aus Illyrien und aus der Verbindung zum Adriatischen Meere werden soll. In ihren extremsten Auswüchsen geht diese Anschauung dahin, daß es eigentlich besser wäre, den südlichen, vorherrschend katholischen Ballast, der sich an die Fersen des aufgeklärten und strebsamen Nordens anhänge, ganz über Bord zu werfen und nur ein nördliches, vorherrschend protestantisches Deutschland anzustreben, unbekümmert um das Weitere.

„Ich habe auch diese Anschauung als eine nationale vertreten hören.

„Daß eine von den bezeichneten Schattirungen dieser zweiten Anschauung auf die Fassung des Eisenacher Programms eingewirkt habe, scheint mir wahrscheinlich, und die Blöße, die es sich dadurch giebt, war für mich schon entscheidend, um es nicht zu unterzeichnen. Ich bin vielmehr der Meinung, daß *jede* Reform der deutschen Verfassungsverhältnisse, um so mehr also eine so tief greifende, wie die vorgeschlagene und wirklich unerläßliche — wenn man nicht auf das Eintreten von Factoren rechnen will, die sich jedem politischen Calcül entziehen — ein Einverständniß darüber zwischen Oesterreich und Preußen voraussetzt. Ein solches Einverständniß ist nur denkbar, wenn die beabsichtigte Reform der Art ist, daß sie beiden Theilen Vortheile gewähren kann.

„Ich hatte es für möglich gehalten, daß Oesterreich, wie es seit lange den Ausbau des *österreichischen Einheitsstaats* für sein wesentlichstes Interesse — gleichgiltig, ob auf dem eingeschlagenen Wege mit Recht oder mit Unrecht — erklärt hat, auch eine sein *mögliches* Verhältniß zu Gesammtdeutschland wahrende

Digitized by Google

Sonderstellung zu dem im parlamentarischen Bundesstaat unter preußischer Führung geeinigten außerösterreichischen Deutschland dann annehmen und einnehmen könne, wenn ihm das Zusammengehen Preußens und Deutschlands mit ihm bei den großen internationalen Fragen gesichert würde, welche in einer nicht sehr entfernten Zukunft zu kriegerischen Verwicklungen führen werden und wobei das österreichische Interesse in erster Linie betheiligt sein wird.

„Erwägt man die von Oesterreich in der letzten Krisis Preußen zugestandene Initiative in der Bundesversammlung und andere Indizien, welche eine Bereitwilligkeit Oesterreichs andeutete, Preußen Zugeständnisse für seine deutsche Stellung als Preis für seine Unterstützung zu gewähren; erwägt man ferner, daß Oesterreich für eine nationale und kühne Politik der Unterstützung weitaus der öffentlichen Meinung im außerösterreichischen Deutschland sicher sein kann, wie sich das auch im Beginn der letzten Krisis bewährt hat, daß ihm aber diese Unterstützung der öffentlichen Meinung nichts hilft, wenn sie nicht im Gesammtparlament des außerösterreichischen Deutschlands ihren organischen Ausdruck findet; erwägt man endlich, daß die französisch-russische Alliance bei rücksichtslosester Anwendung für ihre Zwecke der sittenlosesten revolutionären Mittel mit jedem Tage bedrohender, namentlich für Oesterreich wird, das leider so vielen Revolutionsstoff trägt, der sich bei jedem Anlaß rührt und regt: erwägt man Alles dies, so hatte jene Anschauung daß Oesterreich einen engeren Bund des außerösterreichischen Deutschlands als seinen eigenen Interessen nicht immer widersprechend finden werde, an Berechtigung sehr gewonnen.

„Jene volle Sicherheit aber für die Verlässigkeit Preußens und Deutschlands, welche allein Oesterreich zu solchen Concessionen bestimmen darf, könnte es nur, nicht in der Treue und Energie der deutschen Cabinette, sondern in der nationalen Gesinnung finden, welche sich in einer, wenn auch nur von dem außerösterreichischen Deutschland beschickten Nationalvertretung maßgebend aussprechen würde. Nichts durfte geschehen, wenn diese Anschauung in Oesterreich allmälig Boden gewinnen sollte, was ein Vertrauen Oesterreichs in den Willen Preußens, solche nationale Gesinnung gelten zu lassen, und in Uebereinstimmung mit demselben zu handeln, vorweg unmöglich machte.

„Nun aber hat Preußen sowol in dem Orientalischen Krieg von 1854—55 als in dem eben beendigten Italienischen Kriege eine Politik der freien Hand und zuletzt der bewaffneten Neutralität, nicht allein für sich befolgt, sondern diese auch dem übrigen Deutschland aufgedrängt, es hat sich Oesterreich vollständig versagt, die österreichische Politik desavouirt.

„Die preußische Landesvertretung hat diese Politik ihrer Regierung nicht allein nicht getadelt, sondern gestützt, und die Unterstellung gerechtfertigt, daß in einem Parlament des außerösterreichischen Deutschlands das Gewicht der preußischen Stimmen, welches natürlich ein sehr bedeutendes sein würde, auch bei dem besten Rechte Oesterreichs in einem für Oesterreich gehässigen, feindlichen Sinne, jeweilig würde in die Wagschale geworfen werden.

„Oesterreich war von Seiten Piemonts seit Jahren, von Seiten Frankreichs seit Neujahr in seiner italienischen Machtstellung der gehässigsten Aggression, die sich der schlechtesten Mittel bediente, ausgesetzt, und hatte diese mit einer Langmuth

Digitized by Google

ertragen, wie sie kaum einem mächtigen Staate geziemt. Als es nun im Vertrauen auf sein durch europäische Verträge garantirtes Recht — im Vertrauen auf seine natürlichen Bundesgenossen — im Vertrauen darauf, daß diese wenigstens seine freie Hand bei der Modifikation jener Verträge, insoweit diese nothwendig oder wünschenswerth sein könnte, schätzen würden; als Oesterreich endlich um seiner Ehre willen, die nicht verletzt werden konnte, ohne daß Deutschland sich verletzt fühlen mußte, loschlug, um seiner Feinde sich zu erwehren — in dieser Krisis, in welcher Ehre und Geltung der Nation erfordert hätte, den Uebergriffen des französischen Imperialismus gegenüber, die sich seitdem zu dem unerträglichsten Uebergewicht gesteigert haben, Deutschland einig zu finden, in dieser Krisis hat Preußen kleinlich gemarktet, schien es nur darauf bedacht zu sein, seine eigene Wichtigkeit zu erhöhen, das nationale Rechts- und Machtgefühl abzuschwächen und der deutschen Nation zu Gemüthe zu führen, daß sie ohne Preußen nichts vermöge und nichts sei, hat es jeder für Oesterreich günstigen Einwirkung auf die öffentliche Meinung sich enthalten, hat es dem Ausdruck des Hasses von Seiten eines verknöcherten Preußenthums nicht etwa blos gegen das österreichische Regierungssystem, sondern gegen das Reich Oesterreich selbst, nicht die kleinste Zurechtweisung entgegengesetzt, hat es der Selbstgefälligkeit des in Preußen noch so jungen Liberalismus den vollen, so unzeitigen Triumph gewährt, hat es die österreichische Machtstellung, ohne sich zu rechtzeitiger Gegenwehr entschließen zu können, tief erschüttern lassen.

„Und in demselben Augenblicke fast, nachdem Preußen eben den Fundamentalforderungen einer Politik, die zugleich preußisch und deutsch sein will, und den entsprechenden Pflichten entgegengehandelt hat, der Forderung nämlich, daß, was auch die Paragraphen der schlechten Bundesverfassung sagen mögen, die österreichische Machtstellung so wenig wie die preußische angegriffen werden darf, ohne Deutschland zu deren Vertheidigung entschlossen zu finden, weil die Macht Deutschlands auf der gesammten Machtstellung jedes einzelnen der Staaten beruht, aus denen der Bund besteht; daß vor allem Andern, das Einverständniß mit Oesterreich für die Reform der deutschen Verfassung zu suchen und dieses durch wesentliche Oesterreich geleistete Dienste von Seiten Preußens zu erkaufen sei, Dienste, die Preußen damit ohnehin sich selbst und Deutschland leistet — ich sage in demselben Augenblicke fast, wo Preußen alle dem entgegen gehandelt hat, stellt man ein Programm auf, welches bei dem Streben nach Reform der deutschen Verfassungszustände Oesterreich gänzlich unberücksichtigt läßt, was für Preußen ein Vertrauensvotum enthält, welches dieses unter seiner gegenwärtigen ministeriellen Führung durch seine Handlungen nicht verdient hat noch verdienen will.

„Ich habe es als einen Akt der Selbstverleugnung preisen hören, wenn dieses Vertrauensvotum für Preußen trotz dessen schlechter Politik, dargebracht würde, als einen Beweis des nationalen Fortschritts in politischer Bildung. Es gebe keinen andern Weg zur Reform, und daß es keinen andern gebe, davon müsse man öffentlich Act geben. Es werde um so mehr Eindruck machen, wenn das trotz allem dem und allem dem geschehe.

„Ich gestehe, daß ich mich zur Höhe dieser politischen Anschauung nicht habe emporschwingen können. Politische Volksbildung muß mit dem sittlichen und nationalen Bewußtsein Hand in Hand gehen, und darf nicht davon absehen. Dem sittlichen

Digitized by Google

Bewußtsein widerstrebt es aber, Demjenigen Lob, Lohn und Vertrauen zu schenken, der Tadel und Strafe verdient. Was nach machiavellistischen Grundsätzen dem leitenden Staatsmann um großer Ziele willen an Immoralität von der richtenden Geschichte nachgesehen werden mag und nur dann nachgesehen werden wird, wenn die großen Ziele erreicht wurden, das darf keine Doktrin für politische Volkserziehung sein und am wenigsten in einem Falle, wo die bloße Doktrin ohne allen wahrscheinlichen praktischen Erfolg in ihrer unsittlichen Nacktheit sich bloßstellt. Ich halte es für unrecht zugleich und für nachtheilig, an einem Bekenntnisse mich zu betheiligen, wodurch die Volksbegriffe von Recht, Verdienst und Ehre mehr noch, je nach dem Gewicht der sich dazu Bekennenden, in Verwirrung gerathen könnten.

„Ich will die künftigen Thaten Preußens abwarten. Es ist zu hoffen, daß es für Deutschlands Einheit und Macht künftig glücklicher operiren werde als bisher; ein Vertrauen dazu, will ich aber in dem Augenblicke nicht aussprechen, wo es nach meiner Ansicht, die mit meiner innersten Entrüstung gepaart ist, Interesse, Macht und Ehre der Nation schmählich verletzt hat.

„Mit aufrichtiger Verehrung" ꝛc.

Man sieht, allen Glauben an Preußens Bestimmung und Zukunft gab auch von Gagern noch nicht auf; er wollte die „künftige Thaten" abwarten und „hoffte", daß sie befriedigender ausfallen würden als bisher. Einstweilen jedoch hielt er sich grollend zurück; und aus dieser Stellung ist er auch später nicht mehr herausgetreten.

Mich hatten die Ausführungen Gagern's nicht schwankend zu machen vermocht. Auch die theilweise Veröffentlichung des Briefes blieb ohne erhebliche Wirkung. Der Nationalverein ward am 16. September unter meiner Theilnahme gestiftet und fand selbst im Süden, namentlich unter Pfizer's und seiner Freunde Mitwirkung, zahlreiche Anhänger.

Auch in Kurhessen war die Theilnahme trotz Nebelthau's und seiner Anhänger Zurückhaltung eine große. Es wurde zwar unterm 26. Januar 1860 eine eigene landesherrliche Verordnung gegen den Verein gerichtet, wodurch sowol die Zahlung von Beiträgen als die Mitgliedschaft mit schwerer Strafe bedroht wurde; allein es fiel mir nicht schwer, diesen Maßregeln auszuweichen. Ich machte in meiner Zeitung bekannt, daß es nicht verboten sei, sich zu den Grundsätzen des Nationalvereins zu bekennen und mir Beiträge zu gemeinnützigen Zwecken zu schicken, und Jedermann verstand, worauf ich abzielte und Tausende unterzeichneten die Grundsätze. Und als ich auf Anordnung des Ministers Volmer polizeilich vernommen wurde, was ich mit den mir zugestellten Geldbeiträgen zu machen gedenke, gab ich feierlichst zu Protocoll, daß ich mir das noch reiflich überlegen wolle.

Begreiflicher Weise hat es nicht an Versuchen und Bemühungen gefehlt, Gagern unserer Sache wieder zu gewinnen; allein Alles blieb vergebens.

Drei Jahre nach der Stiftung des Nationalvereins fand in Weimar ein sog. Abgeordnetentag statt, das heißt, alle „gewesenen und gegenwärtigen Mitglieder von Volksvertretungen" waren zu einer Berathung über eine gemeinsame oder gleichmäßige Haltung in deutschen Fragen, die einstweilen zum Geschäftskreise der einzelnen Landtage gehörten, geladen. Es handelte sich um eine Art freiwilliges

Digitized by Google

Parlament oder, wie Karl Braun es nannte, um ein „Surrogat" für eine deutsche Volksvertretung.

Auch Heinrich von Gagern erschien und ward mit großer Befriedigung und Verehrung aufs lebhafteste begrüßt. Aber er hatte sich seit jenem Briefe nur noch mehr von dem Gedanken einer preußischen Spitze abgewandt.

Am 28. September 1862 trat er in der alten mächtigen Gestalt auf und suchte in einer längeren Rede die Umwandlung seiner Anschauungen zu begründen; aber es gelang ihm nicht, zu überzeugen. Nach der Geschäftsordnung durfte jeder Redner nur zehn Minuten sprechen; Gagern aber wurde wol über eine Stunde angehört — in achtungsvollster, aufmerksamster Stille, aber meist mit eisiger Kälte.

Professor Ludwig Häusser wollte ihm antworten; allein diese Absicht schien nicht genug bekannt geworden zu sein. Vielleicht auch wollte Mancher den einst so hoch gefeierten Mann absichtlich vor dem gefährlichsten aller Gegner schützen: kurz, ein längst gestellter Schlußantrag ging mit schwacher Stimmenmehrheit durch. Häusser war darüber so verstimmt, daß er die Versammlung bald verließ; Gagern aber blieb eine sichere und ohne Zweifel schwere Niederlage erspart; er starb für die deutsche Sache in aller Stille dahin.

Merkwürdig ist das harte, ja wegwerfende Urtheil, welches kein Geringerer als Herr v. Bismarck, wenn man der Erzählung von Moritz Busch völlig glauben darf, über Gagern gefällt hat. Ich selbst habe einmal eine Aeußerung Bismarck's vernommen, die eben nicht anerkennend klang; allein sie blieb hinter dem von Busch Berichteten doch unendlich zurück. Dieser sagt in dem Buche: „Bismarck und seine Leute", 1878, Bd. 2, S. 14 Folgendes:

„Die Rede kam (am 20. November 1870) auf die Gagern und zuletzt auf den einst vielgefeierten Heinrich. Der Chef (von Bismarck) sagte u. A. von ihm:

„Er läßt seine Töchter katholisch erziehen. Nun, wenn er den Katholicismus für besser hält, so ist dagegen Nichts einzuwenden; nur sollte er dann selber katholisch werden. So ist es nur Inconsequenz und Feigheit. . . .

„Ich entsinne mich, 1850 . . . hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagern'schen und den Conservativen von der preußischen Partei zu versuchen — wenigstens so weit, wie der König in der deutschen Sache gehen wollte Er nahm mich und Gagern dazu, und so wurden wir eines Tages zu einem souper à trois bei ihm geladen.

„Zuerst wurde wenig oder gar nicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander und zwar in ganz nüchterner sachlicher Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitergesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, so daß es förmlich knackte, und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre.

„Natürlich half ihm das bei mir Nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander wie bisher.

Digitized by Google

„Als Manteuffel dann wieder hereingekommen war und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: Nun, was haben Sie zu Stande gebracht miteinander?

„„Ach, sagte ich, Nichts ist zu Stande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne! Mit dem ist nicht zu reden““. —

Ob dies Urtheil nicht doch zu hart ist? .

Gagern war ohne allen Zweifel eine außerordentliche Persönlichkeit. Daß er nicht geleistet hat, was Viele von ihm erwartet haben, und wozu ich selbst ihn kurze Zeit im Frühjahr 1848 für befähigt hielt, war schwerlich seine Schuld.

Wer sich des unbeschreiblichen Wirrwarrs und Unfugs und Unsinns erinnert, der zur Zeit des Frankfurter Parlaments in und außer der Paulskirche herrschte, der wird jetzt schwerlich noch annehmen mögen, daß irgend ein Sterblicher im Stande gewesen, aus jenem Chaos die deutsche Einheit hervorgehen zu lassen. Selbst, wenn Gagern damals so an der Spitze Preußens gestanden hätte, wie er an der Spitze Hessen-Darmstadts stand, (was ihm ohnehin nicht einmal zur Stütze gereichte, sondern seine Wahl zum Vorsitzenden des sog. Vorparlaments hinderte), selbst dann hätte er nicht leisten können, was zu leisten war.

An Einsicht fehlte es Gagern nicht; auch an Thatkraft nicht. Aber der Zeit und der ganzen Umgebung fehlte eben Alles, was irgend ein gedeihliches praktisches Ergebniß hätte möglich machen können. Statt in vierzehn Tagen die Verfassung fertig zu machen, die in einem guten Entwurfe der Bundesvertrauensmänner schon vorlag, und statt in vier Wochen nöthigenfalls ein Parlamentsheer aufzustellen, zerrte man monatelang an den „deutschen Grundrechten“ herum und vertrödelte Zeit und Gelegenheit zum Handeln.

Gagern verkannte dies nicht; allein wer hätte es ändern können unter all den Theoretikern, Weisen und Schriftgelehrten?

Gagern hat unter Anderm doch das Verdienst, daß die erste deutsche Volksvertretung nicht sofort in bodenloser Unordnung sich selbst vernichtete. Seiner gewaltigen Persönlichkeit und seiner donnernden Stimme gelang es, einen gewissen Stillstand in das Chaos zu bringen, eine gewisse Ruhe zu schaffen; jeder Andere — so urtheilt noch jetzt Simson, der ihm später ein trefflicher Nachfolger ward — hätte das nicht bewirken können.

Als das „Volk“ es einst darauf abgesehen hatte, von den Tribünen aus die Verhandlungen des Reichstags zu stören und Beschlüsse der Mehrheit zu hindern, da war Gagern entschlossen genug, dasselbe zu entfernen und persönlich von den Tribünen zu treiben.

Nicht Jeder hätte ihm damals das gleichgethan!

Wunderlicher, wunderbarer Lauf der Dinge! Pfizer ist vergessen, von Radowitz todt, der Nationalverein aufgelöst, Gagern verschollen; . . . der „Landjunker“ v. Bismarck aber, der Gegner der Union im Erfurter Parlament, ist Fürst und Kanzler des Deutschen Reichs!

Digitized by Google

Die äußere und innere Politik des Fürsten Bismarck.

Von
Richard Fleischer.

Dem deutschen Volke ist es oft vorgeworfen worden, daß es sich nicht immer dankbar seinen großen Männern gezeigt hat, so lange dieselben noch am Leben waren. Zum Theil ist dieser Vorwurf berechtigt und auch für die Gegenwart anwendbar, namentlich auf dem Gebiete der Politik.

Die bedeutenden Staatsmänner und Volksvertreter werden jetzt oft nach dem Tage, nach dem, was sie zuletzt gesagt oder gethan haben, beurtheilt; das, was vorher durch sie geschah, wird halb vergessen oder bleibt nur noch als historisches Ereigniß in kühler Erinnerung. Gunst und Ungunst der öffentlichen Meinung wechseln deshalb rasch selbst bei denen, die sich die höchsten Verdienste um das Vaterland erworben haben. Auch Fürst Bismarck hat es erfahren, daß er auf Ruhm und Dankbarkeit früherer Tage allein nicht bauen darf. Ein Theil der Nation, welcher noch vor einigen Jahren dem Kanzler die größte Verehrung und Bewunderung als Einiger Deutschlands zollte, würde es jetzt schon nicht allzusehr beklagen, wenn derselbe sich von den Geschäften zurückzöge, ja bei vielen sonst patriotischen Männern hat sich aus Parteifanatismus die frühere Zuneigung gerade in das Gegentheil verwandelt. Es sind hiermit nicht die Gegner Bismarcks, die man früher als Reichsfeinde betrachtete, gemeint, sondern Männer, welche der Fahne Bismarcks in manchen wichtigen Kämpfen folgten.

Daß der Reichskanzler an Popularität in letzter Zeit namentlich durch seine Wirthschaftspolitik viel verloren hat, unterliegt keinem Zweifel, aber wie sehr es auch alle liberalen Männer beklagen müssen, durch diese Politik eine clerical-conservative Majorität im Parlamente in's Leben gerufen zu sehen, so werden doch alle gemäßigten Politiker darin übereinstimmen, daß es für das Vaterland von höchster Wichtigkeit ist, Bismarck noch viele Jahre als Staatsleiter zu erhalten, selbst wenn hierdurch von einer oder der anderen Partei manches Opfer gebracht werden muß.

So lange Bismarck das Staatsruder führt, sind wir sicher, daß das Reich vor vielen Gefahren, die ihm von außen drohen, geschützt wird. Der Reichskanzler betrachtet es als eine seiner höchsten Aufgaben, den Frieden zu erhalten und zu sichern, nachdem er für die Einigung Deutschlands 7 Jahre lang eine kriegerische Politik zu führen genöthigt war. Vor kaum zwei Jahren wurde durch das große Friedenswerk des Fürsten Bismarck, durch den Berliner Congreß, die Verlängerung und Ausbreitung des orientalischen Krieges unter den schwierigsten Verhältnissen verhindert und eine engere Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich geschlossen, die jetzt in Form eines Bündnisses nicht nur einen starken Schutz für den Frieden bietet, sondern auch den alten Gegensatz zwischen „Groß-Deutsch" und „Klein-Deutsch" aufgehoben hat. Das Reich steht trotzdem nach außen nicht frei von Gefahren; unter den Großmächten liegen noch gegenwärtig manche Streitfragen und schwierige Differenzen vor, die, wenn sie auch nicht unmittelbar einen Krieg befürchten lassen, doch dahin führen könnten, wenn nicht das scharfe Auge des Reichskanzlers alle wichtigen Vorgänge in der auswärtigen Politik genau beobachten würde. Freunde haben wir außer Oesterreich durch die großen Siege über das

Digitized by Google

französische Heer uns nicht erworben. Eifersüchtig blickt England auf unsere Machtentwicklung, Rußland intriguirt gegen uns und Frankreich wird das deutsche Reich in seiner jetzigen Gestalt wol niemals aufrichtig lieben. Bismarcks Staatskunst allein ist es zu verdanken, daß trotzdem der europäische Frieden aufrecht erhalten wurde. Wie viel auch seitens einzelner Cabinette für einen Krieg gegen Deutschland und Oesterreich conspirirt und intriguirt wird, es steht allen kriegerischen Plänen der mächtige Einfluß des größten europäischen Staatsmannes gegenüber, der allen kriegslustigen Staatskünstlern ein quos ego! zurufen kann. Auf der Seite Bismarcks ruht das Uebergewicht für Krieg und Frieden, seine Person wird wie eine besondere Großmacht von den ausländischen Staatsmännern betrachtet und seine Gegnerschaft gefürchtet.

Graf Andrassy hatte schon längst vor dem Berliner Congreß richtig erkannt, daß er nicht auf Revanche für Königgrätz sinnen darf, sondern sich Bismarcks Politik enger anschließen muß, um den Interessen Oesterreichs im Orient genügen zu können. Der Erfolg war dafür auf seiner Seite; während Gortschakoff durch seine gegen den deutschen Kanzler gerichtete Politik nichts für Rußland trotz großer Opfer erreicht hat, ist Oesterreichs Macht im Orient bedeutend gestiegen. Welche Pläne Gortschakoff nach dem Congresse gegen Deutschland und Oesterreich geschmiedet hatte, zeigen die geheimen Agitationen Rußlands für eine Allianz mit Frankreich.

Im Spätsommer vorigen Jahres wurde der russische General O .... nach Paris gesandt, um ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich zu Stande zu bringen, fast gleichzeitig erfolgte eine Bewegung großer russischer Heeresmassen an die deutsche und österreichische Grenze, so daß Alles für eine rasche Action vorbereitet war. Die Mission des russischen Generals in Paris scheiterte aber an dem Widerstande Waddingtons. Derselbe erkannte die großen Gefahren, in welche Frankreich durch eine Allianz mit Rußland gestürzt werden könnte und verhinderte durch sein energisches Auftreten gegen dieses Bündniß die ärgsten politischen Verwicklungen. Der russische General O .... suchte nun durch die Gegner Waddington's einen Sturz desselben herbeizuführen und die französische Kriegspartei an's Ruder zu bringen, aber trotz der zu derselben Zeit von Gortschakoff betheuerten warmen Sympathien für Frankreich, gab Präsident Grevy den russischen Plänen kein Gehör und drückte in einem Schreiben an Waddington seine vollste Uebereinstimmung mit ihm in der auswärtigen Politik aus.

Es ist bekannt, daß auch an andere Mächte russische Emissäre im vorigen Jahre gesandt wurden und daß Rußland namentlich Italien bewegen wollte, eine Tripelallianz mit Frankreich und Rußland einzugehen. Wäre Italien den Verlockungen Rußlands gefolgt, so würde es den Gegnern Waddington's möglich geworden sein, eine Allianz mit Rußland durchzusetzen.

Diesen Vorgängen hat Bismarck die gefährliche Seite durch das Bündniß mit Oesterreich genommen und der Kriegslust Rußlands sowie dem abenteuerlichen Plane, durch ein rasches Eindringen in unsere Grenzen uns zu überlisten, einen starken Damm entgegengesetzt. Wenn Bismarck nicht rechtzeitig diese Gefahr erkannt hätte, wer weiß, wie bald wir dann in einen neuen Krieg hineingezogen wären, der vielleicht noch größere Dimensionen als der letzte Krieg gegen Frankreich annehmen konnte. Ohne Bismarcks persönlichen Einfluß wäre es auch sehr wahr-

Digitized by Google

scheinlich nicht möglich gewesen, in so gefahrvoller Lage ein Bündniß mit Oesterreich herbeizuführen. Die Macht der Personen spielt eine große, ja oft entscheidende Rolle in der Politik. So lange der jetzige deutsche Kanzler die auswärtige Politik leitet, wird es auch dem feindlichsten Cabinette nicht gelingen, einen Krieg heraufzubeschwören, ohne vorauszusehen, daß es sich hierdurch selbst in's Verderben stürzt. Mögen die Hoffnungen deutschfeindlicher Staatsmänner in Rußland auch wieder durch den Rücktritt Waddington's gestiegen sein und neue Intriguen gegen uns im Geheimen gesponnen werden, wir haben sie nicht zu fürchten und können ruhig am inneren Ausbau unseres Reiches fortarbeiten. Unter einem anderen leitenden Staatsmanne dürften wir uns diese Ruhe nicht gönnen, denn alle Gefahren für den Frieden sind noch nicht geschwunden, es wird wol noch mehrere Jahre dauern, ehe die Nachwehen des orientalischen Krieges vollständig beseitigt sind. Alle Parteien müssen es deshalb als ein Glück für das Vaterland betrachten, einen so großen Staatsmann an der Spitze der Geschäfte zu besitzen; verlieren wir hierdurch im Innern vielleicht auch manche Freiheiten, so ist dies kein so großes Uebel, wie ein neuer Krieg. Im Innern können die Fehler ohne Blutvergießen wieder verbessert werden, während eine nicht so gut geleitete auswärtige Politik für die Nation mit den größten Opfern verbunden wäre.

Die innere Politik Bismarcks hatte in letzter Zeit weniger Glück als früher. Getrennt von den Liberalen, mußte er sich zur Durchführung seiner wirthschaftlichen Reformen mit der Partei des Herrn Windthorst verständigen, die noch lange Zeit Anspruch auf eine gewisse Dankbarkeit für ihre Dienste erheben wird. Ob Herr Windthorst und Genossen trotz der reichen Bewilligungen in ihren Erwartungen die Dupirten sind, wird die Zukunft zeigen, wenn auch jetzt schon nach dem Charakter und der bisherigen Politik des Fürsten Bismarck anzunehmen ist, daß ihm die Freundschaft der Ultramontanen auf die Dauer recht unbequem sein muß. Sicher wäre es Bismarck weit lieber gewesen, wenn eine Mittelpartei aus den gemäßigt liberalen und conservativen Elementen sich zur Unterstützung seiner wirthschaftlichen Politik gebildet hätte. Die liberale Partei kann aber nicht als Mittel zum Werkzeuge dienen, sie muß ihre Selbständigkeit sich erhalten, um einen Einfluß auf die Regierungspolitik zum Wohle des Landes sich zu sichern. Eine Partei, welche nur die Dienerin eines großen Staatsmannes spielt, ist keine nationale. Das Mandat der Wähler verpflichtet die Volksvertreter zur Unabhängigkeit von der Regierung und zum Festhalten an einem bestimmten Programm und an bestimmten Principien, jeder Abgeordnete, der von denselben in seiner parlamentarischen Thätigkeit sich in wichtigen Fragen trennt, muß als fahnenflüchtig betrachtet werden.

Leider gibt es auch einzelne Mitglieder der liberalen Partei, die nur in unbedeutenden Dingen ihre liberalen Gesinnungen hervorkehren, bei größeren Differenzen aber zwischen der Regierung und der Partei zu sehr bereit sind, dem Kanzler zu dienen, oder immer nur auf Compromisse sinnen; solche Politiker schaden der liberalen Partei und ihren Wählern mehr als die Gegner derselben, sie werden von letzteren öfters gewissermaßen als classische Zeugen dafür benutzt, daß die von den Conservativen oder Ultramontanen vertretene Politik die richtige ist und die Liberalen auf falschem Wege sich befinden, oder daß die Partei im Zerfall begriffen sei.

Digitized by Google

Das Reich ist jetzt so weit im Innern ausgebaut, daß die Nation ein Recht hat, von allen Parteien eine feste und unabhängige Politik zu verlangen, durch eine andauernde Compromißpolitik begräbt eine Partei nur ihr Ansehen und ihren Einfluß im Lande. Compromisse sind gewiß nöthig und nützlich, wo es sich darum handelt, kleine Differenzen in einer großen allgemein wichtigen Sache auszugleichen, wo aber die Grundlagen fehlen, im liberalen Sinne einen Compromiß abzuschließen, da muß er entschieden vermieden werden.

Die Zeit ist gekommen, in der die liberale Partei ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit im vollen Maße im Parlament zur Geltung bringen muß, mit Halbheiten wird weder der Regierung noch den Wählern genutzt. Dem Fürsten Bismarck wird es vielleicht weit mehr erwünscht sein, einer entschiedenen Partei gegenüberzustehen, als einer Partei, die ihm in ihrer Haltung keine Sicherheit bietet und von Fall zu Fall mit sich verhandeln läßt. Die gegenwärtige hin- und herschwankende Politik hat ein Theil der liberalen Partei durch seine bisherige oft zu große Nachgiebigkeit mit verschuldet.

Die Regierung verläßt sich jetzt darauf, daß sie für ihre Vorlagen die Liberalen mit den Conservativen zu Compromissen bewegen kann oder die Unterstützung der clerical-conservativen Mehrheit findet. So stimmen heute die Liberalen mit den Conservativen für die Regierung und morgen die Ultramontanen mit den Conservativen gegen die Liberalen. Diese parlamentarische Schaukelpolitik ist für die weitere innere Entwicklung von Nachtheil und kann sich auf die Dauer nicht halten. Davon wird wol auch der Kanzler überzeugt sein, daß man mit solchen schwankenden Majoritäten nicht längere Zeit regieren kann und daß mit parlamentarischen Körperschaften nicht wie mit auswärtigen Mächten über jede Frage verschieden verhandelt werden darf. Es ist ganz erklärlich, wenn der Kanzler bei seiner übergroßen Arbeitslast und bei seiner leider geschwächten Gesundheit der Frictionen mit den Parteien überdrüssig ist, aber diese Frictionen vermehren sich nur durch die Unklarheit in der inneren politischen Lage und die Unsicherheit in der Unterstützung der Regierungspolitik seitens der verschiedenen Parteien.

Wenn es Bismarck nicht gelingt, eine Majorität im Lande zu gewinnen, die in allen Fällen seine Politik gutheißt, so bietet für ihn der tägliche Wechsel der Majoritäten weit größere Schwierigkeiten als eine große Partei, die ihm, so weit es die nationalen Interessen erfordern, Opposition macht. Der Reichstag muß entweder eine feste Majorität durch die gemäßigt liberalen und conservativen Mitglieder besitzen oder die Regierung muß sich auf die clerical-conservative Mehrheit dauernd stützen können. Auf die jetzige Majorität im Reichstage kann aber die Regierung nicht bauen, so lange noch die Maigesetze bestehen; es wird deshalb die Nothwendigkeit bald zu Tage treten, daß die Regierung entweder den Liberalen sich wieder nähert oder durch einen Frieden mit dem Vatican die Ultramontanen auf ihre Seite zieht.

Die beabsichtigte Einführung einer zweijährigen Budgetperiode gibt den Beweis, daß die gegenwärtigen parlamentarischen Verhältnisse für die Regierung fast unerträglich geworden sind. Diese neue Institution bezweckt hauptsächlich, das Parteiwesen und den Parlamentarismus in Deutschland zu schwächen. Es mag zugegeben werden, daß die Regierung, abgesehen von den politischen Kämpfen mit den

Digitized by Google

Parteien, einer sehr großen und aufregenden Thätigkeit durch die jährlichen Sessionen des Reichstages und Landtages sich unterziehen muß, aber das würde sie nach so langer Praxis auch fernerhin ertragen können, wenn nicht ihre Lage im Reichstage sich in letzter Zeit wesentlich geändert hätte.

Der Hinweis auf einige deutsche Mittelstaaten, in denen das zweijährige Budget bereits besteht, ist durchaus nicht maßgebend für das Reich, wir befinden uns immer noch in der inneren Entwicklung und besitzen keine Körperschaft, in welcher die Mängel und Vorzüge der neuen Reichseinrichtungen und die nationalen Bedürfnisse so vielseitig und eingehend, wie im deutschen Reichstage, zur Sprache gebracht werden können.

Schon jetzt nach kurzem Bestehen der Reichsjustizorganisation haben sich im Publikum und selbst hinauf bis in den preußischen Landtag verschiedene Meinungen über einzelne nicht unwichtige Punkte gebildet; wenn eine Abänderung derselben auch verfrüht erscheint, so werden doch die vorläufigen Ansichten hierüber durch die parlamentarischen Verhandlungen zur Reife gelangen.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob eine Aenderung in den Gesetzen, in der Besteuerung oder Verwaltung ein Jahr früher oder später vorgenommen wird, es berührt dies oft die wichtigsten nationalen Interessen und ein Aufschub kann mit großen Nachtheilen verbunden sein; überdies darf eine so große Nation, wie das deutsche Volk, eines seiner wichtigsten Rechte, in jedem Jahre durch den Reichstag vertreten zu sein und einen tieferen Einblick in die äußere und innere Lage durch denselben zu erhalten, sich nicht nehmen lassen. Stimmt der Reichstag der Einführung eines zweijährigen Etats zu, was hoffentlich trotz seiner jetzigen clericalconservativen Majorität nicht der Fall sein wird, so würde er sich selbst die Lebensadern unterbinden und unsere inneren politischen Zustände immer mehr dem constitutionellen Staatswesen entfremden.

Fürst Bismarck wird zwar niemals Deutschland eine absolute Staatsform geben wollen, aber er ist auch einem starken Parlamentarismus nicht zugeneigt und will den Staat unabhängiger von demselben machen. Gelingt es dem Reichskanzler, die Zustimmung für eine zweijährige Dauer des Etats zu gewinnen, so würde er auf das gesammte innere politische Leben eine noch größere Macht ausüben und sich eine parlamentarische Majorität schaffen können, die ihm die Durchführung seiner Politik wesentlich erleichtert. Daß Bismarck von dem besten Willen für das Wohl des Landes beseelt ist und die größten Opfer demselben bringt, wird kein rechtlicher Politiker bestreiten, es wäre aber ein großer Fehler, wenn man von einem Kopfe die ganze weitere innere staatliche Entwicklung abhängig machen und hierdurch einen großen Theil der Selbständigkeit der Nation aufgeben würde.

Eine wirklich nationale Politik hat Bismarck stets nach außen vertreten, im Inneren ist er namentlich in letzter Zeit oft von derselben abgewichen und strebt mehr nach einer Erweiterung der Staatsmacht auf allen Gebieten des politischen und socialen Lebens. Die Verfassung des Reiches ist aber eine nationale Schöpfung; es wird deshalb eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart sein, die liberalen Institutionen festzuhalten und die nationalen Rechte und Freiheiten durch dieselben zu schützen.

Digitized by Google

Das Deutschthum unter der Magyaren-Herrschaft in Vergangenheit und Gegenwart.

Von
F. Krones.
Graz.

Das Thema dieses Aufsatzes ist durchaus kein neues; mehr als irgend ein anderes ethnographisch-politisches Problem setzte es die verschiedensten Federn in Bewegung, — aber es ist nicht so leicht zu erschöpfen, und wenn der Schreiber dieser Zeilen es neuerdings hervorholt und neben den ausgefahrenen Geleisen der herrschenden Anschauung sich den eigenen Pfad sucht, so möge man es ihm zu Gute halten. Seit zwei Decennien und darüber beschäftigte er sich mit dieser Frage, ein halbes Jahrzehnt blickte er ihr an Ort und Stelle in's Auge, — da büßt denn so manches, was als Glaubenssatz galt, den bestechenden Glanz ein, die Selbsttäuschung weicht nüchterner Erkenntniß, und was man anfänglich als elegischen Gefühlsdusel über sich kommen ließ, wird vom scharfen Hauche baarer Wirklichkeit weggeblasen.

Das Deutschthum in Ungarn legte drei große Entwicklungsphasen zurück; die erste, welche beiläufig mit dem dreizehnten Jahrhundert 'abgeschlossen werden darf, könnten wir seine colonisatorische Epoche nennen, — die zweite füllt das 14., 15. Jahrhundert aus und läßt sich, wenn man noch in das 16. hinübergreift, etwa mit der Entscheidungsschlacht bei Mohács (1526) begrenzen; — es ist die Epoche der politischen Geltung der Deutschstädte, ihrer materiellen Blüthe, welche allerdings schon seit 1439 in den ungarischen Thronkämpfen dem Niedergange sich zuneigt und den offenen Verfall in der nachcorvinischen Jagellonenzeit (1490—1526) an den Tag legt; — die dritte Entwicklungsphase endlich begleitet uns bis an die Schwelle der Gegenwart und möchte am zutreffendsten die der innern Zersetzung und Entnationalisirung des ungarländischen Deutschthums heißen.

Zunächst sind es zwei Gesichtspunkte, die von vornherein sich darbieten: die Motive der arpadischen Deutschen-Ansiedlung und deren geographische Vertheilung, ihr örtlicher Bestand.

Unter den ersten dieser beiden Gesichtspunkte gestellt, erscheint das ungarländische Deutschthum der ersten, grundlegenden Epoche als ein wichtiges und fruchtbares Mittel der arpadischen Monarchie einerseits zur Kräftigung der dünn gesäeten Bevölkerung, der Nähr- und Wehrkraft des Reiches, andrerseits zur besondern Mehrung der finanziellen, militärischen und politischen Hülfsquellen der Krongewalt, — während ein Blick auf die gegenbweise Vertheilung der Colonisation uns dieselbe über einen großen Flächenraum meist inselartig zerstreut, selten in großen, geschlossenen Beständen erwachsend, häufig endlich in städtischen Gemeinden mit Magyaren, Slaven, Italienern gemischt zeigt.

Daß unter den Beweggründen der arpadischen Colonisation der materielle Culturzweck, desgleichen das finanzielle und militärische Interesse der Krone vorwog oder in erste Linie trat, ist offenkundig. Die Wildniß in Saatenland verwandeln, dem Schooße der Erde die Metallschätze entwinden, Gewerbe und Handel treiben —

Digitized by Google

und dies Alles vorzugsweise auf dem Grund und Boden der Krone, — war die naturgemäße Aufgabe der mit königlichem Freibrief seßhaft gewordenen Ansiedler west- und ost-, süd- und norddeutscher Art; ihr Grundzins floß in die königliche Kammer, ihre Wehrpflicht leisteten sie zunächst als Mannen der Krone. Daß jedoch diese „Gäste" (hospites) des Reiches, wie sie hießen, auch dadurch schon eine politische Geltung gewannen, eine staatliche Aufgabe erfüllten, die ihnen bereits Stephan I. als Schöpfer der ungarischen Monarchie gewissermaßen vorgezeichnet, — liegt auf der Hand und tritt dann besonders greifbar vor Augen, seitdem es ein deutsches Bürgerthum in Ungarn gab: das vorzugsweise auf deutscher Rechtsgrundlage beruhende Freistädtewesen unter dem Schutz und Schirm der Krone.

In der inselartigen Zerstreutheit dieser Ansiedlungen, welche nur ausnahmsweise, wie z. B. die westungarischen Ortschaften im österreichisch-steiermärkischen Grenzgelände, die Bergstädte der Barsch-Sohl-Honter Gespanschaften, der Zipser Sachsenboden und die Gründner Orte in seiner südlichen Nachbarschaft größere, zusammenhängende Bestände ausmachten, — in ihrem Umgebensein von slavischer und magyarischer Landbevölkerung, andererseits in dem von Hause aus gemischten Charakter der freistädtischen Bevölkerung, — lag die Bestimmung und Zukunft des deutschen Colonistenthums vorgezeichnet: Mittelpunkte der materiellen Cultur, Wohnstätten des dem Magyarenthum fremden Bürgerstandes, keineswegs aber Träger des deutschen nationalen Gedankens zu werden, ein geschlossenes politisches Volksthum darzustellen, als welches die Sachsen Siebenbürgens gegenüber Magyaren und Szeklern erscheinen. Hier auf dem „Königsboden" der Marosch und Aluta lagen und gestalteten sich die deutschen Ansiedlungsverhältnisse eben anders als im Donau- und Theißlande.

Allerdings zeigt sich in der zweiten Epoche, die der wüsten Zeit der beiden letzten Arpadenkönige folgt und uns über die glänzendste Periode ungarländischen Bürgerthums, die Tage der angiovinischen Könige Karl Robert und Ludwig d. Gr. (1310—1382), zur bewegten Herrscherära des Luxemburgers Sigismund und seiner habsburgischen Nachfolger hinausbegleitet, um nach dem Ausgange des kriegerischen Corvinen (1490) in das mehr als dreißigjährige Chaos ungarischer Reichszustände vor der Mohács'er Schlacht einzumünden, — eine zeitweilige Kraftäußerung des deutschen Bürgerthums im Abwehren zahlreicher Gegner seiner Rechte und Freiheiten, welche ganz und gar mit dem gleichzeitigen Verhalten der deutschböhmischen Städte zusammenstimmt und ein nationales Gepräge verräth. Die Freistadt Kaschau, alsbald der politische Vorort des ostungarischen Berglandes, erwehrt sich der Gewaltmaßregeln des magyarischen Oligarchen und Palatins Aba, ihre Deutschbürger erschlagen den Bedränger im offenen Aufstande, das Banner der Zipser Sachsen hilft dem Könige Karl Robert in der entscheidenden Schlacht im Tharczathale bei Rozogony (1312) den Uebermuth des großen Adelsbundes brechen, die Schemnitzer Bürger vertheidigen ihr Freithum gegen den benachbarten Burgvogt, und der Fünfstädtebund der deutschen Vororte Ostungarns: Kaschau, Leutschau, Eperies, Bartfeld und Zeben, welcher schon im Mittelalter hervortritt, verkörpert gewissermaßen einen Interessenverband politischer und nationaler Art. Aber dennoch wiegt bei all dem der politische Charakter solcher Lebensthätigkeit des ungarischen Deutsch-Bürgerthums vor und läßt den nationalen Standpunkt zurücktreten.

Digitized by Google

Die Deutschen Ungarns hielten seit dem Erstarken ihres gewerblichen und Handelslebens, stets vielseitigere Beziehungen zu dem deutschen Heimatlande fest. Einmal vermittelte schon der Nachschub von Ansiedlern und Neubürgern dorther diesen lebendigen Zusammenhang. Nicht minder wirksam gestalteten sich die im Mittelalter blühenden Gewerbsverhältnisse und Handelsverbindungen der ungarländischen Deutschstädte mit dem „Reiche", denn sie führten den Handwerksgesellen und Kaufmann auf der Wanderschaft und Geschäftsreise dahin und veranlaßten umgekehrt so manchen Standesgenossen aus dem Reiche, den Weg nach Ungarn einzuschlagen. Ueberdies besuchten Söhne wohlhabender Bürgersleute die im 15. Jahrhundert sich mehrenden Universitäten Deutschlands, und Magister aus dem Reiche wurden da und dort an die Stadtschulen Ungarns berufen. Doch traten diese Momente erst seit der Reformationsepoche mehr in den Vordergrund.

Diese Epoche ist es, welche dem Deutschbürgerthum Ungarns neue Spannkraft, wenn auch nicht neues Gedeihen verleiht. Denn der Glaube Luthers, der „deutsche Glaube" (német hit), wie ihn bald der Magyare bezeichnend nannte, knüpfte eine Fülle religiöser und geistiger Verbindungsfäden zwischen dem gemeindeutschen Stammlande und dessen Söhnen auf ungarischer Erde. Auch das Gefühl für die Geltung des eigenen Volksthums mußte sich da kräftiger regen, und es ist Thatsache, daß die deutsch-ungarischen Städte dem Habsburger zufielen, nicht blos weil er als der legitime Thronfolger anerkannt wurde, sondern nicht zum geringsten deshalb, weil er ein deutsches Herrscherhaus, deutsch in seinem Länderbestande, in seinen Traditionen vertrat.

Aber die politische Sachlage erlaubte nicht leicht dem Habsburger, auch wenn er — Spanier von Geburt und Deutsch-Habsburger durch väterliche Herkunft, Herrscherstellung und Länderbesitz — das Deutschthum Ungarns hätte kräftigen wollen, dies als politisches Princip festzuhalten und durchzuführen. Er durfte es mit dem herrschenden Magyarenthum nicht verderben, da ohnehin die starke Opposition auch unter den Nicht-Zápolyanern gegen die habsburgische Herrschaft (wie dies beispielsweise die sehr düster gefärbten Berichte des kaiserlichen Botschafters Schepper andeuten) als Losung stets die Abwehr des „deutschen" Regimentes im Munde führte, „gegen die deutsche Soldateska" loszog und in jeder Maßregel des Wiener Hofes einen Handstreich des „Deutschthums" wider die „Libertät" Ungarns argwohnte.

Das Deutschungarnthum offenbart jedoch überdies seine wachsende innere Zersetzung, welche durch die zeitweiligen Nachschübe neuer Ansiedler nicht gestaut werden konnte, und läßt uns als maßgebende Ursachen dieser Zersetzung einerseits politische Zwangslagen, anderseits die wachsende Verarmung als eine Folge der Veränderung der großen Handelswege, vor Allem jedoch als traurige Frucht eines immer wieder sich erneuernden, wahrhaft endlosen Bürgerkrieges erkennen. Da und dort, wie z. B. in Kaschau um 1529 wird der Kern der deutschen Bürgerschaft zur Auswanderung gezwungen, an seine Stelle treten Einschübe nicht-deutscher Bevölkerung; das in den Vorstädten sich anhäufende Magyarenthum drängt nach Aufnahme in die mit Vorrechten versehene innere Stadt, und theils die Rücksicht auf solches Begehren, theils der Wunsch nach möglichst rascher Hebung der städtischen Population, bestimmte schon Ferdinand I. einer solchen Einbürgerung die

Digitized by Google

Wege zu ebnen. Eines der Hauptgebiete deutscher Ansiedlung, die oberungarische Zips, krankte an den leidigen Nachwehen einer unseligen finanziellen Operation, der Verpfändung ihres besten Theiles an Polen durch Kaiser Sigismund (1411), wodurch jede Einheit dieses nationalen und politischen Gebietes zerrissen wurde. Gerade nun die Zips und ihre Nachbarschaft, die bergbautreibenden „Gründner"-Orte, mit Schmöllnitz und Göllnitz an der Spitze, ebenso wie die westungarischen Montanstädte — unter der Führerschaft von Kremnitz und Schemnitz — lassen die das deutsche Bürgerwesen rasch untergrabenden Wirkungen des Pauperismus, den Fluch des materiellen Verfalles, am grellsten erkennen.

Verarmung ist für jedes Gemeinwesen ebenso gefährlich, wie ein schleichendes Siechthum dem Organismus, es zehrt die besten Kräfte aus, knickt seine stramme, gesunde Haltung, es demoralisirt; der alte Spruch: paupertas-meretrix kennzeichnet auch dieses Verhältniß.

Charakterisch erscheint namentlich die Thatsache, wie rasch und durchgreifend die Slavisirung eines verarmten Deutschortes erfolgte, wie bald die Magyarisirung dort Platz griff, wo es den aus der Vorstadt eingebürgten Magyaren gelang, in den Rathskörper Eingang zu finden.

Das 17. Jahrhundert und das erste Decennium des achtzehnten läßt uns außerdem zwei bedeutsame Erscheinungen im Bereiche des deutschen Bürgerlebens registriren, welche diesen Zeitraum der Insurrectionen unter der Fahne eines Bocskai, Gabriel Bethlen, Georg Rakóczi I., des Magnatenbundes von 1665—1671, Emerichs Tökölyi und Franz Rakóczi's II. — als den verhängnißvollsten betrachten lassen. Indem nämlich das ungarische Deutschthum, — in der Regel protestantischen Glaubens, — der confessionsverwandten magyarischen Opposition in die Arme gedrängt wurde, erschien es dem Auge des katholischen Wiener Hofes als Mitschuldiger der Aufstände und fand sich durch die zeitweiligen Gewaltmaßregeln der Regierung im Interesse der katholischen Kirche Ungarns dem herrschenden System immer abgeneigter. Diese Gewaltmaßregeln waren jedoch eine zweischneidige Waffe, die außer dem Deutschthum das Interesse der Regierung selbst schädigte. Denn sie wurden meist von der Hierarchie Ungarns und dem katholischen Magnatenthum der Regierung vorgeschlagen oder entlockt, außerdem in einer Weise durchgeführt, welche sehr oft die katholische Restauration einer Bürgergemeinde als Vorspiel einer Magyarisirung des Rathskörpers erscheinen läßt.

Derart büßte das ungarländische Deutschthum immer mehr das Gefühl nationaler und politischer Sonderstellung ein, es trat stets ausschließlicher seine Culturbedeutung zu Tage, gerade so wie diese in der Gründungsepoche der Colonisationen die herrschende war, und die eigenthümliche Neutralisirung der Bevölkerungselemente des polyglotten Karpathenreiches im öffentlichen Leben zum „Ungar"thum, das lateinisch sprach, schrieb und wol auch dachte, — oder in gesellschaftlicher Beziehung, wie insbesondere unter Maria Theresia, sich so ausgiebig der deutschen Sprache befliß, — machte dem Deutschen in Ungarn seine Stellung genügend behaglich.

Dagegen zeigte sich das Nivellirungssystem und die Germanisirungsarbeit Joseph II. — bei allem anfänglichen Erfolge — angesichts der allgemeinen Erschütterung der Monarchie und gegenüber der kräftigen Reaction des aufwachenden

Digitized by Google

Magyarismus, — dem deutschen Nationalgefühle und bürgerlichen Selbstbewußtsein des Deutschungars nicht förderlich.

Denn schon seit der Restaurationsepoche Leopold II. und wachsend von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, entwickelt das Magyarenthum im unausgesetzten Ringen nach ausschließlicher Geltung seines nationalen Wesens jene rücksichtslose Assimilirungskraft den nicht magyarischen Landsassen gegenüber, welche deren geistiges Kapital nicht blos, sondern mit ihm die betreffenden Persönlichkeiten selbst — magyarisirte. Es wäre interessant, eine historische Statistik dieses bedeutsamen Processes zu entwerfen und den großen Percentsatz zu ermitteln, welcher von deutschbürtiger Intelligenz im Magyarenthum dieses Jahrhunderts steckt. Vergebens würde man dagegen vor dem Jahre 1848 nach Thatsachen einer nationalen Auflehnung des ungarländischen Deutschthums gegen die magyarische Hegemonie suchen, wol aber überall und jederzeit die Anbequemung an das stärkere und politisch tonangebende Volksthum vorfinden.

Das große Experiment der Jahre 1850—1859, die Wiederaufnahme des josephinischen Einheits- und Germanisationsgedankens Ungarn gegenüber, mit bedeutenden Mitteln und nach einem Plane, der keineswegs die Vernunft, sondern den Erfolg gegen sich hatte und mit dem absoluten Systeme stand und fiel, ja von dem letzteren schon früher preisgegeben wurde, war ein administratives Experiment, das mehr an der Oberfläche verlaufend und, vielfach mit einem Scheinerfolge zufrieden, keineswegs die Regenerirung und Kräftigung des deutschen Volksthums in Ungarn bewirken konnte. Um so rascher ging nach dem Sturze der Bach'schen Centralistik der politische Magyarisirungsproceß Ungarns und insbesondere die Magyarisirung des Deutschungars vor sich, denn dieser begriff, daß er eben nur als Magyare im öffentlichen Leben seine Stellung finden, seine Rolle spielen könne.

Der unleugbaren Kraft des Magyarenthums, im Aufnehmen und Angleichen aller brauchbaren Intelligenz unter den deutschen Landsassen, andrerseits im Niederhalten jeder der eigenen Vorherrschaft abträglichen Regung, — kam die angeborene friedliebende Gefügigkeit des Deutschen, sein Assimilationstalent entgegen; nicht minder auch sein legaler Sinn, und — abgesehen von dem confessionellen Zusammenhange des meist protestantischen Deutschungarnthums mit den glaubensverwandten Magyaren — die Abneigung gegen die slavische Bewegung, welche sich mit dem Slavenhasse des Magyaren berührte.

Von einem „Erwürgen" der deutschen Nationalität in Ungarn kann daher füglich nicht gesprochen werden; solcher gewaltsamer Vorgänge bedurfte es nicht, um das herbeizuführen, was gewissermaßen als gereifte Frucht dem Magyarenthum in den Schooß fiel. Schon 1843 durfte der magyarisirungsfreundliche Deutschungar Emerich Henßlmann in seiner „Vierteljahrschrift von und für Ungarn" schreiben: .... „so stehen wir gegenwärtig auf dem Punkte, von dem aus in Zukunft die Deutschen in Ungarn (Siebenbürgens Sachsen ausgenommen) durch die gelindesten Mittel und ohne Reaction von ihrer Seite sich immer mehr nationalisiren werden;" er sprach eine leidige Wahrheit aus, immerhin aber eine Wahrheit.

Digitized by Google

Die Aufgaben der heutigen Physiologie.

Auch ein Beitrag zur Vivisectionsfrage.

Von

A. Vierordt.

Tübingen.

Wenn ich die Versicherung vorausschicke, etwas ganz Anderes hier zur Sprache bringen zu wollen als die Vivisection — ein Thema, dessen Widrigkeit, wenn es von Nichtsachverständigen behandelt wird, nur noch durch seine entsetzliche Langweiligkeit übertroffen werden kann — so wird man, wie ich hoffe, den folgenden Zeilen einige Beachtung nicht versagen wollen. Ich möchte nämlich auf eine, wie mir scheint, nicht unwesentliche Lücke aufmerksam machen, welche die bisherigen Debatten pro und contra so gut wie unbeachtet gelassen haben.

Von der Thätigkeit des Physiologen und den Arbeiten in den physiologischen Anstalten hat das große Publikum in der Regel keine andere Vorstellung, als daß es sich vorzugsweise, oder gar ausschließlich, um vivisectorische Experimente handelt. Jeder meiner Collegen wird, in gebildeten wie ungebildeten Kreisen, diese Erfahrung zur Genüge gemacht haben. Als — um nur eines meiner Erlebnisse hier zu erwähnen — für das hiesige physiologische Institut ein Neubau hergestellt werden sollte, wollte der Baumeister das Abwasser der Anstalt in einen in unmittelbarer Nähe liegenden Bach ableiten. Dagegen opponirte aber mit allen Kräften die (zum Theil sehr gelehrte) Nachbarschaft mit dem Einwand, daß dann das kleine Bächlein beständig blutig gefärbt sein würde, etwa wie das Abwasser eines Schlachthauses. Dieser Einwand drang durch, trotz meiner bestimmten Versicherung seiner völligen Grundlosigkeit und es wurde ein längerer unterirdischer Canal angelegt, der viele, leider gänzlich überflüssige, Kosten verursachte.

Man stellt sich eben ein physiologisches Institut als ein wissenschaftliches Schlachthaus vor, in dem das Blut stromweis fließe, wobei den armen Thieren ohne Unterlaß die größten Qualen verursacht würden.

Den Versuch am Thier kann der Physiologe allerdings nicht aufgeben. Gewisse Fragen kann er nur und ausschließlich nur auf diesem Wege lösen, und wird auch in Zukunft sie zu lösen versuchen, unbekümmert um das Geschrei Unkundiger, die kein Bedenken tragen, Experimenten der Art jedweden Nutzen für die Wissenschaft und die praktische Medicin abzusprechen. Auch haben die Studirenden, wenn der Unterricht nicht lückenhaft bleiben soll, gegründeten Anspruch, wenigstens eine Anzahl der wichtigsten und beweisendsten Versuche auf diesem Gebiet durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Eine auch nur oberflächliche Durchsicht des nächsten besten Lehrbuches der Physiologie wird Jeden überzeugen, daß die Vivisection — so wichtig sie auch für uns ist — gegenüber allen übrigen Methoden und Richtungen des physiologischen Experimentirens und Beobachtens eine verhältnißmäßig beschränkte Anwendung findet und der Natur der Sache nach finden kann. Der specielle Zweck dieser Zeilen ist eben, den leicht herstellbaren Beweis für diese Behauptung zu liefern, sowie in kurzen Andeutungen darauf hinzuweisen, wie zahlreich und umfänglich alle übrigen, der Vivisection nicht angehörenden, Aufgaben der Physiologie in der That sind.

Digitized by Google

Der Organismus der Thiere, besonders der höheren, ist die Stätte so mannigfaltiger und unter sich gänzlich verschiedenartiger Leistungen und Verrichtungen, daß ihn schon die Alten bekanntlich mit einer „kleinen Welt", von der sie freilich mehr Ahnungen als specielle Kenntniß hatten, verglichen haben. Diese Vielseitigkeit ihrer Aufgaben bringt es unvermeidlich mit sich, daß die Physiologie zahlreichere und innigere Beziehungen zu anderen Wissenschaften haben muß, als das bei den übrigen Disciplinen im Gesammtgebiet der Naturwissenschaft der Fall ist.

Wenn aber der Physiologe bei der Lösung einer bestimmten Aufgabe in irgend einem dieser fremden Gebiete sich vorher zu orientiren sucht, so findet er dort gewöhnlich nur die allgemeine Directive für sein specielles Studium. Die Verhältnisse im Organismus sind vielfach so eigenartig, die physikalischen Kräfte z. B. kommen in ihm oftmals unter so besonderen und subtilen Bedingungen in Thätigkeit, daß er die üblichen Hilfsmittel des physikalischen Experimentes nicht ohne Weiteres anwenden kann, sondern modificirte oder selbst neue Technicismen und Untersuchungsmethoden zu ersinnen hat. Der Physiologe verhält sich also keineswegs blos receptiv den fremden Wissenschaften gegenüber, die sich ihm, wie er gerne und dankbar einräumt, so hilfreich erweisen; er ist auch in der Lage, denselben von seinem Standpunkt aus direct wieder nützen zu können. Studien im Gebiete der chemischen oder physikalischen Physiologie haben schon öfters die Chemie und Physik unmittelbar zu fördern vermocht; die Forschungen über den Mechanismus des Sprechens haben die Sprachwissenschaft, also ein ganz fremdes Gebiet, wesentlich gefördert u. s. w. Daß die Berührungen zwischen Physiologie und Medicin geradezu zahllos sind, werde ich nicht näher darzulegen haben.

Die nächsten und ältesten Beziehungen hat die Physiologie bekanntlich zur Anatomie. Die organischen Verrichtungen sind an bestimmte Träger gebunden; der Bau der Körpermaschine muß bekannt sein, wenn deren Leistungen verstanden werden sollen. Noch vor 30 bis 40 Jahren waren die Professuren der Anatomie und Physiologie auf fast allen Universitäten Deutschlands in derselben Hand, aber gewöhnlich so, daß der Lehrer die Anatomie bevorzugen mußte und wenig Zeit zu physiologischen Forschungen finden konnte. Und jetzt, wo diese Disciplinen besonderen Lehrkräften anvertraut sind, haben sich ihre Beziehungen nicht etwa gelockert, sie sind im Gegentheil noch inniger geworden. Die Fortschritte der neueren Anatomie — besonders auf dem mikroskopischen Gebiet — fördern die Einsicht in die Functionen des Körpers, während umgekehrt wiederum aus der besseren Kenntniß der Functionen ein tieferes Verständniß für den Bau der Organe sich erschließt. Deshalb sehen wir nicht wenige Physiologen emsig und erfolgreich auch mit mikroskopischen und verwandten Studien beschäftigt, zu denen sie gewöhnlich im rein physiologischen Interesse veranlaßt wurden.

Unsere anatomischen Collegen, nicht berührt von der gegenwärtigen Agitation gegen die physiologischen Institute, werden dabei an die Kämpfe erinnert, welche ihre Amtsvorgänger in derselben Weise zu bestehen hatten, wie heutzutage die Physiologen. Die Geschichte der medicinischen Facultäten ist reich an Beispielen gehässigster Anfeindungen der anatomischen Anstalten, deren Betrieb in jeder Weise zu stören versucht worden ist. Eine menschliche Leiche zu seciren war in den

Digitized by Google

Augen des Pöbels eben so schimpflich und inhuman, wie heutzutage den Vivisectionsgegnern der Versuch am Thier als schimpflich und strafwürdig vorkommt.

Wie soll auch die Uncultur ein Verständniß haben können für die Aufgaben der Wissenschaft!

Die Beziehungen der neuen Physiologie zu den physikalischen Wissenschaften sind kaum weniger zahlreich und innig als ihre längst bestehenden zur Anatomie und deren verschiedenen Zweigen. Die Erscheinungen des Stoffwechsels im Körper beruhen zum Theil auf den physikalischen Gesetzen des Endosmose, Diffusion, Gasabsorption u. s. w. Bei der Untersuchung der Muskel- und Nerventhätigkeit sind die diesen Geweben eigenthümlichen elektrischen Ströme zu beachten; der Kreislauf des Blutes ist zunächst ein bestimmtes, höchst eigenartiges Problem der Hydraulik. Der Organismus besitzt keine ihm eigenthümliche, außerphysikalische Wärmequelle; die Lehre von der animalen Wärme ist im Wesentlichen nichts Anderes, als ein dem Physiologen anvertrautes besonderes Capitel der Physik. Die Functionen der Bewegungsorgane: das Gehen, Laufen, Stehen u. s. w., gehorchen den allgemeinen Gesetzen der Mechanik. Daß in dem weiten, umfassenden Gebiet der Sinnesphysiologie die physikalische Optik, Akustik u. s. w. eine geradezu fundamentale Bedeutung haben muß, braucht nicht näher bewiesen zu werden; kurz, die Berührungen und Wechselwirkungen zwischen beiden Wissenschaften sind so innig, daß nur bei wenigen Functionen des Körpers die physikalische Betrachtungsweise — vorläufig wenigstens — in den Hintergrund tritt.

Bei der ganz überwiegenden Mehrzahl der physikalisch-physiologischen Experimente kommt die Vivisection nicht in Anwendung; man benutzt entweder von dem soeben getödteten Thier abgetrennte Theile, die ihre wesentlichen Lebenseigenschaft noch bewahrt haben und während des Experimentes bewahren, oder man verwendet den lebenden Organismus selbst, ohne ihn jedoch irgendwie eingreifend verändern zu müssen.

Außer der Structur und den physikalischen Eigenschaften der Organe und sonstigen Bestandtheile des Körpers ist für die Physiologie die chemische Zusammensetzung derselben von größter Wichtigkeit; die Chemie ist deshalb die dritte in der Trias unserer fundamentalen Hilfswissenschaften. Auch hier wieder werden weitaus die meisten Untersuchungsobjecte der Leiche, oder noch besser dem soeben getödteten Thier entnommen, sowie auch vielfach die Ausscheidungen des lebenden Körpers, ohne ihn weiter belästigen zu müssen, wichtige Gegenstände der chemischen Analyse abgeben. Mit vollem Recht kann ich behaupten, daß verhältnißmäßig nur wenige unter den zahllosen chemischen Untersuchungsobjecten des Physiologen mittelst einer vorausgegangenen Vivisection gewonnen werden.

Der vivisectorische Eingriff in das lebende Thier bildet also nur eine Ausnahme bei unseren Forschungen; zudem sind viele derselben bei weitem nicht so schmerzhaft — ganz abgesehen davon, daß wir in der Regel Betäubungsmittel anwenden können — als die Vivisectionsgegner glauben machen wollen. Wer sich einen Zahn ausreißen läßt, hat viel mehr Schmerz zu erdulden als das Thier bei den meisten der physiologischen operativen Eingriffe.

Es gibt Physiologen, die fast niemals eine Vivisection angestellt und doch unsere Wissenschaft bedeutend gefördert haben; woraus freilich nicht gefolgert werden

Digitized by Google

darf, daß alle Anderen ebenso verfahren sollten, denn sonst wäre der Fortschritt unserer Wissenschaft nach bestimmten Richtungen — die schlechterdings cultivirt werden müssen — gehemmt. Die große Verschiedenheit unserer Aufgaben bringt es selbstverständlich mit sich, daß der Eine mehr die anatomische, der Andere die physikalische, ein Dritter die chemische Seite der Physiologie zu fördern sucht, während ein Vierter bei seinen speciellen Forschungen sich vorzugsweise Fragen erwählt, bei denen die Vivisection nicht zu umgehen ist, Fragen, die gelöst werden müssen, mit derselben Nothwendigkeit und demselben Recht wie alle anderen.

Während — um mich auf die praktischen Verwendungen zu beschränken — die meisten übrigen Naturwissenschaften unserer Tage der Technik, dem Gewerbe, dem Handel und allen möglichen sonstigen Bedürfnissen des Lebens geradezu unentbehrlich geworden sind, haben die Resultate der Physiologie bis jetzt fast ausschließlich nur die Medicin — diese aber in ihrem ganzen Umfang — gefördert. Nichts liegt freilich jedem Menschen näher, als die Kenntniß seiner körperlichen Functionen; zu ihrem Verständniß gehören aber so viele und mannigfaltige Vorkenntnisse aus zahlreichen anderen Fächern, daß an eine wirklich nützliche Popularisirung der Physiologie, in dem Sinne, wie das bei nicht wenigen anderen Naturwissenschaften glücklicherweise schon jetzt der Fall ist, die zudem ganz unmittelbaren, handgreiflichen, praktischen Zwecken dienen — die den Menschen merkwürdigerweise näher zu liegen pflegen als die Fürsorge für ihre Gesundheit! — vorerst leider noch nicht gedacht werden kann.

Die Vivisectionsgegner stellen allerdings jedweden Nutzen, den die Physiologie, speciell der Versuch am Thier, der Heilkunde bisher gebracht habe oder überhaupt bringen könne, in Abrede. Man hat zwar vielfach versucht, sie eines Besseren zu belehren; fruchtlose Bemühungen, wenn gegnerischerseits weder der gute Wille noch überhaupt die wissenschaftliche Befähigung für Belehrungen der Art vorhanden ist. Ich meinerseits möchte diese Argumente nicht wiederholen oder gar durch weitere Gründe unterstützen. Angriffe von Vivisectionsgegnern auf das von mir geleitete Institut sind mir eben so wenig wie meinen Collegen erspart gewesen; ich habe sie nicht beantwortet und werde sie auch künftighin unter allen Umständen unbeachtet lassen. Als im öffentlichen Amt stehend suche ich, in der Gewißheit, von der vorgesetzten Behörde, welche die Interessen der Wissenschaft und des Unterrichtes zu schützen hat und gerne schützt, geschützt zu werden, den Verpflichtungen dieses Amtes nach Kräften nachzukommen. Die Regierungen haben, in richtiger Erkenntniß eines unabweisbaren wissenschaftlichen Bedürfnisses, in den beiden letzten Jahrzehnten die Universitäten mit neu errichteten physiologischen Instituten ausgestattet und damit gewiß gerne auch die Verpflichtung übernommen, daß dem wissenschaftlichen Betrieb dieser Anstalten von Unbefugten keine Schwierigkeiten bereitet werden.

Jeder Fortschritt in der Erkenntniß der Functionen des Organismus fördert die Heilkunde selbst, aber in der Regel nicht unmittelbar, sondern nur indirect. Das kann der Physiologie nicht zum Vorwurf gereichen; sind doch die Fortschritte in der Physik und Chemie, ja selbst die glänzendsten Entdeckungen in diesen Gebieten, Anfangs gewöhnlich auf diese selbst beschränkt gewesen. Ihre praktische Verwendung haben sie aber früher oder später gefunden und nothwendig finden müssen. Wie sollte es sich bei der Physiologie anders verhalten können?

Digitized by Google

Hat die physiologische Forschung an einer bestimmten Function eine neue Erscheinung aufgefunden, so gilt es, eben diese Erscheinung in ihren Abänderungen im kranken Leben zu studiren. Sie mag noch so unbedeutend und scheinbar von keinem direct praktischen Interesse sein, alle functionellen Eigenschaften des Organismus ohne Ausnahme müssen nothwendig auch in ihrem Verhalten in kranken Zuständen geprüft werden. Man kann, von unserem Standpunkte aus, die Krankheiten mit vollem Rechte als Experimente bezeichnen, welche die Natur selbst, in der Regel unter eigenthümlichen, künstlich nicht nachzuahmenden Bedingungen, am Organismus anstellt. Diese Experimente, deren Versuchsbedingungen — um mit unserer Vergleichung fortzufahren — der Arzt zu erforschen hat, sind nicht selten so rein und glatt, wie ein absichtlich geplanter Versuch, so daß die Pathologie schon vielfach im Stande war, nicht blos die Lehren der Physiologie durch neue werthvolle Beweise zu stützen, sondern ganz direct bisher unbekannte physiologische Erscheinungen — die im normalen Leben weniger deutlich hervortreten — am kranken Organismus nachweisen zu können.

Wir Physiologen arbeiten keineswegs ausschließlich im Interesse der Physiologie des Thieres. Das schöne und hohe Ziel einer vergleichenden Physiologie — welche die besonderen Gestaltungen der Functionen in den einzelnen Thiergattungen und Thiergruppen aus allgemeinen, das Ganze beherrschenden Gesetzen abzuleiten hätte — schwebt vorerst noch in weiter Ferne; wir können demselben bis jetzt blos an einigen wenigen Punkten näher treten und müssen unsere Studien in dieser Richtung von geradezu unermeßlichem Umfang vorerst nur auf fragmentäre Vorarbeiten beschränken.

Eingedenk unserer innigen Verbindung mit der Heilkunde — denn was wäre unsere Wissenschaft ohne die Aerzte, die ihr allein volles Interesse und ein tieferes Verständniß entgegenbringen können! — suchen wir mit besonderer Vorliebe den Gang der Verrichtungen des menschlichen Körpers mit minutiöser Genauigkeit zu erforschen.

Diese mannigfaltigen und vielseitigen Arbeiten — bei denen die Physiologie in dankenswerther Weise von den Aerzten selbst unterstützt wird — erstrecken sich in immer größerer Ausdehnung auf das gesammte Gebiet der menschlichen Physiologie. Technicismen und Methoden zu ersinnen, welche am menschlichen Körper angewandt werden können zur Untersuchung und womöglich genauen Messung seiner Functionen, das ist eine der ausgesprochensten, aber auch lohnendsten Tendenzen der neueren Physiologie.

Was können wir Alles an einem einzigen Tröpfchen Blut, das wir ohne Bedenken selbst dem schwer Kranken durch einen oberflächlichen Nadelstich entziehen dürfen, lernen über den Zustand eines kranken oder gesunden Menschen! An ihm bestimmen wir mit Hilfe des Spectralapparates in kürzester Zeit das Mengenverhältniß des wichtigsten Blutbestandtheiles: des Farbstoffes; an ihm zählen wir die wichtigsten organischen Gebilde des Blutes: die Blutkörperchen, die in Krankheiten wiederum in ihren Mengenverhältnissen bedeutend variiren; an ihm bestimmen wir gewisse Erscheinungen der Blutgerinnung u. s. w. Nicht minder sind die Thätigkeiten der Kreislauforgane am Menschen direct zu beobachten, wir untersuchen die Herzbewegungen und messen die Bewegungen des Arterienpulses; ferner die Körperwärme, die Ausscheidungen

Digitized by Google

durch die Lungen, die Nieren u. s. w. Die Leistungen der Sinnesorgane im gesunden wie kranken Zustande bilden geradezu unerschöpfliche Aufgaben für das physiologische Experiment, Aufgaben, die zudem größtentheils nur am Menschen gelöst werden können. Sogar ganz verborgene Functionen können sich dem Forschungseifer nicht mehr entziehen; die Magenverdauung des Menschen z. B. konnte neuerdings zum großen Nutzen der an Verdauungsstörungen Leidenden in den Bereich des experimentellen Studiums gezogen werden.

Es würde viel zu weit führen, wenn ich alle Richtungen, welche die physiologische Beobachtung des Menschen eingeschlagen hat und noch einschlagen kann, auch nur mit wenigen Worten andeuten wollte.

Diese ganze umfassende Thätigkeit hat also wiederum gar nichts mit der Vivisection zu thun. Die Vivisectionsgegner haben freilich diese Bemühungen zur Herstellung einer speciellen und darum überaus praktischen *Physiologie des Menschen* — über die sie wohl nicht besser unterrichtet sind als über die Physiologie überhaupt — mit keinem Wort erwähnt.

Der Mensch als Beobachtungs- und Versuchs-„Object" im gesunden oder gar kranken Zustande darf von dem Experimentator selbstverständlich nicht im Geringsten beeinträchtigt werden; aber — und auch diese Genugthuung sind uns die Vivisectionsgegner schuldig geblieben — *an sich selbst* experimentiren die Physiologen sehr häufig, und zwar nicht selten so, daß dem eigenen Körper keine kleinen Opfer auferlegt werden. Manche Physiologen haben in der That sehr viel mehr ihren eigenen Leib, als den von Thieren zum Versuchsobject gemacht! Opfer sind es — unter Umständen keine geringen — wenn wir zum Studium des respiratorischen Gaswechsels den Athem anhalten bis zur peinlichsten Steigerung der Athemnoth, um die Veränderungen der Lungenluft unter diesen abnormen Verhältnissen zu studiren; wenn wir die Erscheinungen der subjectiven Farben, die Bestandtheile unseres eigenen Auges u. s. w. in fortgesetzten Versuchen mit offenbarer Gefahr für das Sehorgan untersuchen; wenn man sich der Einwirkung starker Kälte- oder Wärmegrade zu experimentellen Zwecken aussetzt; wenn man systematisch hungert, um gewisse Erscheinungen des Stoffwechsels zu studiren; wenn man Gifte dem eigenen Körper einverleibt, um die durch diese bewirkten Functionsstörungen zu untersuchen und zu messen u. s. w. Wenn wir vielfach Opfer am eigenen Leibe bringen, so kann nur eine niedrige Gesinnung uns anschwärzen, wenn wir unter Umständen auch Opfer von Thieren verlangen im reinen Interesse unserer Wissenschaft.

Manche Erscheinungen sind sogar lange Zeit hindurch *nur* am Menschen studirt worden. So hat man den Kehlkopfspiegel Jahre lang nur an Diesem angewandt, um die Functionen des Stimmorganes zu studiren und erst neuerdings ist man auch zum Thier übergegangen. Verfahre ich humaner, wenn ich dem Auditorium die Bewegungen der Stimmbänder u. s. w., welche die Studirenden durch Autopsie nothwendig kennen lernen müssen, an einem Menschen demonstrire, den ich zu diesem Zwecke miethen müßte, oder an einer Katze? Ich für meinen Theil habe mehr Mitleid mit dem Menschen, dem ich beschwerlich fallen würde, als mit der Katze, der ich mit gutem Gewissen glaube zumuthen zu können, ihren Körper unbeweglich fixiren, die Zahnreihen durch einen Mundsperrer öffnen und die Zunge

Digitized by Google

mit einer mit Tuchlappen umwickelten Pincette hervorziehen zu lassen, um den Kehlkopfspiegel in die Mundhöhle einführen zu können.

Die Vivisectionsgegner werden freilich anderer Ansicht sein oder folgerichtig wohl behaupten, die Functionen des Kehlkopfes seien gleichgiltig für den Arzt, jedenfalls aber könne er auch in diesem Gebiet aus dem Thierversuch nichts lernen.

Der Ansturm gegen die Physiologen wird sich wieder legen, wie jeder Kampf gegen Cultur und Wissenschaft schließlich in nichts zerfallen muß; denn ein solcher Kampf kann der Natur der Sache nach nicht mit wahren Argumenten und unverfälschten Thatsachen geführt werden. Wir Physiologen werden aber bestrebt sein, unsere Schuldigkeit zu thun; unsere schöne Wissenschaft — die viel zu hoch steht, um von niedrigen Schmähungen beeinträchtigt werden zu können — und die, wie wir bestimmt wissen, der praktischen Heilkunde die werthvollsten Stützen verleiht, — zu cultiviren in der bisherigen Weise und in der sicheren Erwartung, daß die Gutdenkenden und wahrhaft Gebildeten unseren Bestrebungen die gebührende Würdigung und Anerkennung nicht versagen werden.

Ueber Bildung im Allgemeinen und die Vorbildung des Arztes im Besonderen.

Von

Dr. E. Hueter,

Professor der Chirurgie an der Universität Greifswald.

Wir rühmen uns ein „gebildetes" Volk zu sein; wir sprechen gern von und über Bildung, wir bemühen uns, den gebildeten Mann vom ungebildeten, ja sogar ganze Gruppen der Bevölkerung als gebildete und ungebildete Stände zu unterscheiden. Aber wo fängt die Bildung an? Wo hört sie auf? Was ist „Bildung" überhaupt? Die Fragen sind schwer zu beantworten, und wenn ich sie zu beantworten unternehme, so kann ich dieses nur von meinem persönlichen Standpunkt als Arzt und Lehrer künftiger Aerzte wagen. Denn der Begriff der Bildung ist offenbar sehr dehnbar und — wenn ich so sagen darf — drehbar; man kann ihn von der einen Seite her betrachten und eine lohnende Studie an ihm machen, aber ein anderer dreht den Begriff ein wenig nach der Seite seines persönlichen Standpunktes und siehe da — der Begriff sieht wieder etwas anders aus.

Im Wort Bildung steckt eben kein fester Begriff; man muß deshalb darauf verzichten, von der „Bildung" eine bestimmte und treffende Definition zu geben. Aber einige negative Sätze lassen sich über „Bildung" wol aufstellen, und die nachfolgenden Sätze mögen beweisen, daß ich mich auf keinen allzu specifisch-ärztlichen Standpunkt stellen will und wol begreife, wie die Fragen der ärztlichen Bildung und Vorbildung nur im Zusammenhang mit der Frage der allgemeinen Bildung und Vorbildung verstanden und erörtert werden können.

Die „Bildung" kann nicht dem Wortlaut nach begriffen und definirt werden. Jedem Menschen ist in den Zeiten unserer heutigen Cultur beschieden, daß seine geistigen Fähigkeiten durch das Leben umgeformt, umgebildet werden. Der fertige Mann, welchem Beruf und welchem Stand er angehören mag, ist nicht mehr der Mann, wie er geworden wäre, wenn er losgelöst von der Einwirkung des geistigen Lebens seiner Mitmenschen seine Arbeitskraft zu der

Digitized by Google

einfachen, aber auch sehr niedrig stehenden Aufgabe der Erhaltung seines Lebens ausschließlich aufgewendet hätte. Den umbildenden Einflüssen kann sich der Mensch nicht mehr entziehen. Gebildet wird an jedem Menschen, auch an dem, der vielleicht nie lesen und schreiben lernte; aber dadurch wird der Mensch noch nicht „gebildet".

Der Schul- und Fachunterricht ist das wesentlichste, aber nicht das ausschließliche Mittel, durch welches die Bildung erzielt wird. Wir wissen, daß es Menschen giebt, welche erst durch ihr späteres Leben gebildet werden. Ja die Bildung durch das Leben ist für das Erzielen einer allgemeinen Bildung eine nothwendige Ergänzung derjenigen Bildung, welche im allgemeinen Schul- und im besonderen Fachschulunterricht gewonnen wird, denn — wir gelangen hier zu einem der wichtigsten negativen Sätze, welche über den Begriff der Bildung aufzustellen sind — die Bildung ist keineswegs mit dem Wissen identisch.

Im Gegentheil gibt es eine Sorte von Wissen, welches im Gegensatz zur Bildung als Vielwisserei sehr treffend bezeichnet werden kann. Ein Mann, welcher von Jugend auf hinter den Büchern hockte, kann sich eine ungeheure Summe von Kenntnissen zusammenhäufen, aber es kann ihm die Einheit fehlen, unter welcher sich die Kenntnisse zusammen ordnen und nutzbar machen lassen. Es ist eine falsche Bildung, welche nur auf dem Wissen von vielerlei Dingen beruht. Zu dem Wissen, welches die Grundlage einer wahren Bildung sein soll, muß noch ein zweites hinzukommen, das Können.

Der gebildete Mann, welcher einen Beruf zu erfüllen, ein Fach zu betreiben hat, wird auch in seiner Berufsarbeit mindestens ein ziemlich hohes Maß der Tüchtigkeit, der Leistungsfähigkeit aufweisen müssen, wenn er sich ein wirkliches Anrecht auf das Prädikat „gebildet" erwerben will. Mit dem Maß seiner Leistungen wächst sein Recht auf das Prädikat eines hochgebildeten Mannes. Der Beruf des Mannes ist die natürliche Einheit, unter welcher sich die von ihm erworbenen Kenntnisse aller Art zu einer wahren Bildung zusammenordnen sollen. Das Berufswissen soll der Brennpunkt sein, von welchem aus das übrige Wissen geklärt, beherrscht und einheitlich gestaltet werden soll. Fehlt dieser Brennpunkt, so ist das Wissen von allerlei Dingen nicht Bildung, sondern Vielwisserei.

Je höher hinauf in den Aufgaben unseres Culturlebens die Aufgaben eines bestimmten Berufs liegen, desto geeigneter wird dieser Beruf sein, die Rolle eines Brennpunkts für das allgemeine Wissen zu übernehmen; desto zahlreicher werden wir in dem betreffenden Beruf die wahrhaft gebildeten Männer finden. Aber kein Beruf, bis herunter zu dem Beruf des einfachsten Handarbeiters, erscheint mir unfähig, den Brennpunkt einer wahren Bildung zu liefern; ich erkenne den gebildeten Handwerker vollkommen an, wenn ich auch weiß, daß die Zahl der gebildeten Handwerker relativ geringer ist, als die Zahl der gebildeten Aerzte und der gebildeten Richter.

Um den Brennpunkt des Berufswissens ordnen sich die übrigen Kenntnisse des gebildeten Mannes radienartig an und erhalten von ihm ihre besondere Beleuchtung. Es ist dieses freilich nur eine geometrisch-physikalische Vorstellung, welche uns aber den Vortheil gewährt, in diesem körperlichen Vergleich uns die

Digitized by Google

verschiedenen Arten und Grade der Bildung, welche an sich unmeßbar und unwägbar ist, doch zu einer Art von realer Vorstellung zu bringen. Die in der Geometrie mögliche Zahl der Radien, welche von einem Punkt ausgehen, ist unendlich groß, und so ist die Zahl der Kenntnisse, welche sich zur Bildung zusammenfügen lassen, nach ihrer Art unendlich. Je mehr Radien vorhanden sind, desto vielseitiger ist die Bildung, indem sie möglichst viele Zweige des menschlichen Wissens umfaßt. Um vollkommen zu werden, müßte aber auch die Bildung sämmtliche Radien bis in das unendliche, d. h. bis an die Grenze des menschlichen Wissens überhaupt, hinaussenden; aber selbst wenn ein solches Maaß von Wissen in einem Menschen möglich wäre, so ist doch kein Fachwissen leuchtend genug, um seine Strahlen bis an das Ende der Radien wirken zu lassen. Die vielseitige Bildung ist nicht geradezu auch die vollkommene Bildung; die vielseitige Bildung läuft Gefahr, für das Wissen die einheitliche Beleuchtung zu verlieren und zu einem nebelartigen Haufen von nutzlos angesammelten Kenntnissen zu werden.

Aber nicht nur auf die Zahl der Radien kommt es an, sondern auch auf ihre Länge. Diese Länge repräsentirt in unserem Vergleich dasjenige, was wir als Tiefe der Bildung bezeichnen. Die Kürze der Radien würde die oberflächliche Bildung bedeuten. Sind alle Radien gleich kurz, so ist zwar die Bildung eine oberflächliche; aber in unserem Vergleiche entsteht durch die gleiche Kürze der Radien die gleichmäßige Figur der Kugel, d. h. eine oberflächliche Bildung kann sich wenigstens dadurch auszeichnen, daß sie gleichmäßig sich darstellt. Sie geht dann nur ein kurzes Stück in das endliche hinaus, aber sie geht gleichweit nach allen Seiten. Die ungleiche Länge der Radien — das ist der wahre, aber leider für unsere Zeit so oft zutreffende Ausdruck der ungleichen Bildung, welche bis in die verzerrtesten Formen hinüber variiren kann.

Nehmen wir einen mittleren Kopf, ausgestattet mit einem mittleren Maß von Fassungsgabe. An ihm vollzieht sich nun der Vorgang der Bildung, die Anhäufung von Wissen und Können durch Vorschule und Fachschule. Es versteht sich von selbst, daß bei diesen Verhältnissen der Brennpunkt der fertigen Bildung nicht sehr stark leuchtend werden kann; aber das Unglück wäre noch nicht groß, wenn die Vorschule und die Fachschule nur dafür sorgen, daß sich die Radien in gleichen Längen um den Brennpunkt anordnen würden. Daß diese Aufgabe erfüllt würde — das wäre das Ideal unserer Vorschulen und Fachschulen. Man kann dabei nicht verlangen, daß die Schulen jedem einzelnen Schüler und jedem möglichen Beruf, welchen er wählt, gerecht werden. Wenn die Schulen nur für die Mehrzahl ihrer Schüler diese Aufgabe lösen — ja, wenn die Schüler nur nicht allzu verkümmerte Radien auf der einen Seite, allzu lange Radien nach einer anderen Seite entwickeln würden, dann könnte man schon mit ihrer Leistung zufrieden sein. Geschieht aber das Unglück und schiebt die Bildung nach der einen Seite weithin vor, so bleibt bei mittlerer Fassungsgabe für die anderen Richtungen keine Kraft mehr übrig. Es entstehen Zerrbilder, nach unserem Vergleich unregelmäßige Figuren, welche sich von der kugelartigen Anordnung der Radien immer weiter entfernen. In diesen Figuren sind auch die Zustände mit einbegriffen, welche man mit dem Wort „Halbbildung“ gekennzeichnet und unter dieser Firma in den letzten Jahren so oft öffentlich erörtert hat. Das Wort ist

Digitized by Google

unglücklich gewählt. Wenn man die Summe alles menschlichen Wissens und Könnens halbirt, so ist die Summe einer Hälfte noch immer viel zu colossal, als daß ein Kopf sie in sich aufnehmen könnte. In diesem Sinne kann auch die höchste Bildung noch nicht einmal den Begriff der Halbbildung erreichen. Es wäre besser, das Wort Halbbildung durch das Wort Zerrbildung zu ersetzen.

Der Bildungsgang folgt überall dem Weg von der Vorschule durch die Fachschule zum Beruf und ist von dem Augenblick der selbständigen Berufsthätigkeit an mit dieser eng verbunden. Um die Beziehungen dieser einzelnen Phasen der Bildung zu einander und zu dem Leben des Volks, wie endlich zur Culturgeschichte der Menschheit zu zeigen, möchte ich mich wieder eines Gleichnisses bedienen. Mag dasselbe immerhin etwas hinkend sein, wie auch das bisher benutzte Gleichniß mit dem Berufsbrennpunkt und den Bildungsradien seine schwachen Seiten hat; es ist ja das gewöhnliche Schicksal der Gleichnisse, daß sie nur auf einige Beziehungen, nicht auf alle zutreffen. Was ich noch zu sagen habe, bevor ich mich zu der speciellen Frage der Vorbildung und Bildung des Arztes wende, könnte wol auch ohne Gleichniß, durch eine Art philosophische Excursion dargelegt werden. Aber ich fürchte, daß ich, durch meinen Beruf daran gewöhnt, mehr mit Thatsachen als mit unbekannten Größen zu rechnen, bei dem Versuch zu einer solchen Excursion zu leicht den Boden unter den Füßen verlieren könnte. So halte ich mich wieder an die Stütze eines Gleichnisses, obgleich ich weiß, daß dasselbe nicht einmal neu ist.

Ich schreibe diese Zeilen mitten im Hochgebirg und vor mir ragt der höchste Gipfel unseres deutschen Reichs, der Gipfel des Watzmanns, in die Wolken. Seitdem ich angefangen habe, über die Geschichte der menschlichen Cultur nachzudenken, seit dieser Zeit fällt mir, so oft ich das Hochgebirg vor mir sehe, mein Gleichniß wieder ein und oft habe ich mir die Einzelnheiten ausgemalt. Der Werdegang der menschlichen Cultur gleicht dem Erklettern eines Bergriesen, dessen Basis sich weithin streckt und dessen wolkenbedeckte Gipfel zu einer unbekannten, kaum geahnten Höhe reichen. Auf dem Gipfel, welchen noch kein sterbliches Auge erschaute, thronen alle schönen und guten Ideale, welche die Menschheit erstrebt; dort thront, um mit dem Dichter zu reden, das verschleierte Bild der Wahrheit, und, wenn wir zum Wort des Dichters das Wort des Künstlers fügen, das Bild der absoluten Schönheit. Dort thront, wenn wir es in die reale Sprache des Naturforschers übersetzen wollen, die Kraft, von welcher alle Kräfte der Erde und der Welt, der belebten und unbelebten Natur, ihren Ursprung nehmen; dort thront, wenn wir den Ausdruck des Physikers wählen, das von Laplace geahnte Gesetz der Atombewegung, dessen Kenntniß uns alles Vergangene, alles Gegenwärtige und alles Zukünftige enthüllen würde. Dort thront, wenn wir im Glauben der alten Religionen stehen, der persönliche, ewige Gott.

Zu jenem räthselhaften Gipfel nun strebt die Menschheit mit ihrer Culturarbeit hinan, unbekümmert darum, daß ihr einzelne Gelehrte zurufen, daß sie den Gipfel doch nie erreichen könne. Bringt doch jeder Schritt nach oben etwas mehr Licht und genügt es doch dem Dichter, daß er sich der Wahrheit entgegen träumt, dem Künstler, daß er der Schönheit nachstrebt, dem Naturforscher, daß er einen kleinen Theil der Urkraft der Atombewegung, und sei es auch nur eine einzige

Digitized by Google

Kraftäußerung, genauer untersucht, dem Priester, daß er glaubt, durch den Glauben der ewigen Gottheit um etwas näher zu kommen.

Nicht das Völkergewirre des Thurmbaues zu Babel strebt zum Gipfel der Erkenntniß empor; vielmehr hat die Geschichte die Völker neben einander geordnet, damit sie, jedes an der ihm gehörigen Stelle, von der Basis des Bergriesens zur Höhe emporklimmen, im friedlichen Wettkampf der Culturarbeit. Denn die Culturarbeit ist als solche eine nationale, geleistet nach Maßgabe der einem Volk zukommenden Eigenthümlichkeiten und der ihm gewährten natürlichen Bedingungen; nur ihre Ergebnisse kommen der gesammten Menschheit zu gut. Voran schreitet an der Spitze jedes Volks die kleine Schaar auserwählter Geister, welche es verstehen, aus den Schluchten des Gebirgs den Weg zu den nächsten Gipfeln zu finden und für die nachrückenden Massen ihres Volks den Weg nach oben zu bahnen; die Pfadfinder auf dem Wege der menschlichen Cultur, die geistigen Häupter eines Volks. Ihnen folgen zuerst kleine Gruppen von Arbeitern, welche den aufgeschlossenen Pfad verbreitern und für den Marsch aller nachfolgenden sichern. So wird nach einiger Zeit der Pfad zur Heerstraße, auf welcher das gesammte Volk langsam nach oben zieht. Das ist das geregelte Fortschreiten der menschlichen Cultur.

Wie leicht aber irrt der einzelne auf diesem Weg von der richtigen Bahn ab und verirrt sich in eine enge Schlucht, ohne vielleicht auf den Weg sich zurückfinden zu können, der nach oben führt. Gerade der, der an der Spitze auf ungebahntem oder wenig gebahntem Pfad sich bewegt, ist der Gefahr der Verirrung am leichtesten ausgesetzt. Ist er aber ein tüchtiger, geübter Bergsteiger mit klarem Kopf und sicherem Fuß, so wird er sich bald wieder zurecht finden. Gefährlicher ist der Irrgang für den minder befähigten und geübten Kletterer, der vielleicht im großen Haufen auf breiter Straße gut vorwärts kommt, aber unvorsichtig auf Nebenpfade sich begibt. Wenn er nun irgend einen Felswinkel erreicht, so gibt er sich der Täuschung hin, daß er einen hohen Gipfel erklommen habe, und wundert sich, daß ihm nicht der große Haufe nachfolgt. Ja, manche Querköpfe rennen einfach ohne jeden greifbaren Zweck in die öde Wildniß, weil sie glauben, daß alle übrigen sich auf einem falschen Weg befinden. Daß übrigens auch ein ganzes Volk für längere Zeit von dem Pfad, der nach oben führt, abweichen kann oder doch zu einem langen Stillstand kommt, lehrt die Geschichte.

Was soll nun die Bildung des einzelnen für den Gang eines Volkes auf dem Weg der Culturgeschichte leisten? Die erste Schulbildung soll den Knaben gehen und steigen lehren. Die Fachschulbildung soll den Jüngling für einen Beruf lehren, auf dem Gebiet, welches vor ihm liegt, die technischen Künste der Kletterbewegung mit Sicherheit zu benutzen; sie soll ihm Hand und Fuß stählen, daß sie in der Fortbewegung nicht erlahmen und auch zwischen Klippen und Schluchten sichere Dienste leisten; sie soll aber auch das Auge und den Kopf ausbilden, damit der werdende Mann das Ziel nicht verliere und am Scheideweg die richtige Bahn wählen lerne. Der fertige Mann wird dann auf dem Pfad seines Berufs nach oben wandern, und von der ihm innewohnenden Kraft, der geistigen und der körperlichen, hängt es ab, ob sein Schritt sich beschleunige oder verzögere, ob er den Genossen vorauseile oder hinter ihnen zurückbleibe. Beneidenswerth aber ist der, dem es vergönnt gewesen ist, in die erste Reihe zu gelangen, dem es beschieden

Digitized by Google

war, eine Höhe zu erreichen, von der er einen klaren Blick auf den zurückgelegten Weg, einen staunenden Blick auf die noch vor ihm liegende ungeheure Strecke des noch ungebahnten und unbetretenen Wegs zum Gipfel der Erkenntniß gewinnt. Er sieht dann herab auf die grünenden Gefilde der gewonnenen Cultur im Gebiet des eigenen Volks und im Gebiet seiner Nachbarvölker, und hier mag es eine freudige Empfindung über die zurückgelegte Wegstrecke sein, welche ihn durchzieht; aber bei dem Blick nach oben wird er in Demuth sein Haupt beugen vor dem gewaltigen Bergriesen, dessen Gipfel in unerreichbarer Höhe im Wolkenschleier verhüllt vor ihm liegt. Nur den besten unter uns ist es möglich, zu erkennen, wie kurz die zurückgelegte Wegstrecke ist, wie unendlich lang der Weg, der noch vor uns liegt, oder — um unser Gleichniß einmal zu verlassen — wie wenig die Menschheit bis jetzt gelernt hat und wie unendlich viel sie noch zu lernen hat.

Der elementare Unterricht, der dem Knaben eigentlich nur die einfache Kunst des Gehens beibringen soll, mag immer auf und an der großen Heerstraße stattfinden; hier ist die Aufgabe gleich für alle Individuen und kann in gleichförmiger Weise für alle geordnet werden. Die erste Schulbildung darf uniform sein; dagegen muß die zweite Stufe der Schulbildung nach dem künftigen Beruf des Schülers ihre Aufgaben **zum Theil** individualisiren. Die verschiedenen Berufspfade führen nicht alle an derselben Stelle zum Gipfel der Erkenntniß empor und die Bergsteiger sollen auf die individuellen Schwierigkeiten des von ihnen einzuschlagenden Wegs vorbereitet werden. Hier muß also der Unterricht schon von der großen Heerstraße aufwärts nach den kleineren Gebirgspfaden hin verlegt werden. Bald handelt es sich um tiefe Schluchten, bald um Felswände, deren Erklimmen geübt werden soll, bald um die Wanderung über Geröll, bald um die Wanderung über Gletscherflächen. Hat man den Jüngling nur an Felsen geübt, so kann der Fuß des Mannes auf der Gletscherfläche versagen. Daneben soll freilich die allgemeine Ausbildung, welche wieder zahlreichen Gruppen gemeinsam sein kann, nicht vernachlässigt werden. Denn die Uebung der Sinne und der Denkkraft ist ein nothwendiges Erforderniß für denjenigen Grad der Bildung, welche überall den richtigen Weg zu finden und in bewußter Festigkeit die Irrwege zu meiden lehren soll.

Man klagt so oft in jüngster Zeit, und mehr in unserem Vaterland, als in anderen Ländern über die Verwirrung der jugendlichen Gemüther, welche nicht recht befähigt sind, ein bestimmtes Ziel sich zu setzen, und bei der Wahl ihrer Ziele hoch über das für sie Erreichbare hinausgreifen. Ueberschätzung der Kräfte, Zersplitterung der Kräfte an Aufgaben, welche noch unlösbar sind, und dann die schlimmste Folge dieser Uebel, die pessimistische Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit der weiteren Arbeit — das sind ja wol nach allgemeiner Ansicht Erscheinungen, welche mit zu den schlimmsten Krankheiten des Culturlebens der Jetztzeit gerechnet werden müssen. Diese arbeitskranken Individuen möchte ich mit dem unverständigen Bergwanderer vergleichen, der im Laufen und Springen die Höhe zu erreichen sucht, statt im langsamen, geregelten Schritt dem ersehnten Ziel ohne übermäßigen Kraftverbrauch entgegen zu gehen. Athem- und kraftlos muß jener Wanderer seinen Versuch aufgeben oder zum geregelten Schritt sich bequemen, wenn ihn nicht schon einer der ersten Sprünge zum Fall bringt und ihn ein ganzes Stück bergab

Digitized by Google

rollen läßt. Der richtige Gang seiner Vorbildung hätte ihm diese vergeblichen und oft unglücklichen Versuche ersparen müssen.

In der That — mag man auch diese schlimmen Erscheinungen im Culturleben der Jetztzeit aus vielerlei Ursachen ableiten wollen — unsere Schulen werden nicht ganz von dem Verdacht freigesprochen werden können, daß auch sie einen Theil der Schuld tragen. Man braucht deshalb nicht gerade zu behaupten, daß die Schule die Hauptursache des Uebels sei; auch sind solche Anschuldigungen immer mißlich, weil sie sich nicht leicht substanziiren lassen. Indessen läßt sich doch vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus sagen, daß die Schule allein im Stand ist, das Uebel zu bekämpfen, und daß sie bis zur Stunde dieser Aufgabe nicht wirksam nachgekommen ist. Auch soll hierdurch kein Vorwurf gegen irgend eine Gruppe von Schulen oder gegen die Organisatoren unseres Schulwesens erhoben werden; denn mit der Erkenntniß der Ursachen der Krankheiten, welche das Arbeitsleben unseres Volks betroffen hat, wird die Grundlage für die Heilung gewonnen werden können, und mit dieser Erkenntniß sind wir noch nicht weit gelangt. Das aber ist offenbar, daß sich in den Bildungsgang unseres Volks etwas eingeschlichen hat, was nicht dazu dient, uns in dem Fortschreiten nach oben zu fördern.

Soll ich versuchen, nach meiner subjectiven Ansicht auszusagen, was dieses etwas ist, so möchte ich noch einmal zu meinen Gleichnissen zurückkehren. Bevor wir anfangen, unseren selbständigen Berufsweg zu gehen, lernen wir zwar sehr Vieles und Vielerlei, wir lernen die Künste des Kletterns, des Springens, des Passirens über Gletscher und Gerölle; aber wir empfangen oft diese Lehren in einer Gegend, welche etwas weit von unserem Berufspfad abliegt, und andere Bedingungen zeigt, als wir sie bei unserer Berufswanderung benutzen müssen. Wir treten bei Beginn unseres Berufslebens in ein allzu unbekanntes Gebiet ein. Die Bildung, welche wir zu unserem Berufsleben mitbringen, hat oft keinen sehr leuchtenden Brennpunkt und gewöhnlich sehr ungleich lange Radien nach dem Gleichniß, welches ich zuerst benutzte; und die längsten Radien erstrecken sich zuweilen gar nicht einmal nach einer solchen Richtung, daß sie unseren Berufspfad gut aufzuhellen vermöchten. Wir haben eben nicht diejenige Art des Gehens gelernt, welche uns am zweckdienlichsten hätte werden können, und wandern auf schlecht erleuchtetem Gebiet. Da ist es kein Wunder, daß Viele den Weg verfehlen.

Unsere Bildung und besonders die Vorbildung für unser Berufsleben verläuft zu sehr in das allgemeine; und wenn auch diese allgemeine Bildung an sich für Jeden ein sehr wünschenswerther Besitz ist, so erstreckt sich unsere allgemeine Bildung allzu ungleich nach den verschiedenen Seiten.

Wer solche Sätze beweisen will, der wird sich unbedingt auf ein besonderes Berufsgebiet begeben müssen; es liegt in der Natur der Sache, daß ich hier das ärztliche Berufsgebiet betrete, nicht weil ich etwa der Ansicht wäre, daß es hier besonders schlimm aussähe — im Gegentheil bin ich der Ansicht, daß es hier viel besser steht, als auf manchen andern Gebieten —, sondern weil mir dieses Gebiet vertraut ist. Das ist aber nicht der einzige Grund, welcher mich bestimmt, die

Digitized by Google

Vorbildung und Bildung des Arztes hier im Zusammenhang mit den allgemeinsten Beziehungen der Bildung zu besprechen. Gerade für die Vorbildung des Arztes hat man in jüngster Zeit die Frage öffentlich aufgeworfen, ob dieselbe in der Form, in der sie lange üblich gewesen ist, genüge oder ob in dieser Beziehung eine bestimmte Aenderung eintreten soll. Bei der öffentlichen wie auch bei der privaten Diskussion hat sich eine bedeutende Divergenz der Ansichten kund gegeben. Erfreulich war die Theilnahme, welche diese Frage weit über die Kreise des ärztlichen Standes hinaus fand, und der Eifer, mit welchem man in die öffentliche Diskussion eintrat, bewies, daß das Interesse auch an einer Einzelfrage unseres öffentlichen Unterrichtswesens durch die gewaltigen materiellen Interessen, welche heute die Welt bewegen, nicht erstickt wurde. Weniger erfreulich war die Erscheinung, daß die Ansichten sehr schroff und unvermittelt einander gegenüber traten — wie ich glaube deshalb, weil man die Frage zu eng, von zu beschränkten Gesichtspunkten, bald ausgehend von den Interessen einer besonderen Gruppe unserer staatlich organisirten Vorschulen, bald ausgehend von den Interessen des ärztlichen Standes beurtheilte. Gewiß sind auch diese Factoren der Berücksichtigung im hohen Maße würdig: aber sie dürfen doch nicht allein entscheiden. Denn in Wirklichkeit soll doch das Problem gelöst werden: auf welchem Weg der Vorbildung und Bildung der Arzt zu dem möglichst hohen Grad seiner Berufsleistung gefördert werden kann, wobei jedoch der Begriff der Berufsleistung keineswegs nur auf die Leistung technischer Arbeit, sondern in breitester Weise auf das gesammte Gebiet der Ausübung ärztlicher Functionen bezogen werden soll.

Der Elementarunterricht kann hier, wie für jede andere Berufsart, deshalb bei Seite gelassen werden, weil er für alle Berufsarten der gleiche sein kann. Wir wenden uns sofort der Fachbildung des Arztes zu und constatiren, daß die Organisation unserer Bildungsanstalten*) die Vorbildung auf dem humanistischen Gymnasium, die Fachbildung auf der Universität für den künftigen Arzt vorschreibt. Das Gymnasium — und zwar das humanistische Gymnasium, welches bis vor einigen Jahrzehnten das einzige war, dann aber in der Realschule erster Ordnung, auch zuweilen Realgymnasium benannt, eine eigene Abzweigung erhielt — also das humanistische Gymnasium ist von dem Staat in umfassender Weise als die gemeinsame Vorbildungsanstalt für seine Beamten bestimmt. Aus ihm gehen bis zu dieser Stunde alle Geistlichen, alle Richter und mit einer kleinen Ausnahme**) auch alle Lehrer der höheren Lehranstalten, ferner auch die ärztlichen Staatsbeamten hervor. Die größere Mehrzahl der Aerzte gehört freilich, ebenso wie die Rechtsanwälte, nicht in die Zahl der besoldeten Staatsbeamten, jedoch bestimmt der Staat die Leistungen für die Staatsprüfung, ertheilt auf Grund dieser Leistungen dem Arzt ein Document, welches ihm die Befähigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis bezeugt (Approbation), regelt durch eine Taxe die Einnahmen des Arztes und wählt aus der Zahl der approbirten Aerzte auch die staatlich besoldeten Aerzte (Militärärzte, Aerzte für die

*) Ich beziehe mich hier und im folgenden wesentlich auf die Verhältnisse des preußischen Staats.

**) Die Ausnahme besteht darin, daß die Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer und der Mathematik, sowie der neueren Sprachen auch aus der Realschule I. Ordnung hervorgehen können (nicht müssen).

Digitized by Google

öffentliche Gesundheitspflege, Medicinalbeamte für die Regierungsbezirke, für die provinciale Medicinalcollegium u. s. w.). Man wird hiernach in vieler Beziehung dem Arzt den Charakter als Staatsbeamter nicht absprechen können.

So ist also die Vorbildungsschule für Geistliche, Richter, Aerzte und Lehrer der höheren Lehranstalten die gleiche. Diese Thatsache steht in einem bemerkenswerthen Gegensatz zum Individualisiren der Vorbildung, wie sie sich für verschiedene andere Berufsarten entwickelt hat. Man muß jedoch erwägen, daß wir es bei dieser Einheit der Vorbildung für die wichtigsten Kategorien der höheren Staatsbeamten nicht mit einer zufälligen organisatorischen Bestimmung, sondern mit einer historisch entwickelten Institution zu thun haben. Es ist nur die Frage, ob die Entwicklung der Institution nicht in der nächsten Zukunft weitere Schritte zu thun haben wird.

Die Abgangsprüfung (Abiturientenexamen) des humanistischen Gymnasiums, welches seine Schüler zur Universität entläßt, gibt die Gewähr, daß der junge Mann ausgerüstet mit einer beachtenswerthen Summe von Kenntnissen in seine Universitätsstudien eintritt. Hier trennen sich die Fächer nach den Facultäten. Das Universitätsstudium setzt nun in den Haufen von Kenntnissen, welche der Student vom Gymnasium mitbringt, das spätere Berufsfach als Mittelpunkt ein. Wir sahen ja schon, wie in der Bildung des fertigen Mannes das Fachwissen den Brennpunkt darstellen soll, um welchen sich das sonstige Wissen radienartig anordnen soll, und es ist die wichtige Aufgabe der Universität, diese Verschmelzung der Fachbildung mit der allgemeinen Vorbildung so zu vollziehen, daß eine möglichst homogene, für das spätere Berufsleben leistungsfähige Bildung erzielt werde.

Diese Aufgabe ist für alle vier Facultäten dieselbe, sie ist aber nicht für jede derselben gleich schwer oder gleich leicht zu lösen. Man kann bestimmt behaupten, daß hier das medicinische Studium und das Studium der classischen Philologie die beiden Extreme darstellen, von welchen das erstere in dieser Beziehung die schwierigste, das letztere die leichteste Aufgabe zu lösen hat. Es soll hiermit aber keineswegs behauptet werden, daß das erstere überhaupt das schwierigste, das letztere das leichteste Studium sei; vielmehr ist hier ausschließlich von den Beziehungen die Rede, welche zwischen der Art der Vorbildung auf dem humanistischen Gymnasium und der Art des Fachstudiums auf der Universität obwalten. Wenn ich die verschiedenen Kenntnisse, welche der Schüler des humanistischen Gymnasiums bis zu seiner Abgangsprüfung sammelt, mir wieder radienartig zusammengeordnet vorstelle, so erkenne ich ein breites Bündel sehr langer Radien, welche der Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache angehören, daneben ordnen sich in verschieden schmalen Bündeln mit kurzen Radien die Kenntnisse in der Geschichte, in den neueren Sprachen, in der Geographie, in der Mathematik und endlich in der Naturkunde. Man braucht nur den Lectionsplan eines humanistischen Gymnasiums in die Hand zu nehmen, um sich aus der Vertheilung der Stunden für die einzelnen Fächer die Ueberzeugung zu verschaffen, daß das Ergebniß des Unterrichts eine höchst ungleiche Vertheilung und Länge der Wissensradien sein muß. Selbst wenn der Vorwurf, welchen man einzelnen humanistischen Gymnasien macht, daß sie noch weit über das Verhältniß der ungleichen Stundenvertheilung hinaus die classischen Sprachen in den Vordergrund der Unterrichtsaufgaben stellen und dabei besonders den mathe-

Digitized by Google

matischen und naturkundlichen Unterricht verkümmern lassen, ganz unberechtigt wäre, so kann doch die heute gültige Stundenvertheilung auch mit gerechter Rücksicht auf jedes einzelne Fach kein anderes Resultat haben, als: eine große Summe von Kenntnissen der alten Sprachen, und eine kleine Summe von Kenntnissen in der Mathematik und der Naturkunde.

Der Universitätslehrer der classischen Philologie erhält nun seinen jungen Studenten in einer Ausstattung von Vorbildung, welche für die berufsmäßige Ausbildung in seinem Fach die denkbarst günstige ist. Der Brennpunkt für die Bildung ist eigentlich schon auf dem Gymnasium gegeben worden; er braucht nur mit mehr Lichtstärke ausgerüstet zu werden, und das Gleichgewicht, wie es auf dem Gymnasium schon angestrebt wurde, wird nicht weiter gestört. Das Universitätsstudium wird in diesem Fach zur einfachen Fortsetzung des schon auf dem Gymnasium eingeschlagenen Bildungsganges, wobei selbstverständlich an die Stelle der durch die strenge Methodik der Schule beengten Bewegung die freie Bewegung der wissenschaftlichen Arbeit tritt. Wie steht es aber um den jungen Mediciner?

Ihm beginnt das Universitätsstudium eigentlich nur mit einer zweiten Phase der Vorbildung für seinen späteren Beruf, nicht mit dem Fachstudium selbst. Er muß die beiden ersten Jahre seines Studiums wesentlich und fast ausschließlich auf den Erwerb naturwissenschaftlicher Vorkenntnisse verwenden, und zwar in Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Mineralogie. An diese Disciplinen schließen sich noch die eigentlich medicinischen Zweige der Naturwissenschaften, die Anatomie und die Physiologie, die Lehre von der Zusammensetzung und die Lehre von den lebendigen Vorgängen des gesunden menschlichen Körpers. Was nun der junge Mediciner an Kenntnissen in diesen Gebieten sich erwirbt das fügt sich an die kümmerlichen Kenntnisse an, welche er in dem Gebiet der Naturkunde auf dem humanistischen Gymnasium erhielt, und diese Gymnasialvorbildung kommt durch die naturwissenschaftliche Vorbildung, welche die Radien der Kenntnisse nach einer ganz anderen Seite treibt, in ein bedenkliches Schwanken. Man darf sich nicht etwa vorstellen, daß diese neuen Radien der naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu den alten langen Radien der classischen Gymnasialvorbildung ein passendes Gegengewicht bilden. So schnell eben das naturwissenschaftliche Studium fortschreitet, so schnell verkümmert die Kenntniß der alten Sprachen, weil diese keine Pflege mehr erhält. Die Bildungsmasse schwankt von der einen Seite, wo sie im Gymnasium ihren Schwerpunkt erhielt, nach der entgegengesetzten Seite hinüber, und noch fehlt ja in diesen beiden ersten Studienjahren der Mittelpunkt des Berufswissens, welcher der Bildungsmasse ihren inneren Halt geben soll. Daß aber dieser Halt unter solchen Umständen in den beiden letzten Studienjahren nur unter schwierigen Verhältnissen gewonnen werden kann, ist leicht begreiflich.

Wäre es unter diesen Umständen nicht richtig, für den Mediciner wenigstens einen Theil seiner naturwissenschaftlichen Vorbildung in die Vorschule außerhalb des Universitätsstudiums zu verlegen?

Indem ich geneigt bin, diese Frage zu bejahen, verkenne ich nicht, daß mit diesem Schritt, neben den Vortheilen, welche er bietet, unzweifelhaft große Nachtheile verbunden sind. Es fragt sich, ob bei Abwägung der Vortheile und

Digitized by Google

Nachtheile die Waage nach der einen oder anderen Seite einen Ausschlag gibt. Wenn der Schüler, welcher sich zum Arzt ausbilden wird, wüßte, welche Art von Vorkenntnissen ihm für das Studium und für seinen Beruf am nützlichsten ist, und wenn er in den Einzelheiten seiner Vorbildung freie Hand hätte, er würde zweifellos schon früh den Schwerpunkt seiner Vorstudien nicht in den alten, todten Sprachen, sondern in der Naturkunde und den neuen, lebendigen Sprachen suchen. Das kann gar keinem Zweifel unterliegen; und doch — ich muß von meinem Gesichtspunkte die Möglichkeit zugeben — er könnte sich vielleicht in diesem Schritt sehr zu seinem Schaden, zum Schaden seiner künftigen Kranken, zum Schaden seines künftigen Standes irren. Ich habe ja selbst eingangs hervorgehoben: Bildung ist nicht identisch mit Wissen, sondern zu dem Wissen muß sich das Können fügen. Und nun wird von vielen Seiten behauptet: das Erlernen der alten Sprachen verfolgt nicht den Selbstzweck, daß der Schüler Sprachkenntnisse aufsammele, sondern erzieht den jugendlichen Geist zu strengen Formen seiner Thätigkeit, verleiht ihm Denkkraft und gesunde Denkmethodik; hierdurch wird das spätere Können des Schülers — gleichgültig, welches Berufsfach er wähle — besser gefördert, als auf anderem Wege.

In der ganzen Frage für und wider eine Aenderung der Vorbildung des Arztes ist es in keinem Punkt so schwierig die richtige Entscheidung zu geben, als in diesem. Er ist das Punctum saliens der ganzen Frage. Ich halte es für absurd, in dem Erlernen der alten Sprachen das erziehliche Moment für die Denkkraft leugnen zu wollen; denn nimmermehr würden so viele Tausende leistungsfähiger Staatsbeamter, einschließlich der Aerzte, eine Zierde unseres Staats- und Volkslebens sein, wenn dieses Moment fehlen sollte, oder wenn es auch nur ein geringes wäre. Aber entbehren denn die Elemente der Naturwissenschaften, wie sie auf den Vorschulen gelehrt werden können, dieses erziehlichen Moments?

Wir behaupten: dieses Moment ist vorhanden und ist ein größeres, als man bis jetzt im Allgemeinen zuzugestehen pflegt. Auch ist dies Moment bei den regen Fortschritten der Naturwissenschaften in stetem Wachsen begriffen und alliirt sich mit dem verwandten erziehlichen Moment der Mathematik, dessen Existenz ohnehin nicht bestritten werden kann. Naturwissenschaft und Mathematik lehren aber dem jugendlichen Geist nicht etwa in absoluter Identität dieselbe Methodik des Denkens, wie das Studium der alten Sprachen und alten Schriftsteller sie lehrt. Jene, Mathematik und Naturwissenschaft, verleihen dem jugendlichen Geist die Methode des exacten Denkens, die schneidig scharfe Art, die Denkkraft zum Feststellen der bestimmten Zahl oder des Naturgesetzes zu benutzen, welches im Gegensatz zu anderen Gesetzen keine Ausnahmen duldet; diese, die alten Sprachen, geben dem jugendlichen Geist eine weniger reale, eine mehr formale Ausprägung, sie lehren ihm Regeln, deren Ausnahmen oft kaum weniger wichtig sind, als die Regel selbst, sie bieten aber auch wieder den Vortheil, daß ihr Studium der jugendlichen Phantasie einen gewissen Spielraum gibt und diese Phantasie edlen Zielen zuzuwenden vermag. Dieser letztere Vortheil des Studiums der alten Sprachen ist für den jugendlichen Schüler hoch anzuschlagen; er fehlt gänzlich dem Studium der Mathematik, welche, wenn sie von Jugend auf als alleiniges Bildungsmittel für den jugendlichen Geist dienen sollte, nur ein trauriges Product eines trockenen,

Digitized by Google

phantasielosen Gehirns, eines Kopfes, welcher für die meisten Berufsaufgaben geradezu untüchtig wäre, liefern könnte. Keineswegs aber ist ein gut geleiteter Unterricht der Naturkunde unfähig, der Phantasie des Knaben einen nützlichen Reiz zu geben und die Phantasie einer schönen und edlen Richtung zuzuwenden.

Nach alledem meine ich, man dürfe die Frage der Vorbildung für das medicinische Studium und den ärztlichen Beruf gar nicht so stellen, daß man sagt: entweder die eine — oder die andere Art der Vorbildung. Vielmehr lautet unsere Forderung so: wir wollen eine Vorbildung, welche das Studium der alten Sprachen um etwas beschränkt, das Studium der Naturkunde und Mathematik um eben so viel ausdehnt. Das ist eine Forderung unserer Zeit und sie wird sich um so weniger bei Seite schieben lassen, als jeder Fortschritt der Naturwissenschaften diese Forderung mehr und mehr betont. Hier drückt von Jahr zu Jahr ein schwereres Gewicht in die Wagschale, während in die Wagschale des Studiums der alten Sprachen keine neuen Gewichte mehr fallen werden. Wenn man sich auch alle Mühe gibt, den Leistungen der classischen Philologie gerecht zu werden, so läßt sich doch in der That nicht voraussehen, was diese Leistungen dem erziehlichen Moment, wie es in dem Studium des Cornelius Nepos und Xenophon bis aufwärts zum Virgil, Cicero, Sophocles und Demosthenes begründet ist, wesentlich hinzufügen könnten. Auf dieser Seite Stillstand, auf jener rapide Bewegung.

Mancher Leser wird geneigt sein, in der Erfüllung der gestellten Forderung trotz alledem einen Rückschritt in dem zu finden, was man unsere gelehrte Bildung zu nennen pflegt. Gerade diese Empfindung ist es, welche sich der Erfüllung unserer Forderung entgegen stemmt. Aber hier darf ich mich auf meine allgemeinen Erörterungen über den Begriff der Bildung beziehen. Wird man den Mann, welcher am Ende seines Bildungsgangs ein Minus in der Kenntniß der alten Sprachen, ein Plus in der Kenntniß der Naturwissenschaften aufweist, deshalb den weniger gebildeten Mann nennen dürfen? Wie steht es denn eigentlich mit dem Manne, welcher das Plus auf Seite der alten Sprachen und das Minus auf Seiten der Naturwissenschaften zeigt? Sollte das wirklich der Gebildetere sein? Man hat in der That bisher bei der Feststellung einer hohen allgemeinen Bildung ganz merkwürdig geringe Anforderungen in der Richtung der Naturwissenschaften gestellt; man ist noch heute daran gewöhnt, einen Mann, welcher das Gymnasium absolvirte, dann während seines Fachstudiums auf der Universität mit den Naturwissenschaften nicht in die geringste Berührung kam und in der Zeit seines Fachstudiums von den kümmerlichen Kenntnissen, welche er vom Gymnasium über die Vorgänge der Natur mitbrachte, noch vieles vergessen hat, ohne weiteres einen „Gebildeten" zu nennen. Man stellt sich hierbei gar nicht einmal die Frage, ob der Betreffende dadurch seiner Bildungspflicht genügte, daß er auf anderem Wege — außerhalb seines Fachstudiums — sich eine elementare Kenntniß von den Vorgängen und Gesetzen der Natur zu verschaffen versuchte und so auf irgend eine Weise nach dieser Richtung seiner Bildungspflicht genügt hat. Diese süße Gewohnheit, welche Männer für gebildet erklärt, deren Bildung doch schon manchem Zweifel unterliegen kann, dürfte sich wol im Laufe der nächsten Zeiten wesentlich ändern.

Der tiefste und wichtigste Grund, welcher uns die Forderung stellen läßt, daß die Vorbildung des künftigen Arztes schon in der Schule nach der Richtung

Digitized by Google

der Naturwissenschaften erweitert werde, liegt aber in den eigenthümlichen Verhältnissen der eigentlichen ärztlichen Fachbildung. Es wäre ein schwerer Irrthum, zu glauben, daß diese Fachbildung durch die Beendigung des Universitätsstudiums oder durch die Leistung der Staatsprüfung auch nur annähernd so weit abgeschlossen würde, wie dieses für das Studium der Theologie, Jurisprudenz und Philologie geschieht. Gewiß muß auch noch der Geistliche, der Richter und der Gymnasiallehrer in seinem Beruf weiter lernen; aber für den Arzt fängt eigentlich bei der ungeheuren Vielfachheit seiner Berufsaufgaben das echte Studium erst mit der Ausübung der Praxis an. Die Bildung, welche der Arzt von der Universität in seinen Beruf mitbringt, kann nur eine unvollkommene sein. Die zwei letzten Studienjahre, welche für den Studirenden der Medicin nach Abschluß der naturwissenschaftlichen Vorstudien das eigentliche Studium der Medicin umfassen, sind zeitlich ungenügend, um den Studirenden zum fertigen Arzt heranzubilden. Wird auch noch ein drittes Studienjahr hinzugefügt, so wird auch dadurch nicht viel gebessert werden. Es liegt auch in der Vielseitigkeit der medicinischen Wissenschaften, in ihrem innersten Wesen begründet, daß der Arzt vom Beginn seiner Berufsthätigkeit gezwungen ist, selbstthätig seine ärztliche Bildung durch eigene Beobachtung zu ergänzen. Bei anderer Gelegenheit habe ich dieses Verhältniß näher zu begründen versucht, und ich darf, um mich nicht zu wiederholen, auf diesen Versuch verweisen.*)

So ist also der Arzt in der Ergänzung seiner Bildung auf die eingangs erwähnte „Bildung durch das Leben" angewiesen, und diese Aufgabe selbstthätiger Fortbildung vermag er nur mangelhaft zu erfüllen, wenn er nicht von der strengen Methode der naturwissenschaftlichen Beobachtung geleitet wird. So könnte und müßte der Unterricht der Vorbildungsschule, wenn er eben in der Richtung der Naturwissenschaften erweitert würde, in dieser Bildung durch das praktische Leben für den Arzt die besten Früchte tragen. Die Reminiscenzen an Cicero und Homer werden ihm bei dieser Aufgabe höchstens ein Lächeln über den Unterschied von Einst und Jetzt, von Vorschule und Berufsthätigkeit auf die Lippen rufen.

Ueberall bin ich bis hierher bemüht gewesen, den innersten Kern der aufgeworfenen Frage von der Vorbildung und Bildung des Arztes nicht zu verlassen. Zum Schluß würde ich mich der äußeren Schale dieses Kerns nähern und meine Vorschläge zur praktischen Organisation der Vorbildung und Bildung des Arztes präcisiren müssen. Da kämen wir denn zu den leidigen Fragen: erleiden die Gymnasien eine zu schwere Einbuße, wenn man ihnen die Vorbildung zum medicinischen Studium entzieht? Kann man durch eine leichte Aenderung des Lehrplans der Gymnasien den Anforderungen der Vorbildung zum medicinischen Studium gerecht werden? Wird diese etwaige Aenderung der Vorbildung zu anderen Berufsarten keinen Schaden bringen? Oder dürfen wir den Realschulen erster Ordnung die Vorbildung zum medicinischen Studium anvertrauen? Und würde dann an dem Lehrplan der letzteren eine Aenderung ohne Schädigung der sonstigen Interessen dieser Schulen eintreten müssen? Oder endlich, wenn die

*) Der Arzt in seinen Beziehungen zu der Naturforschung und zu den Naturwissenschaften. Vortrag, gehalten auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Cassel. 1878. Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig.

Digitized by Google

Organisation der Vorschulen ein Noli tangere wäre, würde dann nicht durch Verlängerung der Zeit für die Universitätsstudien, durch Regelung des Lehrplans auf der Universität Abhülfe zu bringen sein?

Wenn ich alle diese Fragen an diesem Orte unbeantwortet lasse, so geschieht das keineswegs, weil ich mich vor einer Antwort scheue. Ich glaube jedoch dieser Pflicht in einer besonderen kleinen Schrift*) nachgekommen zu sein, in welcher ich mich, ähnlich wie dieses von einigen meiner gleichgesinnten Collegen öffentlich geschehen ist, für die Zulassung der Realschulabiturienten zum medicinischen Studium erklärte. Dieselbe Ansicht haben auch einige medicinische Facultäten der preußischen Universitäten, jedoch nur eine Minderzahl, ausgesprochen. Derselben Ansicht schloß sich die Petitionscommission des Reichstags in seiner letzten Wintersession an. Aber es liegt keine Veranlassung vor, genauere Vorschläge in dieser Richtung noch einmal zu dieser Stunde zu begründen. Das preußische Unterrichtsministerium, welches in dieser Frage unter den officiellen Factoren die entscheidendste Stimme abgeben muß, hat sich gegen die Zulassung der Realschulabiturienten entschieden, nachdem eine übergroße Mehrzahl der über ganz Deutschland verbreiteten Aerzte-Vereine sich in gleichem Sinne ausgesprochen hatte. Es war gewiß nicht überflüssig, von den Aerzte-Vereinen ein Gutachten einzufordern; man konnte aber voraussehen, daß die Aerzte nicht allzu bereit sein werden, den Werth der eigenen Vorbildung, welche sie einst genossen, allzu gering anzuschlagen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre eigene Schwäche einzugestehen. Unter diesen Umständen betrachte ich es, obgleich die ungeheure Mehrheit der Aerzte sich für die Beibehaltung der Gymnasialvorbildung aussprach, doch als ein gutes Zeichen, daß eine bedeutende Mehrheit auch die Forderung aufstellte, daß der Unterricht in Mathematik und Naturkunde auf den Gymnasien eine qualitative und quantitative Steigerung erfahren solle. Auch ist in der That eine geringfügige Vermehrung der Unterrichtsstunden für Mathematik in Aussicht genommen worden; ich fürchte nur, daß der erwartete Erfolg ausbleiben wird, weil mit dieser geringen Verschiebung das Uebergewicht der Lehrstunden für alte Sprachen doch in Geltung bleiben wird.

Noch bevor diese Zeilen zum Druck gelangen, wird voraussichtlich der Bundesrath für das deutsche Reich die Beschlüsse des preußischen Unterrichts-Ministeriums sanctioniren und in der neuen Ordnung für die Staatsprüfung der Aerzte im deutschen Reich wird die Bestimmung aufrecht erhalten bleiben, daß der Arzt als Vorbildungsschule das humanistische Gymnasium benutzen muß. So wird noch einmal das conservative Princip in der staatlichen Organisation der ärztlichen Bildung einen Sieg feiern. Daß in einer solchen Zeit meine Erörterungen keinen agitatorischen Zweck verfolgen, ist an sich klar; sie würden überhaupt zwecklos sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß der allgemeine Kampf um Stabilität oder Bewegung in der Organisation unserer Bildungsanstalten doch zu keinem definitiven Friedensschluß führen kann. So sicher sich das Wissen durch die wissenschaftliche Forschung fortbewegt, so sicher wird die Organisation unserer Bildungs- und Vorbildungsanstalten der Bewegung des Wissens folgen müssen. Die Bewegung der

*) Sollen Realschulabiturienten zum medicinischen Studium zugelassen werden? Greifswald 1879. Erschienen in der Druckerei von Kunike.

Digitized by Google

Naturwissenschaften vollzieht sich so schnell, daß ihnen ein Theil der Aufgaben der allgemeinen Bildung und der wichtigste Theil der Aufgaben der ärztlichen Fachbildung zufallen muß. Kein Schriftsteller, welcher den Interessen dieser Bewegung folgt, wird besorgt werden, wenn noch einmal das alte System durch eine neue Verordnung besiegelt und der Stillstand legitimirt wird. Ich wenigstens getröste mich mit der Ueberzeugung: dem Gedanken, welchem ich hier wie an anderen Orten Ausdruck gegeben habe, gehört die Zukunft, ich möchte sogar glauben, eine sehr nahe Zukunft.

Der Planet Vulkan.

Von
Professor F. Zech.
Stuttgart.

Am 23. September 1846 wurde auf der Berliner Sternwarte der Planet Neptun von Galle gefunden, nachdem der französische Astronom Leverrier durch Rechnung auf seine Existenz geschlossen hatte. Es war schon der Königsberger Astronom Bessel, welcher vermuthet hatte, daß jenseits des im Jahr 1781 von Herschel entdeckten Uranus noch ein Planet vorhanden sein müsse, da Uranus Unregelmäßigkeiten in seiner Bahn zeigte, die kaum anders als durch die Anziehung eines solchen Planeten jenseits der Grenzen des bis dahin bekannten Sonnensystems erklärt werden konnten. Auf Antrieb Arago's machte sich Leverrier an die neue Aufgabe, aus den unregelmäßigen Bewegungen eines Planeten, aus seinen Abweichungen von der elliptischen Bahn, die er um die Sonne beschreibt, oder wie der Astronom kurz sagt, aus seinen Störungen die Ursache der Störung zu finden. Nachdem es ihm gelungen war, dem störenden Planeten am äußersten Ende unseres Sonnensystems seinen Platz anzuweisen, wandte er sein Augenmerk auf die Planeten, welche in nächster Nähe der Sonne ihre Bahnen beschreiben, auf Venus und Merkur. Auch hier fand er Unregelmäßigkeiten, die er einem noch unbekannten Planeten innerhalb der Merkursbahn zuschreiben zu müssen glaubte. Bis an seinen Tod, der genau 31 Jahre nach der Entdeckung des Neptuns, am 23. September 1877 erfolgte, suchte er nach Beweisen von der Existenz eines solchen intramerkuriellen Planeten. Eine directe Berechnung der Stellung desselben wie bei Neptun ging nicht wol an, da es sich nur um ganz kleine Störungen handelte, verursacht durch einen Planeten, dessen Masse etwa die des Merkur sein mußte, dessen Wirkung also gegenüber der nahen Sonne ungemein gering war.

Für gewöhnlich konnte der gesuchte Planet, der noch unbekannt schon den Namen „Vulkan" erhalten hatte, nicht wol gesehen werden, wegen zu großer Nähe an der Sonne. Es gab aber zwei Ausnahmsfälle, wo er sichtbar werden mußte, einmal, wenn er vor der Sonne vorüberging und dann, wenn die Sonne verfinstert war.

Im ersten Falle mußte er auf der Sonnenscheibe als kleiner schwarzer Kreis erscheinen, wie der Merkur oder die Venus bei ihren Vorübergängen vor der Sonne. Eine Verwechselung mit Sonnenflecken war durch die rasche Bewegung ausgeschlossen, der Vorübergang konnte höchstens einige Stunden dauern (bei

Digitized by Google

Merkur und Venus höchstens 6—7 Stunden), während die Sonnenflecken mehr als 12 Tage brauchen, um von einem Rand der Sonne zum anderen zu gelangen, wenn sie überhaupt so lange dauern. Aber allerdings wird es nicht genügen, blos aus der kreisrunden Gestalt auf einen Planeten zu schließen, es muß zugleich die Geschwindigkeit der Bewegung über die Sonnenfläche hin bestimmt werden. Am bekanntesten ist die Beobachtung von Lescarbault, Arzt in Orgères, geworden, welche am 26. März 1859 gemacht wurde und ziemlich genaue Anhaltspunkte für die Bahnbestimmung zu geben schien. Die Entfernung des Planeten von der Sonne sollte etwa 3 Millionen Meilen sein, seine Umlaufszeit 20 Tage betragen, die Neigung seiner Bahn gegen die Erdbahn etwa 12 Grad. Auch andere Beobachtungen ähnlicher Art wurden nun aufgefunden, Beobachtungen kleiner, schwarzer Scheiben, die sich auf der Sonnenscheibe zeigten und an denen eine verhältnißmäßig rasche Bewegung wahrgenommen wurde, im Ganzen etwa fünfzehn.

Im Januar 1879 veröffentlichte Ritter v. Oppolzer in Wien eine Bahn, die er aus acht dieser Beobachtungen berechnet hatte. Wenn die Bahn, wie die Beobachtung von Lescarbault zu zeigen schien, ziemlich stark gegen die Erdbahn geneigt war, so konnte der Planet nur dann vor der Sonne erscheinen, wenn er sich nahe in einem seiner Knotenpunkte, d. h. in einem der zwei Punkte, in der er die Erdbahnebene schneidet, befand. Die Vorübergänge mußten also für kürzere Zeitperioden, wo die Knotenpunkte ihre Lage wenig ändern, immer nur in bestimmten, um ein halbes Jahr auseinander liegenden, Jahreszeiten stattfinden. Da die meisten Beobachtungen in den März und October fielen, so legte er nur diese (und eine vom September datirte) seiner Rechnung zu Grunde, nahm also an, daß die Erde im März und October ungefähr in gerade Linie mit den Knotenpunkten und der Sonne sich stelle. Nach dieser Bahn sagte Oppolzer einen Vorübergang des Planeten vor der Sonne auf 19. März 1879 Vormittags voraus, und erklärte, weitere Untersuchungen bis zum Eintritt dieses entscheidenden Datums aufschieben zu wollen.

Der 19. März kam, ein vollkommen klarer Vormittag (der Vorübergang sollte zwischen 6 und 11 Uhr ungefähr stattfinden): die Sonne zeigte um diese Zeit gar keine Sonnenflecken, aber auch keine Spur von einem vorübergehenden Planeten. In Folge der Nachrichten von den europäischen Sternwarten, wonach kein Vulkan gesehen worden, erklärte Oppolzer schon am 21. März seine Rechnung als nicht zutreffend.

Schon früher war gegenüber der Ansicht Leverrier's, daß die Beobachtung von Lescarbault für einen Planeten Vulkan spreche, geltend gemacht worden, daß ein Planet, dessen Größe nicht zu sehr von der des Merkur abweiche und der nur eine Entfernung von 3 Millionen Meilen von der Sonne habe, bei einer totalen Sonnenfinsterniß, wenn er nicht zufällig vor der Sonne vorübergeht, so hell leuchten müsse, daß er den Beobachtern solcher Finsternisse nicht wohl hätte entgehen können. Als daher wieder eine totale Sonnenfinsterniß bevorstand, am 29. Juli 1878, welche in Nordamerika gut zu beobachten war, bereiteten sich die amerikanischen Astronomen vor, sie zur Aufsuchung des Vulkan zu benutzen. Am 3. August kam die telegraphische Nachricht nach Europa, daß Professor Watson (Director des Observatoriums in Ann Arbor, bekannt durch Entdeckung einer großen Zahl kleiner Planeten)

Digitized by Google

wirklich einen Planeten, der so hell wie ein Stern vierter Größe erschien, in der Nähe der Sonne gefunden habe. Nach einem späteren Berichte war das gesehene Object nicht ganz vierter Größe, und lag zwischen der Sonne und einem Stern im Krebs, der mit dem griechischen Buchstaben δ bezeichnet wird. Watson sah jenes Object und den Stern zu gleicher Zeit, und glaubt sagen zu können, daß das neue Object eine ausgesprochenere Kreisform gezeigt habe, als die scheinbare des Sternes im Krebs. Nachdem die Lage des neuen Objects bestimmt war, suchte er weiter in der Umgebung der Sonne und fand wieder einen hellen Gegenstand, welchen er für den Stern ζ im Krebs hielt. Unmittelbar darauf war die totale Finsterniß vorbei. Diese Beobachtungen wurden in Wyoming gemacht, nicht auf dem Observatorium von Ann Arbor, weil hier die Finsterniß nicht total war. Nach der Rückkehr fand Watson, daß auch das zweite Object neu sei, nicht der Stern ζ im Krebs, sondern um ein bis zwei Sonnenbreiten östlicher, doch will er nicht behaupten, daß nicht vielleicht ein Irrthum hier stattfinde, weil gegen Ende der Finsterniß ein Windstoß möglicherweise die Lage des Fernrohrs änderte und eine Wiederholung der Beobachtung nach wieder erschienenem Sonnenlicht unmöglich war. In einer späteren Mittheilung jedoch, nachdem er über die Stärke des Windstoßes bei seinen Mitbeobachtern Erkundigung eingezogen, glaubte Watson behaupten zu dürfen, auch das zweite neue Object, so hell wie ein Stern dritter Größe, sei ein intramerkurieller Planet.

Ein anderer amerikanischer Astronom, Director der Sternwarte in Clinton, C. H. F. Peters, ebenso bekannt durch seine Entdeckungen kleiner Planeten, trat nun auf und suchte nachzuweisen, daß die beobachteten Objecte nichts anderes seien, als die zwei Sterne im Krebse, ja daß überhaupt zwischen der Merkursbahn und der Sonne kein Planet vorhanden sei, daß ein Planet Vulkan gar nicht existire. Es sei auffallend, daß die zwei neuen Objecte in Beziehung auf die zwei Sterne δ und ζ im Krebse ganz ähnliche Lage haben, so daß eine kleine Aenderung der Lage der Kreise, die zur Messung dienten, das eine Object mit dem einen, das andere mit dem anderen Sterne zusammenfallen lassen würde. Da Anfangs Watson selbst das zweite Object als ζ im Krebs betrachtet habe, so sei sehr wahrscheinlich, daß wirklich durch einen kleinen Fehler in der Feststellung der Kreise und bei der Schwierigkeit der Markirung in dem Halbdunkel die zwei Sterne in ihrer Lage irrthümlich bestimmt und daher als neue Objecte gesehen worden seien.

Es ist gewiß sehr bedenklich, in solcher Art die Beobachtung eines Anderen, in unserem Falle die eines vollkommen Sachverständigen, anzweifeln zu wollen, und es hat sich deswegen auch Watson sehr energisch gegen ein solches Verfahren ausgesprochen und Peters als bekannten Feind von Leverrier denuncirt. Aber Peters hat noch weitere Argumente vorgebracht, die für seine Ansicht sprechen.

Watson sagt, das zuerst gesehene Object habe eine deutliche runde Scheibe gezeigt, nicht wie die scheinbaren Scheiben, welche die Fixsterne in größeren Fernröhren in Folge des Durchgangs der Lichtstrahlen durch eine verhältnißmäßig enge Oeffnung zeigen. Wenn das Object wirklich ein Planet war, so hätte er, da er seitlich von der Sonne stand, nicht als runde Scheibe, wie der Vollmond, sondern nur theilweise beleuchtet, ähnlich den Vierteln oder Zwischenformen des Mondes, erscheinen müssen, wie wir das bei Venus und Merkur sehen.

Digitized by Google

Wenn aber das Object in solcher Nähe der Sonne nicht einmal den Glanz eines Sternes vierter Größe hatte, so ergibt sich nach einer von Argelander gegebenen Regel, daß dasselbe so klein sein müßte, daß zum mindesten eine Million ähnlicher Körper nöthig wäre, um im Ganzen eine Masse, ähnlich der des Merkur, zu geben, wie von dem Vulkan verlangt wird, um die Störungen des Merkur zu erklären. Es könnte also nicht der Vulkan sein, der gesucht wird, sondern einer von vielen Vulkanoiden, die sich innerhalb der Merkursbahn um die Sonne bewegen müßten.

Nachdem dann Peters nachgewiesen hat, daß die sogenannten früheren Erscheinungen des Vulkan die allerverschiedensten Zeiten — von dreiviertel bis zu sechs Stunden — für den Vorübergang vor der ganzen Breite der Sonne ergeben, und daß kein Astronom, so viele deren das Studium der Sonnenflecke zu dem ihren gemacht, einen ungewöhnlich rasch sich bewegenden Punkt auf der Sonnenoberfläche beobachtet habe, erklärt er, daß nach Allem kaum etwas zu Gunsten der Existenz eines intramerkuriellen Planeten angeführt werden könne. Ein Körper, nahe so groß als Merkur, müßte in jener Nähe der Sonne bei einer totalen Sonnenfinsterniß etwa viermal so hell als Venus in ihrem hellsten Glanze erscheinen, also längst schon mit bloßen Augen gefunden sein. Wenn es aber eine große Anzahl Vulkanoide gäbe, so wäre bei der seit Jahrzehnten stattfindenden genauen Beobachtung der Sonne ein Nichtbemerken derselben um so auffallender. Endlich aber einen ganzen Schwarm meteorartiger Körper anzunehmen, dafür spreche keine einzige Erfahrung.

Watson hat sich auf diese Fragen nicht weiter eingelassen, er hat im vergangenen Jahre eine neue Sternwarte im Staate Wisconsin bezogen, und ist vollauf mit deren Einrichtung beschäftigt, er beharrt aber, wie oben gesagt, bei der Richtigkeit seiner Entdeckung.

Wenn nun Peters zum Resultat kommt, daß das intramerkurielle Gespenst bald verschwinden werde, so bleibt ihm noch zu beantworten übrig, wie dann die noch vorhandenen unerklärten Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Merkur zu erklären seien. Er glaubt, daß dies möglich sei, wenn man die Bahn dieses Planeten neu studire an der Hand des Gesetzes von W. Weber, das dieser deutsche Naturforscher zuerst für die Einwirkung der elektrischen Theile auf einander aufgestellt hat und das mit dem Newton'schen Gesetze der allgemeinen Gravitation nur für Körper übereinstimmt, deren Entfernung sich nicht ändert.

Schon seit Jahrzehnten hat Weber gezeigt, daß das Gesetz, welches Ampère über die Wechselwirkung beweglicher galvanischer Ströme auf dem Wege des Experiments gefunden hatte, darauf hinausführe, daß die Einwirkung zweier elektrischer Theilchen nicht blos von ihrem Abstand abhänge, wie das bei dem Newton'schen Gesetz der allgemeinen Anziehung der Fall ist, nach welchem die Anziehung zweier Körper umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung stattfindet; es hänge vielmehr jene Einwirkung auch noch ab von der Aenderung des Abstandes der zwei Theile, von der Geschwindigkeit, mit der sie sich nähern oder von einander entfernen, und von der Aenderung dieser Geschwindigkeit oder der Beschleunigung. Erst in der neueren Zeit haben sich die Naturforscher wieder mehr mit diesem Gesetze beschäftigt. In Deutschland wurde angezweifelt, ob es mit der Erhaltung der Kraft ver-

Digitized by Google

einbar sei, aber W. Weber selbst hat den Beweis dafür gegeben. In England (Thomson und Tait) wurde es bestritten, weil es nicht mit Newton's großem Gesetze harmonire. Allein es ging aus allen Anfechtungen siegreich hervor, und bemerkenswerth immerhin wäre es, wenn in ihm sogar ein Mittel läge, noch unerklärte Störungen von Himmelskörpern klar zu legen.

Wie das möglich ist, läßt sich begreifen, wenn man daran denkt, daß die gegenseitige Bewegung der electrischen Theilchen eine ungemein große ist, entsprechend der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Electricität. Ist dagegen diese Bewegung eine verhältnißmäßig unbedeutende, beträgt die Annäherung oder Entfernung in der Secunde nur einige Meilen, wie bei den Körpern unseres Sonnensystems, statt der vielen tausend Meilen der electrischen Theilchen, so verschwindet der von der Geschwindigkeit abhängige Theil der Anziehung gegenüber von dem nur von der Entfernung beider Körper abhängigen. D. h. wenn die Aenderung der Entfernung nur wenige Meilen in der Secunde beträgt, so giebt das Weber'sche Gesetz von dem Newton'schen so wenig abweichende Resultate, daß beide als identisch angesehen werden können. Das Gesetz von Weber wäre danach das allgemeine, das im besonderen Fall geringer Entfernungsänderungen in das Newton'sche übergeht.

Da nun von allen Planeten Merkur die größte Geschwindigkeit besitzt, so wird, wenn bei ihm das Weber'sche Gesetz angewendet wird, am ehesten ein Resultat erhalten werden, das von dem bei Anwendung des Newton'schen gefundenen merklich abweicht. Prof. Scheibner in Leipzig hat schon lange gezeigt, daß die Anwendung des Weber'schen Gesetzes in der Bewegung des Merkur solche Verschiedenheiten im Betrag von 7 Secunden im Jahrhundert geben kann, eine ungemein kleine Größe, die uns auf der einen Seite zeigen kann, daß bei den langsamer sich bewegenden Planeten der Unterschied zwischen Weber und Newton ein nicht beobachtbarer ist, auf der anderen Seite aber doch genügen könnte, um die letzten unerklärten Unregelmäßigkeiten der Merkursbahn klar zu legen.

Es ist eine merkwürdige Gedankenreihe, die hier vor uns liegt: etliche ziemlich grobe physikalische Versuche, aus denen Ampère seine Theorie schöpft; Zurückführung dieser Theorie durch Weber auf die gegenseitige Wirkung zweier electrischer Theilchen und Nachweis der Richtigkeit durch einen der durchdachtesten feinsten physikalischen Apparate; endlich Anwendung dieser Theorie auf scheinbar ganz außerhalb ihres Bereichs liegende Körper, um am Himmel zu erklären, was auf anderem Wege nicht gefunden werden kann.

„Ich habe die starke Hoffnung", sagt Peters, „daß die Theorie des Merkur bald aufs neue von einer glückverheißenden Hand, in diesem Feld der Untersuchung wol vertraut, untersucht werden wird." Warten wir ab, bis diese Hand ihr Geschäft vollendet hat.

Digitized by Google

Literarisches.

Neue Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau, Eduard Trewendt.

Theilung der Arbeit ist das Schiboleth unserer Zeit in Wissenschaft und Kunst und Industrie geworden und wer wollte leugnen, daß wir's damit „gar herrlich weit gebracht." Und doch birgt diese Methode, in's Extrem getrieben, so dünkt uns, schwere Schäden, die eine nachfolgende Zeitperiode sicher aufdecken und herb kritisiren wird. Heut zu Tage freilich gehört fast eine Kühnheit dazu, es auszusprechen, aber wahr ist es doch; wir sind in der unendlichen Theilung z. B. der naturwissenschaftlichen Arbeit nachgerade bei einem Punkte angelangt, der fast der Naturwissenschaft als Ganzem Gefahr bringt. Die Specialforscher der verschiedenen Disciplinen haben den Contact mit einander nahezu verloren, oft auch da verloren, wo dieser absolut nöthig wäre. Dadurch werden nicht nur die Arbeiten einseitig, sondern es hört auch die gegenseitige Befruchtung der verschiedenen Fächer auf, vor allem aber leidet Noth die Beherrschung des Naturganzen durch den menschlichen Geist, die doch am Ende nicht nur das Ziel aller Naturwissenschaft überhaupt, sondern auch jedes einzelnen Forschers sein soll, wenn er eine innere Befriedigung von seiner Arbeit haben will.

Freilich ist unsere Naturwissenschaft so sehr in's Breite gegangen, daß es undenkbar geworden, daß heute noch derselbe Geist die Zoologie, die Botanik, ja fast auch die Mineralogie vollständig beherrschte wie einst Vater Linnäus vor nicht viel mehr als hundert Jahren. Giebt es wol heute doch Niemand mehr, der auch nur auf Einem der drei Felder sich als allumfassender Meister aufthun möchte, so wenig als in der Kunst heut zu Tage ein Michel Angelo denkbar wäre, der Architektur, Bildnerei, Malerei und Musik in sich vereinigte. Aus den Zoologen, wie wir sie noch zu Cuviers Zeiten hatten, sind ja längst theils vergleichende Anatomen, Embryologen, Mikroskopiker, theils Ornithologen, Malakologen, Entomologen und aus den letzteren sogar wieder Koleopterologen und Lepidopterologen geworden, ja auch diese haben noch das Feld zu groß gefunden und es giebt ja jetzt Käferkenner, die Leben und Zeit und Geld und Interesse nur einer einzigen Familie dieser Insekten widmen.

Dem entsprechend haben sich dann auch die naturwissenschaftlichen Zeitschriften endlos gegliedert. Allgemein zoologische giebt es nur noch wenige. Welchem Entomologen aber wird es nun vollends beikommen, eine malakologische oder ornithologische Zeitschrift zu halten! Solche Beschränkung vereinfacht freilich die Arbeit außerordentlich und man leistet auch viel in dieser Art. Aber was wird z. B. von der systematischen Eintheilung, die ein solcher Specialist für seine Insektenfamilie ohne alle Rücksicht auf die Systematik im übrigen Thierreich ausarbeitet, zu halten sein? Wie leicht wird er sich bestimmen lassen, auf Kleinliches großen Werth zu legen und vielleicht das Wichtigste, worauf ihn der Vergleich mit anderen Insektenfamilien aufmerksam machen würde, zu übersehen! Das ist schon schlimm genug, viel schlimmer aber ist es, wenn zum Fortschritt der Wissenschaft ein Ineinandergreifen zweier jetzt ganz getrennt behandelter Disciplinen absolut geboten wäre. In solchem Contact sollten nach unserer Anschauung z. B. die menschliche Physiologie und die Zoologie (im umfassendsten Sinne des Worts, d. h. die vergleichende Embryologie, Morphologie und Anatomie) stehen. Aber trotz der Thatsache, daß die Physiologie des Menschen wesentlich durch Forschung am Thiere, am Hund, Kaninchen, Frosch u. s. f. sich aufgebaut hat, haben die meisten Physiologen, die doch täglich mit Thieren laboriren, für die physiologische Abstufung und die allmälige Entwickelung der Organe im Thierreich, die ihnen gar manches Räthsel leichter lösen könnte, besonders für die niedersten Thiere, in denen alle physiologischen Processe in unendlicher Einfachheit und Klarheit vor die Augen treten, gar wenig Interesse und nehmen selten Notiz von den entsprechenden zoologischen Forschungen. Und doch wird uns sicher erst eine vergleichende Physiologie das wahre Fundament abgeben zur Physiologie des Menschen, so sicher als die Anatomie des Menschen nur von der vergleichenden Anatomie aus richtig verstanden wird.

Aber auch für scheinbar entferntere Zweige der Naturwissenschaft wäre ein Zusammenhalten und Ineinanderarbeiten derselben mehr zu wünschen und würde sicher die besten Früchte tragen, so für Zoologie und Botanik überhaupt, für zoologische Systematik und vergleichende Anatomie, Embryologie und Petrefaktenkunde, Geologie und das Studium der zoologischen Stammbäume! Wie ist aber das Alles zu erreichen? Specialstudien in allen Fächern können wir ja nicht machen, nicht einmal die Fortschritte derselben verfolgen, die sie seit der Zeit unserer Universitätsstudien gemacht haben.

In diesem Sinne begrüßen wir ein großartiges Unternehmen, **Trewendt's Neue Encyklopädie der Naturwissenschaften**, die ausschließlich von Fachleuten ausgearbeitet wird, schon vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus mit großem Interesse und besonderer Freude. Die Encyklopädie wird hunderten von Gelehrten selber hoch willkommen sein. In unserer ruhelosen Zeit, wo bei der enorm vermehrten Berührung der Menschen unter einander, die ruhige Arbeitszeit für den einzelnen Forscher ohnehin sehr zusammenschrumpft, ist es ja unmöglich geworden, die

Digitized by Google

Zeitschriften und Monographien auch noch aller verwandten Disciplinen zu studiren, oder auf den Bibliotheken darnach zu fahnden. Wol aber dient uns trefflich für einige Zeit, vielleicht ein Jahrzehnt wenigstens, die jederzeit zugängliche, handliche Encyklopädie, die neben uns im Bücherschrank steht, und in der man sich mit Leichtigkeit orientirt, in jedem einzelnen Fall, wo und soweit es für die einzelne Arbeit von Nöthen.

Aber noch in einer anderen, extensiv noch einflußreicheren Weise muß eine so sorgfältig ausgearbeitete Encyklopädie ihre Früchte tragen. Nicht Conversationslexikons-Weisheit bietet sie und nicht Dilettanten sind die Verfasser der einzelnen Artikel und Monographien, vielmehr bis zum scheinbar unbedeutendsten Artikel herab sind es Meister in ihrem Fach, die der Verleger gewonnen hat und so ist denn auch jeder einzelne Artikel von seinem Verfasser unterzeichnet. Und wenn es nun diesen Autoren, wie wir wol nach den ersten sieben Lieferungen sagen können, gelungen ist, ihr Wissen in einer Form zu geben, die jedem Gebildeten zugänglich ist, so muß dieses Werk ein wahrer Schatz werden für die ganze Nation und besonders deshalb, weil offenbar die Culturarbeit unserer ganzen, neuen Zeit mehr und mehr auf die Naturwissenschaft als die sicherste Basis alles Wissens sich gründet.

Zur Bewältigung des ungeheuren Feldes dieser neuen Encyklopädie sind zunächst für die acht Hauptzweige, nämlich für 1. Zoologie, 2. für Botanik, 3. Mathematik, 4. Mineralogie, incl. Geologie und Paläontologie, 5 Physik, 6. Chemie, 7. Astronomie, 8. Pharmakognosie — acht Redacteure gewonnen worden und zwar entsprechend der obigen Aufzählung die Professoren: Jäger in Stuttgart, Schenk in Leipzig, Schlömilch in Dresden, Kenngott in Zürich, Zech in Stuttgart, Ladenburg in Kiel, Oppolzer in Wien, Wittstein in München.

Die Behandlung dieser verschiedenen Felder ist theils lexikographisch, in der Form eines Handwörterbuchs, so die Zoologie und Anthropologie, die Mineralogie und die Physik, die Chemie und die Pharmakognosie. Dagegen wird die Botanik, die Mathematik und die Astronomie in systematischer Darstellung abgehandelt werden, in großen Monographien (Botanik) oder in Handbuchform (Mathematik und Astronomie). Die Encyclopädie soll im Ganzen neunzig monatliche Lieferungen von je circa zehn Druckbogen (à 3 M.) umfassen, welche zusammen zwanzig Bände ausmachen werden. Das Werk würde also in etwa acht Jahren abgeschlossen sein.

Die erschienenen sieben ersten Lieferungen haben für's Erste drei Felder in Angriff genommen. Lief. 1 und 6 des Gesammtwerkes bringt die zwei ersten Lieferungen der Botanik; 2, 4 und 7 enthält die drei ersten der Mathematik; 3 und 5 Zoologie und Anthropologie. Die Botanik eröffnet mit einer vortrefflichen Monographie von Herm. Müller in Lippstadt über die Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insecten, dann folgt eine zweite Monographie über insectenfressende Pflanzen von Drude. Die zweite Lieferung der Botanik enthält die Gefäß-Kryptogamen von Sadebeck mit vielen Abbildungen. — Die lexikographisch behandelte Zoologie und Anthropologie ist mit ihren zwei Lieferungen bis zu Aturensen gelangt. Alle Thierklassen sind hier bis auf die Familien und, wo ein specielles Interesse vorliegt, bis auf die Arten hinaus sehr eingehend dargestellt. Auch die allgemeinen zoologischen, anatomischen und physiologischen Termini kurz und bündig diagnostizirt, bezüglich der Anthropologie alle Völkerstämme, alte und neue in seltener Vollständigkeit aufgeführt. — Die drei erschienenen Lieferungen der Mathematik enthalten Geometrie und Algebra, Planimetrie und Stereometrie von Reidt, alles in Lehrbuchform, aber so klar und einfach, theilweise originell dargestellt, daß auch der Nichtmathematiker gern darin liest, was man wol von wenigen mathematischen Handbüchern sagen kann. Es steht nun noch in Aussicht die Projectionslehre und die Trigonometrie und dann erst die höhere Mathematik, d. h. die analytische Geometrie, Differenzial- und Integral-Rechnung und Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Schlömilch die Syntax der mathematischen Sprache nennt, mit welcher man frei sich bewegen und auf eigene Entdeckungen ausgehen kann, während die niedere Mathematik nur die Formenlehre enthalte. Wenn er freilich in der Begeisterung für seine Wissenschaft so weit geht, zu rühmen, daß nur die Mathematik die Sprache verstehe „welche die Natur zu uns redet", so kann das doch wol von der lebenden Natur, wo die individuelle Freiheit und Mannigfaltigkeit und vollends das Seelen- und Geistes-Leben in's Spiel kommt, nur sehr bedingt gelten. Es kann gewiß Einer ein vortrefflicher Mathematiker, dabei aber ein schlechter Naturbeobachter sein und umgekehrt. Doch dies nur nebenbei!

Die drei ersten zugleich begonnenen Wissenschaften, die Zoologie mit Anthropologie, die Botanik und die Mathematik sollen zusammen in etwa dreißig Lieferungen abgeschlossen werden und es kann zunächst auf diese drei allein subscribirt werden. So viel wir hören, wird Reidt die Elementarmathematik vollenden, Prof. Seger die Mittelstufe und die höhere Analysis schreiben. Für die Botanik steht in nächster Zeit eine größere Abhandlung von Frank über die so interessanten Pflanzenkrankheiten in Aussicht, sodann kleinere Arbeiten von F. Cohn in Breslau, Pfitzer in Heidelberg, Krauß in Jena, weiter die Pflanzen-Physiologie von Dr. Dettmer und die Morphologie der Organe von Dr. Drude.

Das Unternehmen ist ein großartiges auch in pecuniärer Beziehung, aber mit vollem Vertrauen wenden sich Verleger und Verfasser an die Leitungen aller Bibliotheken

Digitized by Google

von höheren Schulen, Museen, Lesegesellschaften, Bürgervereinen, wie an wohlhabende Private, mit der Einladung, dieses Nationalwerk als ein Bildungsmittel ersten Ranges zu würdigen, dessen Anschaffung durch die eröffnete Subscription auf Monatlieferungen à 3 Mark sehr erleichtert wird. F. W—d.

Studies in German Literature by Bayard Taylor. With an Introduction by George H. Boker. New-York. G. P. Putnam's Sons, 1879.

Wie wir aus der Einleitung, oder richtiger dem Vorworte zu den vorliegenden Studien über die deutsche Literatur erfahren, bildeten dieselben das Manuscript zu Vorlesungen, die Bayard Taylor an der Cornell-Universität, deren Ehren-Professor er war, zu halten gedachte, um die studirende Jugend in die deutsche Literatur einzuführen. Diese Vorlesungen zu einer Geschichte unserer Literatur zu erweitern und demgemäß umzugestalten, wie es seine Absicht war, wurde Bayard Taylor leider durch den Tod verhindert. Wir bedauern dies um so mehr, als es augenblicklich in den Vereinigten Staaten schwerlich einen Zweiten geben dürfte, der dem Verstorbenen an umfassender Kenntniß der deutschen Literatur gleich kommt, so tief, so liebevoll und mit so feinem Verständnisse wie er in sie eingedrungen ist, und sich in der Beurtheilung von nationalen Vorurtheilen in so hohem Grade frei erwies. Immerhin ist nun für Diejenigen, die dem großen Todten nachstreben wollen, eine solide Brücke durch die Veröffentlichung dieser Vorlesungen erfolgt und hierfür gebührt Mr. Boker, der dabei genau den Originalmanuscripten gefolgt ist, Deutschlands Dank. Die Vorlesungen behandeln die deutsche Literatur von der ältesten Zeit bis auf das Absterben der höfischen Poesie und den Meistergesang im Zusammenhange, wobei Taylor, wie auch später, Proben aus den Dichtungen im Original und in trefflicher englischer Uebersetzung giebt und daran zugleich die Hindeutung knüpft, wie eng einst das Deutsche mit dem Englischen zusammengehangen habe. Befremden wird es vielleicht, daß er Wolfram von Eschenbach nicht die hohe Stelle einzuräumen geneigt ist, die wir ihm in unserer Literatur anzuweisen pflegen; allein es dürfte nicht leicht fallen, Taylor zu widerlegen. Die reiche Literatur des Reformationszeitalters und die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts wird nur knapp behandelt und in den Hauptzügen angedeutet, und hier bliebe einem späteren amerikanischen Literator noch eine unermeßliche Arbeit übrig. Bis hierher hatte Taylor die Literatur historisch behandelt; fortan beschäftigen sich die Vorlesungen mit einzelnen Koryphäen, mit Lessing, Klopstock, Wieland und Herder, Schiller, Göthe und Jean Paul. Eine besondere Vorlesung ist Göthe's „Faust" gewidmet. Man wird gegen Taylor's Würdigung dieser Dichter, die ja nach der Natur solcher Vorlesungen keine erschöpfende sein kann, kaum etwas einzuwenden finden. Ueberall beruhen diese Urtheile nicht nur auf dem tiefsten Verständniß der Ideen und Intentionen der Dichter, sondern auch auf dem feinsten Sinn für die Form, den Rhythmus und die Schönheit der Sprache. Er war freilich selbst ein hochbegabter Dichter, und wüßten wir dies nicht bereits, so würden seine musterhaften Uebersetzungen einzelner Chöre und Scenen aus dem „Faust", die er seiner geistreichen Analyse dieser Dichtung eingeflochten hat, es uns lehren. Was Jean Paul betrifft, so gestehen wir offen, daß Bayard Taylor über ihn das Beste und Zutreffendste geschrieben hat, was uns bis jetzt vor Augen gekommen ist. Wie seinem gerechten und doch so milden Urtheil gegenüber, das die vielleicht bizarrste Erscheinung aller Literaturen so trefflich erfaßt hat, Mr. Boker in der Einleitung dazu kommt, Jean Paul „halb Gott, halb Possenreißer" (half god and half mauntebauk) zu nennen, ist unverständlich. In den biographischen Notizen, die Taylor giebt, dürfte hier und da vielleicht Einiges richtig zu stellen sein, wie z. B., daß es nicht die in Italien umgedichtete „Iphigenie" war, bei deren Darstellung Göthe in Weimar mitwirkte, sondern die ältere in Prosa verfaßte. Doch Dergleichen ist unwesentlich; die Hauptsache ist, daß die Studien unsere Stammverwandten jenseits des Oceans in Geist und Wesen der deutschen Literatur auf so gediegene und anregende Weise einführen. Hoffen wir, daß das Werk in Amerika fleißig studirt werde. R. S.

Musikalische Stationen. Von **Eduard Hanslick.** Berlin 1880. A. Hofmann & Comp.

Eduard Hanslick, wol Oesterreichs bedeutendster Musik-Kritiker der Gegenwart, gibt in den Aufsätzen dieses Buches Schilderungen der heutigen musikalischen Zustände in Italien, Frankreich und Deutschland. Der Verfasser verbindet mit einem humanen Urtheil gründliche Fachbildung und eine geistvolle Darstellung, Eigenschaften, die das Buch den weitesten Kreisen empfehlen. Es sei hier besonders auf diejenigen Aufsätze hingewiesen, die nicht verfehlen werden, das allgemeinste Interesse zu erregen. Solche sind: „Adelina Patti", welcher der Verfasser als Gesangskünstlerin den ersten Rang in der Gegenwart einräumt und aus deren Leben er manches Anziehende mitzutheilen weiß; ferner die „Große Oper" und die „Komische Oper" in Paris, die Hanslick einem ähnlichen Verfalle entgegen sinken sieht, wie er die Opern in Italien bereits ereilt hat. Die pariser Rousseau-Feier hat dem Verfasser Veranlassung geboten, den Genfer Philosophen im Gegensatze zu allen damals erschienenen Festschriften als Musiker in einem vortrefflichen Aufsatze zu beleuchten, den künftige Biographen Rousseaus zu Rathe zu ziehen haben werden. Als werthvollster Kern des

Digitized by Google

Buches muß aber wol die Reihe von Aufsätzen bezeichnet werden, die „Richard Wagner's Bühnenfestspiel in Bayreuth" behandeln. Es ist höchst wohlthuend, in dem widerlichen Gesänk und Geschrei der Parteien über jene Festspiele das unbeirrte Urtheil eines Mannes zu vernehmen, der einzig nach seinem Wissen und Gewissen richtet. — Da Hanslick den Nibelungenring nicht als Ring des Propheten anzuerkennen vermag, so ist er von den Wagner-Fanatikern natürlich in die Acht und Oberacht gethan. Es steht indessen zu fürchten, daß er schließlich in allen Punkten Recht behalten wird, wie ihm die Zeit schon jetzt in vielem Recht gegeben hat. Die betreffenden Artikel erschienen zuerst während und unmittelbar nach dem Festspiel in Bayreuth in der Wiener „Neuen Freien Presse". Dem Laien, der sich ein verläßliches Urtheil über den „Nibelungenring" bilden will, kann nichts besseres empfohlen werden, als diese leidenschaftslos prüfenden, gediegenen Aufsätze. Und so wird er in dem Buche auch noch über manchen anderen Componisten, den die Gunst des Tages auf den Schild erhebt, ein verläßliches objektives Urtheil finden. R. S.

Die Schwestern. Roman von **Georg Ebers.** Stuttgart und Leipzig. Verlag von Ed. Hallberger.

Der aegyptologische Dichter führt uns mit seiner neuesten Schöpfung in die Zeit der Ptolemäer, speciell in das Jahr 164 v. Chr., und nimmt als historische Grundlage für diese Dichtung die Krisis des Streites zwischen den feindlichen Brüdern Ptolemaeus Philometor, König von Oberaegypten, und Ptolemaeus Euergetes II., König von Unteraegypten. Der Boden, auf dem sich dieser Kampf abspielt, ist Memphis, die Hauptstadt Philometor's und seiner Schwester und Gattin Kleopatra.

Der eigentliche Schwerpunkt der Dichtung liegt jedoch in der historischen Gestalt des jungen Publius Cornelius Scipio Nasica, der als Sohn des Scipio Africanus, die römische Republik, die für die damalige Welt und so auch für Aegypten das „Schicksal" war, in sich verkörpert. Es spiegelt sich in diesem Roman die Cultur, die jene Zeit erzeugte, vornehmlich auch die Weltlage, die politischen Beziehungen der großen Staaten zu Rom. Dieses und Griechenland beherrschten jene Welt; das erste ihren Körper, das letztere von Alexandria aus ihren Geist. Die Mischung der vielen fremdländischen Factoren, die das Wesen des Alexandrinerthums bedingten, die Einflüsse, die griechisches, orientalisches und jüdisches Denken, die die aegyptische und andere Religionen auf einander ausübten, sind in den „Schwestern" in glücklicher Weise vermittelt, so daß wir in den Gestalten, die der Dichter uns vorführt, die Vertreter von Kräften erblicken, die sich über das Niveau der gewöhnlichen Romanhelden weit erheben, indem sie den Werth symbolisirter Culturelemente erreichen. Neben dem ernsten strengen unerschrockenen Scipio, der sein Handeln und Denken nur nach politischer und socialer Zweckmäßigkeit regelt, steht der heitere Korinther Lysias als das Bild griechischen Wesens. Beide, durch innige Freundschaft verbunden und an Charakter doch ganz verschieden, werden von Liebe erfüllt für die verwaisten Pfleglinge des Serapistempels Klea und Irene, die den gleichen Gegensatz in ihrem Wesen zeigen. Zu ihrer Seite steht der Mönch Serapion, das Princip unbestechlicher Gerechtigkeit, das seinen Gegner findet in der in dem Eunuchen und Staatsmann Euläus verkörperten schlangengewandten egoistischen Hinterlist, die mit jedem Mittel rechnet, keine Sitte, kein Gesetz scheut. In den drei königlichen Geschwistern endlich tritt uns das orientalische Griechenthum mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, das Genußleben jener Culturperiode entgegen, über das der Darsteller aber den Schleier dichterischen Feingefühls breitet, der zwar durchsichtig ist, jedoch das Verletzende nimmt. D—s.

Lukis Laras. Eine Geschichte aus dem griechischen Befreiungskampfe von **Demetrius Bikélas.** Deutsch von **Wilhelm Wagner.** Hamburg 1879. Karl Gräbener.

Schilderungen eines im Allgemeinen recht selbstzufriedenen alten Mannes, aber jedenfalls keines der gefeierten Freiheitshelden der griechischen Kämpfe. Indessen Lukis Laras erklärt uns das — er war schwächlich und klein von Natur und im Handelsgetriebe war ihm, der nie besonders muthvoll war, auch keine Gelegenheit geworden, seine Kräfte und seinen Muth zu stärken. Stets und ständig ist er sich bewußt „ein Kaufmann zu sein."

So muß uns denn das Lebendige der Schilderung über das unangenehme Gefühl hinweghelfen, welches die Apathie seiner selbst und der von ihm geschilderten Männer dem Feind gegenüber hervorruft. Als Einblick in die so oft grausigen Details jener Kämpfe gegen das Joch der Türken hat die Erzählung immerhin ihren culturhistorischen Werth. Die Uebersetzung ist gut und fließend. —g—

Im Verlage von Ernst Schmeitzner in Chemnitz erschien: **„Lassalle's Tod".** Im Anschluß an die Memoiren der Helene von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle", zur Ergänzung derselben. Von **A. Kutschbach.**

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. O. Janke** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

MAR26 1880

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 6. März 1880.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 6. März 1880.

Allgemeiner Theil.

Seite

Der Reichstag und die deutsche Marine 289

Alfred Hartmann: Eros im Irrenhause, Novelle 303

Fr. Vischer: Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875. II. . . . 319

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit. III. 334

Arthur Milchhöfer: Griechische Heroengräber 347

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Politische Betrachtungen eines Nationalliberalen 359

A. Merkel: Die conservativen und die liberalen Parteien und der von ihnen auf Staat und Gesellschaft geübte Einfluß. II. Die modernen Gleichheitsbestrebungen (Schluß) . . . 367

Franz Seitz: Die auf Menschen übertragbaren Thierkrankheiten 373

K. A. Zittel: Ueber das Eozoon 380

Eduard Strasburger: Ueber Wirkungen des Lichtes auf die Pflanzen 386

L. Bohnstedt: Die Ansprüche an Concurrenzen im Baufache . 398

M. Carriere: Der Kampf um's Dasein der Seele 404

R. Rößler: Die schlesische Mundart 410

H. W.: Bismarck über die Slaven 423

Karl Stieler: Erklärung 425

Literarisches 425

☛ Beilage dieses Heftes: Prospectus zu **L. Stacke, Deutsche Geschichte,** Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Leipzig.

Digitized by Google

Allgemeiner Theil.

Der Reichstag und die deutsche Marine.

Das Beiheft zu Nr. 27 des Marine-Verordnungsblattes bringt nun endlich den vom Minister v. Stosch am 13. September 1878 im Reichstage in Aussicht gestellten Bericht über den Untergang S. M. Schiffes „Großer Kurfürst" und zwar wie bemerkt wird „auf Grund der gerichtlichen Untersuchungsacten dargestellt". Die dem Hefte vorgedruckte Bemerkung „Der Inhalt ist nicht offiziellen Charakters", raubt dem Bericht das geringe Ansehen, das sein Inhalt beanspruchen darf. Wenn wir bei der Betrachtung dieses Inhaltes auf bereits in diesen Heften früher gesagtes zurück gehen müssen, ja wenn wir uns direct wiederholen, so wolle der Leser uns das im Interesse der so hochwichtigen Angelegenheit zu Gute halten, über welche wir officiös statt voller Klarheit einen Bericht erhalten, der nur zu sehr geeignet ist, den Sachverhalt unklarer erscheinen zu lassen und von der Hauptsache: dem eigentlichen Grunde der Katastrophe, der inneren Ursache derselben, abzulenken. Ueber diese werden wir uns im Laufe der Erörterung weiter auslassen, daß wir zu keiner rosigeren Anschauung im Laufe der letzten zwei Jahre gelangt sind, daß im Gegentheil nach unserer Meinung die weitere Ausbildung des von uns bekämpften Systems weitere verderbliche Folgen gehabt hat und haben wird, das ist ein schmerzliches Bekenntniß, da es die Nutzlosigkeit der bisher von uns gemachten Anstrengungen in sich schließt — wir hoffen jedoch besseres von der Zukunft.

Vor allem entkleiden wir die Veröffentlichung des Ministeriums des äußerlichen Pompes der im Titel ausgedrückt wird in dem Passus „Auf Grund der gerichtlichen Untersuchungsacten dargestellt". Man glaube beileibe nicht eine ausführliche Mittheilung des Actenmaterials, wie sie der Minister versprach, vor sich zu haben. Der Minister sagte wörtlich: „Was nun die Veröffentlichung anbelangt, so bin ich nicht in der Lage, Ihnen eine Zusage zu machen, denn die gerichtlichen Acten gehören mir nicht; diese entziehen sich, da das öffentliche Gericht nicht bei mir ist, sondern in der Armee, meiner Verfügung, aber ich verspreche für die Veröffentlichung derselben nach Kräften einzutreten." Nun, die Kräfte sind stark geschont worden, denn was wir vor uns haben, ist eine zum Theil geschickt in usum Delphini

Digitized by Google

zugestutzte Erzählung des Herganges und der unmittelbaren Ursache der Collision mit einigem Aktenmaterial verbrämt — es ist aber wunderbarer Weise zu gleicher Zeit, trotz der Auswahl, die zweifellos aus den Acten zu treffen freistand, eine Bestätigung alles dessen, was s. Z. in der „Deutschen Revue" zum Tadel eines Systems gesagt wurde, das nur zu sehr geeignet ist, der Deutschen Marine zum Schaden zu gereichen.

Es ist sogar das vorliegende Aktenstück eine wenn auch unfreiwillige vollständige Exculpirung des Commandanten des Großen Kurfürst, des Grafen v. Monts, den der Minister sonst nicht in sein Herz geschlossen zu haben scheint, denn während der schuldigbefundene Admiral Batsch zum Director in der Admiralität ernannt wurde, was ihn zur rechten Hand des Ministers macht, und nach Verlauf von kaum 4 Monaten nach verbüßter Festungshaft eine Rangerhöhung erfuhr, während der Commandeur der „Preußen" decorirt wurde und ein jüngerer Offizier zum Chef des diesseitigen Uebungsgeschwaders designirt wurde, überließ man es Herrn v. Monts, sich mit der offenbaren Ungnade des Ministers und seinem Gewissen abzufinden.

Wie wenig die ministerielle Abhandlung ihrem Titel entspricht, beweist ferner auch die große Flüchtigkeit der Darstellung, die an einer Stelle ganz besonders frappant wirkt. Wir werden darauf zurückkommen.

Bevor wir uns auf eine Kritik der Darstellung des „nicht officiellen Berichtes" über den Hergang der Katastrophe einlassen, die sich übrigens nur auf einige Hauptpunkte beziehen soll, scheint es uns von verschiedenen Gesichtspunkten aus wichtig, ein anderes Factum näher zu beleuchten, das im selben Fahrwasser, unter demselben Kommandanten, 4 deutsche Meilen von dem jetzigen Unglücksorte ein Jahr vorher stattfand.

Der Thatbestand war folgender:

Im October 1877 begab sich das aus 4 Schiffen bestehende Geschwader (Kaiser, Deutschland, Preußen, Friedrich Carl) unter dem Befehl des Contre-Admirales Batsch aus dem Mittelmeere kommend nach der Nordsee zurück und holte in Plymouth den Chef der Admiralität Minister von Stosch ab. Der Minister begab sich auf das Admiralschiff „Kaiser". Dieses führte und schor an dem Leuchtschiffe von South Sand Head so nahe vorbei, daß es dasselbe für die in der leider üblichen geringen Distanz nachfolgende Fregatte Deutschland unsichtbar machte, so daß letztere es zu spät sah um sich davon freimachen zu können und es direct anrannte. Das Leuchtschiff wurde derart beschädigt, daß es sofort zur Reparatur zurückgeschafft werden mußte.

Die „Deutschland" selbst erlitt einen geringen Schaden, immerhin aber dürften die Kosten dieses Rencontres sich für uns auf circa 25—30,000 Mark belaufen.

Ueber diese Collision in Verbindung mit einer im Mittelmeere vorangegangenen, welche durch die enge Fahrordnung hervorgerufen war, äußerte sich der Minister in der Sitzung vom 11. März 1879 (Seite 379 des stenogr. Berichts) folgendermaßen:

„Was nun die beiden Collisionen, die genannt worden sind und die ich vorher nicht berührt habe, anbetrifft, so ist mir die eine, die im Mittelländischen Meere stattgefunden haben soll, zur Kenntniß gekommen durch die Zeitungen. Bis

Digitized by Google

dahin war sie mir vollständig unbekannt, und was noch mehr ist, sie war Allen unbekannt — selbst den Betheiligten, denn es ist aus einem einfachen Dichtvorbeifahren eine Collision gemacht worden, aus der keinerlei Havarie entstanden ist und deshalb auch in keinerlei Acten etwas aufzunehmen gewesen ist.

Was die Collision mit dem Feuerschiff an der englischen Küste anbetrifft, so bin ich daselbst zugegen gewesen. Das ist am hellen lichten Tage und zwar zur Mittagsstunde geschehen, ich saß beim Frühstück, wie der Offizier der Wache herunterschickte: „Die Collision werde gleich stattfinden". Das Geschwader fuhr in reglementsmäßigen Abständen — das Schiff wurde durch eine auffallend starke Strömung, ohne in seiner Dampfkraft die Gewalt zu haben, dem entgegenzuwirken, gegen das Feuerschiff getrieben; wenn das Schiff statt rechts, links ausbog, so wäre es mit dem Strom um das Feuerschiff herumgekommen; wäre es also nach der anderen Seite wie geschehen, ausgebogen, so wäre es gerettet gewesen. Das war ein Mangel an Kenntniß der momentanen Stromverhältnisse, und ich glaube, daß das Unglücksfälle sind, **die nicht** so enorm sind, wenn ein Schiff solche lokalen Stromverhältnisse, die sich stundenweise nach Ebbe und Wind ändern, nicht kennt."

Mit diesen Aeußerungen, die im Reichstage leider ohne Erörterung blieben, da es demselben eben an Sachkennern gebricht, war die Sache abgemacht und ein Verstoß schwerster Art gegen die Nautik entschuldigt. Mit dieser Auffassung kann kein Seeoffizier, dessen Schiff durch Strömung verloren geht oder auf den Strand geräth, jemals noch bestraft werden, es ist diese Motivirung die praktische Anwendung des englischen Sprichwortes: „The current is the masters friend", d. h., geht ein Schiff verloren, so ist immer die Strömung daran Schuld.

So leicht ist nun freilich die Sache für Jemand, der mit diesen Dingen nur leidlich Bescheid weiß, nicht abgemacht. Thatsache ist, daß die beiden deutschen Admirale resp. der Geschwaderchef es übersehen haben, wie der aus dem Canal kommende, an der Südküste Englands entlang in die Themsemündung fließende Strom nach Norden setzt und die Schiffe, welche in die Nordsee steuern, diese Stromversetzung resp. das Parallelogramm der Kräfte nicht außer Acht lassen dürfen. Wäre daher von Dover aus der Cours nur etwa 4—5 Grad mehr nach Osten gehalten worden, so konnte diese Collision nicht vorkommen. Wenn übrigens, wie der Minister meinte, die Collision vermieden wäre, wenn man statt rechts links vom Feuerschiff vorbeigefahren wäre, so ist das eine laienhafte Ansicht, denn er übersieht dabei, daß dann die Strömung wahrscheinlich das Schiff auf Goodwin Sand getrieben haben würde. Es sollen aber die Schiffe, welche aus dem Canal kommen und in die Nordsee fahren, das Feuerschiff links liegen lassen! So will es die Vorschrift. — Ja, da fragt man sich doch: Was heißt überhaupt noch navigiren, wenn es möglich ist, daß einem Geschwader, das mit so großartigen Mitteln ausgestattet ist, das eine Menge von Officieren, die ausgezeichnetsten Instrumente ꝛc. an Bord hat, ein solcher Unfall am hellen Tage, bei gutem Wetter, in einem genau bekannten Fahrwasser passiren kann, wenn es nicht möglich ist, bei all diesem embarras de richesse die Stromversetzung herauszufinden und den Weg, den das Geschwader zu nehmen hat, danach zu corrigiren? Wie hätte sich das Ereigniß wohl zur Nachtzeit oder bei Sturm gestaltet, oder in dichtem Nebel? — Wenn

Digitized by Google

obige Ansicht des Ministers die maßgebende ist — und daß heute das Gegentheil der Fall sein sollte, ist uns nicht bekannt — dann würde fast keine Bestimmung des jetzt gebräuchlichen Havarieverfahrens mehr aufrecht zu erhalten sein.

Eine andere Frage drängt sich hier noch auf, deren Erörterung nicht uninteressant sein dürfte:

Wie wäre in einem gleichen Falle das Urtheil des Reichsseegerichts über ein Handelsschiff ausgefallen, welches ebenso manövrirt haben würde?

Sehr bezeichnend ist auch die Aeußerung des Ministers: „Das Schiff wurde durch eine auffallend starke Strömung, ohne in seiner Dampfkraft die Gewalt zu haben, dem entgegen zu wirken, gegen das Feuerschiff getrieben!" Was sollen da wohl andere Schiffe thun, wenn ein Schiff mit 8000 Pferdekraft dies nicht bei schönstem Wetter zu thun in der Lage ist?

Es ist dieser Fall, den wir so ausführlich erörtern mußten, durchaus dazu angethan, daß der Reichstag, auch in Anbetracht auch des bedeutenden materiellen Schadens, welcher hier entstanden ist, beim Reichskanzler die Anstellung einer Enquete beantragte!

Vereinzelt ist auch dieser Vorfall nicht geblieben und der Chef der Admiralität hat specielles Unglück, wenn er sich an Bord befindet. Im Herbst 1879 passirte es ihm sogar auf einer Inspection im Hafen von Kiel mit der „Nymphe" aufzufahren, so zwar, daß Werftdampfer requirirt werden mußten, um das Schiff flott zu machen. Er hatte freilich nicht die Zeit, das abzuwarten, sondern mußte, weiteren Pflichten nachgehend, das Schiff verlassen.

Auffallend bleibt ferner, daß von dem ersten Unfall im Mittelmeer der Chef der Admiralität erst durch die Zeitungen Nachricht bekommen haben will — daß ein „nur zu nahes Vorbeifahren" stattgefunden hat, gibt er zu — die betr. Schiffe waren die Panzerfregatten „Kaiser" und „Preußen", auf ersterer commandirte Admiral Batsch, auf letzterer Capitain v. Blanc, welcher das Schiff auch bei Folkestone führte.

Es passirte übrigens demselben Geschwader bei dieser Gelegenheit das Mißgeschick, daß im Hafen von Syra die Fregatte „Deutschland" mit der Schraube gegen einen Felsen stieß und dieselbe arg beschädigte.

Es kam einige Jahre früher, und zwar auch in Folge mangelhaften Navigirens beim englischen Canal-Geschwader ein ähnlicher Fall vor, indem beim Auslaufen aus Gibraltar ein Panzerschiff auf einen Felsen gerieth. Beide das Geschwader commandirenden Admiräle, der Capitain des betroffenen Schiffes und der Navigations-Offizier wurden ihres Postens enthoben.

Zum Geschwaderchef für das Unglücksjahr 1878 war vom Minister der Contre-Admiral Batsch ausersehen.

Der Bericht sagt sehr lakonisch:

„Der Geschwaderchef, Contre-Admiral Batsch, nahm nach seiner Einschiffung am 27. Mai 1878 sogleich die Inspicirung der Schiffe vor und beendigte dieselbe am folgenden Tage.

Ein Bericht über diese Inspicirung ist nicht erstattet worden."

Es liegt hier zweifellos ein Versehen sehr ernster Art vor. Warum ist nicht, wie das Reglement vorschreibt, ein Bericht über diese Inspizirung erstattet

Digitized by Google

worden? Warum, wenn diese Unterlassung nun einmal geschehen war, wurde sie nicht gerügt?

Daß an dem Schiffe noch gearbeitet wurde, wird zugegeben — es ist bedauerlich, daß ein Inspektionsbericht nicht vorhanden ist, der allein in der Lage wäre, richtige Aufschlüsse zu geben, ob das Schiff senkbar war oder nicht.

Man hätte außerdem unserer Meinung nach diese Reparatur in aller Ruhe vollenden können, da ja auch der Aviso Falke, welcher dem Geschwader übrigens schon vor dem Ausscheiden des auf den Grund gefahrenen „Friedrich der Große" nicht erst nachher, wie der Bericht angiebt, beigegeben werden sollte, noch in der Reparatur begriffen war.

Es hätte diese einige Tage währende Zeit immerhin noch zur Uebung der einzelnen Schiffe benutzt werden können.

Daß übrigens de praxi anerkannt wurde, daß die Uebungszeit dieses Geschwaders eine zu kurze gewesen ist, beweist der Umstand, daß im nächsten Jahre 1879 den Kommandeuren eine Frist von 4 Wochen zu Einzelübungen gegeben wurde, um ihre Schiffe kennen zu lernen.

Auch gingen sie statt nach dem Mittelmeer nach der Ostsee!

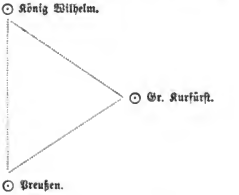
Es folgt im Bericht die Erzählung des Herganges der Katastrophe — wir können hier nur auf das frühere in diesen Blättern Gesagte*) hinweisen, das in dem Schlußsatze des angeführten Richterspruches vollauf bestätigt wird:

> „Daß die enggeschlossene Formation des Geschwaders in Doppelkiellinie zu der Collision und alsdann mittelbar zu dem unglücklichen Schlußakt der Katastrophe wesentlich beigetragen hat, kann füglich nicht negirt werden."

Das ist die Hauptsache und die mildernden Gründe, welche das Kriegsgericht bei dem Führer des Geschwaders gelten läßt, ändern hieran nichts. Das System, das allen vorangegangenen Erfahrungen spottend beibehalten wurde, gerichtete zum Verderben.

Es wäre interessant, speziell über diese Verhältnisse, besonders das Verhalten des Admirals kurz vor der Katastrophe, das „subjective Gutachten" der hierüber vernommenen älteren Offiziere zu erfahren, über welches der Minister sich am 11. März 1879 so lakonisch äußerte.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die auffällige Ungenauigkeit der Zeichnung des „nicht officiellen Berichts" zu rügen, welche ganz geeignet ist, den Grundfehler des Systems nicht erkennen zu lassen. Der Bericht zeichnet:



*) Deutsche Revue 1878 Heft 12, 1879 Heft 1 und 4.

Digitized by Google

Wenn man sich hier aber die Dimensionen der Schiffe klar macht, so muß man sich sofort von der Unrichtigkeit der Zeichnung überzeugen. König Wilhelm ist 108 Meter, Großer Kurfürst 94 Meter lang, nach obiger Zeichnung hätte die Intervalle zwischen ihnen mindestens das Dreifache des zugegebenen Maßes betragen — zugegeben waren 4 Hectometer! man mache sich aber die Sache klar wie sie in Wirklichkeit war:

so wird einem die Gefährlichkeit der Situation ungemein deutlicher!

Bei der nahen Distance mußten die Schiffe collidiren, sowie sie die Parallele verließen, namentlich wenn, wie im vorliegenden Falle, es ihnen überlassen blieb nach eigenem Ermessen zu manövriren, statt daß der Admiral bestimmte Befehle und Signale für sämmtliche Schiffe gab, die ein einheitliches Manövriren herbeigeführt hätten. Er war allerdings nicht auf Deck, wie der Bericht angibt.

Wir kommen zu einem anderen Punkte in dem nicht officiellen Bericht, der sehr zu denken gibt:

Das ist das Rudermanöver auf König Wilhelm und die dabei betheiligten Rudergänger.

Der Minister äußerte sich nach dem stenographischen Bericht darüber seiner Zeit folgendermaßen:

> „Die Leute, die in solchen Unglücksfällen am Ruder gestanden haben, waren alle erfahrene Matrosen, der eine hatte 6 Jahre, der andere 5, der dritte 4 Jahre Fahrzeit, diese Leute haben bis zu dem Tage und der Stunde des Unglücksfalles die vollständige Anerkennung ihrer Offiziere gehabt und es ist Niemand da, der da ausspräche, die Leute hätten nicht ihren Dienst verstanden. Wenn ich aber verlange, daß die Leute unbedingt ihre Schuldigkeit thun wie der Offizier es ihnen befiehlt, dann muß es Sie auch nicht wundern, wenn dieselben den Kopf verlieren, wenn es der Offizier thut" ꝛc.

Nach dem vorliegenden Bericht steht es etwas anders mit den Rudergängern, die bis auf zwei diese Bezeichnung gar nicht verdienen, sondern in die Kategorie der Schiffsjungen (kaum!) gehören und deren unmittelbarer Vorgesetzter ein einjährig freiwilliger Gefreiter, früherer Seekadett — kein befahrener Mann — war. Trotz aller hinterher geäußerten Belobigungen dieser Mannschaft kann man sich eines leisen Schauders nicht erwehren, wenn man ihre Qualification näher betrachtet und die schwierigen Verhältnisse erwägt, in welchen diese unerfahrenen Leute zu thun hatten!!

Da steigt auch die Frage auf, wer war es, der diese Mannschaft aussuchte und an's Ruder stellte?

Digitized by Google

Es ist aus den vorliegenden Aufzeichnungen leider nicht zu ersehen, wer der betreffende erste Offizier war, der die Leute stationirte und ob er als Zeuge vernommen worden ist.

So viel steht fest, keiner von den Rudergängern wußte wirklich mit dem schwierigen Balance-Ruder des „Wilhelm" Bescheid, denn sie hatten keine Uebung in dessen Handhabung gehabt — daß sie also den Kopf verloren, als sich etwas Ungewöhnliches zeigte, ist selbstredend.

Wir kommen nun zu der Frage, „ob die durch die Collision herbeigeführte Beschädigung des „Großen Kurfürst" dessen Kentern und den dadurch bedingten Untergang zur Folge haben mußte?"

Eigenthümlich berührt es hier, daß die „nicht officielle" Darstellung berichtet, „daß der Stoß innerhalb einer wasserdichten Abtheilung getroffen habe, welche nach vorn zu durch das wasserdichte Spant 18 ꝛc. geschlossen wird." Diese Abtheilung wird, wie auch die Zeichnung ergiebt, durch Spant 18 nach hinten abgeschlossen. Eine Flüchtigkeit, die auch in einem „nicht officiellen" Actenstück nicht vorkommen sollte.

Zur Sache selbst hat das Kriegsgericht sich dem Gutachten der technischen Sachverständigen angeschlossen, wonach das Kentern lediglich in Folge der offen gebliebenen Thüren im Backbordwallgang herbeigeführt worden ist.

Es ist technisch nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Thüren offen gewesen sind, das Schiff kentern mußte. Das Schiff konnte aber auch kentern, wenn die Thüren geschlossen waren und die innere Wand durch den Stoß bedeutend beschädigt wurde. Durch den Stoß unterhalb der Wasserlinie wurde das Schiff bereits nach links geneigt. Diese Neigung wurde durch die starke drehende Bewegung nach rechts, in welcher das Schiff, um der Gefahr auszuweichen, sich befand, erheblich verstärkt. Das hierdurch veranlaßte Stürzen der Kohlen und anderer schwerer Gewichte, das Ueberhängen der Takelage ꝛc. in Verbindung mit dem einstürzenden Wasser haben die Stabilitätsverhältnisse des Schiffes zweifellos derart verändert, daß auch so ein Kentern erfolgen konnte. —

Daß die Berichte der Taucher in der Denkschrift mit großer Vorsicht aufzunehmen sind, ergiebt sich einmal aus ihrer Form selbst — sie behaupten nichts, sondern sprechen nur Ansichten aus, andererseits aber muß die practische Erfahrung doch leise Zweifel aufsteigen lassen, ob bei der unten herrschenden Finsterniß, der obwaltenden Strömung nicht erhebliche Irrthümer in den Wahrnehmungen der Taucher vorhanden sein können, namentlich scheint uns die Ansicht sehr wenig begründet, wonach eine Beschädigung des Wallgangschottes nirgendwo wahrzunehmen gewesen sei.

Das würde die nicht angenommene — weil nicht bewiesene — Schuld des Grafen Monts vielleicht ganz in Frage gestellt haben.

Es ist merkwürdigerweise in dem Bericht die Haltung der „Preußen" bei der Katastrophe gar nicht erwähnt und scheint es daher so, daß der Führer der selben, Herr v. Blanc, überhaupt nicht vernommen worden sei. —

Es heißt äußerst lakonisch in der Denkschrift: Die Leute der Besatzung, welche sich lange genug über Wasser halten konnten, wurden von den Booten des „König Wilhelm", welche schnell zur Hülfe herbeikamen, und von herzugeeilten englischen Fischerbooten, einige auch durch Boote der „Preußen" gerettet.

Digitized by Google

Das waren, wie jetzt feststeht, 2 Mann. Wie war es möglich, daß die Hülfeleistung der „Preußen" eine so beschränkte sein konnte?

Die „Preußen" war das einzige intacte Schiff. Raum, um sofort hinzueilen, war genügend vorhanden — trotz aller gegentheiligen Erklärung — warum ging das Schiff nicht sofort an die Unglücksstelle, statt eine Wendung zu machen, dann von der Strömung abgetrieben in nicht unbedeutender Entfernung vom sinkenden „Großer Kurfürst" zu ankern — so daß auch die beiden einzigen überhaupt ausgesetzten Boote zu spät kommen mußten?

Der Minister erklärte diese Handlungsweise — ohne welche zweifellos bedeutend mehr Menschenleben gerettet worden wären — mit den „vorhandenen Bestimmungen im Geschwader" und rechtfertigt sie durch die Instruction, nach der bei vorn vorkommenden Unregelmäßigkeiten das hintere Schiff vom Geschwader auszuscheren hat.

Diese Vorschrift der Instruction durfte im vorliegenden Falle unmöglich wörtlich genommen werden. Der Zusammenstoß zwischen „König Wilhelm" und „Großer Kurfürst" konnte bei einiger Aufmerksamkeit auf „Preußen" nicht unbemerkt bleiben, da aber rechts vom „Kurfürst" noch hinreichend Raum war, so hätte das Schiff, und zwar ohne die Freiheit der Bewegung zu verlieren, selbst auf die Gefahr hin, gegen die Instruction zu handeln, nach rechts statt nach links ausweichen und an den Ort der Gefahr eilen müssen, um Menschenleben zu retten.

Wie würde Herr von Blanc über einen seiner früheren Kameraden von der Armee geurtheilt haben, welcher mit Gewehr bei Fuß dem Massacre seiner in nächster Nähe befindlichen Leute zugesehen hätte?

Herr von Blanc ist jetzt Chef des Stabes und die rechte Hand des Chefs der Admiralität, welcher sich übrigens mit ihm und Herrn Batsch als seinem System identificirt. (Sitzung vom 13. Sept. d. Reichst. 1878 pag. 18.)

Das Kriegsgericht hat wesentliche Milderungsgründe walten lassen. Man stelle sich aber einmal vor, das Unglück hätte sich nicht in Friedenszeiten, sondern im Kriegsfalle ereignet — das Geschwader sei z. B. bestimmt gewesen, nach westeuropäischen Häfen zu eilen, so würde die Sachlage folgende gewesen sein:

Das erste Schiff war auf dem Wege zum Versammlungsort durch Auffahren erledigt, „Kurfürst" und „Wilhelm" waren durch die Collision kampfunfähig — das voraussichtliche Schicksal der übrig bleibenden „Preußen" dürfte wohl nicht schwer zu errathen sein. Damit war über ein Dritttheil der deutschen Flotte lahmgelegt!!

Die Presse hat sich seit der Katastrophe von Folkestone vielfach mit Marine-Verhältnissen beschäftigt und Anschuldigungen und Rechtfertigungen sind abwechselnd an die Oeffentlichkeit getreten; die Frage, ob das Grundübel nicht etwa im mangelhaften Organismus der Centralbehörde, im gänzlichen Fehlen einer Controle, sowie im Mangel an wirklichen Fachleuten und Sachverständigen im Reichstage zu suchen sein dürfte, ist nie ventilirt worden. Hätte nach unserer Ansicht nicht jedes maritime technische Element im Reichstage gefehlt, so würde der Marineminister seiner Zeit nicht so unzulängliche Erklärungen wie am 13. September 1878 resp. 11. und 28. März 1879 im Reichstage abgegeben haben.

Wir müssen, um unseren Lesern die nöthige Klarheit zu verschaffen, nothgedrungen auf jene Aeußerungen des Ministers zurückkommen, da dieselben für

Digitized by Google

das von ihm befolgte System durchaus maßgebend sind und seine ganze Amtsthätigkeit charakterisiren.

Vor allem wird man gut daran thun, die frühere Leitung unserer Marine im Vergleich mit der jetzigen zu betrachten und die Schlußfolgerungen daraus werden sich von selbst ergeben.

Es war nicht eben liebenswürdig von Herrn v. Stosch, über seine Vorgänger im Amte so obenhin zu urtheilen, denn die Verdienste des Herrn v. Roon und des Prinzen Adalbert dürften den Vergleich mit den seinigen immer noch aushalten.

Er mag sich wenden wie er will: das Hauptverdienst an dem Entstehen und der Entwicklung unserer Marine — selbst wie sie jetzt ist — gebührt nächst S. M. dem Könige unbestritten dem hochseligen Prinzen Adalbert und dessen unmittelbarem Nachfolger v. Roon. Vor Allem des Prinzen muß man gedenken, sein ganzes Leben und Streben war dem Gedeihen der Marine geweiht, der er sich aus freien Stücken gewidmet hatte. Und mit welchen Verhältnissen hatte der Prinz zu kämpfen, welchen Widerstand, welche Vorurtheile hatte er zu überwinden, die eben durch ihn beseitigt waren, als Herr v. Stosch das Amt übernahm. Wie unter dem Großen Kurfürsten eine starke Partei existirte, welche die Gründung einer brandenburgischen Flotte für Geldverschwendung erklärte, so gab es auch in unseren Tagen Männer, welche ähnliche Ansichten vertraten. Nur dem Prinzen ist es zu verdanken, daß das Loos der preußischen Marine nicht das der früheren Reichsmarine geworden ist — er ging seinem Ziel unbeirrt nach und hat seine Stellung so nahe dem Throne stets für das Wohl der Marine in die Wagschale gelegt.

Um so mehr mußte die Aeußerung des Ministers vom 13. September 1878 befremden, als er sagte, „daß die Marine, so wie sie heute ist, nach den Bestimmungen lebt, die von ihm gegeben sind, und daß es keine Instruction, kein Reglement in der heutigen Marine ausgenommen die Werft-Dienstordnung giebt, welche nicht unter ihm theilweise direct, theilweise mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers gegeben worden seien." Es liegt in diesen Worten ein unbewiesener herber Tadel der Thätigkeit seines Vorgängers, eines Prinzen des königlichen Hauses, der sich mit solcher Hingabe der Marine gewidmet hatte.

Frappirend aber geradezu war die darauf folgende Aeußerung bezüglich der Officiere, welche wörtlich lautet:

„Was die Ausbildung der Officiere betrifft, die ja noch viel schwieriger war in den Verhältnissen, so finde ich wohl bei allen Seeofficieren Zustimmung, wenn ich sage: „auf die Ausbildung der Officiere wurde früher kein großer Fleiß verwendet, es war Sache der Einzelnen, sich fortzubilden. Es ist nun den Herren auch schwer geworden, das System, welches nunmehr sich geltend macht, was ganz colossale Leistungen erforderte, anzuerkennen und diesem Umstande ist vielleicht ein Theil der Leidenschaft zuzuschreiben, welche sich heute in der Presse gegen dieses System entwickelt hat. Die Ausbildung der Officiere, welche heut commandiren, fällt nicht unter meine Verantwortung; für diese Officiere — ich sage damit nicht, daß sie schlecht oder nicht tüchtig sind, ich gebe kein Urtheil — aber, was sie leisten, was gut ist an der Erziehung, das ist nicht mein Verdienst. Was die Commandanten der großen Schiffe anbelangt, ihre Fähigkeiten und Erfahrungen aus früherer Zeit, das kann ich nicht in Anspruch nehmen, das aber

Digitized by Google

kann ich sagen, daß alle Officiere in den letzten sieben Jahren regelmäßiger gefahren sind, Reisen und zwar größere Reisen gemacht und sich den Witterungsverhältnissen ausgesetzt haben, wie früher und daß die nautische Ausbildung derselben in dieser Zeit Fortschritte gemacht hat. Auch in Betreff der Officiere mache ich den Anspruch, daß, wenn noch ein paar Jahre hingehen, die Zahl ergänzt wird und auch die jungen Herren denjenigen Grad von Erfahrung haben werden, der bei den großen Leistungen nothwendig ist."

Es ist zunächst eine alte, in der Natur der Sache liegende Erfahrung, daß alle Reglements und Instructionen auch bei den geschultesten Verwaltungen — also auch bei der jetzigen Admiralität *) — Aenderungen unterworfen sind, daß sie der Vervollständigung, Ergänzung und Modificirung bedürfen — selbstredend mußten die Aenderungen bei unserer Marine bedeutende sein, nachdem dieselbe in Folge der bewilligten Mittel einen so enormen Aufschwung zu nehmen in der Lage war.

Es ist indessen wol anzunehmen, daß ebenso, wie bereits der Große Kurfürst sein Schiffsvolk unter strenge Kriegsgesetze stellte, nach alter preußischer Tradition auch die königliche Marine seit 1848 nicht ohne Instructionen und Reglements existirt haben kann. Was dagegen die Aeußerung über die Ausbildung der Officiere betrifft, so ist sie ein Beweis für die Verkennung der ganz außerordentlichen Schwierigkeiten, mit welchen bei dem Mangel an geeigneten Persönlichkeiten sowol als auch an dem nöthigen Material ꝛc. die Heranbildung eines Seeofficiercorps unter dem hochseligen Prinzen Adalbert verknüpft war. Bei Gründung der Marine 1848 waren weder Schiffe, noch Etablissements, noch seemännisch geschultes Personal vorhanden, und was das heißen will, eine neue Waffe und noch dazu eine so schwierige, wie die Kriegsmarine, aus Nichts und mit den beschränktesten Mitteln zu schaffen — dazu bedarf es keiner fachmännischen Einsicht.

Und dieses Verdienst gebührt voll und ganz dem heimgegangenen Prinzen. Er sorgte vor allen Dingen für ein tüchtiges Seeofficiercorps. Anfangs wurden Officiere aus der Armee, junge Leute aus guter Familie, später auch geeignete Officiere aus der Handelsmarine, auf die amerikanische und englische Flotte zur Erlernung des Kriegsschiffsdienstes geschickt. Unglücksfälle, wie der Verlust des Kadettenschulschiffes „Amazone" und des „Frauenlob", verursachten später einen namhaften, schwer zu ergänzenden Verlust in dem jungen Institut. Trotzdem wurden die Lücken ausgefüllt. Expeditionen, wie 1851, 1852, 1853, nach den entferntesten Ländern, nach Ost- und Westindien, nach Südamerika („Merkur", „Amazone", „Gefion"), nach Ostasien („Thetis", „Arcona" und „Frauenlob"), wurden unternommen. Von den wenigen Schiffen waren also fast alle stets unterwegs, und wie man sieht, wurden „auch größere Reisen gemacht", man „setzte sich auch den Witterungsverhältnissen aus" — und als das Jahr 1870 herankam, waren alle Schiffe mit Officieren besetzt, und wie die Kämpfe des „Meteor" mit dem „Bouvet", die Evolutionen der „Augusta" vor Bordeaux, die Thaten der „Nymphe" bei Danzig bewiesen, fehlte es ihnen weder an nautischen Kenntnissen, noch an Schneidigkeit.

*) Siehe Bestimmungen über das Rudercommando vom 20. December und seine Aenderung im Januar (Marine-Verordnungsblatt).

Digitized by Google

Wie wäre nun wohl ohne die Beihülfe und Mitwirkung dieses älteren Offiziercorps die Inaugurirung der neuen Aera möglich gewesen, und wenn seit 1872 die Entwicklung der Marine mit Riesenschritten vor sich gegangen ist, Etablissements und Schiffe in großer Zahl geschaffen sind — ist das wirklich nur dem Organisationstalent des Mannes allein zu danken, der jetzt an der Spitze steht?

Die seit 1872 geschaffenen Werften und Depots, sowie die Pläne zu den 50 Schiffen, von denen $^3/_4$ bereits fertig, $^1/_4$ noch in der Vollendung begriffen ist, sind sie nur dem Verdienste des Herrn v. Stosch zuzuschreiben?

Es wäre bei dieser Gelegenheit vielleicht nicht uninteressant, zu erfahren, wer von den Männern, die dieses schufen, die in schwierigen Verhältnissen mit beschränkten Mitteln so Tüchtiges leisteten, noch im Amte ist? Unseres Wissens kaum noch ein halbes Dutzend — auch ihr Stündlein dürfte geschlagen haben. Zu näherer Information verweisen wir hier auf eine im Verlage von H. Pfeil in Leipzig 1879 erschienene Broschüre, die auf Seite 14 und 15 den nöthigen Aufschluß gibt.

Es heißt da, nachdem die lange Reihe der fast ausnahmslos im kräftigsten Mannesalter stehenden, bis zu ihrer Verabschiedung unausgesetzt thätigen emeritirten hohen Offiziere angeführt worden ist, weiter:

„Die noch vorhandenen älteren Capitaine, denen die bekannten negativ liebenswürdigen Bemerkungen des Herrn v. Stosch über die Qualitäten der älteren Offiziere mitgelten, haben ihre Position vollkommen begriffen. Sie wissen, wie ihr Chef von ihnen denkt, sie thun ihre Schuldigkeit, wie sie dazu erzogen sind, und ertragen die ihnen geschaffene Lage soviel und soweit sie eben müssen. — — Die jüngeren Offiziere sind getheilt, theils überwiegt bei ihnen die Anhänglichkeit an ihre früheren Chefs und Lehrer und deren seemännischen Geist, theils haben sie begriffen, daß es besser sei, der aufgehenden Sonne sich zuzuwenden als der untergehenden." ꝛc.

Wie steht es nun mit den Erfolgen, welche die neue Aera zu verzeichnen hat?

Da sieht es wenig erfreulich aus und ob die so viel gerühmte neue Methode — die theoretische Ausbildung der Offizier-Aspiranten an Bord, auf der Fahrt, besonders glücklich ist — die Zeit wird es lehren. So manche der älteren Seeoffiziere, welche auf einer Reise in den Tropen zwei Jahre hindurch eine Anzahl Seecadetten zur Ausbildung an Bord gehabt haben, sprechen sich eben nicht allzu zufrieden über die Resultate derselben aus und äußern unverhohlen ihre Meinung dahin, daß die frühere Methode, die theoretische Ausbildung während der Winterszeit an Land, die praktische im Sommer an Bord, der heutigen bei weitem vorzuziehen sei. — Freilich, dem unbefangenen Laienverstande kann es nicht recht einleuchten, daß das Studiren der jungen Leute auf einem Schiffe, unter den Tropen bei 30—40 ° Hitze in engem Raume zusammengedrängt, von besonderem Erfolge sein könnte. Vielleicht hat der junge Prinz Heinrich, dem diese Methode nicht erspart geblieben ist, Gelegenheit, über kurz oder lang sich an geeigneter Stelle darüber auszusprechen.

Digitized by Google

Als ein äußerst unglückliches Debüt der Admiralität ist die Affaire Leutner zu betrachten — doch ist sie geeignet, ein eigenthümliches Licht auf die Rathgeber des Chefs der Admiralität zu werfen.

Wir wollen die Frage nicht erörtern, ob die Hebung des Schiffes möglich sei oder nicht — letzteres hat jedenfalls die größere Wahrscheinlichkeit für sich — der Abschluß des Contractes mit Herrn Leutner, einer anerkannt anrüchigen Persönlichkeit, die stete Erneuerung desselben bis in die neueste Zeit — sie sind ein Beweis, wie wenig bei uns technische Gutachten zu bedeuten haben müssen. Es ist wenigstens nicht anzunehmen, daß diese Gutachten — freilich wenn sie eingeholt sind, was immerhin fraglich ist — nach den Vorgängen in England sich für den Abschluß des Vertrages obenein mit einer so schlecht beleumundeten Persönlichkeit als es Herr Leutner war, ausgesprochen haben würden.

Für die Hebung des englischen Panzerschiffes „Vanguard", deren Versuch zur Beruhigung der öffentlichen Meinung gemacht wurde, schloß die englische Regierung einen Vertrag, in welchem dem Unternehmer für den Fall der Hebung 180 000 Lstrl. zugebilligt wurden. Diese Summe wurde wenigstens z. B. in der „Times" genannt. Nachdem 3 Jahre vergangen waren, ohne daß die Hebung gelang, wurde der Vertrag annullirt.

Der „Große Kurfürst" hat ungefähr dieselben Verhältnisse, wie der „Vanguard". Herr Leutner war aber bescheidener, er verlangte nur 45,000 Lstr. (laut Angabe im Etat) für die Hebung — das hätte doch namentlich bei dieser Persönlichkeit stutzig machen müssen!

Wir wissen jetzt noch nicht, ob der Vertrag mit Leutner gelöst ist — im Etat findet sich die Position freilich nicht mehr. Vielleicht sind die 900,000 Mark gerettet!

Es darf hierbei nicht übergangen werden, daß die Hebung — resp. ans Land Schaffung eines bedeutend kleineren Schiffes — der hölzernen Fregatte „Eurydice" zwar glückte, aber mehr als den dreifachen Werth des Schiffes an Kosten verursachte und ihr endlicher Erfolg der war, daß das Schiff abgebrochen wurde.

Ein anderer Fall, den wir speciell der Aufmerksamkeit des Reichstages empfehlen möchten, ist der Bau der zweiten Hafen-Einfahrt in Wilhelmshaven. Zwar hat der Minister im Reichstage am 28. März 1879 die Sache in rosigen Farben geschildert und das Einverständniß aller Sachverständigen constatirt, — aber immer und immer wieder taucht das Gerücht auf, daß trotzdem eine Sistirung der Bauten und eine Revision der Pläne dringend nothwendig sei, um Millionen zu ersparen. Wäre es nicht möglich, auch hierüber Näheres aus den Acten zu erfahren — oder die Angelegenheit der technischen Baudeputation zur Begutachtung vorzulegen?

Es wäre auch in diesem Falle wieder der Beweis gegeben, daß die Autokratie des Chefs der Admiralität, nicht mehr durch irgend einen Beirath von Sachverständigen, Technikern und Seeleuten beeinflußt wird.

Diese Möglichkeit der autokratischen Regierung des Chefs der Admiralität ist der wunde Punkt im Entwicklungsgange unserer Marine — wir wollen versuchen durch den Vergleich mit dem Organismus anderer Marinen einen Weg zur Besserung zu zeigen.

Digitized by Google

Vorerst drängt sich selbstredend der Vergleich mit dem, was früher gewesen war, auf.

Nun, Seine königliche Hoheit der Prinz Adalbert war nicht ein solcher Feind der Techniker und Sachverständigen, ihm lag gerade daran, deren subjective Gutachten einzuholen, ja er richtete sich auch danach! So ließ er sich, um klar in einer Sache zu sehen, den Chief-constructor Englands, Mr. Reede herbeiholen, um sich von ihm Raths über den Bau der Panzerschiffe zu erholen. —

Es existirt in allen nennenswerthen Marinen eine Centralbehörde, deren oberste Macht in dem Landesherrn gipfelt, der den Oberbefehl führt und die Spitze der Verwaltung bildet. Ihm zunächst steht überall der Marineminister, bei uns officiell „Chef der Admiralität" genannt. In England steht abweichend von allen anderen Ländern nicht eine Person an der Spitze der Centralbehörde, sondern dort ist der Vorstand der Admiralität einer Commission von 5 Mitgliedern übertragen. Bemerkenswerth ist, daß der erste Lord der Admiralität nie ein Seeofficier ist, sondern eine Civilperson — er vertritt die politische Seite in der Marine, deren Bedeutung ja für England eine ungleich größere ist als für continentale Länder, der zweite Lord dagegen, „the first Sealord" muß stets ein höherer Seeofficier sein. Es werden also in England alle wichtigen Maßregeln nicht von einer Person getroffen, sondern von der Commission der Lords entschieden. Uebrigens befinden sich im englischen Parlamente so viele Fachkenner, daß selbst das kleinste Versehen oder Vergehen nicht unbeachtet und ungerügt bleiben würde.

Die Lords der Admiralität fungiren in corpore als Inspicienten der Stationen, Werften und Depots.

Die Commando-Abtheilung ressortirt vom zweiten Lord und von diesem wiederum die Stationen in den Kriegshäfen, auch er fungirt niemals allein.

Bemerkenswerth ist und hervorgehoben zu werden verdient, mit welcher Sorgfalt die englische Marine-Erziehung vor sich geht. Selbst ein Prinz des königlichen Hauses, der Herzog von Edinburgh, durfte keine Stufe überspringen, sondern mußte die vorgeschriebene Dienstzeit ebenso nachweisen wie jeder Andere — er brauchte 20 Jahre vom Cadetten bis zum Admiral!

In der französischen Marine, der systematisch zweifellos am besten geordneten der europäischen Marinen, liegt Oberbefehl und Verwaltung in der Hand des Marineministers, welcher ausnahmslos Seemann zu sein pflegt.

Ihm zur Seite und zu seiner Controle steht eine Commission von Seeoffizieren — Conseil de travaux — die fest ernannt sind und welche bei allen wichtigen Entscheidungen gehört werden müssen. Neben diesem Admiralitätsrath fungirt gleichzeitig ein technischer Beirath, aus Seeoffizieren, Ingenieuren und Technikern zusammengesetzt, welchem die Begutachtung und Aufstellung von Plänen für Bauten ꝛc. obliegt. Soll z. B. ein Schiff gebaut werden, so werden die Dessins von diesem Beirath angegeben, auf den verschiedenen Werften die Zeichnungen und Pläne entworfen und der Admiralität zur Bestätigung resp. Modification eingereicht. Auf diese Weise ist eine Concurrenz geschaffen, deren segensreiche Folgen auf der Hand liegen.

Die Commando-Angelegenheiten werden vom Minister durch die verschiedenen Bureaux geordnet. Die Stationen stehen direct unter der Admiralität und empfangen von dieser ihre Befehle; den Stationen sind die Werften unterstellt.

Digitized by Google

In der russischen Marine existiren ähnliche controlirende Bestimmungen. Hier ist allerdings eine eigenthümliche Einrichtung geschaffen, die sonst nirgend existirt. Ein kaiserlicher Prinz — Großfürst Constantin — steht als Mittelsperson zwischen Kaiser und Marineministerium und über letzterem, dessen Leitung ein hoher Seeofficier hat. Der Prinz ist Präses des Admiralitätscollegiums. Also auch hier ist ein technischer Beirath vorhanden, der die Gesetzgebung, Verordnungen 2c. der Marine zu controliren hat. Seine Mitglieder sind sämmtlich theilweise nicht mehr active Admiräle, die direct vom Kaiser in das Admiralitäts-Collegium berufen werden.

Für einen solchen Beirath aus inactiven Admirälen fehlt es uns nunmehr übrigens auch nicht an Material.

Dieselbe Einrichtung eines aus Fachmännern bestehenden Admiralitätscollegiums, dem die Controle der Marine-Angelegenheiten obliegt, finden wir ferner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wie steht es nun bei uns? Ein Vergleich mit der Organisation unseres Heeres ist hier besonders lehrreich. Neben dem Kriegsminister bestehen einmal die commandirenden Generale als selbständige Führer der Armeecorps, ferner überall in den einzelnen Waffen General-Inspectionen: für Artillerie, Ingenieurcorps, Train, 2c., dieselben stehen direct unter Seiner Majestät dem Kaiser und sind unabhängig vom Ministerium.

In der Marine existirt de facto nichts derartiges mehr bei uns. Seit dem Jahre 1870, bis wohin Prinz Adalbert den Oberbefehl über die Streitkräfte führte, bestehen keine den General-Commandos zu vergleichenden Einrichtungen mehr, die bis dahin existirten. Im Jahre 1872 erhielt die Controlbehörde einen selbständigen Chef — jedoch blieb der hochselige Prinz General-Inspecteur und wurde Vice-Admiral Jachmann zum Inspecteur der in Dienst gestellten Schiffe ernannt.

Mit dem Tode des Prinzen erlosch die Stelle des General-Inspecteurs, mit dem Ausscheiden des Admiral Jachmann die Stelle des Inspecteurs der in Dienst gestellten Schiffe. Es giebt also vom Minister bis zu Seiner Majestät dem Kaiser keine Instanz mehr. Der Minister hat allein Vortrag bei Seiner Majestät und nur durch ihn können die Berichte an den Kaiser gelangen. Dies bezieht sich auf die Commando-Angelegenheiten, für Verwaltungsangelegenheiten ist der Marine-Minister freilich dem Reichskanzler subordinirt — d. h. also nur in Angelegenheiten der Innehaltung des Etats. Der Minister repräsentirt also die Spitze der Admiralität ohne jede Beschränkung. Alle der Admiralität unterstellten Behörden, Stationscommandos, Werfte, Depots 2c. berichten also ohne Zwischeninstanz direct an den Minister, in seiner Hand allein liegt die Entscheidung für die heterogensten Sachen. — Zwar steht dem Minister ein Admiralitätsrath zur Seite, dessen Präsident er ist, dessen Mitglieder der Director, der General-Inspecteur der Marine, ein Admiral und ein Stabsoffizier bilden und dem es frei steht, Techniker zur besseren Information heranzuziehen. Diesen Beirath zu hören, steht aber im Belieben des Ministers, ist nicht seine Verpflichtung und so geschah es denn, daß so lange der Minister v. Stosch im Amt ist, der Admiralitätsrath niemals gehört worden ist, wie er dies selbst in der Reichstagsitzung vom 13. September 1878 constatirte.

Digitized by Google

Und doch sollte man meinen, daß die Existenz dieses Beirathes den Beweis einer beabsichtigten Controle in sich schließt! So charakterisirt sich also die Stellung des Marineministers als eine dem Lande und seiner Vertretung gegenüber völlig unverantwortliche, uncontrolirbare — er ist Autokrat im strengsten Sinne des Wortes.

Wir haben oben schon angedeutet, wohin ein solches Regiment führen muß in der Hand eines Mannes, der seine Ueberzeugung für die unbedingt richtige hält und dem „subjectiven Urtheile der Sachverständigen und Techniker" von vornherein mit Uebelwollen und Mißtrauen entgegenkommt.

Keiner von den älteren, erfahrenen Admirälen ist mehr übrig. Jachmann, Held, Klatt, Werner, Henck, sie Alle wichen dem allmächtigen Manne, da es gegen ihre seemännische Ueberzeugung war, seinen Ansichten blind zu folgen und sie die Verantwortung für seine Maßnahmen nicht tragen wollten.

Die Verwaltungsbehörde der Marine wird allmächtig, sie steht längst über den Fachleuten. Konnte es doch vorkommen, daß der Chef-Constructeur, welcher bisher selbstständig in Verfolg des Flottengründungsplanes 50 Panzer- und andere Schiffe entworfen und gebaut hatte, sich plötzlich dem Votum von Werften und Privat-Etablissements unterwerfen sollte, welche seine Pläne prüfen und begutachten sollten! Da nahm er seinen Abschied, denn wie er sagte, „wollte er nicht Handlanger des Werft-Verwaltungs-Ressorts sein". An seine Stelle traten jüngere Leute, denen seine reichen Erfahrungen nicht zu Gebote stehen können.

Nach allem Gesagten resümiren wir kurz: Auch das Marine-Ministerium muß einer strengen Controle unterworfen werden. Es ist daher Pflicht des Reichstages, im Interesse des Landes dafür Sorge zu tragen, daß

1. der Minister verpflichtet wird, den Admiralitätsrath in allen wichtigen Fragen anzuhören und sich seinem Votum zu unterwerfen, soweit technische Fragen dabei in Betracht kommen;
2. Unabhängig von dem Minister eine General-Inspection geschaffen wird, deren Chef direct über den Ausfall der Inspectionen an Seine Majestät den Kaiser zu berichten hat, wie es unter dem hochseligen Prinzen Adalbert der Fall war.

Das ist die einzige Möglichkeit, um Zuständen ein Ende zu machen, deren gefährliche Folgen Katastrophen wie die bei Folkestone sein müssen.

Am deutschen Volke wird es sein, in den Reichstag auch Männer zu wählen, welche in diesen Fragen ein competentes Urtheil und das Herz auf dem rechten Flecke haben, es auch auszusprechen!

Eros im Irrenhaus.

Tagebuchblätter eines jungen Arztes.

Mitgetheilt von

Alfred Hartmann.

1. Blatt.

„Mein lieber junger Freund und Kollege! Bevor Sie diese Schwelle betreten, hinter welcher unsere Kranken verweilen, sollen Sie Ihr Herz mit Ihrem

Digitized by Google

Ueberzieher an den Haken hängen. Hinter dieser Mauer hat der kalte Verstand dem Unverstande gegenüber das erste und letzte Wort. Hier gibt es keine interessanten Menschen, es gibt nur interessante Fälle. Der Unliebenswürdigste unter meinen Kranken ist vielleicht derjenige, dem die größte Sorgfalt gewidmet werden muß. Nach meiner Anordnung hört hier sogar der Name auf, und an dessen Stelle tritt die Nummer, wenn der Director seinen Assistenten, die Aerzte den Wärtern ihre Instructionen ertheilen; denn in diesem Haus gilt kein Unterschied zwischen dem Baron und dem Bettler, sondern nur zwischen dem mehr oder weniger kranken Menschen. Jeder soll nach der Art und dem Grad seiner Krankheit und nicht anders behandelt werden .... Also keine Sentimentalität, keine Gefühlsduselei, Herr Kollega, wenn wir Freunde bleiben sollen! Treten Sie dann wieder aus dieser Thür, um statt Irrenarzt Mensch zu sein, so mögen Sie meinetwegen das Herz vom Haken nehmen und an seine alte Stelle hängen; es bleibt ihm noch Zeit genug, seine Thorheiten in's Werk zu setzen" ....

Es lief mir ein kalter Schauer den Rückenwirbeln entlang, als ich meinen nunmehrigen Chef, den Mann mit den breiten Schultern, der mich um eine halbe Kopfeslänge überragte, den Menschen mit dem von einer graugesprenkelten Mähne umrahmten Löwenantlitz und den blitzesprühenden Augen, welche von einem Paar buschiger Brauen überschattet wurden, so sprechen hörte .... Dieser Mann, welcher innerhalb des Bereiches der Irrenanstalt über einige hunderte bedauernswürdiger Wesen eine unbeschränkte Herrschaft ausübte, dieselben bis zum Tode quälen konnte nach seinem Gutfinden und seinen Launen, ohne daß ihn Einer zur Rechenschaft ziehen durfte, sprach dem Herzen, dem Mitleid, den sanftern Regungen des menschlichen Gemüthes den armen Irren gegenüber jede Berechtigung ab ... Hier dürfe ausschließlich der Verstand, d. h. die Wissenschaft herrschen!

Es war ein Etwas in mir, was sich gegen diese Grundsätze sträubte und empörte, — eben das Herz, welches ich nach der Meinung des Herrn Directors beim Eintritt in meinem neuen Wirkungskreis zum Ueberzieher an den Kleiderhaken hängen sollte .....

Und doch stand der Herr Director insbesondere bei den Männern der Wissenschaft in höchster Achtung .... Ich hatte einige seiner geheilten und entlassenen Patienten kennen gelernt, welche sämmtlich mit überströmender Dankbarkeit, ja mit bewundernder Begeisterung von ihm sprachen.

Ich will nicht urtheilen, bis ich selbst gesehen.

Aber wehe dem Menschen, wenn er seine Gewalt den wehrlosen Kranken gegenüber mißbraucht! Dann soll mich weder sein Ansehen im Lande, noch sein Ruf in der Gelehrtenwelt hindern, den Kampf mit ihm aufzunehmen und ihm die Heuchlerlarve vom Gesicht zu reißen. Erläge ich dann im Kampfe trotz meiner guten Sache, würden meine Lippen für immer geschlossen, so sollen diese Blätter für mich reden, diese verschwiegenen Tagebuchblätter, in denen ich meine Beobachtungen, so getreu und so gewissenhaft, als ich es zu thun im Stande, aufzeichnen will.

2. Blatt.

„Wo die Logik nicht aushilft, da müssen die Zwangsjacke, der Zwangsstuhl, die Tobzelle, ja — wenn nöthig — die Handschellen aushelfen." So steht in einem freilich veralteten Handbuch der Psychiatrie zu lesen.

Digitized by Google

Nach der Begrüßungsrede des Herrn Directors glaubte ich diesen ganzen Folterapparat in unserer Irrenheilanstalt in Gebrauch, denn mit der Logik ist unsern Patienten nicht beizukommen.

Wie mußte ich mich wundern, daß ich bei meinem ersten Gang durch die Anstalt weder Zwangsjacke noch Zwangsstuhl gewahr wurde. Die meisten Patienten sahen recht vernünftig aus. Die Meisten waren mit leichten Arbeiten beschäftigt, Andere mit Lektüre, Andere mit Spielen. Die Räumlichkeiten sahen alle recht freundlich aus, sogar die Tobzellen. Die eisernen Fenstergitter, in unerreichbarer Höhe angebracht, sind von blühenden Schlingpflanzen umsponnen!

Was ist's, was diesen kleinen Staat von lauter Bürgern, die entweder ein Rädchen zu viel, oder ein Rädchen zu wenig im Kopfe haben, ohne äußere sichtbare Zwangsmittel in Fugen und Schranken hält?

Es ist der eiserne consequente Wille des Directors, welcher sein Herz an den Kleiderhaken hängt, so oft er sein Reich beschreitet . . . . Und dennoch scheinen die meisten seiner Unterthanen mit Liebe an ihm zu hangen.

Ich gestehe, — da steckt etwas, was mir nicht klar ist, — was zu begreifen ich noch nicht im Stande bin. Vielleicht geht mir später ein Licht auf.

Es versteht sich, daß bei meinem ersten Rundgang der Director mein Führer war. Zuerst besuchten wir die Männerabtheilung. Die meisten Patienten, denen wir in den Gärten, den Arbeits- und Unterhaltungssälen begegneten, ließen sich durch unser Erscheinen in ihrem Treiben keineswegs stören. Viele grüßten höflich. Einer erlas kleine Kiesel aus dem Sande, mit welchem der Gartenweg beschottert war.

„Guten Morgen, Herr Commerzienrath!" rief ihm der Director zu. „Haben Sie Ihre Million bald beisammen?"

Der Kranke winkte abwehrend mit der Hand.

„Nicht stören, nicht stören, Doctor! Sonst muß ich wieder von vorn anfangen." . . . .

„Ein Kaufmann, welcher ob seinem Hauptbuch den Verstand verloren hat?" frug ich.

„Nein! Ein armer Schullehrer, dem ob seiner Noth das Gemüth krank wurde. Jetzt hält er sich für ein Finanzgenie, der auf dem Punkte steht, ein Rothschild zu werden."

Einen sehr anständig aussehenden Herrn trafen wir zeitungslesend auf einer Bank.

„Stören wir, Herr Bürgermeister, wenn wir uns einen Augenblick zu Ihnen setzen?"

Der Angeredete bat uns mit ausgesuchter Höflichkeit Platz zu nehmen.

„Gibt's heute etwas Neues?" frug der Director. „Ich fand noch keine Muße, mich in den Zeitungen umzusehen."

Der Herr Bürgermeister resümirte mit großer Klarheit und Bündigkeit die neuesten Tagesnachrichten.

„Dieser Herr zählt doch gewiß nicht zu unsern Patienten?" sagte ich, als wir nach einer Weile weiter schritten.

„Freilich! Der arme Mann ist dem Alkohol verfallen. Hier in der Anstalt,

Digitized by Google

wo er täglich seine zwei Flaschen Bier oder seine Flasche Wein erhält, aber keinen Tropfen Gebranntes, befindet er sich außerordentlich wohl. Entlassen, würde er schon morgen nach der Absynthflasche greifen und in acht Tagen hätte ihn der Säuferwahnsinn wieder gepackt."

Wir kamen zur Abtheilung der Unruhigen. Ein von Außen verrückbarer Schieber erlaubte einen Einblick in die Zellen.

Da thronte Einer auf einem erhöhten Sitze, der sein Betttuch als faltenreichen Mantel um die Schultern geworfen hatte und auf dem Kopf eine wunderliche aus einem alten Zeitungsblatt geformte Mütze trug.

„Der gute Mann hält sich für den Jupiter pluvius, und denkt Tag und Nacht daran, wo er der Menschheit mit seinem Regen einen rechten Schabernack spielen könnte. Er war früher ein beliebter Redner an Volksfesten." Plötzlich erscholl aus einer der Zellen ein fürchterliches Geheul.

„Da muß ich zum Rechten sehen," sagte der Director, das Guckfenster öffnend.

Der Tobsüchtige war eben damit fertig geworden, seine Kleider zu kleinen Fetzen zu zerreißen und stand nun splitternackt in Mitte seiner Zelle, mit gesträubtem Haar, rollenden Augen und brüllend gleich einer wilden Bestie. Ohne sich lange zu besinnen, trat der Director ein, die Thüre hinter sich schließend. Der Kranke stand im Begriff, sich auf ihn zu stürzen. Da richtete der Director seine imposante Gestalt in die Höhe, kreuzte die Arme über der Brust und schaute den Wüthenden mit festem, durchdringendem Blicke an. Das Geheul verwandelte sich bald in ein ängstliches Winseln. Der Tobsüchtige begann an allen Gliedern zu zittern und suchte dann, sich in einem Winkel kauernd zu verstecken. Nun ward ein Wärter herbeigerufen, welcher den Patienten wiederum mit der nöthigsten Bekleidung versah.

„Wie durften Sie es wagen, in die Zelle zu treten," — frug ich, als der Director wieder zu mir trat. „Sie setzten sich der Gefahr aus, von dem Wüthenden zerrissen zu werden."

„Ich war meines Zähmungsmittels gewiß," — entgegnete derselbe lachend. „Ich habe dasselbe einem Thierbändiger in einer Menagerie abgelauscht. Wird der Mensch seines Bischens Vernunft beraubt, so wird er eben wieder, was seine Urahnen gewesen sein sollen, — eine Bestie: der eine ein Tiger, der andere ein Gorilla, der dritte ein Schaf und so weiter .... Für heute haben Sie nun genug gesehen; — nächstens führe ich Sie zu den Frauen." —

3. Blatt.

Die armen Wesen!

Das blasse Jammerbild, welches, einer Bildsäule ähnlich, bewegungslos dasteht und starr zur Erde schaut, ist eine Mutter die ihr Liebstes, ihr Kind verloren hat. ....

Jene arme Närrin, welche sich Tag für Tag mit allerei Flitterzeug so wunderlich herausputzt und in ewiger Unruhe tänzelnd über die Kieswege hüpft, war einst eine glückliche Braut und wurde dann von ihrem Treulosen plötzlich verlassen. Bei jedem Morgengrauen wähnt sie, es sei ihr Hochzeitstag, der nun anbreche, und schmückt sich, um im Festkleid vor den Altar zu treten. Unterdessen ist das blühende Mädchen zur zusammengeschrumpften alten Jungfer geworden . . .

Digitized by Google

Eine dritte glaubt sich vom Teufel besessen. Sie behauptet in der Walpurgisnacht dem Hexensabbat beizuwohnen, Ungewitter erregen und Menschen und Thiere verzaubern zu können. Vor zwei oder drei Jahrhunderten wäre der Scheiterhaufen ihr Loos gewesen. Welches ist die Veranlassung ihrer Geisteskrankheit? Als junges Mädchen hatte sie eine Bekanntschaft; später heirathete sie einen andern Bewerber, einen Reichern. Der erste Liebhaber nahm aus Verdruß Handgeld von holländischen Werbern, die Treulose verwünschend. Da sie bei ihrem Mann das gehoffte gute Leben nicht fand, wurde sie verrückt. . . . .

Mir fiel das Wort des Schalks Mephisto ein, da er den Schüler über der Frauen Weh und Ach belehrt . . . . Dies Weh und Ach, so tausendfach, rührt meist von der gleichen Grundursache her und diese ist keine andere als die Liebe, die unerwiderte, verkannte, betrogene Liebe, die Liebe zu einem Gegenstand, der durch eigene Schuld oder durch ein grausames Geschick für immer verloren ging . . . .

Der Director, welchem ich meine Weisheit auskramte, erwiderte ernsthaft: „Sie mögen gewissermaßen Recht haben, lieber Herr Kollega. Die Bestimmung des Weibes ist eben die Liebe und wenn dasselbe diese seine Lebensbestimmung verfehlt, droht ihr eine leibliche oder Geisteskrankheit“ . . . .

Unversehens frug er mich sich selbst unterbrechend:

„Haben Sie Ophelia schon gesehen? . . . . Ich meine die eigentliche, ächte, nicht etwa nur von einer Schauspielerin nachgemachte Ophelia, — die Ophelia des Prinzen Hamlet von Dänemark . . . . Ich muß Sie mit derselben bekannt machen, da ich Sie Ihrer speciellen Behandlung anvertrauen möchte.“

Er rief nach der Oberwärterin.

„Wie steht es mit — Nummer sechs?“

„Wie gewohnt . . . Das gute Kind sitzt an ihrem Lieblingsplätzchen im Garten, schmückt sich und singt.“

Der Director führte mich in den Garten der Frauenabtheilung.

Dort saß auf einer hinter Gebüsch halbversteckten Bank ein wunderliches Wesen, ein Frauenbild, wie mir bis jetzt noch keines vorgekommen. Es war ein junges Mädchen von fast durchscheinender Alabasterblässe und auffallender Magerkeit, was demselben, da dessen Knochengerüst von feiner Zierlichkeit war, ein ganz ätherisches Aussehen verlieh. Auf dem Kopfe sproßte ihm ein Wald kurzer, krauser, hellbrauner Löckchen, und über diesem Löckchenwald trug es einen Kranz bunter Gartenblumen. Auch das leichte helle Sommerkleid war geschmackvoll mit frischen Blumen besteckt.

Die Patientin bemerkte unsere Annäherung nicht. Sie blickte vor sich zur Erde und sang mit schwacher, aber sicherer Stimme einzelne Verse aus Bürgers Lenore. Sie wußte den Ausdruck leidenschaftlichster Sehnsucht in die Worte zu legen:

„Bist untreu, Wilhelm, oder todt? . . .
„Was soll Dein langes Säumen?“

„Wie gehts mein Kind?“ — frug der Director, indem er die Kranke an der Hand faßte.

Es erfolgte keine Antwort. Die Kranke warf einen scheuen, verwunderten Blick auf den Director und entzog ihm ihre Hand.

Digitized by Google

„Er war mit König Friedrichs Macht
„Gezogen in die Pragerschlacht
„Und hatte nicht geschrieben
„Ob er gesund geblieben. . . . .“

Der Director schob seinen Arm in den meinen und zog mich fort.

„Lassen Sie sich die Krankengeschichte dieses Mädchens erzählen. Dieselbe ist ganz kurz. Vor ungefähr sechs Monaten wurde es in seinem elterlichen Hause von einem heftigen Typhus befallen, schwebte während einigen Wochen zwischen Leben und Tod, überwand endlich die Krankheit und die Reconvalescenz nahm ihren regelrechten Verlauf. Ihr körperlicher Organismus erholte sich anscheinend vollständig, die große Magerkeit abgerechnet, welche der Patientin das Aussehen eines Wesens aus einer andern ätherischern Welt verleiht. Aber unsere Ophelia ist seither in einem Traumleben befangen, aus welchem kein äußerer Einfluß sie erwecken kann. Die wirkliche Welt existirt gar nicht für sie. Sie wartet Tag für Tag als Lenore auf ihren Wilhelm, der aus dem Kriege heimkehren soll, und schmückt sich für ihn.“ . . . .

„Da war ohne Zweifel Liebesgram die Ursache ihrer ersten Erkrankung,“ unterbrach ich den Director, — „der Tod oder die Untreue des Verlobten?“

„Wenn die Angehörigen der Kranken gegen mich aufrichtig waren, worüber zu zweifeln ich keine Ursache habe, so blieb das Herz der Patientin vollständig unbetheiligt. Unsere Ophelia war bis zu ihrem Typhus ein fröhliches unbefangenes Kind. Als Folge ihrer heftigen Krankheit scheint ein gewisser sehr eigenthümlicher Schwächezustand des Gehirns zurückgeblieben zu sein, während alle übrigen Organe in ihren Normalzustand zurückkehrten. Unsere Patientin befindet sich in einem traumreichen Schlafe, aus welchem sie nicht zu erwecken ist, oder in dem krankhaft chronisch gewordenen Zustand einer Nachtwandlerin.“

„Und glauben Sie, dieselbe heilen zu können?“ frug ich. „Ich habe schon die verschiedensten psychischen und somatischen Heilverfahren versucht, aber ohne Erfolg. Nun wollen wir es mit der Elektricität probiren. Es dürfen jedoch keine heftigen Einwirkungen auf die Kranke stattfinden, sonst könnte sich ihr Zustand verschlimmern oder gar unheilbar werden. Wir dürfen den elektrischen Strom nur mit größter Vorsicht und ganz allmälig auf das kranke Gehirn wirken lassen. Zur Vornahme einer solchen Kur, welche an jedem Tag mehrere Stunden in Anspruch nehmen wird und wochenlang andauern kann, habe ich als Director der Anstalt keine Zeit. Ich habe mich um Hunderte zu bekümmern und darf mich nicht ausschließlich mit einem Einzelnen meiner Patienten beschäftigen. Deshalb habe ich Sie dazu ausersehen, mein lieber Herr Kollega, und Sie sollen gleich heute mit der Behandlung beginnen . . . . Sie dürfen mit mir zufrieden sein,“ — fuhr er nach einer Weile fort. „Es ist ein sehr interessanter Fall, der zwar nicht ohne Vorgänger ist, aber doch nur selten vorkommt und wovon Dr. Griesinger, wie Sie sich ohne Zweifel erinnern werden, in seinem Handbuch über Psychiatrie einige Beispiele aufzählt.“ . . . .

Nach diesen Worten hieß er mich in seine Rüstkammer treten, wo er mir die nöthigen elektrischen Apparate übergab und mich in deren Gebrauch unterrichtete. —

Digitized by Google

4. Blatt.

„Nummer sechs. Chronischer Traumzustand; theilweise Lähmung des Gehirns. Somatische Behandlung mittelst höchst vorsichtig angewandter elektrischer Strömungen, verbunden mit einer möglichst individualisirten psychischen Behandlung“ . . . . .

So viel sind der Worte, welche mir der Director als Instruction auf einen Zettel schrieb.

Es war ein eigenthümlich banges Gefühl, welches mich beschlich, als ich das Zimmer der Kranken betrat, um das Heilverfahren einzuleiten. Es ist wirklich ein sehr interessanter Fall, aber beinahe zu delikater Natur für einen psychiatrischen Anfänger. Als ich eintrat, saß die Patientin auf ihrem Bette und sang wieder leise für sich:

„Bist untreu Wilhelm, oder todt?“

Ihre Augen schauten, gleich denen eines Nachtwandlers, starr in's Leere. Es gelang der Wärterin ohne sonderliche Mühe, die Kranke zu bewegen, auf dem hereingebrachten Isolirschemel Platz zu nehmen. Der elektrische Apparat wurde von mir in Thätigkeit gesetzt. Hinter ihr stehend, hielt ich die flache Hand über ihren Scheitel und siehe da! Ihr kurzes gekräuseltes Haar begann zu knistern und sich zu sträuben.

Ich bemerkte keine besondere Wirkung dieses ersten Versuchs. Nicht anders als da sie auf der Gartenbank oder auf dem Rand ihres Bettes saß, schaute sie starr vor sich hin und sang mit leiser Stimme:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede“ . . . .

Auf meine Frage über ihr Befinden erhielt ich keine Antwort. Mit der psychischen Behandlung werde ich vorläufig noch warten müssen. —

5. Blatt.

„Langsam aber sicher,“ — empfahl mir der Director. „Wenn Sie auch nach Tagen oder Wochen keine sichtbaren Erfolge wahrnehmen, so lassen Sie sich deshalb nicht entmuthigen. Das Gehirn ist ein gar subtiles Ding. Die belebende, weckende, elektrische Strömung darf nicht gewaltsam, sondern nur ganz allmälig auf das Centralorgan des Nervensystems unserer Nummer sechs einwirken“ . . . .

Ich elektrisire nun täglich dreimal: Morgens, Mittags, Abends. Heute war es schon ziemlich spät, als ich die Patientin zum letzten Mal besuchte; in ihrem Stübchen herrschte bereits Dämmerung. Sie nahm wie gewöhnlich ohne Widerstreben, aber theilnahmslos auf dem Isolirschemel Platz. Wiederum sträubten sich und knisterten ihre kurzen Löckchen und aus jeder Haarspitze strömte ein elektrischer Lichtstrahl. Ihr Haupt war von einer bläulichen Lichtaureole umgeben, welche ihre Wangen noch viel blasser als gewöhnlich erscheinen ließen. Dazu sang sie leise:

„Ach Wilhelm Du? . . . So spät bei Nacht? . . .
Geweinet hab' ich und gewacht, —
Ach großes Leid erlitten!
Wo kommst Du hergeritten?“ . . .

Digitized by Google

Ich stand hinter ihr. Sie wendete langsam den Kopf und heftete eine Weile ihre starren Blicke auf mich. Traurig wandte sie sich dann wieder ab, schüttelte das Haupt und sang:

„Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar . . . .
O Mutter, Mutter, hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen" . . . . —

Dazu leuchtete ihr eigenes Haar, je dämmriger es im Stübchen wurde, heller und heller.

Die Wärterin faßte mich mit zitternder Hand am Arm.

„Ich bitt' Sie, Herr Doctor, hören Sie auf! Ich fürcht' mich, — ich halts nimmer länger aus" . . . . .

Mir ging's nicht viel besser. Ich werde diese Nacht kaum schlafen können. Stets schwebt mir das Bild vor Augen, — die blasse Geistergestalt mit der Aureole bläulicher zitternder Lichtstrahlen . . . . . .

. . . . . .

Schon zwei Uhr nach Mitternacht und noch immer kein Schlaf, noch immer keine Ruhe im Bett . . . Ich mußte wieder Licht machen und mein Lager, auf welchem ich mich wie im Fieber herumwälzte, verlassen; wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre? Der Assistenzarzt wäre vielleicht morgen selbst Patient gewesen.

Meine Nerven müssen besser gestählt werden, sonst halten sie es nicht aus. Den ganzen Tag von lauter Wahnwitzigen umschwärmt, könnte man selbst das logische Denken verlernen . . . Ich beginne zuweilen daran zu zweifeln, ob es überhaupt ein logisches Denken gibt. Jeder dieser Menschen, die unsere Anstalt bevölkern und die wir geisteskrank nennen, hält seinen Geist für eben so gesund, als der Director den seinen, und ist im Stande, eben so folgerichtige Schlüsse zu ziehen, als jeder von uns, die wir uns berufen glauben, jene auf den richtigen Weg der Vernunft zurückzuführen. Wer soll nun entscheiden, wessen Gedankenfolge von der richtigen Prämisse ausgeht? Darauf und auf nichts Anderes kommt es an. Vom Gesichtspunkt unserer Kranken aus sind wir, die Aerzte und die Wärter, die Verrückten und sie, welche mit Gewalt in diesen Mauern zurückgehalten werden, die Opfer einer Verschwörung wahnsinniger Tyrannen . . .

Was Wunders, daß mir über diesem Grübeln ganz schwindlig wird! . . . Suche ich auf andere Gedanken zu kommen, so tritt das Bild meiner Nummer sechs mir vor die Augen . . . Ist dieses Engelsbild wirklich krank, — wirklich irrsinnig? . . .

Vor Zeiten hätte man eine Heilige aus ihr gemacht. —

6. Blatt.

Ich bat den Director, er möchte an einem der nächsten Abende der elektrischen Behandlung beiwohnen.

Es ist merkwürdig, wie diese Auftritte, welche so gewaltig auf mich einwirkten, in Gegenwart von Zweiflern und Spöttern einen viel prosaischern Anstrich erhalten.

Digitized by Google

Im Krankenzimmer sprach der Director kein Wort; er begnügte sich, die Patientin genau zu beobachten. Als wir dieselbe verließen, sprach er: „Barnum würde uns 50,000 Dollars für unsere Nummer sechs bezahlen, wollten wir ihm dieselbe verkaufen, und er würde in sechs Wochen 100,000 mit ihr verdient haben. Nach sechs Wochen wäre sie freilich todt . . . Unsere Aufgabe ist freilich eine andere, wir wollen sie heilen. Dazu müssen wir die elektrische Behandlung durch das Regimen, die Diät, unterstützen. Die Wärterin sagt mir, Nummer sechs esse beinahe nichts. Kein Wunder, daß sie so durchsichtig aussieht. Sie bedarf einer kräftigen Kost. Condensirte Brühen, Wildgeflügel, etwas Wein, versteht sich Bordeaux, welchen König Ludwig Philipp „l'ami de l'homme" nannte, werden Wunder wirken."

Eine Heilige, welche Rebhühner speist und Château Lafitte trinkt, verliert bedeutend von ihrem Heiligenschein.

„Ich zweifle", entgegnete ich, „daß Ihr Speisezettel nach dem Geschmack unserer Kranken sein wird."

„Das ist Ihre Sache", sagte der Director lachend. „Suchen Sie Mittel und Wege, Nummer sechs dahin zu bringen, sich einen großen Theil des Tages im Freien zu bewegen, — lassen Sie ihr das Essen erst reichen, wenn ihr der Magen knurrt, — was gilts? sie vertilgt, was ihr gereicht wird, bis zum letzten Knöchelchen! . . . . Ist's nöthig, so leisten Sie ihr bei Tisch Gesellschaft, — thun wenigstens, als ob Sie mit ihr speisen würden. Es ist ein Erfahrungssatz, daß den Meisten das beste Essen nicht schmeckt, wenn sie es allein verzehren müssen." —

7. Blatt.

Fräulein von Stetten ließ sich heute willig während zwei Stunden im Garten herumführen, auf der einen Seite von der Wärterin, auf der anderen von mir unterstützt. Nachher setzte ich mich mit ihr zu Tisch, wo ein feines Menu für uns bereit stand, welches ich freilich nur zum Schein berührte. Ich hatte die Genugthuung zu beobachten, daß die Patientin einen Theil ihrer Mahlzeit mit Lust genoß.

Ich mußte über die merkwürdigen Gesichter der dienstbaren Geister lachen, welche uns bedienten. Es mochte ihnen sonderbar vorkommen, den jungen Assistenzarzt und die junge Patientin einander gegenüber am Tisch sitzen zu sehen, Rebhühner speisend und Bordeaux trinkend. In einer Irrenanstalt kommt gar Manches vor, wovon man sich anderswo nichts träumen läßt. . . . .

Sie erwacht wirklich allmälig aus ihrer Apathie. Das Gehirn beginnt wieder thätiger zu werden. Wenn sie gleich noch nicht ganz von ihren Wahnideen sich abbringen läßt, so scheint doch das Bewußtsein allmälig wieder in ihr aufzudämmern. Sie singt nicht mehr. Sie scheint darüber nachzusinnen, was man zu ihr spricht.

Während der elektrischen Behandlung wandte sie sich, wie früher schon einmal, nach mir und blickte mich diesmal, gleichsam mit dankendem Blicke, lange an. Ich hatte es vergessen, mein Herz vor dem Besuch an den Kleiderhaken zu hängen. Ich fühlte es bei dem Blicke, welchen meine Patientin mir zuwarf, hörbar klopfen.

. . . . . .

Digitized by Google

Heiliger Aesculap, hilf Deinem Jünger aus der Noth!

Kaum bin ich heute Abend bei Fräulein von Stetten eingetreten, um meinen letzten täglichen Krankenbesuch zu machen, so stürzt sie sich mit dem Ruf: „Wilhelm! Wilhelm!“ in meine Arme und ich fühle einen heißen Kuß auf meinen Lippen brennen. Sollte ich sie gewaltsam von mir stoßen? Ein solches unfreundliches Benehmen hätte eine schädliche Aufregung veranlassen können, wodurch alle bis jetzt erreichten Erfolge der Kur wieder verscherzt zu werden Gefahr liefen. Ich ließ sie gewähren. . . . . Als die Wärterin, welche sich für eine kurze Weile entfernt hatte, wieder eintrat, hielt mich die Kranke noch umfangen; dann ließ sie allmälig die Arme sinken und fing leise zu weinen an. Aber bald verdrängte ein schelmisches Lächeln die Thränen. Als ich, kaum meiner mächtig, mich entfernte, nickte sie freundlich und warf mir Kußhände nach.

Wo soll das noch hinaus? . . . . Was mochte sich die Wärterin wohl dabei denken? . . . .

8. Blatt.

Meine liebe Kranke ist auf dem besten Wege der Heilung.

Ich glaube nicht, daß es in irgend einem therapeutischen Lehrbuch steht, und dennoch ist's wahr: Die Liebe ist der allerbeste Arzt.

„Nummer sechs geht ihrer Reconvalescenz entgegen,“ — konnte ich heute auf meinen Rapport an den Director setzen. „Die Lust zum Essen ist wiedergekehrt. Die sich röthenden Wangen, die voller werdenden Formen bestätigen, daß die Blutarmut überwunden ist. Die Wahnideen sind am schwinden“ . . . .

Nur an einer Wahnidee hängt sie noch mit aller Hartnäckigkeit fest: sie nennt mich noch immer „ihren Wilhelm“ . . . . Ich scheute mich, diesen Umstand auf den Rapport zu setzen. —

9. Blatt.

Der Director gestattete den Besuch der Mutter des Fräuleins von Stetten. Ich traf dieselbe heut bei meiner Patientin. Sie ist eine würdige, verständige Dame.

Bei meinem Eintritt schien sie mich scharf zu mustern.

Die Kranke sagte, indem sie mir einen Blick des Einverständnisses zuwarf: „Siehst Du Mama, dies ist mein Wilhelm“ . . . .

Als nach der elektrischen Behandlung die Reconvalescentin in einen tiefen Schlaf verfiel und ich mich mit einer stummen Verbeugung entfernen wollte, folgte mir die Dame, mich um eine Unterredung bittend.

„Ihnen, mein Herr,“ — sagte sie zu mir, — „verdanke ich die Heilung meiner Tochter, auf welche ich nun zuverlässig hoffen zu dürfen glaube. Die Elektricität hat Wunder gewirkt, sollte man meinen. Mich will bedünken, die Wunderthäterin war die Liebe . . . . Das gute Kind hängt mit ihrem ganzen Herzen, mit voller, leider noch leicht umflorter Seele an Ihnen; und auch Sie, Herr Doctor, waren Ihrer Patientin gegenüber nicht nur der kühl überlegende Arzt, dem nur der Fall, nicht die Kranke interessant war“ . . . .

Was sollt' ich erwidern?

Digitized by Google

Von jeher war es mein oberster Grundsatz, stets wahr zu sein, — unter allen Umständen, unter allen Verhältnissen. Ich gestand der Frau von Stetten, daß ich, den Ermahnungen des Anstaltsdirektors zum Trotz, mein Herz in das Krankenzimmer mitgebracht, — daß mich vom ersten Tag an eine tiefe, unwiderstehliche Neigung zu meiner Patientin erfaßt habe. „Könnten Sie sich entschließen," — fuhr die Dame fort, — „meine Tochter trotz ihrer hoffentlich nun bald überstandenen Krankheit zu Ihrer Lebensgefährtin zu machen?"

„Von ganzem Herzen!"

Frau von Stetten reichte mir gerührt die Hand.

„Mißdeuten Sie es nicht, wenn ich Ihnen, allen Vorschriften der Schicklichkeit zum Hohn, meine Tochter angetragen habe, wie der Krämer seinen Kunden einen Ladenhüter feilbietet .... Halten Sie es meiner Mutterliebe zu gut, welcher es schon in der ersten Stunde meines Hierseins klar wurde, daß nur Sie, nicht der Arzt, sondern der Geliebte, im Stande seien, die arme Kranke vollständig zu heilen .... Hätten Sie mit Ihrer Antwort gezögert, würden Sie Bedenken getragen haben, Ihr Schicksal an jenes des armen Kindes zu knüpfen, so wäre ich gebrochenen Herzens wieder von dannen gegangen, denn dann hätte ich jede Hoffnung auf die Genesung meiner Tochter aufgeben müssen." ....

10. Blatt.

Unsere Unterredung wurde durch eine Botschaft des Direktors unterbrochen, welcher mich zu sich beschied.

Ich traf ihn in seinem Arbeitskabinet. Er schien keineswegs in rosiger Laune zu sein.

„Das sind mir saubere Geschichten, Herr Assistenzarzt," rief er mir barsch zu, indem er mir ein Zeitungsblatt entgegenstreckte. „Lesen Sie selbst!"

Ich fühlte mich bald roth, bald blaß werden, und meine Hand zitterte, mit welcher ich das Blatt hielt. In demselben war mein Verhältniß zum Fräulein von Stetten, auf die perfideste Weise entstellt, der Oeffentlichkeit preisgegeben. Es war darin von den Schäferstunden die Rede, welche die Aerzte der Irrenanstalt mit den jungen Patientinnen hielten, die ihnen zu Willen sein wollten, — von den Orgien, wozu die Anstaltskasse die ausgesuchtesten Weine und Leckerbissen liefere, während Jene, welche die Spröden spielten, in die Tobzellen eingesperrt würden und Hunger leiden müßten. Mein Name und derjenige Fräuleins von Stetten waren durch Hinsetzung der Anfangsbuchstaben deutlich genug gezeichnet.

„Was sagen Sie dazu," — frug der Director, als er sah, daß ich zu Ende gelesen, und schaute mich an, als ob er mich mit seinen Blicken zu Boden schmettern wolle.

Ich suchte mich zu fassen, bevor ich ihm Antwort ertheilte. Es gelang mir mit Mühe. Meine Knie schwankten, meine Stimme zitterte.

„Ich bekenne mich schuldig", erwiderte ich, „als Assistenzarzt der Anstalt Ihre Instructionen außer Acht gelassen zu haben. Ich versäumte es, beim Eintritt mein Herz zugleich mit meinem Ueberzieher an den Kleiderhaken zu hängen". ....

„Also ist es doch wahr, was hier gedruckt steht?" platzte der Direktor mit seiner Löwenstimme los. „Da soll doch das heilige Donnerwetter dreinschlagen.... Ich blinder Thor, der diesem stillen Wässerlein traute!... Den guten Ruf unserer Anstalt haben Sie, lüsterner Geselle, für Jahre zu Grunde gerichtet."

Digitized by Google

Ich gewann während dieses Ergusses meines Vorgesetzten die verlorene Fassung wieder.

„Muß bitten," unterbrach ich denselben, „mich bis zu Ende zu hören. Seit einer halben Stunde ist Fräulein von Stetten mit vollster Zustimmung ihrer Mutter meine Braut. . . . Ich hoffe, daß eine „Verlobung im Irrenhaus" den Ruf Ihrer Heilanstalt keineswegs zu Grunde richten werde."

Die Stirne des Directors glättete sich ein wenig; der Ausdruck zorniger Empörung machte einem sardonischen Lächeln Platz.

„So, so! Verlobt? Da wird unsere Heilanstalt für Geisteskranke gar noch zu einem Heirathstempel. . . . Besser so, als wenn das Andre der Fall gewesen wäre."

Er erhob sich und schritt einige Mal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor mir stehen.

„Da wir nicht unter den Mormonen am Salzsee leben, so wird Ihnen, Herr Assistenzarzt, kaum eine zweite Kur, wie diese war, gelingen. Ich muß Sie deshalb freundlichst ersuchen, Ihr Bündel sobald als möglich schnüren und Ihren Stab weiter setzen zu wollen. Es wird Sie um so weniger Mühe kosten, diese freundliche Bitte zu erfüllen, als ich Ihr Fräulein Braut ebenfalls unverweilt aus der Anstalt zu entlassen gedenke. Sollte noch eine Nachkur nöthig werden, so wird es Ihnen ein Leichtes sein, sich einen elektrischen Apparat zu verschaffen, um außerhalb dieses Hauses fertig zu bringen, was Sie mit so glücklicher Hand hier begonnen haben."

Ich gestand meinem Vorgesetzten, daß ich trotz meiner gelungenen Kur mich keineswegs zum Irrenarzt geschaffen fühle und erklärte mich bereit, die Anstalt zu verlassen, sobald ich mich bei meiner Braut verabschiedet hätte. —

11. Blatt.

Ich will auch das Härteste, Bitterste, was ein Menschenherz über sich ergehen lassen muß, den Streich, der mein armes argloses Herz niederschmetterte, diesen Blättern, den Bekenntnissen eines Verzweifelnden, anvertrauen. Vielleicht werden dieselben einem Andern zu Gute kommen. Mögen sie einst einem Verirrten, der im Begriffe steht, dem Abgrund entgegen zu eilen, welcher mich verschlang, zur Warnung und zum Wegweiser dienen.

In der frohesten Stimmung betrat ich das Zimmer meiner Patientin, die nun meine Braut war. Ich freute mich, die Irrenanstalt zu verlassen. Mein Gemüth war zu weich, mein Nervensystem zu sensitiv, unter diesen Kranken als Arzt mit Erfolg zu wirken; ich wäre bei längerem Aufenthalt unter den Irren in Gefahr gekommen, selber mein Bischen Verstand zu verlieren, — der Arzt hätte leicht Patient werden können. Jetzt war ich frei. Mit der Mutter meiner Lenore, mit der Genesenen selbst wollte ich meine Zukunftspläne besprechen. So viel ich von der Psychiatrie verstand, war der tiefe Schlaf, welcher über die Reconvalescentin gekommen, ein kritischer; ich hoffte zuverlässig, daß sie mit ganz gesunden Sinnen aus diesem Schlummer erwachen würde.

Als ich, leise öffnend, eintrat, schlief sie noch. An ihrem Bette saß, sorgsam sie bewachend, ihre Mutter. Ruhig, ein Bild des Friedens, lag sie da. Ein rosiger Hauch färbte ihre Wangen. In ruhigen Athemzügen hob und senkte sich unter dem leichten Nachtgewand ihre Brust.

Digitized by Google

Frau von Stetten wandte sich mit einem fragenden Blick nach mir.

Ich flüsterte ihr zu: „Aus diesem ruhigen Schlafe wird eine Geheilte erwachen."

Dann setzte ich mich auf den nächststehenden Stuhl, dieses Erwachen zu erwarten . . . .

Minute nach Minute verging. Es dauerte länger als eine Stunde. Endlich verkündete ein tiefer Athemzug, daß der lange traumlose Schlaf nun bald zu Ende gehen werde. Zuerst bewegten sich Lenoren's über der Brust gefaltete Hände; dann hoben sich langsam die Augenlider.

Ihr erster Blick fiel auf Frau von Stetten. Ein zufriedenes Lächeln umspielte ihren Mund.

„Du hier bei mir, Mama?"

Sie erhob sich mit halbem Leibe und streckte beide Arme, die Mutter, die sich ebenfalls erhoben hatte, zu umfangen.

Da erblickte sie mich. Erröthend sank sie in ihre Kissen zurück und hüllte sich in ihre Decke. Dann erblaßte sie wieder und ihre Züge nahmen den Ausdruck des Schreckens an.

„Wer ist der fremde Mann? Was will er an meinem Bette?" . . .

Dann schaute sie sich ängstlich in ihrem Zimmer um.

„Wo bin ich? Wohin hat man mich gebracht? . . . Sprich Mutter! Laß den fremden Mann sich entfernen!"

Erschrocken bog sich Frau von Stetten über ihre Tochter.

„Beruhige Dich, mein Kind! Du warst lange krank . . . Der Herr dort ist der Arzt, welcher Dich geheilt hat."

Auch ich war bestürzt von meinem Sitze aufgesprungen, einen Rückfall befürchtend. Aber keine Spur von krankhafter psychischer Aufregung war vorhanden. In ihre Decke gehüllt, warf mir meine Braut einen kalten, fremden, erstaunten Blick zu.

„Dieser Herr mein Arzt? . . . Das ist ja nicht der gute Doktor Anger, dem ich so manchen Verdruß bereitete, wenn ich seine Arzneien nicht nehmen wollte." . .

„Du warst lange krank, Du Arme! Du warst gar nicht mehr bei Bewußtsein. Wir mußten andere Aerzte konsultiren. Wenn Du Deinen Arzt nicht wieder erkennst, so hast du doch gewiß Deinen Wilhelm nicht vergessen." . . . .

Das Mädchen schüttelte verwundert den Kopf mit den lichtbraunen kurzen Löckchen.

„Ich weiß von keinem Wilhelm." . . .

Es ging mir ein Stich durchs Herz. Frau von Stetten warf mir einen mitleidigen Blick zu. Als Alles schwieg, rief Lenore ängstlich:

„Wir wollen nach Haus, liebe Mama! Bitte diesen Herrn, das Zimmer zu verlassen, daß ich mich ankleiden kann."

Es kam wie ein eiskaltes Sturzbad über mich; dann wurde mir wieder siedend heiß. Die ganze Trostlosigkeit meiner Lage wurde mir plötzlich klar. Lenore war aus ihrem Irrwahn, aus ihrem Traumleben plötzlich erwacht, — sie war hergestellt, sie war gesund. Aber ihre zärtlichen Gefühle, die Liebe, welche sie mir so unzweideutig gestanden, waren ein Theil ihres Wahnes gewesen. Nur im Traume

Digitized by Google

hatte sie mir ihre Neigung geschenkt, — geistesabwesend hatte sie mich mit ihren Armen umfangen, mit ihrem süßen Munde geküßt. Nun, da sie erwacht, war ich ihr ein wildfremder Mensch, dessen Nähe ihr unangenehm war. Unser wochenlanger, täglicher Umgang, alle Mühe, die ich mir um sie gegeben, waren ihr entschwunden. Sie kannte mich nicht mehr! . . .

Würde vielleicht die Mutter, die vor wenigen Stunden die Hand ihrer Tochter in die meinige gelegt, es als eine Gunst betrachtet hatte, daß ich die meine nicht zurückzog, sich meiner erbarmen? . . . Was kümmerte sich Frau von Stetten um mich, um den obscuren jungen Arzt? Ich war der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan, — ich konnte gehen . . . .

Den Tod im Herzen, trat ich aus dem Zimmer, packte meine Sachen und verlasse nun ohne Abschied das Unglückshaus.

12. Blatt.

Der Kelch ist noch nicht bis auf die Hefe geleert.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, sagt der Volksmund. Es ist dafür gesorgt, daß sich die volle Schale des Spottes und der Schmach über mein Haupt ergieße. Ich werde ein gebrandmarkter Mann sein, der sich vor Niemandem zeigen darf.

Der Director der Irrenanstalt hat gegen das Klatschblatt, welches den saubern Artikel, der mir meine Stelle kostete, seinen skandalsüchtigen Lesern auftischte, eine Klage wegen Verläumdung angehoben. Ich soll dabei als Zeuge vernommen werden.

Da werde ich vor einem hohnlachenden Publikum mein ganzes Unglück haarklein erzählen müssen. Zuvor werde ich einen Eid schwören müssen, ja das Tüpflein auf dem i nicht zu verschweigen. Ich werde antworten müssen auf alle verfänglichen Kreuz- und Querfragen der Advokaten . . . Lenorens Krankengeschichte wird vor den lüsternen Ohren der Pflastertreter verhandelt werden, — der Kuß, den ihre heißen Lippen einst auf meinen Mund drückten . . .

Nein! Lieber sterben, als diese Schmach . . . .

Warum nicht sterben? Was soll mir das Leben? Mein Herz ist ja schon zum Tode wund . . . Was kann mir die Zukunft noch bieten? Meine Laufbahn, die ich so hoffnungsreich betreten, hat mich in einen Abgrund hinuntergeführt. Wer ist's, der um mich trauern wird, wenn ich todt sein werde? . . .

„Der arme Schelm!" Dies wird meine Grabrede sein. Der nächste Tag bringt wieder eine andere, eine pikantere Neuigkeit und ich bin vergessen.

13. Blatt.

Es ist beschlossen.

Noch einmal will ich sie sehen und dann sterben, — sterben, bevor sie meine Vivisection vor den Geschworenen und den Herrchen und Dämchen der Tribüne vornehmen können.

Wir Aerzte haben ein Privileg vor andern Selbstmordscandidaten. Wir wissen, mit welcher Wucht der Streich geführt sein muß, der ein Menschenleben mit einem Schlage zerstören soll. Unsereiner hat keine Wiederbelebungsversuche zu be-

Digitized by Google

fürchten . . . Ich hole mir aus der ersten besten Apotheke eine Dosis Blausäure, mit welcher man einen Elephanten umzubringen im Stande wäre. Mir, dem patentirten Arzt, darf das Gift nicht verweigert werden. Ich weiß, wo sie weilt. Es ist ein Schlößchen nicht weit vom Fluß. Gleich einem Adlerhorst thront es auf dem jäh abstürzenden Molassefelsen. Hier soll Lenore, fern vom Städtelärm die frische Land- und Waldluft in vollen Zügen athmend, sich vollständig erholen.

Aus einer anmuthigen Baumwildniß erhebt sich der Fels, welcher Schloß Wolfenstein trägt. Wie hämmerte mein Herz, als ich, im Dickicht versteckt, Lenore am Arme ihrer Mutter den Waldweg gehen sah, der zum Fluß hinunter führt! Ihre krankhafte Blässe ist vollständig verschwunden, sie sah aus, wie ein eben aufgeblühtes Röschen. Von ihrer Krankheit scheint keine andere Spur geblieben zu sein, als ein eigenthümlicher, elegischer Gesichtsausdruck, ein Blick, der von geheimer ungestillter Sehnsucht spricht. Es ist gleichsam ein leichter Flor, welcher die Reize, die er verhüllt, erhöht . . . .

Ich weiß sogar, welches ihr Zimmer ist. Jüngst stand sie lange unter dem Fenster und blickte sinnend über die Wipfel der Bäume in die Ferne. Schräg ihrem Fenster gegenüber steht eine schlanke Esche. Ich bin ein guter Turner. Es wird mir ein Leichtes sein, unbemerkt den Stamm zu erklettern und mich im dichten Laub der Krone zu verstecken. Dort will ich lauschen, — ein zweiter Ritter Toggenburg — bis die Liebliche sich zeigt, bis das theure Bild sich zum Thal hinunterneigt. Von dort will ich, ungesehen und ungehört, ihr meinen letzten, stillen Gruß hinüber senden . . . Und dann?

Dann will ich mir im tiefsten Wald ein Versteck suchen gleich einem todwunden Wild . . . Sie sollen mich nicht so bald finden, — vielleicht erst nach Monaten oder nach Jahren. Dann werden diese Blätter, wenn sie von Wind und Wetter nicht früher zerstört wurden, Zeugniß ablegen, daß an diesem Ort ein armer, vom Schicksal genarrter Mensch das Ende seiner Qualen gesucht und gefunden . . . .

Wer weiß, ob sie mir nicht doch noch eine Thräne nachweint? . . . .

14. Blatt.

(Von der Hand des Irrenhausdirectors.)

Das letzte Blatt des Tagebuchs des armen Dr. Wellner trägt das Datum vom 19. September. Es war dem Lebensmüden nicht vergönnt, per Expreßzug ins „bessere Land" hinüberzureisen, wie er's beabsichtigt hatte. Am 20. September kehrte er in meine Anstalt zurück, aber nicht als Assistenzarzt, sondern als schwerer Patient. Man hatte ihn früh Morgens bewußtlos am Fuße des Molassefelsens gefunden, auf welchem Schloß Wolfenstein, der Sommersitz der Familie von Stetten, erbaut ist. Er hatte, allem Anschein nach, einen gefährlichen Fall gethan und eine schwere Hirnerschütterung war die Folge. Als Dr. Wellner, den man nach dem Schlosse gebracht, aus seiner Ohnmacht erwachte, redete er irre. Der herbeigerufene Arzt fand seine Unterbringung in unserer Heilanstalt für Geisteskranke angezeigt.

Er wird von einer Wahnidee verfolgt. Er hält sich für den gespenstigen Bräutigam in Bürgers „Lenore". So geht's, wenn Aerzte sich allzusehr mit poeticis beschäftigen.

Digitized by Google

Die Dosis Blausäure, welche sich in seiner Westentasche vorfand, wäre wirklich genügend, einen Elephanten ums Leben zu bringen. Versteht sich, daß man dieselbe dem Kranken abnahm und in gute Verwahrung brachte. Man hätte ihm übrigens das Gift getrost lassen können, ohne Gefahr zu laufen, daß er von demselben Gebrauch machen werde. Er ist vollständig von seinen Selbstmordgedanken abgekommen.

Er hat in unserem Garten einen Winkel ausfindig gemacht, von welchem aus ein Fenster des Zimmers Nr. 6 der Frauenabtheilung für scharfe Augen sichtbar ist. In jenem Winkel steht er und blickt nach dem Fenster und declamirt mit einem Ausdruck und Gefühl, welche einer besseren Sache würdig wären, einzelne Strophen aus Bürgers „Lenore". Würde man ihn daran hindern wollen, so verfiele er ohne Weiteres einem Anfall von Tobsucht.

„Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst Du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinst Du, oder lachst Du?" —

So hörte ich ihn neulich mit Pathos recitiren. Dann horchte er eine Weile aufmerksam, als ob ihm Jemand Antwort gäbe. Nach einer Weile fing er wieder an:

„Wir satteln nur um Mitternacht;
Weit ritt ich her von Böhmen,
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will Dich mit mir nehmen" . . . .

So ging's fort, bis zu den Schlußversen:

„Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist Du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!" . . . .

Es liegt Humor in der Geschichte, aber ein versl . . . . tragischer, — zwar kein Galgenhumor, aber ein Irrenhaushumor.

Es ist nämlich zu erwähnen, daß Nummer sechs wiederum von der jungen Dame bewohnt wird, welche das ganze Unheil anstiftete. Als Fräulein von Stetten den armen Aesculapssohn, der sie so andächtig elektrisirt hatte, blutig und bewußtlos auf ihr Schloß bringen sah und später hörte, daß er im Irrenhaus versorgt werden müsse, ward sie rückfällig. Sie wurde von ihrer Mutter noch einmal meiner Behandlung anvertraut.

Diesmal werde ich sie selber elektrisiren und mich sehr hüten, einen jugendlichen Assistenzarzt dazu zu verwenden.

Wie sich die Dinge gestaltet, habe ich meine Verleumdungsklage gegen den „Unterländer Boten" fallen lassen. Die Unglücksgeschichte soll nicht vor den Assisen verhandelt werden. Vor dem Forum der vernünftigen Leute brauche ich unsere Anstalt und meine Leitung derselben nicht zu vertheidigen; über das Urtheil der Unvernünftigen setze ich mich weg.

Gelingt es mir, was ich zuverlässig hoffe, den Doctor Wellner und das Fräulein von Stetten zu heilen, so soll doch noch ein Paar aus ihnen werden. Einmal ausnahmsweise darf und soll dieses Haus als Heirathstempel fungiren.

Vorliegende Tagebuchblätter will ich mit der Ueberschrift versehen: „Eros im Irrenhaus". Sie sollen als merkwürdige Actenstücke im Archive unserer Heilanstalt für Geisteskranke der Nachwelt aufbewahrt werden.

Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875.

Von
Fr. Vischer.
Stuttgart.

II.

Jetzt zu einem Knoten noch anderer Art, zum schwersten unter allen! Die Stelle im Prolog:

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten,
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt!

führt nach meiner Ansicht einen ganzen Knäuel schwer zu entwirrender Gedanken mit sich. Ich habe dieses dialektische Kreuz schon in den „Krit. Bemerkungen über den 1. Thl. des Goetheschen Faust und namentlich den Prolog im Himmel (Monatsschrift des wissenschaftl. Vereins in Zürich 1857, später selbständig erschienen), dann wieder in meiner letzten Schrift S. 230 ff. klarzulegen gesucht. K. Fischer gibt meine Ausführung wieder und bestreitet sie.

Sie ist nicht richtig wiedergegeben.

K. Fischer sagt, mein Einwurf treffe den Kern der Dichtung, es sei daher nöthig, ihn näher in's Auge zu fassen. Nimmt der Gegner selbst es so wichtig, so wird sich der Leser gefallen lassen, wenn ich ihm abermals die Geduldprobe auferlege, sich mit diesem Kreuz den Kopf zu zerbrechen. Gehen wir an die Arbeit!

Daß der Prolog auf den Schluß präludirt, auf die Himmelfahrt Faust's, dies bezweifelt auch K. Fischer nicht und wol überhaupt Niemand. Der Dichter muß dieses mythische Motiv als Symbol für die Wahrheit, daß Faust gerettet sei, schon damals in's Auge gefaßt und in unbestimmten Umrissen innerlich entworfen haben, in Umrissen freilich, die gewiß einfacher waren, als der Riß zu dem stockgothischen Giebel, den er im späten Alter aufgesetzt hat. Er konnte dies Motiv nicht entbehren. Warum nicht? Ihm war, als er den Prolog schrieb, die lösende Idee für sein Drama aufgegangen. Sie hieß: Entwicklung. Faust's Leben sollte ein Bild werden des Entwicklungsganges eines wild, dunkel, gefährlich strebenden Menschen durch Irrthum und Fehl zum Licht, zur Klarheit, zur sittlichen Reife. Hierin sollte zugleich eine universale Bedeutung liegen: ganz unbeschadet der concreten poetischen Persönlichkeit wuchs ihm sein Held zu einem Bilde der strebenden Menschheit empor. Dies sieht auch K. Fischer so an: „es handelt sich um die Lebensfrage der Menschheit" und ähnlich (S. 140, 142).

In keinem Zeitmomente kann man von einem Menschen mit mathematischer Gewißheit sagen, er stehe im Vernünftigen und Guten so fest, daß Rückfall nicht zu besorgen sei; sollen wir aber in diesem Einzelnen ein Bild der Menschheit sehen: die Menschheit bewegt sich ewig durch einen Wechsel von Aufschwung und Rückfall, Verdienst und Verbrechen, Stillstand und Streben; daß sie darum nimmermehr verloren sein kann, dies ist eine transscendente Wahrheit, für die es einen handgreiflichen, realsinnlichen Beweis so wenig, noch weniger gibt,

Digitized by Google

als dafür, daß ein Einzelner, so sicher er scheinen mag, nicht wieder zurücksinken werde. Der Beweis, daß die Menschheit nicht ewig verdammt, sondern ewig gerettet sei, ist philosophisch zu führen aus dem Wesen des Guten und des Bösen (und Schlechten). Das Gute ist nicht unbewegte Substanz, es ist Bewegung, Thätigkeit, es ist Streben, wesentlich Streben, und hiermit ist der ewige Kampf gesetzt, gefordert. Das Schlechte, das Böse, ist wesenlos, ist Selbstzerstörung, hat Sein nur als Object des Guten, als Ferment und Hebel des ewig neuen Werdens des Guten. Und hier liegt auch die Lösung der Frage nach dem Wohl. Das Wohl ist zu suchen im Streben, Streben ist Seligkeit, dem Streben Widerstreben ist Unseligkeit.

Der Dichter ist nicht Philosoph, er kann diese transscendente Wahrheit anders als in einem symbolischen Acte nicht darstellen. Man versuche es einmal, sich als Schluß einer Handlung wie im Drama „Faust" ein Gespräch vorzustellen, wo mit Gründen und Gegengründen gestritten wird, wo der Herr gegen den Verstand des Mephistopheles die Vernunft vertritt, indem er, im Faust das Bild der Menschheit erblickend und aufzeigend, die philosophische Wahrheit verficht, daß das Gute als ewiges Streben das einzig Wesenhafte und die ewig kämpfende Menschheit ewig, zeitlos gerettet ist. Die Vorstellung ist so abgeschmackt, fällt aus aller Poesie so ganz heraus, daß sie gar nicht vollzogen werden kann. So etwas machen kann ja der Dichter nicht, auch wenn er wollte; er selber kennt ja solche transscendente Wahrheit nicht in Begriffsform, er selber ahnt sie nur in Bildern und nicht anders die unendliche Menge der Leser. Der Poet braucht eine demonstratio ad oculos und es kann in diesem Falle nur eine mythische sein. Nur in himmlischen Gestalten, nur in einem Acte, worin das erhabene Phantasiebild der Religion zu Hülfe genommen wird, kann eine Wahrheit von solcher Weite und Höhe zur Anschauung werden. Das Schöne im Bilde des Aufschwebens trägt über alle Scrupel hinweg. Im westöstlichen Divan sagt der Dichter zur Huri:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein,
Denn er ist ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Ebendieß dürfte in einem solchen Schluß der Himmel von ihm und für ihn zu Mephistopheles sagen.

Man wird — vorausgesetzt, daß es ein wahrer Dichter ist, der ein solches Motiv uns vorführt — diesen großen Sinn auch ohne analysirende Reflexion in seinem Bilde so sicher finden, als er selbst in der bildlichen Form ihn erahnte; man wird also, wenn der Herr dem Mephistopheles, der auf seinem Rechte beharren und seine mit Blut unterschriebene Urkunde vorweisen wird, mit einer Erhebung Faust's in den Himmel antwortet, statt lange zu disputiren: man wird darin kein Unrecht, keinen Willküract, keinen himmlischen Staatsstreich sehen, weil man erkennt, daß dieser Act ein mythischer Compens für eine philosophische Beweisführung ist, und Mephistopheles hat eben das Nachsehen. Eine der Zeit nach unendliche Linie — diese ist das ewige Streben der Menschheit — wird wie von oben, wird aus einem Jenseits durchschnitten. Das Jenseits aber ist die zeitlose innere Wahrheit des Diesseits, der Himmel ist ewig gegenwärtig im Innern,

Digitized by Google

im Geistesleben der strebenden Menschheit. Dies schaut und fühlt der Dichter und der Leser als den wahren Sinn der gewaltsamen Durchschneidung und Mephistopheles beruft sich vergebens auf die Unendlichkeit der zeitlichen Linie.

Aus dieser — nicht trügerischen — Illusion wird man nun aber durch jene drei Zeilen:

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten;
Es irrt der Mensch, so lang er strebt!

wenn man anders mit einigem Nachdenken dabei verweilt, heraus- und in das discursive Denken hineingeworfen, das sich diese Illusion nicht mehr gefallen läßt. Ist Irren von Streben untrennbar, sagt man sich jetzt hell und scharf, so kann nie ein Zeitmoment eintreten, wo Festigkeit im Guten und Klaren vollständig, mathematisch und augenscheinlich gesichert ist, und da der Faust, der immer streben wird, unbestritten die strebende, kämpfende Menschheit repräsentirt, so gelangt man auf diesem Gedankenwege eben in die Bahn des reinen Begriffes, der vorhin ausgesprochen und wonach das Jenseits die innere Wahrheit des Diesseits ist, die Menschheit ewig kämpfend siegt, ewig verloren scheint und gerettet ist. Diese begriffsmäßig erkannte Wahrheit ist bildlos, sie schließt die sinnliche, die augenscheinliche Entscheidung in einem Zeitmoment aus, und wird solche vom Dichter doch eingeführt (oder wie im Prolog sichtbar, vorbereitet), so scheint sie nun Unrecht. Es ist gesagt, und ist herausgestellt und betont, daß der Mensch irrt, so lange er strebt, einen Zeit-Moment, wo er trotzdem begnadigt ist, kann es nicht mehr geben; somit geht man nicht mehr wie vorher leicht darüber hinweg, daß Mephistopheles sich nie als geschlagen bekennen wird; es ist ja wahr, daß der Mensch vor Rückfällen niemals sicher ist, Mephistopheles darf und kann sich darauf berufen, sein „schon gut, nur dauert es nicht lange" könnte nur noch mit philosophischem Beweis, kann nicht mehr nur symbolisch mit einem sinnlichen Acte beantwortet werden; solcher erscheint jetzt als Durchhauung des Knotens. Eine Durchkreuzung des Rationellen und Mythischen habe ich dies (S. 232) genannt; ein Stück rationellen Gedankens tritt nun neben ein Stück mythischer Symbolik und beide sind einander im Wege, denn durch jenes sind uns die Augen so geöffnet, daß wir dieser, der demonstratio ad oculos, nicht mehr recht glauben können. Wir sind auf jene unendliche Linie des Lebens gewiesen, ein sinnlicher Act hebt uns nicht mehr aus ihr, über sie hinweg, gilt uns nicht mehr als Aequivalent für eine Idee.

Hiermit ist, nicht überall wörtlich, aber wie mir jeder aufmerksame Leser bezeugen wird, richtig und treu mein Gedankengang wiedergegeben. Ich habe den Dichter darum nicht hart angegriffen; man lese im Folgenden (S. 240) auch, wie ich ihm einen Schild vorhalte mit dem Satz: ein Poet, der eben so sehr ganz Philosoph wie Dichter wäre, den es aber nicht gibt, hätte möglicher Weise einen leichteren Ausweg gefunden.

Und wie gibt nun K. Fischer meine Gedankenreihe wieder? Sie lautet nach ihm so: „soll die Sache zu Ende gebracht werden, so kann es nur geschehen durch einen Machtspruch des Herrn, durch eine Art himmlischen Staatsstreichs, den auch der Herr im Schilde führt; er hat bei sich beschlossen, in einem gegebenen Zeit-

Digitized by Google

punkt einzuschreiten und Halt zu gebieten, er wird dem Teufel zurufen: es ist genug! den Faust verklären und emporsteigen lassen zu den Seligen; daher konnte die Dichtung nur mit einer solchen mythischen Himmelfahrt schließen; ihre Vollendung ist nicht das naturgemäße Ziel einer tragischen Entwicklung, sondern das Werk einer göttlichen Machination, und es konnte nicht anders kommen unter der Voraussetzung des Prologs mit der Idee der neuen Dichtung. Dies ist der Einwurf mit allen seinen Gründen, der die neue Dichtung in der Wurzel angreift und ihren mythischen Charakter verwirft" (S. 152, 153).

Ich habe die mythische Lösung für ein ganz gutes und richtiges poetisches Motiv, als unentbehrlichen Compens für eine philosophische Wahrheit erklärt und nur gefunden, daß durch jene drei Verse dieser nicht leere, sondern inhaltsvolle Schein geschädigt wird. — Man vergleiche nun!

Ich sage: das mythische Motiv ist recht und gut, nur durchlöchert es der Dichter, zerwirft den poetischen Schein durch jene drei Verse. K. Fischer läßt mich sagen: das mythische Motiv ist aus falschen Prämissen nothwendig gegeben und also selber falsch.

Sehen wir nun, wie K. Fischer gegen mein angebliches Unrecht den Dichter rechtfertigt. Er führt nach dieser Wiedergabe die Worte des Herrn an:

> Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Deß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren

und fährt fort: „das heißt doch wohl, die Läuterung des Faust ist Frucht seiner naturgemäßen Entwicklung, die der Herr nur durchschaut, nicht fabricirt, sie ist keine Verklärung von außen herein, keine Transfiguration, die dem Faust mit Wolken unter die Arme greift." Der Satz faßt zwei verschiedene Punkte, nicht genug unterscheidend, zusammen: Fausts Läuterungsgang bis zu seinem Ende *und* dieses Ende, die Erhebung in den Himmel. Was den ersten dieser zwei Punkte betrifft, so war es des Dichters guter Wille, seinen Faust auf schweren Erfahrungswegen durch harte Kämpfe zur Läuterung gelangen zu lassen; das genügt für den Zusammenhang gegenwärtiger Erörterung; daß Goethe es nicht geleistet hat, dies gehört in einen andern und ist in solchem von mir besprochen; in *diesem*, im gegenwärtigen Zusammenhang ist die Rede vom Ende, von der Verklärung, und mein Einwurf gilt nur dem Verhältniß zwischen Gedanken und Bild in der Ankündigung des mythisch-symbolischen Schlusses durch den Prolog, wovon ich behaupte, dieses Verhältniß sei durch die drei Verse zersprengt, aus den Fugen geschoben.

Von da nimmt nun K. Fischer den Uebergang zum Hauptsatze seiner fehltreffenden Widerlegung meiner Ansicht. Er sagt, das Wort des Herrn, „es irrt der Mensch, so lang' er strebt" spreche keineswegs gegen eine naturgemäße Läuterung; Faust müsse es nicht bis zur Unfehlbarkeit gebracht haben, um der Aufnahme in den Himmel würdig zu sein, es genüge, wenn er einen Grad der Läuterung erreiche, der zwar nicht Irren, aber tiefen Fall in die Strudel der Sinnlichkeit ausschließe; „auch der Meister irrt, der große Denker, wie der große Künstler, sie streben und irren, aber der Irrthum des Meisters macht ihn nicht zum Stümper

Digitized by Google

und nicht zum Schüler, wirst ihn nicht zurück in die Probezeit. Wird eine solche Läuterung erreicht, so ist die Wette gewonnen, gleichviel ob Mephistopheles Ja sagt oder nicht."

Zunächst muß ein Bedenken gegen diesen Satz ausgesprochen werden, das zwar in der Frage, um die es sich jetzt handelt, nicht entscheidend ist. Faust geht von einem Denkerleben, dann leidenschaftlichem Weltleben, dann humanistisch-ästhetischen Bahnen zum handelnden, politisch thätigen Leben über und erscheint zuletzt auf einer Höhe, von der wir einen Fall in das Meer der Sinnlichkeit allerdings nicht mehr befürchten, auf welcher er aber vor Verbrechen eines herrischen Willens nicht sicher ist. Der Dichter ladet ihm die Tödtung des alten Paares Philemon und Baucis auf das Gewissen; energischer Herrscherwille, wie sehr auch für das Wohl eines Volkes thätig, schwebt stets in Versuchung zu eigenmächtigem Handeln. „Irren" bedeutet doch mehr als Fehltritte der sinnlicheren Leidenschaft, es bedeutet auch *schwere* Verirrung durch rücksichtslose, Recht verletzende That, und gerade diese starke Schuld also wird dem Faust noch in seinem letzten Stadium, in seinem relativen Reifestand, aufgebürdet. Und der Dichter thut Recht daran; daß er es auf schwache Weise thut, davon sehen wir jetzt ab. Verloren darf Faust auch dadurch nicht sein, nur freilich müßte er sich aus dieser letzten Schuld etwas *entnehmen*, wir müßten sehen, wie sie ihm tief zu Herzen geht und wie er große Vorsätze der Selbstbeherrschung faßt. Auch davon aber, daß der Dichter auch dies Letztere nicht geleistet, sehen wir, wie schon gesagt, jetzt ab, denn noch einmal: das hat mit dem Tadel, der in Rede steht, mit der Sprengung des poetischen Scheins durch jene drei Verse nichts zu schaffen. Der Dichter *wollte* einen *wahren* Läuterungsgang vorführen und wir rechnen ihm seinen Willen als That an, er würde uns im Prolog durch jene auf die unendliche Zeitlinie des ganzen Menschheitlebens hinweisende Stelle ebenso verwirren, wie ich gezeigt, auch wenn er im Verlauf uns überzeugte, daß ein sehr schuldiger Faust doch der Vergebung würdig ist.

Von dem Vorwurf verwirrender Wirkung gegen die drei Zeilen: „Solang — — strebt" könnte man die dritte: „es irrt der Mensch, solang er strebt" *dann* ausnehmen, wenn ihr etwas Anderes voranginge, als was in den zwei Versen vorangeht. Jedermann denkt oder möchte denken bei diesen Worten an dunkle und gefährliche Jugendgährungen im Gegensatz gegen die Reife und Willensstärke des Mannes, und Jedermann wäre geneigt, in dem Bilde eines ausgereiften, klar und stetig in's Große, *obwohl nicht schuldfrei* wirkenden Mannes die Gewährschaft zu schauen, daß es auch mit der Menschheit, die er zugleich repräsentirt, trotz ihrer ewigen Schwankungen nicht schlecht stehen könne, denn, in der That, große Männer sind ja nicht der kleinste Beweis dafür, daß die Menschheit nicht des Teufels sein kann. Diese Auffassung wird ja nun aber aufgehoben durch die vorangehenden Worte, eben die oft genannten: „so lang er auf der Erde lebt, so lange sei Dir's nicht verboten." Nach *diesen* Worten kann unter Streben nicht mehr nur das dunkle, verworren gährende Jugendstreben des vorbildlichen Einzelnen verstanden werden, sondern sie bedeuten das Streben in allen Zeiten, allen Lebensaltern, das Streben aller Nationen, der Menschheit, und indem dies ganze unendliche Feld dem Mephistopheles preisgegeben wird, ist gesagt, daß in aller Geschichte, in allem Diesseits

Digitized by Google

Mephistopheles eine Gewalt habe, welche die Rettung der Menschheit erst in einem Jenseits möglich mache; und dies, um es nochmals zu wiederholen, erscheint dann als himmlischer Staatsstreich. Also: an dieser Stelle müßte nichts stehen, was Erde und Himmel einander gegenübersetzt, wir würden nicht irre, wenn — so habe ich gesagt — etwas Anderes voranginge, und dies Andere müßte bestätigen, daß hier nur von dunkeln Jugendgährungen eines Kämpfers die Rede ist, dessen in Aussicht gestellte sieghafte Manneshöhe uns unbefangen hoffen ließe, daß die Menschheit überhaupt nicht verloren sein könne. Der auszudrückende Gedanke hätte sein müssen: so lang er in dunkeln Jugendgährungen lebt, so lange sei dir's nicht verboten; dafür zu sorgen, daß dies in fließendem Verse gesagt werde, wäre des Dichters Sache gewesen, jeder Versuch, unsrerseits es zu thun, würde nur ungeschickt und wohlweis herauskommen. Wir sind, — auf diesen Ausdruck komme ich hiermit abermals zurück —, durch jene Worte auf die unendliche Linie gewiesen, auf dieser Linie aber hat Mephistopheles, wie ich gezeigt, einen Grad von Recht, der mit philosophischen Gründen widerlegt werden müßte, nicht mehr mit einer Himmelfahrt zu widerlegen ist.

Wir stehen, wo wir standen. Ehe jene Worte des Herrn gefallen sind, liegt die Aussicht vor uns, daß Mephistopheles von der Klarheit, in welche sich Faust nach überstandener Gährung erheben wird, verstummen, beschämt abziehen werde, und daß wir, die Zuschauer, dann in diesem Faust die ganze Menschheit als ewig gerettet erblicken werden.

Auch die Worte des Herrn: „so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen" habe ich, sofern sie getrennt festgehalten werden, nie als beirrend angesehen. Sie stellen eine Assistenz des Himmels in Aussicht, ja mehr als dies: die Klärung Faust's erscheint einfach als (künftiges) Werk des Himmels. Allein bei „Klarheit" denkt man doch so gern an das natürlich menschliche Klarwerden, daß hier kein Skrupel aufkommen könnte, wenn sich die Stelle vom Folgenden trennen ließe. Gewiß kommt es bei der Wette zwischen dem Herrn und Mephistopheles wesentlich darauf an, ob Faust sich durch eigene Willenskraft hindurchwinden werde; aber es wird an dieser Stelle Niemand einfallen, daran zu zweifeln, daß die Führung Faust's durch den Herrn als gleichbedeutend mit Faust's eigenem Wollen und Thun zu nehmen sei; diese Führung durch den Herrn ist identisch mit Faust's idealem Ich, hinzugenommen die fördernden Umstände, welche neben allen Hindernissen die Welt auch ohne Wunder doch immer dem redlich Strebenden entgegenbringt. Auch hier also nicht, sondern dort, wo ich ihn finde, liegt der Knoten; durch ihn wird auch diese Betrachtung auseinandergeworfen, denn der folgende: „solang er auf der Erde lebt", macht dem Leser oder Hörer unmöglich, an jenes menschlich natürliche Klarwerden zu denken, weist ganz auf jenseitige Hülfe, ja auf eine solche, die den Faust, statt ihn diesseits von innen rettend in die Klarheit zu führen, von außen rettend ins Jenseits entrückt.

Hiermit, hoffe ich denn, ist die Sache endlich klar gelegt, und also sei abermals in Kürze gesagt: Alles liegt in Ordnung, wenn man seinen Standpunkt hinter der Stelle nimmt, die uns so sauer bemüht hat; so beruhigend, wie es nach K. Fischer steht, so steht es, ehe jene Verse dazwischentreten und das abstracte Denken aufrütteln.

Digitized by Google

Es wären nun auch die nachfolgenden Worte des Mephistopheles: „Da dank' ich euch" u. s. w. noch zu besprechen, weil die vorhergehende Noth sich in sie fortsetzt. Da sie aber K. Fischer zwar anführt, aber gegen mich nicht weiter verwendet, so darf ich einfach auf S. 246—248 meiner Schrift verweisen. Ich führe nur noch an, daß diese Stelle selbst einen so ruhigen Blick wie den Wilh. Scherer's irregeführt hat. Er sagt in dem mehrerwähnten Aufsatz: „Der erste Theil des Faust" — ich möchte ihn eine geologische Untersuchung nennen — (S. 112): „Dieser Mephistopheles" (der Mephistopheles des Prologs vor der, später gedichteten, Wette) macht auf das Jenseits keine Ansprüche." Dies ist noch schwerer zu verstehen, als die schwere Textstelle, denn was nützt ihm sein Operiren, wenn die Seele, die er verderbt zu haben glaubt, kurzweg im Jenseits rein gewaschen wird? Ein Mephistopheles, der nach der Seele Faust's im Jenseits nicht fragt, ist, wenn je, gewiß dann nicht denkbar, wenn ihm, wie im Prolog, der Gegensatz von Diesseits und Jenseits markirt ist. Nein! er versteht das Jenseits des Herrn als einen für die ideale Schätzung doch evidenten Sieg des Guten und hofft im Diesseits Faust doch so herunterzubringen, daß der ideale Gegenbeweis in seinem Symbol, einer Himmelfahrt, abgeschnitten, bildlich gesprochen: daß die Himmelfahrt als gewaltsame Durchhauung des Knotens, als offenbares Unrecht ausgeschlossen sei.

Der Prolog im Himmel führt uns als späterer Bestandtheil auf den Unterschied der ungleichzeitigen Schichten zurück, aus denen das Drama besteht. Es ist bereits gesagt, daß K. Fischer sich zur Hauptaufgabe macht, diesen Unterschied strenger zu ziehen, als bisher geschehen ist; er führt die Linie so scharf, daß er eine alte und neue Dichtung einander gegenüberstellt. Doch theilt auch er die oben von mir ausgesprochene Ansicht, daß nach dem alten Plane das Ende Faust's nur dunkel bleibt, daß eine Läuterung und Rettung Faust's nicht in bestimmte Aussicht genommen, doch auch nicht, schon damals nicht ausgeschlossen war. Wenn ich für möglich halte, daß der Dichter vielleicht Momente hatte, wo er Faust opfern wollte, so begründet dies keine starke Differenz, denn dabei ist eben nur an Momente zu denken. Jedenfalls war sich der Dichter in den gewiß vorwiegenden Stimmungen, in denen er seinen Faust zu retten gedachte, über das Wie der Rettung so ungewiß wie über seine eigene Zukunft in jener gährenden, titanischen, klippenreichen Jugendzeit. Auf das Dunkel, worin dem Dichter zur Zeit der ersten Dichtung die eigene Zukunft noch lag, weist auch K. Fischer hin. Hierin also wären wir einverstanden, dieser Punkt bleibt schwebend. Wirklich wird jeder nachdenkende Leser an sich die Erfahrung machen, daß er, sobald er sich den Prolog wegdenkt, in's Ungewisse geräth, ob er am Schlusse des ersten Theiles Faust verloren geben soll oder nicht. In der neuen Dichtung ist das Ziel erkannt, Faust muß in die Klarheit geführt werden. Nun aber zieht K. Fischer die trennende Linie allzuscharf, indem er sich bemüht, zu zeigen, Mephistopheles sei in der alten Dichtung als Sendling des Erdgeistes — als der er dort allerdings erscheint — kein Teufel, sondern nur ein Kobold, ein Elementargeist, sie habe keiner überirdischen und keiner unterirdischen Mächte, nicht des Himmels, nicht der Hölle bedurft. Diese Ansicht theilt neuerdings Wilh. Scherer und führt als Grund dafür an, daß Mephistopheles nicht Alles vermag, „nicht alle Macht im Himmel und auf Erden hat". Allein auch ein Teufel, selbst der Teufel (beides wechselt

Digitized by Google

im Gedichte) vermag nicht Alles, und heißt Mephistopheles schon in einer der ältesten, gewiß dem ersten Plan zugehörigen Scenen der Schandgeselle, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt, so läuft Faust mit ihm dieselbe Gefahr wie mit einem oder dem Teufel und würde nichts verändert, wenn sich nachweisen ließe, daß die Namengebung Teufel etwas (jedenfalls nur wenig) später ist, als die älteste, die prosaische Schichte des Gedichts. K. Fischer verwendet nun aber als Beweis gegen die satanische Natur des Mephistopheles namentlich die Stellen, wo derselbe bald monologisch, bald im Gespräch mit Faust, Wahrheiten ausspricht, welche diesem als heilsame Warnung und Lehre zu dienen geeignet sind; solche soll nur ein Sendling des Erdgeistes sprechen können, der nicht ein Teufel ist. Da ich im Gegentheil bestrebt war, zu zeigen, daß Mephistopheles, obwohl Teufel, gar Vieles spricht, sprechen kann und darf, was eine klare Einsicht in das Wahre und Gute verräth und was in Faust's Gemüth wie ein Samenkorn fallen kann, das seiner Zeit aufgeht, da der Punkt nach dieser Seite wichtig ist und ich glaube, ihn aufmerksamer als Andere behandelt zu haben, so ist hier einiges Verweilen nöthig, um eine Bemerkung zu begründen, die sich mir aufgedrängt hat: K. Fischer wendet schnurgeraden logischen Maßstab an, wo es gilt, zu bedenken, daß eine lebendige Persönlichkeit mit Schlangenlinien, mit scheinbar ganzen, in Wahrheit lösbaren Widersprüchen vor uns steht.

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt!"

Dies soll nur ein irdischer Dämon sagen können, nicht der teuflische, nicht Mephistopheles, der im Prolog die verächtlichen Worte an die Vernunft spricht. Dagegen wäre zunächst auf die Worte hinzuweisen, womit Mephistopheles dort seine Spottrede auf die Vernunft schließt: er sagt von dem Menschen, nachdem er ihn mit einer springenden Cikade verglichen:

Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase!

Er traut also dem verachteten Scheine des Himmelslichtes doch nicht so ganz, ist nicht so ganz überzeugt, daß der Mensch ihn nur brauche, um thierischer als jedes Thier zu sein. Zwar das ist blos eine Spur von Zweifel, die ihm unfreiwillig entschlüpft, während jene Monologworte die ganze helle Einsicht kund geben. Warum soll aber nicht ein Teufel denkbar sein, der die klare Einsicht in den Werth der Vernunft hat, nur daß sie in ihm rein unfruchtbar bleibt? Von jeher ist dem Satan diese Reminiscenz aus dem Stande vor seinem Fall geliehen worden, von anderen Dichtern als Quelle unendlichen Seelenschmerzes, im Volksbuche, das bereits den spiritus familiaris unter der Hand in einen Teufel verwandelt, in den „Colloquiis" mit Faust ebenso, von Goethe, dem Schöpfer des humoristischen Teufels, als kalte Helle im Hintergrunde seines ironischen Bewußtseins. Der Teufel ist doch so gescheidt, daß er auch das kennen muß, nicht blos die Verstandeswahrheit, auch die ideale; er braucht das schon dazu, um einen Menschen ganz unselig machen zu können. Denn unselig ist der gefallene Mensch durch sein Bewußtsein, durch das Bewußtsein, aus der Wahrheit, aus der Geistwelt, die doch seine Heimat

Digitized by Google

ist, verstoßen zu sein, dieses Bewußtsein mit seinem Inhalt muß demnach der Teufel kennen, wenn er ihn verderben will.

So findet denn K. Fischer auch in den Stellen, wo Mephistopheles ironisch und ernst den wilden Idealisten auf die Mittelstraße des Maßes weist, einen Widerspruch zwischen den beiden Dichtungen. Der irdische Dämon und nur er im Sinne des Erdgeistes, der ihn gesendet, könne wohlmeinend dem Faust sagen: „euch ist kein Maß und Ziel gesetzt", nur er die wahren, lehrreichen Worte sprechen: „O glaube mir, der manche tausend Jahre an dieser harten Speise kaut — —", nur er ihm heilsam spottend empfehlen, sich mit einem Dichter zu associiren, der alle widersprechenden, im Individuum unvereinbaren Vollkommenheiten auf Ein ideales Phantasiegebilde häuft. Alle diese Aussprüche seien unmöglich im Munde des Satan, möglich und natürlich aber in dem des irdischen Dämon, der, ein Schalk zwar, doch vom Erdgeist mit einer Führerrolle beauftragt sei. Von hier aus fällt dann ein Vorwurf auf ein Hauptmoment in meinem Versuch, auseinanderzuwickeln, was Alles in die Figuren des Faust und Mephistopheles niedergelegt ist, und auf letzte principielle Gegensätze zurückzuführen; mit Unrecht hätte ich im Mephistopheles einen Vertreter des Realismus gesehen, wenn er Teufel wäre: „jetzt sieht man, woher im Mephistopheles jener realistische Grundzug kommt, den man in der Analyse dieses Charakters so nachdrücklich hervorgehoben und in einem Umfange geltend gemacht hat, als ob in Faust der ‚Idealismus', in Mephistopheles, als dem ergänzenden Gegentheil, dem alter ego des Faust, der ‚Realismus' repräsentirt sei; es ist die Vertretung der irdischen Vernunft und des irdischen Maßes, denen Mephistopheles als Bote des Erdgeistes das Wort redet." (S. 210, 211.)

Der Teufel, sage ich dagegen und habe ich längst gesagt, kann recht wohl Maß, Ziel, Verstand predigen. Man darf nur, man muß nur zwischen seiner Erkenntniß und seinem Zweck richtig unterscheiden. Er ist klar genug, das Richtige zu erkennen, bös genug, es dem Faust mit der Absicht zu sagen, daß er sich das Verkehrte daraus entnehme; er sagt ihm übelmeinend, was dem Inhalt nach wohlmeinend wäre. Gemeine Zufriedenheit mit dem Nichtigen soll dieser als Ergebniß, als Lehre, als Rath aus der Maß- und Moralpredigt saugen, nicht vernünftige Beschränkung in tüchtigem Streben; Mephistopheles kann das hoffen, weil dieser Mann des Ueberstürzes jetzt nur Extreme kennt. Es ist dennoch dumm, weil Faust mitten in seiner Phantasie-Hetze einen höheren Compaß in seinem Geiste trägt; Mephistopheles glaubt, nicht fürchten zu dürfen, daß er wider Willen dadurch sein Erzieher statt sein Verderber werden werde, er würde es aber fürchten, wenn er nicht ein ebenso dummer, als grundgescheidter Teufel wäre. Das blitzt so ineinander hinüber, die Einsicht und diese Dummheit; das eben macht ihn zum lebensfähigen Wesen: ironisch durch und durch und dennoch naiv, selber blind, während er den Blinden zu durchschauen, zu überlisten glaubt, nicht ahnend, daß eine Zeit kommen könne, wo die Wahrheiten, die er zu bösem Zweck ausstreut, als gute Saat aufgehen. Warum soll er nun nicht den Realismus vertreten? Eben auch als Teufel? Scharfe Verständigkeit, ganz besonderer Sinn für das „was geh'n und stehen mag", können sich mit geistverachtender, geisthöhnender Frivolität, ja Bosheit doch leicht vereinigen, obwohl sie in dem skeptischen Merck, der einige Züge zu Mephistopheles

Digitized by Google

leihen mußte, nur ein schneidiges Instrument in guter Hand eines treuen Freundes waren.

Die höchst wichtige Scene: Trüber Tag, Feld, hat K. Fischer nicht für sich benutzt, wie er hätte können. Mehr noch, als irgendwo hat Mephistopheles hier in seinen Gegenreden Recht. Er predigt Faust keine geringere Wahrheit als die, daß er nicht die verführende Hölle, daß er nur sich selbst verklagen darf, daß er die Schuld an Margarethen's Schicksal rein und ganz auf sich zu nehmen hat, ja er spricht die höhere Vernunftwahrheit aus, wie heilsam es sei, daß den elenden Sterblichen nicht gegeben ist, in die Weltordnung einzugreifen, wenn sie die Schuld der Uebel, die sie selbst sich zugezogen, wenn sie den Unwillen, den sie gegen sich selbst fühlen sollten, auf den wälzen, der ihnen ihre Schuld vorhält, und wenn sie ihn in ihrer Wuth zerschmettern möchten. Dies wäre ja, sollte man meinen, ganz Wasser auf die Mühle von K. Fischer's Ansicht, und die Scene gehört, wie Niemand mehr zweifelt, zum früheren Plan, zu den ältesten Theilen. Aber freilich, derselbe Mephistopheles, der so heilsame Wahrheit sagt, ist in dieser Scene Teufel durch und durch, die satanische Mitleidslosigkeit mit Gretchen vergiftet den Wahrheitskern seiner eisig schneidenden Antworten, er hat mit diesem Kern nichts weniger vor, als Faust zu mahnen und zu bessern, er begnügt sich, ihn zu martern, und hofft, er werde ihn schon zu neuen Verbrechen verführen, wenn er ihm durch Befreiung der Unglücklichen über die nächsten Folgen des ersten hinweghelfe.

Folgerichtig muß K. Fischer die schon von Weiße aufgestellte Ansicht theilen, daß in der alten Dichtung die Wette zwischen Faust und Mephistopheles unmöglich vorkommen konnte. Sieht sich Faust keinem Teufel gegenüber, so markirt sich dem Bewußtsein nicht der Begriff einer unendlichen Gefahr in diesem Bunde, so spitzt sich die Lage nicht dahin zu, daß formulirt werden muß, auf was es ankommt. Auch in der Volkssage ist dies nicht nöthig; da kommt es auf nichts mehr an, Faust ist mit seinem Teufelsbündniß verloren, verspätete Bekehrungsversuche werden, das sieht man daraus, unfruchtbar bleiben. In der Vertiefung aber, die der moderne Dichter mit der Volkssage vorgenommen, schon im jugendlichen Plane vorgenommen hat, steht es anders, da ist eine Accentuirung gefordert, wodurch ein geistigeres Licht auf diesen Wendepunkt fällt. Nur so ohne Weiteres kann auch der wildere Faust des jungen Göthe nicht dem Teufel um etliche Jahre Genuß seine Seele verschreiben. — Dies nur eine vorläufige Bemerkung; wenn ich jetzt weiter einginge, würde ich mich wiederholen, denn ich muß jedenfalls bei Anlaß directer Angriffe eines anderen Gegners auf diesen Punkt zurückkommen.

K. Fischer findet nun überdies einen Widerspruch, und zwar einen großen, „klaffenden", zwischen der alten und neuen Dichtung auch in der Fassung der Wette, der Bedingung, um welche sie sich drehen soll. Wird aber einmal gewettet, um was Anderes kann dann gewettet werden, als darum, ob Mephistopheles Faust's Seele wirklich in seine Macht bekommt, und dies ist der Fall, wenn Faust keine anderen Güter mehr wünscht, als die Mephistopheles bieten kann. K. Fischer verstrickt sich hier ähnlich wie in der Frage, ob Mephistopheles Teufel ist oder nicht, durch falsche Anwendung schnurgerader Logik auf das volle Lebensbild der Poesie. „Es ist undenkbar, daß der von Lebens- und Weltdurst verzehrte Faust, der den Erd-

Digitized by Google

geist beschwört, mit diesem oder, was dasselbe bedeutet, mit einem Diener des Erdgeistes — nichts anderes ist hier Mephistopheles — eine Wette eingeht auf die Bedingung: du wirst mich nie befriedigen! Eben diese Befriedigung ist es ja, was er dem Erdgeist gegenüber mit allen Kräften begehrt". Darauf ist zu sagen: ja wohl liegt hier ein Widerspruch, und dieser Widerspruch ist vom Dichter gewollt, denn er ist natürlich, ist ein Widerspruch, in den ein Mensch wie Faust, der hoch- und wildbewegte Faust, wie er schon in den ältesten Scenen angelegt ist, gerathen kann, gerathen muß. Nicht logisch geht es her in einer solchen Natur, ihre Wogen, ihre Wolken gehen wie bei Sturm in Luft und Meer nicht einfach hintereinander, sondern auch gegeneinander. Faust will in Allem, was er will, ein Unendliches, im Erkennen, im Leben. Er greift, er hastet nach Erfüllung dieses Wollens und, da nichts Bestimmtes, was der Mensch anfaßt, unendlich ist, wirft er es weg. Er wollte die ganze Wahrheit in die Hand bekommen, er stürzte beschämt zurück, er will leben, das Ganze des Lebens durchkosten, und er weiß, daß Alles, in was er sich einlassen, was er zum Genuß heranraffen wird, doch nie das Leben selbst, nie das Ganze des Lebens sein kann. Dennoch weiß er jetzt, auf dem Punkte, wo er steht, nichts Anderes, denn zurück zum Forschen nach Wahrheit führt ihn jetzt kein Weg:

Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.

Es folgt, daß er genießen will und nicht will, daß er verachtet, was er begehrt, und begehrt, was er verachtet. Sein Fluch auf alle Freuden: „Wenn aus dem schrecklichen Gewühle" u. s. w., sowie die vorhergehende Begründung der Täuschungslosigkeit, woraus dieser Fluch hervorgeht: „In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein" u. s. w., diese Stellen gehören zwar nicht dem alten Fragment an, doch aber nach Stimmung und Ton zu denjenigen, worin der Dichter mit ungetheilter Sicherheit unverkennbar in seinen ursprünglichen, jugendlichen Gedankengang sich zurückversetzt hat. Um den Widerspruch zu verstehen, worin diese stürmisch bewegte Seele sich umwirbelt, muß man hinter ihr dunkles Bewußtsein zurücktreten und die Begriffe aufsuchen, um die es sich handelt, die ihr dämmernd vorschweben und die sie nicht, jetzt noch nicht klarzustellen und zu ordnen vermag. Es handelt sich um Illusion, Güter und Gut, schließlich um den Begriff des Wirkens als des wahren Guts, den Faust, jetzt noch Eudämonist und Egoist, nach langen und schweren Prüfungswegen erst finden soll. Ich habe mich bemüht, den Knäuel zu entwirren, die Fäden klarzulegen und zu zeigen, welche Ahnung des Wahren im Hintergrunde der Verwirrung schwebt und welche Hoffnung für die Zukunft des verstörten Mannes sich darauf gründen läßt (s. m. Schr. S. 287 ff.); ich glaube mich berechtigt, die Mühe der Wiederholung mir zu ersparen und darauf zu verweisen. Ein anderer Gegner hat diese Auseinandersetzung nicht schweigend übergangen, sondern verhöhnt, davon wird seines Orts die Rede sein.

Einen zweiten (unlösbaren) Widerspruch findet K. Fischer darin, daß, so wie die Theile der alten und neuen Dichtung nun neben einander stehen, Mephistopheles eigentlich beschließe, die Wette zu verlieren. „Faust erklärt: du wirst mich nie befriedigen, nie erquicken; wenn du es fertig bringst, hast du gewonnen. Und derselbe Mephistopheles, der auf diese Wette soeben: Top! gesagt,

Digitized by Google

soll bei sich im Stillen beschließen; ich werde Alles aufbieten, daß er nie befriedigt, nie erquickt wird, ich werde Alles thun, um zu verlieren! Er müßte sagen: „„Faust soll um Erquickung betteln und sie dann haben!““ Er sagt das Gegentheil: er soll sie nicht haben. „„Er wird Erquickung sich umsonst erflehn!““ Diese Worte sind nach der Wette unmöglich; wir lesen sie nach der Wette, aber sie waren lange vorher gedichtet. Der Mephistopheles der Wette gehört in die neue, der des Selbstgesprächs in die alte Dichtung.“

Auch diesen Schein von Widerspruch glaube ich in meiner Auseinandersetzung (vergl. namentl. a. a. O. 322—324) aufgelöst zu haben. Mag man diese als nicht geschrieben behandeln; ich spreche nicht an, daß man meiner Analyse bedürfe, um über die hier vorliegende Schwierigkeit hinwegzukommen; sie ist in der That nicht groß, die Lösung ergibt sich unschwer aus den Worten des Mephistopheles: „er soll mir zappeln, starren, kleben“ u. s. w. Faust verachtet den Genuß, weil er keinen wahren Kern hat, will ihn aber doch, indem er die fehlende Qualität durch Quantität, durch fortstürmende Häufung zu ersetzen vorhat. Dies ist Unsinn; denn hat der eine Genuß keinen wahren Kern, so hat der andere auch keinen; der richtige Schluß wäre ja: also hinaus aus dem bloßen Genußleben in das Element des Guten, des Wirkens, das allein wahre Lust bringt! An diesem Unsinn will Mephistopheles ihn fassen und ihn dahin bringen, namentlich durch zeitweiliges Vorenthalten bringen, daß er sich auf den Genuß, den er verachtet, doch erpicht, als bärge er einen wahren Kern, daß er also in ihm eine Erquickung sucht, die er doch nicht darin findet, daß er sie sucht, während er weiß, daß er sie darin nicht findet. So will er ihn zum Tantalus machen, aushöhlen, ihm die Seele ausbrennen. Es kann niemals Goethe's Absicht gewesen sein, den Zweck des Mephistopheles einfach darein zu setzen, daß er den Faust durch Sinnengenuß herunterzubringen, in Erschlaffung zu versenken gedenkt. Das wäre ein seichter Gedanke gewesen; aus dem flachen Gegensatze: Geist oder Sinnlichkeit läßt sich das Drama Faust nicht erklären; das heißt noch nicht zur Hölle fahren, wenn man in den Sumpf der Sinnlichkeit versinkt; edel angelegt sein, im tiefen Fall den Rest des Adels bewahren, also verachten, wonach man lechzt, und lechzen nach dem, was man verachtet, dem Genusse stolz den Rücken kehren, weiter eilen und doch immer zu ihm zurückkehren, ihn nicht wollen, seine Leerheit durchschauen, aber doch nichts Anderes wollen, dem armen Finken auf der Leimruthe gleichen, der immer die Flügel schwingt und doch festklebt, — das heißt erst hin sein, das erst ist Hölle und das hat Goethe's Teufel von Anfang an gewiß im ersten Plane schon mit Faust vorgehabt.

Dritter, von K. Fischer entdeckter Widerspruch: Mephistopheles schließt sein Selbstgespräch mit den Worten:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn“

„Also Faust besorgt und bewirkt selbst, was zu besorgen und zu bewirken des Teufels Meisterstück sein sollte! Wo bleibt der Triumph des Satans?“ u. s. w. — Dies ist eine der manchen Stellen, wo Goethe die poetische Täuschung, als gebe es einen Teufel, in freiem poetischen Spiele gleichzeitig aufhebt und gleichzeitig festhält. Es braucht keinen Teufel, den Faust zu verderben: und der es sagt, ist doch

Digitized by Google

der Teufel, ist gewillt, doch es zu machen, herbeizuführen, und der Teufel spricht so lebendig, so geistreich frivol, steht so ganz vor uns, daß wir seine Existenz glauben, während wir sie nicht glauben. Auch das haben Andere und ich schon oft gesagt! Und diese Ironie, dieses Ineinanderschwimmen von Aufhebung und Herstellung gehört so unzweifelhaft zu den feinsten Leistungen des großen Dichters!

Endlich der Widerspruch zwischen dem, was die nach dieser Ansicht unorganisch eingeschobne Wette enthält, und zwischen dem, was *nachher geschieht*: Faust, der gewettet hat, er werde nie zu einem Augenblicke sagen: verweile doch, du bist so schön! verweilt doch schon in der Hexenküche, da das entzückende Bild im Zauberspiegel ihn so fesselt, daß er sich nicht davon trennen will, und dann im Verlaufe der Liebesgeschichte mit Gretchen (— „Gretchen-Episode" sagt K. Fischer; ist dies eine Episode? —) erscheint er ja ganz in Leidenschaft gefangen. Nach dem Wortlaut der Wette hätte Mephistopheles, so scheint es, ein gutes Recht, nun zuzugreifen, und K. Fischer hält sich natürlich an diesen Schein als einen gewichtigen Beweis für seinen Satz. Der Schein ist nicht zu leugnen: hat Faust nach dem alten Plane die Freude, die Leidenschaft nicht verflucht, nicht verschworen, in das Netz ihrer Täuschungen zu fallen, so hat es für Mephistopheles keine Eile, in solchen Momenten die Wette für gewonnen zu erklären, er denkt nur darauf, dieselben zu mehren so lange, bis Faust in diesen Fluthen untergeht; hat aber Faust jenes gethan, so sollte man auf den nächsten Anblick meinen, Mephistopheles müsse sich beeilen, im ersten Augenblick, wo Faust sich in Leidenschaft verfängt, die Hand auf ihn zu legen. Dennoch, obwol nicht so leicht zu lösen wie die andern, ist auch dieser Widerspruch nicht unlösbar. Nehmen wir einmal an, setzen wir den Fall, Goethe hätte, als er das Motiv der Wette in sein Gedicht einführte, die Liebeshandlung mit Margarethe nicht bereits gedichtet gehabt, so hätte er sich doch unmöglich durch jenes vorausgesandte Motiv können verhindern lassen, den Helden öfters von Leidenschaft so stark hingerissen darzustellen, daß es aussah, er sei nun von Illusion ganz gefangen genommen, finde sein volles Glück in einem einzelnen Lebensgute wie die Liebe, daß also ein augenblicklicher Schein entstand, Mephistopheles habe gewonnen. Er hätte ja sonst das Drama überhaupt nicht fortführen können; sollte es in Gang kommen und bis zum gesteckten Ziel in Gang bleiben, so mußte Faust auf allen Fahrten durch die Welt der Versuchungen seine feurige Natur darin erweisen, daß er, seiner Verfluchung zum Trotz, in der ersten Trunkenheit jede gegebne Genußform momentan enthusiastisch auffaßte. Nothwendig mußte der Dichter also die Freiheit ansprechen, daß man, wie es auch öfters einen Augenblick scheinen mochte, Mephistopheles habe bereits gewonnen, dies nicht so genau nehme, oder — und wohl richtiger — er durfte ansprechen, daß man es *genauer nehme*, um es recht zu verstehen, daß man sich namentlich genauer vorstelle, was Mephistopheles denken wird. Dieser weiß in Momenten, wo Faust so ganz hingerissen erscheint, sehr gut, daß wieder Momente, Stunden, Tage kommen, wie die, wo Faust sich in Wald und Höhle zu reiner Contemplation zurückzieht; er muß eine Zeit abwarten, wo Faust das Gefühl eines Vollglücks nicht nur leidenschaftlich intonirt, sondern mit einer bewußten Ausdrücklichkeit eingesteht, die er, Mephistopheles, als fixe Formel, als exacten Beweis verwenden kann so gut, obwol nicht geschrieben, wie die mit Blut unterzeichnete Urkunde. Man kann sich in prosaischer Umschreibung

Digitized by Google

die Sache so vorstellen: in einem solchen Augenblicke der Hingabe an die Leidenschaft, als brächte sie das volle Glück, sagt Mephistopheles, um sich rechtskräftig zu sichern, zu Faust: bist du bereit, mir förmlich zuzugeben, daß du ein höheres Glück nicht mehr wünschest? Gewiß würde Faust stutzen, sich besinnen und weigern. Der Dichter überläßt es uns, dies als selbstverständlich zu subintelligiren, und bestätigt unsere Lösung der in Rede stehenden Schwierigkeit durch die letzten, den Wortlaut der Wette buchstäblich aufnehmenden Worte Faust's im zweiten Theil: „Solch' ein Gewimmel möcht' ich seh'n — — Zum Augenblicke dürft' ich sagen: verweile doch, Du bist so schön! — Im Vorgefühl von solchem hohen ‚lück genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!"

Durfte nun der Dichter, falls er nach Niederschreibung der Wette das Folgende erst auszuführen hatte, durch einen Skrupel, wie der von K. Fischer vorgebrachte, sich nicht binden lassen, nun, so folgt, daß ihm erlaubt sein mußte, nach späterer Einfügung jener Scene das früher schon Gedichtete stehen zu lassen wie es stand, obwohl darin die Gefühlswogen Faust's oft so hoch gehen, daß er ein volleres Glück nicht mehr zu kennen scheint. Recht besonders nicht ist ein Beleg für Widerspruch zwischen dem Alten und Neuen eine Stelle, die K. Fischer recht besonders als solchen aufführt; sie steht in der Scene, wo Mephistopheles den Faust zur Zeugnißablegung über Schwertleins Tod beredet; es sind die Worte Faust's: „Laß das, es wird! Wenn ich empfinde — — — — und diese Gluth unendlich, ewig, ewig nenne, ist das ein teuflisch Lügenspiel?" Die Worte stehen in einem Zusammenhang, wo der Leser gar keine Zeit hat, sie nach der Frage hinzubeziehen, ob Faust's Wette nicht als nun verloren zu betrachten sei. Mephistopheles gibt dem Faust Anleitung zu der Kunst, das Gewissen, das einen falschen Eid verbeut, durch sophistische Trugschlüsse zu beschwichtigen. Faust erkennt dies, nennt ihn Lügner, Sophisten. Jetzt sagt Mephistopheles: morgen wirst du Gretchen bethören, indem du ihr alle Seelenliebe schwörst. „Und zwar von Herzen", erwidert Faust." Jetzt vertauscht Mephistopheles das Wort „alle" (Seelenliebe) mit den Worten: ewig und einzig, überallmächtig und fragt, ob das auch so von Herzen gehen werde. Faust bejaht lebhaft; er betheuert, nicht zu lügen, wenn er nach den höchsten Worten greife und die Gluth, von der er brennt, unendlich, ewig, ewig nenne. Mephistopheles antwortet: „ich hab' doch Recht!" Was liegt in dieser Antwort? Faust täuscht sich über den Doppelsinn der Ausdrücke hinweg und wird Gretchen darüber hinwegtäuschen. Mit Unendlich und Ewig bezeichnet er enthusiastisch, aber ehrlich einen *Intensitätsgrad*, dabei macht er sich vor, als sei in dem Worte unendliche *Zeitdauer* mitbegriffen, oder vielmehr er erspart sich, sich zu fragen, ob diese mitbegriffen, und er springt mit seinem Bewußtsein darüber weg, daß Gretchen, wenn er bei ihr diese großen Worte braucht, die Hoffnung auf bleibende Treue daraus entnehmen muß. Faust kann wissen, daß dies falsch ist, denn das muß ihm ja sein Vorgefühl sagen, daß er sich nicht binden kann. Dies Bewußtsein ruft ihm die kurze Antwort des Mephistopheles wach: „ich hab' doch Recht". Mephistopheles hat nur halb Recht, denn, wie gesagt, nach der einen der zwei Bedeutungen *darf* Faust sein Gefühl für Gretchen unendlich nennen, aber er hat Recht im Sinne der zweiten dieser Bedeutungen. Dies fühlt Faust, beruft sich nun auf die Gewalt seiner Leidenschaft wie auf eine Naturnothwendigkeit (— „denn du hast Recht,

Digitized by Google

vorzüglich weil ich muß" —) und giebt nach. Die kleine Scene ist sehr wichtig für die Charaktere, für den Fortgang der Einwirkung des Mephistopheles auf Faust, also auch der ganzen Handlung. Mephistopheles ist wiederum Wahrheitsprediger, nur natürlich wieder mit böser Absicht. Faust kann sich nach seinen Erwiderungen nicht mehr helldunkel über die Doppelbedeutung von „Unendlich" hinwegtäuschen, er ist aufmerksam gemacht auf die logische Unterschiebung; er weiß, daß er eben doch nicht besser handeln wird als andre Verführer auch; geht er also vorwärts auf diesem Wege, so steht es sehr bedenklich mit ihm, denn er kann sein Gewissen nicht mehr belügen, er muß es abstumpfen. — Dies die Beziehung, in welche durch den Zusammenhang der Handlung die Scene gestellt ist; durch eine entfernte Möglichkeit, sie anders zu beziehen, nämlich so wie K. Fischer sie bezieht, durfte doch der Dichter sich nicht abhalten lassen, ein so organisches Motiv in der dramatischen Steigerung, eine Scene so voll psychologischer Wahrheit seinem Drama zu entziehen.

Dies wären denn einige Beispiele davon, wie man fehlgehen kann, wenn man zu genau nimmt, was häufig gleichbedeutend ist mit einem zu ungenau nehmen der Seite, nach welcher etwas wirklich genau zu nehmen ist.

Einfach zu ungenau hat K. Fischer nach meiner Ansicht die Erdgeist-Scene genommen, wenn er das Verlangen Faust's mit Worten bezeichnet wie: „Faust will die Natur erleben," „den Erdgeist erleben" — „will eintauchen in die Fluthen der Erdenwelt" u. ähnl. Es ist in dem Drange Faust's ein Ineinander von zwei Wünschen enthalten, welche die Analyse genau unterscheiden muß, wenn nicht die scharfe Linie verwischt werden soll, welche die zweite Phase im Leben des Helden von der ersten trennt; der Magier Faust, der den Erdgeist beschwört, ist doch ein anderer, als der Faust, der die Zauberkunst des Mephistopheles benutzt, um die Welt zu genießen. Da aber K. Fischer sich bei diesem Punkte nicht gegen mich wendet, der ich jene Analyse vorgenommen habe, so sei auch dieser Punkt zurückgestellt, um ihn erst aufzunehmen, wenn ich es mit einem Gegner zu thun habe, der in dieser Frage ausdrücklich gegen mich auftritt.

Es sei in diesem Zusammenhang nur noch gesagt, daß K. Fischer gewiß ganz richtig gesehen hat, wenn er aufstellt, nach dem alten Plane habe der Erdgeist noch mehr als einmal dem Faust erscheinen sollen. Die stehengebliebenen Spuren jenes Plans begründen entschieden diesen Schluß, nur ist derselbe kein weiterer Beweis für die Ansicht, Mephistopheles sei kein Teufel. Der Erdgeist kann mit Faust ebensogut in Verbindung bleiben, wenn ein Teufel, der aber seinen Zwecken dienen muß, dessen Führer ist, als wenn ein Elementargeist diese Rolle spielt. Aber jene Zwecke erkannte Göthe später als zu hoch, um sie dem Erdgeist zu leihen, er beschloß, in einem Prolog den Herrn einzuführen, ließ aber die alten Spuren stehen.

Ich will meinem Vorsatze treu bleiben, hier auf den zweiten Theil so wenig als möglich einzugehen. Ich lasse daher die Wendungen dahingestellt, womit sich K. Fischer der so vielfach dunkeln Allegorien annimmt; nur die eine kann ich nicht unerwähnt lassen, worin er das Dunkel für ein nur scheinbares erklärt. Durch eine Notiz, Scholie, einen Wink, sagt er, werde, was auf den ersten Blick räthselhaft scheine, die verständlichste Sache von der Welt. Als Beweis hierfür greift er aus dem Maskenzug die Gruppe heraus: Victoria auf dem Elephanten, Furcht und Hoffnung gefesselt daneben, Zoilothersites dahinter. Diese Gruppe freilich ist

Digitized by Google

leicht zu deuten; Niemand behauptet, alle Allegorien im zweiten Theil Faust seien unverständlich. Man macht sich die Arbeit leicht, wenn man gegen den Vorwurf des lästigen Dunkels in vielen dieser geheimnißkrämerischen Gespinnste eines der wenigen leicht zu erklärenden in's Feld führt. Weiß K. Fischer ebensogut, was das Anbrennen des kaiserlichen Barts bedeutet, die dadurch verursachte Feuersbrunst, die Löschung durch Plutus? Ich bekenne, nach Lesung aller Deutungsversuche es nicht zu wissen, so auch immer noch nicht zu wissen, was der Homunculus bedeuten soll, und überdies an vielen Stellen nicht einmal zu wissen, wieweit das Sinnbild reicht und wo das Nichtsbedeuten anfängt. Wem die Dinge sämmtlich klar sind, ich darf mich nicht mit ihm messen, mir ist eben Manches nicht klar.

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

III.*)

Mit der Erlangung der Seeherrschaft über das Mittelmeer ꝛc. durch die Römer tritt die Wichtigkeit anderer Flotten von geringerer Bedeutung in den Hintergrund und spielte auch selbst die römische Flotte in den folgenden Kriegen keine hervorragende Rolle. Erst später, besonders aber in den gegen Mithridates von den Römern unternommenen kriegerischen Operationen nahm sie wiederum eine mehr wichtige Stellung ein, so daß sie in Anbetracht dessen, daß das Kriegstheater bedeutend vom Mutterlande entfernt lag, nicht unwesentlich zur Besiegung des Königs von Pontus beitrug. Charakteristisch für diesen Zeitabschnitt ist jedoch, daß stabile größere Flotten in keinem Staate an den Ufern des Mittelmeeres ꝛc. gehalten wurden.

Durch die Zerstörung von Karthago und Korinth wurden viele Bewohner dieser Städte ꝛc. heimatlos und waren gezwungen, sich anderweitig anzusiedeln und eine andere Heimat zu suchen. Dies leistete dem schon durch die vielen Kriege zur See hervorgerufenen Unwesen des Seeraubes von Neuem Vorschub und gewann derselbe eine solche Ausdehnung und Macht, daß die etwa tausend bis zwölfhundert Schiffe zählende Flotte der Seeräuber, welche letztere ausgedehntes Gebiet in Syrien und Kleinasien inne hatten, sich sogar bis in die Nähe von Rom wagte, die in Ostia liegende römische Flotte zerstörte, den Vorhafen von Rom besetzte und Rom selbst die Zufuhren abschnitt. Ueberraschen darf uns dies wol nicht, denn es gibt wol kaum ein Meer, welches vermittelst seiner Küstenbildung ꝛc. so einladend zu diesem Handwerk ist, als gerade das Mittelmeer und der griechische Archipel und glauben wir nicht fehl zu greifen, wenn wir behaupten, daß, wenn auch vereinzelt, noch bis in die neueste Zeit Fälle von Seeraub in den östlichen Gegenden des Mittelmeeres vorgekommen sind. Dieser Uebermuth und eine solche Herausforderung mußte die Römer jedoch in Harnisch bringen. Im Jahre 67 v. Chr. wurde eine Flotte gegen die Seeräuber ausgerüstet und Pompejus mit so

*) Artikel II. Seite 223, fünfte Zeile von unten, lies: „römische" statt karthagische.

Digitized by Google

unumschränkter Machtbefugniß versehen, daß es ihm, Dank seiner energischen Verfolgung in nicht langer Zeit gelang, wenn auch nicht alle Seeräuber zu vertilgen, diesem Unwesen doch nach Möglichkeit zu steuern.

Von taktischem Werthe sind diese Kämpfe jedoch nicht und für uns nur in sofern von einigem Interesse, als sie den ersten Guerillakrieg auf dem Meere vorführen.

Auch Caesar lieferte in dieser Zeit auf seinem Kriegszuge in Gallien und zwar an der Westküste desselben gegen die dort wohnenden Veneter Gefechte zur See; jedoch werden wir in einer späteren Zeit hierauf zurückkommen, da die Schiffe derselben, in Anbetracht der Gefahren des Oceans stärker gebaut waren und diese außerdem im Gefecht mit Segeln statt mit Rudern fortbewegt wurden. Wir überspringen daher wiederum einen Zeitraum von mehreren Decennien, da die bis 38 v. Chr. von der römischen Flotte gelieferten Gefechte ꝛc. von untergeordneter Bedeutung sind und wollen hier nur hervorheben, daß zu dieser Zeit zum ersten Male Schiffe mit Thürmen versehen im Seekriege auftreten.

Im Jahre 37 v. Chr., der Zeit der Dictatoren in Rom, war Octavianus genöthigt, eine Flotte herzustellen und auszurüsten, um gegen Pompejus, den „Meerkönig" wie er genannt war, vorzugehen und dessen Macht zu brechen. Er selbst, weder mit Feldherrntalent begabt, noch mit dem Seewesen vertraut, rief seinen Freund und Jugendgefährten Agrippa aus Gallien zurück, um denselben mit der Organisation und Ausrüstung dieser Expedition zu beauftragen. Agrippa, obgleich nicht von vornehmer Geburt, schwang sich durch seine hervorragenden Talente schnell empor. Ausgezeichnet im Kriege sowohl als im Frieden, machte er sich als Feldherr, Rathgeber und Freund des Imperator um diesen sowohl als um den römischen Staat verdient, so daß er von Dio Cassius als „der beste Mann seines Zeitalters" und neuerdings von einem französischen Schriftsteller „als der einzige Römer, der Genie für den Seekrieg besessen hat", genannt wird.

Agrippa richtete neben dem Bau und der Ausrüstung der Flotte zunächst sein Augenmerk auf die Herstellung eines geeigneten Kriegshafens an der italienischen Küste und schuf, einem längst gefühlten Bedürfniß abhelfend, einen solchen bei Cumae in der Bucht von Neapel „Portus Julius" genannt, wo die Schiffe ausgerüstet und die Mannschaft eingeübt wurden. Seine Schiffe waren hochbordig und mit Thürmen besetzt, daher auch voller und plumper gebaut als die leichten und manövrirfähigeren seines Gegners Pompejus. Ein hölzerner, sogenannter Gürtelpanzer war daher außenbords angebracht, um die Schiffe des Octavianus gegen den Spornangriff ihrer Gegner zu sichern. Mit dem Bau der Flotte Hand in Hand wurde die Ausbildung der Flottenmannschaften und Ruderer betrieben und geschah dies mit solchem Eifer, daß er schon im Frühjahr 36 v. Chr. mit derselben nach den Liparischen Inseln aufbrechen konnte, während die pompejanische Flotte unter Demochares von Messena nach Mylae dirigirt wurde. Als Maßstab für die Seerüstungen des Octavianus mag die Angabe dienen, daß nach Sueton zwanzigtausend Sklaven von demselben manumittirt und auf die Flotte gegeben wurden.

Nach Ankunft der Flotte bei Lipara suchte Agrippa seine Mannschaft nicht allein auf offener See auszubilden, sondern dieselbe auch an den Anblick des Feindes zu gewöhnen und erprobten die beiden Befehlshaber ihre gegenseitigen

Digitized by Google

Kräfte in kleinen Gefechten. Sobald Agrippa aber die Zeit für gekommen erachtete und er sich durch eine glücklich ausgeführte Recognoscirung von der Leistungsfähigkeit seiner Schiffe überzeugt hatte, nöthigte er den Befehlshaber der Pompejaner zur Annahme einer Schlacht. Zwischen Mylae und Lipara geriethen die Flotten an einander. Als sie gegenseitig ihre Kräfte entwickelt hatten, fand jeder seinen Gegner stärker als er vermuthet hatte. Anfangs bestürzt und schon im Begriffe zu fliehen, fand man die Flucht gefährlicher als den Kampf und so rückten sie gegen einander vor. Agrippa hatte mehr Schiffe, die größer und schwerer, aber auch langsamer waren; gegen den Sporn zum größten Theil geschützt, konnten sie einen wuchtigen Stoß versetzen. Sie hatten eine Besatzung, die an Stärke sich hervorthat und aus den Thürmen die Decks des Gegners beschießen konnte. Dagegen war die Flotte des Pompejus geringer an Zahl, die Schiffe selbst waren kleiner, leichter und zum Umzingeln des Feindes gewandt. Die Besatzung war ebenfalls schwächer, aber an Erfahrung im Seewesen, sowie an Verwegenheit überlegen. Da jede Partei die andere übertraf und derselben nachstand, so wogte der Kampf längere Zeit hin und her. Der Spornangriff der Pompejaner hatte, wenn er auch mehrere Schiffe des Agrippa übel zurichtete, Riemen und Steuerruder der Gegner zerbrach, dennoch nicht den gewünschten Erfolg; dagegen machten die aus den Thürmen des Agrippa geschleuderten Wurfgeschosse, sowie die Anwendung von Enterhaken ihre Ueberlegenheit geltend. Erst als Agrippa in einem glücklich gewählten Moment dem Schiffe des pompejanischen Befehlshabers Democharcs einen so wuchtigen Stoß beibrachte, daß dasselbe versank, während der Führer sich auf ein anderes Schiff flüchtete, erhielt die Schlacht eine andere Wendung. Pompejus sah von einem Berge dem Kampfe zu, und als er bemerkte, daß seine Schiffe im Nachtheil waren und daß Agrippa noch Verstärkung von Lipara erhielt, gab er das Zeichen zum Rückzuge. Als aber Agrippa kräftig nachdrang, geriethen die Pompejaner in Verwirrung und zogen sich fluchtartig hinter Untiefen zurück, wo sie sicher vor Verfolgung waren, indem Agrippa seine Schiffe nicht der Gefahr des Strandens aussetzen wollte. Die Pompejaner fuhren mit einem Verlust von 30 Schiffen in ihre Häfen zurück, während Agrippa fünf verloren hatte und nach den Liparischen Inseln zurückkehrte. Agrippa gebührt daher die Ehre des Tages um so mehr, als er zum ersten Male zur See kämpfte und zwar gegen die seegewohnten Pompejaner, die sich zwar nicht als überwunden betrachteten.

Im October desselben Jahres standen sich abermals die Flotten des Octavianus und Pompejus mit etwa, wie angegeben wird, je dreihundert Schiffen und hundertzwanzigtausend Mann unter Agrippa und Democharcs auf der Rhede von Naulochus gegenüber. Die Schiffe beider Parteien waren mit Thürmen und möglichst vielen Wurfmaschinen versehen, so daß hier zum ersten Male im Seekriege eine Art Artillerie Verwendung findet und die Geschosse nicht wie früher gegen die Kämpfenden allein, sondern auch gegen die Schiffe sich richteten. Agrippa ersann bei dieser Gelegenheit den sogenannten Harpax, den Appian beschreibt. Es war ein fünf Ellen langer Balken, mit Eisen beschlagen, der einen Ring an jedem Ende hatte, in dem einen Ringe saß ein krummes Eisen, und in dem anderen waren viele Taue, mit welchem der Harpax, der aus einer großen Wurfmaschine auf das feindliche Schiff geworfen wurde, angezogen ward.

Digitized by Google

Beide Flotten waren, nach den uns zugekommenen Ueberlieferungen, beim Angriff in zwei Treffen rangirt und auf beiden Seiten eine Reserve zurückbehalten; ihre Schlachtordnung war die enggeschlossene Linie neben einander, die Schnäbel dem Feinde zugewandt. Bei Tagesanbruch ruderten beide Flotten mit voller Kraft unter lautem Geschrei auf einander los, jedoch scheinen, obgleich genaue Angaben darüber fehlen, die Octavianer ihre Gegner beim ersten Anprall überflügelt resp. in die Flanke gefaßt zu haben. Dann werden theils aus Maschinen theils mit der Hand Steine, Pfeile und brennende Speere geworfen. Darauf laufen die Schiffe selbst an einander, versetzen und erhalten Stöße gegen die Seiten, Vorder- und Hintertheile, wodurch viele Schiffe unbrauchbar werden. Die Mannschaft stürzt theilweise über Bord und sucht durch Schwimmen sich zu retten. Nun geht Alles durcheinander im Kampfgewühl, Ruderer, Soldaten, Anführer arbeiten, schreien, kommandiren zu gleicher Zeit, alle Maschinen sind in Thätigkeit und besonders wirksam ist der Enterhaken, welcher die feindlichen Schiffe heranschleppt und nicht in seinem feindlichen Wirken gestört werden kann. Wenn aber die Schiffe so nahe kommen, daß man zum Entern schreitet, dann hält es schwer, Freund und Feind zu unterscheiden und alle Mittel werden angewandt, um sich gegenseitig zu schaden. Das Meer ist voll von Schiffstrümmern, Waffen, Leichen und Blut. Doch bleibt der Ausgang der Schlacht lange unentschieden, bis Agrippa das Nachlassen im Widerstande des Feindes merkt. Nun treibt er seine Krieger noch zum letzten energischen Angriff auf die Feinde an, die, zum Weichen genöthigt, ihre Thürme niederreißen und in die Meerenge hineinfliehen. Nur siebzehn Schiffen gelingt dieses, die übrigen werden von Agrippa abgeschnitten, einige gerathen auf Untiefen und den Strand und werden verbrannt, andere setzen den Kampf noch fort, und da sie keinen Ausweg finden, ergeben sie sich an Agrippa.

Nach Besiegung dieses seines zur Zeit gefährlichsten Gegners sollte nach einigen Jahren in dem Streite zwischen Octavianus und Antonius, Agrippa von Neuem seine Thatkraft, sein Feldherrntalent bethätigen, um den letzteren in der Schlacht bei Actium im Jahre 31 v. Chr. vom bisherigen Schauplatz seiner Thätigkeit resp. der Weltherrschaft vollständig zu verdrängen. Antonius, im Jahre 32 v. Chr. von seinen Kriegszügen in Kleinasien nach Griechenland zurückgekehrt, hatte eine Flotte von mehreren hundert Schiffen mit einem entsprechenden Landheere zur Verfügung. Die Schiffe stark gebaut, hochbordig, mit einem Sporn und einem Gürtel von starken Planken außenbords gegen die Wirkung des Stoßes versehen waren in Folge ihrer Dimensionen plump und schwerfällig; die oberen Decks trugen Thürme, die übrigen waren mit acht resp. zehn Reihen Ruderern bemannt. Sie waren somit mehr zur Defensive als zur Offensive geeignet. Anstatt mit Heer und Flotte unverweilt nach Italien überzusetzen, ließ sich Antonius durch einige Kreuzer des Agrippa einschüchtern und bezog mit seinem Heere bei Patras Winterquartiere, während die Flotte im Golf von Acta (Ambracischer Meerbusen) Unterkommen fand. Diese Zeit benutzte Octavianus unter Agrippa, um genügende Streitkräfte zu sammeln und setzte mit etwa zweihundertsechzig Trieren und dem entsprechenden Heere nach Griechenland über. Bemerkenswerth bei der Flotte des Octavianus ist, daß dieselbe aus leicht gebauten aber schnellen und gut manövrirbaren Schiffen bestand. Es ist daher wohl anzunehmen, daß Agrippa aus den

Digitized by Google

bei Mylae und Naulochus gemachten Erfahrungen, trotzdem er Sieger geblieben, dennoch die Nachtheile der schwerfälligen Schiffe erkannt hatte, Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit für die wichtigsten Factoren in einer Seeschlacht hielt.

Sobald die Flotte des Octavius bereit war, suchte Agrippa in erster Reihe Heer und Flotte des Antonius die Zufuhren möglichst abzuschneiden, nahm mehrere Transporte mit Lebensmitteln weg, so daß sich beim Feinde empfindlicher Mangel einstellte. Antonius, Angesichts eines so thatkräftigen Gegners, aufgerüttelt, entschloß sich, gegen den Rath seiner Freunde den Entscheidungskampf auf dem Meere zum Austrag zu bringen. Hundertsiebzig Schiffe, nach anderen Nachrichten dreihundert Schiffe, mit etwa hunderttausend Mann incl. zwei und zwanzigtausend Legionären sammelte er bei Actium, welchen der Gegner etwa zweihundertsechszig Schiffe mit einer Besatzung von hundertachtzigtausend Mann incl. vier und dreißigtausend Legionären entgegenstellte. Antonius lief am Schlachttage von Actium mit seiner Flotte aus dem Meerbusen und formirte nach den uns überkommenen Ueberlieferungen die Schlachtordnung so, daß das Centrum aus den schwersten Schiffen bestand, welche gleichsam einen festen Wall bildeten und deren Commandanten den gemessenen Befehl erhielten, weder ihre Stellung aufzugeben, noch sich von einander zu trennen, vielmehr den Angriff der feindlichen Schiffe in ihrer Position abzuwarten. Auf dem rechten Flügel befand sich Antonius selbst; dahinter als Reserve sechszig Schiffe der Cleopatra; den linken Flügel commandirte Coelius. Die ganze Schlachtordnung bildete eine aus drei Theilen bestehende Linie, welche sich an Untiefen anlehnte, so daß ein Umgehen nicht möglich war. Doch sei hier gesagt, daß sich weder der eigentliche Ort der Schlacht auf der Karte, noch ein genauer Schlachtplan mit sicherer Aufstellung der Gesammtmacht beider Parteien liefern läßt. Agrippa formirte eine sichelförmige Schlachtlinie; er selbst befand sich auf dem linken Flügel dem Antonio gegenüber. Ein allgemeiner Angriff auf der ganzen Linie erfolgte nicht, vielmehr erkannte Agrippa die günstige Stellung seines Gegners und wollte den Stier nicht bei den Hörnern fassen, sondern zunächst die Flügel vom Centrum zu trennen versuchen und dann jede einzelne Abtheilung umklammern und schlagen. Das Glück war ihm günstig, denn wenn auch zu Anfange die Schiffe des Antonius streng den ihnen ertheilten Befehlen nachkamen und nicht zum Angriffe vorgingen, so trieb der successive frischer werdende Wind dieselben dennoch langsam vom Lande ab. Dies zu ihrem Vortheil benutzend, suchten die Flügel des Agrippa ihre Gegner zum Vorgehen zu reizen, machten Miene, zunächst den linken und dann auch den rechten zu umfassen und wußten, den ihnen ertheilten Instructionen entsprechend, so geschickt zu manövriren, daß die einzelnen Abtheilungen der Gegner isolirt wurden. Als auf diese Weise die feste Mauer der Antonier entblößt war, ging das Centrum Agrippa's zwischen den kämpfenden Flügeln durch und warf sich auf das feindliche Centrum, indem sich drei bis vier octavianische Trieren auf einen der Colosse des Antonius stürzten, um denselben zum Sinken zu bringen. Doch war Vertheidigung wie Angriff gleich hartnäckig; die angebrachten Verstärkungen außenbords widerstanden in den meisten Fällen dem Stoß, während das Deck der octavianischen Schiffe mit Pfeilen aus den Thürmen der Gegner überschüttet wurde, so daß der Kampf unentschieden lange hin und her wogte, für Agrippa jedoch insofern vortheilhaft, als sich die Flotten successive vom Lande entfernten und die

Digitized by Google

größere Manövrirfähigkeit seiner Schiffe im freien Wasser mehr zur Geltung kam. Als sich inzwischen aber die feindlichen Schiffe auch dem Reserve-Geschwader näherten, Cleopatra aber den Weg vor sich offen sah, hielt sie diesen Augenblick für günstig und suchte unter vollen Segeln und Anwendung aller Ruder das Weite. Das Entweichen der Geliebten bestimmte den schwachen Antonius, Flotte und Heer in schmachvoller Weise den Rücken zu kehren und auf einem schnellen Schiffe der fliehenden Cleopatra nachzueilen. Ein so schmachvolles Benehmen des obersten Feldherrn konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Trotzdem die Unterbefehlshaber des Antonius die Schlacht nicht aufgaben, vielmehr noch lange nach der Flucht ihres Feldherrn weiter gekämpft wurde, so mußte das Entweichen dennoch demoralisirend auf Flotte und Heer wirken. Mit der sinkenden Sonne entwich der Rest der Flotte des Antonius nach Actium, wo sie sich mit dem Heere ergab, und so fiel schließlich die Entscheidung des Kampfes günstig für Octavianus aus, welcher übrigens, wie einige Schriftsteller erzählen, seekrank auf einem Schiffe hinter der Schlachtlinie gelegen haben soll, so daß es lediglich die Anordnungen des Agrippa waren, welche zum Siege führten. Zu Enterungen resp. zum Kampf Mann gegen Mann scheint es nicht gekommen zu sein, da die hochbordigen Schiffe des Antonius dies sehr erschwerten, dagegen die aus den hochstehenden Thürmen entsendeten Geschosse viele Leute auf den Schiffen des Gegners tödteten. Andererseits verfehlten die von Agrippa in großer Zahl verwendeten brennenden Geschosse, so wie die aus den Wurfmaschinen geschleuderten Steine ihre Wirkung nicht, und sollen sogar Gefäße mit ungelöschtem Kalk von seinen Schiffen auf die des Gegners geworfen sein, um die Mannschaft zu blenden. Ueberhaupt hatten auf der einen Seite mehr die Steuerleute und Ruderer, auf der des Antonius mehr die Soldaten resp. Legionäre Arbeit und Gefahr zu bestehen. Die Krieger des Octavian bemühten sich so emsig, als hätten sie festes Land unter ihren Füßen, die Schiffe der Feinde zu erklimmen, und versuchten alle Mittel, ihren Endzweck zu erreichen; dagegen trieben die anderen jene kräftig zurück, wehrten sich mit großen Stangen, hieben mit Aexten um sich, warfen ungeheure Steine und andere schwere Massen auf diejenigen hinab, welche ihre Schiffe entern wollten.

Durch diese Schlacht war nicht allein der ganze Krieg beendet, sondern überhaupt eine der größten Entscheidungen zur See herbeigeführt und tritt in erster Linie der eminente Geist, das hervorragende kriegerische Talent des eigentlichen Leiters dieser ganzen Operation, des Agrippa, uns vor Augen, trotzdem sich manche Schriftsteller bemühen, den Octavianus als den Helden des Tages und Agrippa mehr als einen untergeordneten Anführer darzustellen. Agrippas Umsicht und Thätigkeit ist es zuzuschreiben, daß der Gegner zunächst im sogenannten kleinen Kriege empfindlich geschädigt wurde, während er die Herrschaft zur See zu erlangen suchte, indem er Schiffsabtheilungen in alle angrenzenden Meere entsendete. Nachdem er sich aber zum Herrn des Meeres gemacht hatte, schritt er zum Angriff auf die verschiedenen Stützpunkte im Rücken des Feindes, zerstörte die Depots und Magazine des Gegners bei Corinth und Patras, nahm die Inseln in der Nähe der feindlichen Aufstellung und gelangte dadurch selbst in den Besitz strategisch wichtiger Punkte. Als er auf diese Weise seine Krieger und Schiffsmannschaften durch vielseitige angestrengte Thätigkeit zu einer besonders großen Leistungsfähigkeit

Digitized by Google

gebracht hatte, während die seines Gegners durch Entbehrung, Unthätigkeit, Krankheit und Desertionen geschwächt und demoralisirt waren, zwang er Antonius zur Schlacht, welche er zum siegreichen Ausgang führte.

Die Kampfesweise zeigt im Wesen kaum etwas Neues. Was dagegen den Gebrauch der Waffen betrifft, so ist ein Vergleich mit den Gefechten früherer Zeit interessant, denn in vier hundert Jahren hat sich ein nicht unbedeutender Wechsel in der Verwendung derselben im Seekriege vollzogen. Während bei Salamis der Sporn noch als Hauptwaffe diente, Speere und Pfeile nur mit der Hand auf die feindlichen Besatzungen geschleudert wurden und man, sobald sich die Gelegenheit bot zum Kampf Mann gegen Mann überging, sehen wir bei Actium die Schiffe des Antonius außenbords mit solchen Schutzmitteln versehen, daß der Sporn des Gegners größtentheils ohne Wirkung blieb. Statt des Sporns aber treten die Wurfgeschosse in verschiedener theils veränderter Form auf; man begnügt sich nicht mehr damit, sie gegen die feindlichen Krieger allein zu verwenden, sondern man schleudert neben Pfeilen und brennenden Speeren schwere Steine mittelst Wurfmaschinen aus der Ferne gegen die feindlichen Schiffe, um sie zu versenken oder durch brennende Geschosse zu zerstören. Das Bestreben, Personal und Material des Gegners aus der Ferne kampfunfähig zu machen tritt somit in den Vordergrund, während dem Kampfe Mann gegen Mann d. h. dem Entern nicht mehr solche Bedeutung wie früher beigelegt wird, so daß hier wohl der Anfang jener Zeit, wo die Artillerie Hauptwaffe der Kriegsschiffe wurde, zu suchen ist. Betrachten wir hierbei aber gleichzeitig unsere Kriegführung zur See in neuester Zeit, so bietet dieselbe in so fern ganz interessante Momente, als wir die Anwendung des Sporns wiederfinden; unsere schweren Panzerkolosse aber andererseits auch eine Schwäche mit den Kriegsschiffen ältester Zeit, „den Mangel an Raum" gemein haben. Denn ebensowenig wie die Schiffe der Griechen und Römer für ihre Ruderer auf längere Zeit Lebensmittel mit sich führen konnten, ist auf den Panzerschiffen Raum für das Futter (Kohlen) der Maschinenpferde auf längere Zeit und waren somit die Segelkriegsschiffe, die Monate lang die See halten und sich dann noch ungeschwächt schlagen konnten, viel besser in ihren Leistungen.

Durch die Schlacht von Actium war Octavianus nicht allein Herr des ganzen Mittelmeeres, sondern der ganzen damals bekannten Welt geworden, seine Schiffe durchfurchten von ihren Stationen Portus Julius und Ravenna aus nicht allein die bekannten Meere, sondern auch Donau und Rhein, Euphrat und Tigris wurden von römischen Flotillen befahren. Jedoch fehlte den Befehlshabern sowohl als den Mannschaften, denen die Unterdrückung des Seeraubes allein nicht anregend genug war, bald die Gelegenheit zu größeren Unternehmungen und trug diese Unthätigkeit nicht wenig zum Verfall der römischen Flotte bei. Eine Zeit hindurch wurde noch die Seekriegskunst durch Schiffskämpfe auf künstlichen Seen dargestellt*), allein mit dem Verfall des weströmischen Reichs verfiel das ganze Seewesen im Mittelmeer nicht allein sehr schnell, sondern es sank auf eine außerordentlich niedere Stufe

*) Wie man sagt, soll Domitian ein solches Bassin von 400 Meter Länge und 60 Meter Breite haben herstellen lassen, in welchem 30 Triremenschiffe manövriren konnten, die mit Kriegsgefangenen besetzt waren, welche bis auf den Tod mit einander kämpfen mußten und soll das letzte dieser Kampfspiele im Jahre 273 n. Chr. aufgeführt worden sein.

Digitized by Google

herab. Von Seiten des oströmischen Reichs wurde im Jahre 533 nach Chr. unter Justinian zwar noch eine große Expedition zur See mit fünfhundert Schiffen gegen die Vandalen unternommen, indessen waren diese Schiffe nur klein und mit den früheren Penteren ꝛc. in keiner Weise zu vergleichen. Wie aber die wilden Völkerschaften des Ostens, als sie Europa überschwemmten, Alles über den Haufen warfen und die alte Cultur vernichteten, so vernichteten sie auch größtentheils das Seewesen.

Im neunten Jahrhundert nach Chr. finden wir wieder zwei Republiken an der Adria resp. am Mittelmeere, Venedig und Genua aufblühen, welche rivalisirend gegen einander auftraten, um sich die Seeherrschaft streitig zu machen. Namentlich ist es die Seemacht des ersteren, welche jedoch lange nicht die technische Vollendung derjenigen des Alterthums erreichte. Das Jahr 1000 n. Chr. ist das, wo der venetianische Handel und Seemacht eine bedeutende Rolle zu spielen begann; das Jahr 1100 n. Chr. das, wo Genua große Flotten ausrüstete. Für die Taktik bieten die zwischen Venedig und Genua und Genua und Pisa geführten Kriege der Ruderschiffe nichts Neues, nur wollen wir hier kurz die Aenderung erwähnen, welche die Kriegsschiffe bis dahin in ihrer Bauart erfahren haben. Die besten derselben bilden die Kriegsgaleeren. Sie waren leicht und scharf gebaut, hatten eine Länge von etwa 150 Fuß, eine Breite von etwa 30 Fuß und wurden mittelst 50 langer Riemen (25 auf jeder Seite), die nur auf einem Deck angebracht waren, im Kampf fortbewegt. Die Riemen hatten eine Länge von 50 Fuß und erforderten 5 Mann zur Bedienung. Außerdem führten die Galeeren zwei Masten mit lateinischen Segeln. Diese Klasse von Kriegsschiffen erhielt sich bis in das 17. Jahrhundert, obgleich ihr Bau, insofern als ihre Decks und namentlich der Bug sehr wenig über Wasser liegt, wenig vortheilhaft zu nennen ist. Außer den Galeeren wurden sogenannte „Galleassen" zu Kriegszwecken verwendet. Dieselben waren jedoch schwerfälliger, hatten drei Masten, größere Takellage und wurden vorzugsweise mittelst Segel, im Gefecht aber durch Riemen und Menschenkraft fortbewegt. Die Riemen waren jedoch länger als die der Kriegsgaleeren und zur Bedienung jedes einzelnen acht Mann erforderlich.

Haben wir uns bis dahin nur mit den am Gestade des Mittelmeeres, des griechischen Archipel, der Adria und den am Pontus Euxinus wohnenden Völkern beschäftigt und deren maritimes Treiben in's Auge gefaßt, so dürfen wir nicht vergessen, daß mittlerweile auch die, die Küsten der nordischen Meere bewohnenden Völkerschaften auf dem Gebiete des Seewesens nicht unthätig geblieben, demselben vielmehr ein neuer Impuls von dort aus gegeben werden sollte, dem es größtentheils seine jetzige Vollkommenheit verdankt. Wir sehen im Norden Europa's zunächst die Sachsen und später die Normannen als seefahrende Völker auftreten, die die nordischen Meere Jahrhunderte lang beherrschen und waren es namentlich die letzteren, welche ihre Raubzüge sogar bis tief ins Land ausdehnten. 845 n. Chr. drangen sie z. B. mit sechshundert Schiffen in die Elbe ein und zerstörten Hamburg, gingen den Rhein hinauf bis Coblenz und die Seine bis Paris. Waren, nach den uns überkommenen Nachrichten, ihre Fahrzeuge (große Boote aus Weidengeflecht mit Thierhäuten überzogen, mit einem Mast und Segel, letzteres ebenfalls aus Thierhäuten) auch nur von mangelhafter Beschaffenheit, so ist dennoch ihre Kühnheit zu bewundern, mit der sie mit so unvollkommenen Werkzeugen dem stürmischen Meere Trotz boten.

Digitized by Google

Geschah, nach unsern bisherigen geschichtlichen Darstellungen des Seewesens im Mittelmeere, die Fortbewegung der Kriegsschiffe durch Menschenkraft als die natürlichste, so war dies nur zu einer Zeit möglich, wo die Menschenkraft eben billig zu erlangen, wo man Tausende von Menschen als Sklaven bei mangelhafter Kost und schlechtem Unterkommen zu dieser harten Arbeit zwingen konnte, und zwar in Gewässern, wo, wie im Mittelmeere, den größten Theil des Jahres die Sonne freundlich lächelt und die Oberfläche des Meeres nicht allzuhäufig von der Glätte einer Spiegelfläche abweicht. In den nordischen Gewässern hatte man dagegen mit andern Faktoren, sowohl bezüglich der Bauart als der Fortbewegung der Schiffe zu rechnen. Die Gefahren des Oceans sind bedeutender wie im Mittelmeere, dagegen die Küsten weniger geeignet, dem Hülfesuchenden Schutz zu gewähren, Häfen und Schlupfwinkel nur spärlich vorhanden. Ebbe und Fluth verlangt, wenn die Schiffe auf Grund geriethen und längere Zeit auf ungeebnetem Boden bleiben mußten und dadurch nicht Schaden nehmen sollten, stärkere Bauart, festere Verbände derselben. Die hochgehenden Wogen machten Schiffe mit drei und fünf Ruderreihen, wie die Trieren und Penteren der Griechen und Römer, bei stürmischer See unverwendbar, und so war man genöthigt, auch bei den Schlachtschiffen in diesen Gewässern auf die Fortbewegung derselben durch Segel, selbst im Gefecht, Bedacht zu nehmen. Da aber die Küsten des Oceans, den Traditionen nach, von barbarischen Völkern bewohnt wurden, zur Herstellung entsprechender Takellagen und Segel eine höhere Intelligenz aber nöthig war, als bei den dortigen Völkern zu erwarten stand, so entwickelte sich die Segelschifffahrt nur langsam, und so sehen wir, daß die Fortbewegung der Schiffe durch eine Reihe Riemen auf festen Docks auch im Norden noch lange bis in das Mittelalter eine Rolle spielte. Wir möchten daher kurz die Periode von 500 v. Chr. bis 1500 n. Chr. als die Zeit bezeichnen, wo das Schiff im Wesentlichen durch Menschenkraft bewegt wurde und diese besonders der Motor für das Gefecht war, also die Zeit der Ruderschiffe. Allerdings kann das Jahr 1500 n. Chr. nicht als eine scharfe Grenze hiefür hingestellt werden, denn schon vorher waren für die Kriegführung auf dem Ocean Segelschiffe im Gebrauch, andererseits war noch nachher im Mittelmeer das Ruderschiff maßgebendes Kriegsschiff, doch ist das Jahr 1500 außer der Zeit der Entdeckung Amerika's, die der allgemeinen Einführung der Geschütze zur Bewaffnung der Schiffe und des Ueberganges von der Bewaffnung des Bugs zu der Breitseite, resp. der Ruderkriegsschiffe zu den Segelkriegsschiffen.

Die Sachsen thaten nach Besitznahme von England sehr lange Zeit hindurch gar nichts für die Ausbildung des Seewesens, bis König Alfred (v. 850—901 n. Chr.) sich, zur Abwehr der fortwährenden Raubzüge der Dänen nach England, genöthigt sah, eine Zahl großer Galeeren zu erbauen, so daß er wohl als der Gründer der ersten englischen Flotte anzusehen ist.

Sein Sohn Edgar, der Große genannt, welcher im zarten Alter den Thron bestieg, trat in die Fußstapfen seines Vaters und förderte den Ausbau und die Fortentwicklung der Flotte, so daß nach Angabe einiger Chronisten dieselbe aus 4000—4800, nach andern etwa aus 3600 Schiffen bestanden haben soll; der Wahrheit am nächsten, dürfte die von einigen Autoren angegebene Zahl von 1000 Schiffen, wohl gewesen sein. Die Flotte war in drei Geschwader getheilt und zwar für die Ost-, West- und Nordküste je eines.

Digitized by Google

993 v. Chr. fiel Unlaff, ein berüchtigter Seeräuber, in England ein und ging mit 93 Schiffen die Themse bis Staines hinauf; bis 1013 n. Chr. wurde England überhaupt unausgesetzt von Seeräubern und Barbaren gebrandschatzt, weil Ethelried sein König zu schwach war und 40 Jahre nach dem Ableben Edgars war die stolze Flotte wieder so vernachlässigt, daß sie das Land nicht mehr zu schützen vermochte.

Der nächste Zeitpunkt, aus dem wir Genaueres über das nordische Seewesen wissen, ist das elfte Jahrhundert. Nach den uns bekannten Zeichnungen von den Schiffen Wilhelms des Eroberers, welche die Normannen nach England führten, waren diese Schiffe im Vergleich zu denen der Griechen, Karthager und Römer, sehr kurz, die Takelage mangelhaft, und wenn auch keine Einrichtungen zum Gebrauch der Riemen darauf angegeben sind, so müssen die Fahrzeuge wegen ihrer unvollkommenen Segeleinrichtungen doch solche gehabt haben. Ihre Bauart unterscheidet sich besonders vortheilhaft durch eine bessere und vortheilhaftere Gestaltung des Bugs und Hecks und tritt an Stelle der im Alterthum gebräuchlichen zwei „Steuerriemen", das in der Weise wie heute bei allen Schiffen befestigte „Steuerruder" d. h. die vordere Seite desselben (das Ruderherz) ist an dem unter Wasser steil und in gerader Linie aufsteigenden Hintersteven drehbar angehakt, und sein oberes Ende führt durch eine Oeffnung im Hintertheil des Schiffes innenbords, wo es durch die sogenannte Ruderpinne manövrirt wird.

Nachdem wir oben bereits die Fortbewegung der Kriegsschiffe durch Segel ins Auge gefaßt haben, wollen wir, ehe wir auf die Kriegsführung der nordischen Völker weiter eingehen, noch die Kämpfe Caesars mit den Venetern erwähnen, und bei Betrachtung der Taktik der Segelschiffe nochmals auf das Alterthum zurückgreifen. Als Caesar Gallien eroberte, traten ihm die Veneter in der Nähe des heutigen Brest entgegen. Sie besaßen ziemlich große und starke Schiffe aus Eichenholz, den Verhältnissen des Oceans, sowie dem Manövriren bei Ebbe und Fluth entsprechend gebaut, und zwar so stark, daß der Sporn ihnen nichts anhaben konnte. Die Schiffe waren ausschließlich auf die Segel angewiesen, hatten nur wenig Riemen zur event. Nachhülfe an Bord. Sie führten schon Ketten statt der Taue für den Gebrauch der Anker; ihre Segel waren aus Häuten oder weichem Leder hergestellt, im Uebrigen hochbordig mit erhöhtem Vor- und Hintertheil.

Der Schwerpunkt der Macht dieses streitbaren Volkes lag unfehlbar auf dem Meere, und beschloß Caesar dieselben auch dort anzugreifen. Zwar besaß er keine Flotte, allein er stellte eine solche schnell an der Mündung der Loire her und ließ dazu die Schiffbauer aus Italien kommen; hob Leute zur Besatzung aus dem untern Gallien aus, übte dieselben ein und ernannte einen jüngeren Officier, Decimus Brutus, zum Befehlshaber dieser Marinemannschaften.

Als die Flotte bereit war ließ Caesar die Veneter von Land und See zugleich angreifen. Die Schiffe Cäsars waren Ruderschiffe wie sie im Mittelmeere seiner Zeit Verwendung fanden, leicht gebaut und durch ihre große Zahl Ruderer ungleich beweglicher und manövrirfähiger als die der Veneter; andererseits aber standen sie den Schiffen des Gegners insofern nach, als sie ihre Waffen nicht voll verwerthen konnten. Der Sporn blieb gegen die starken Schiffe der Veneter ohne Wirkung, während ihnen das Entern resp. der Kampf Mann gegen Mann durch die hohen

Digitized by Google

Vorder- und Hintertheile der feindlichen Schiffe, von wo aus die Veneter die Decks der römischen Schiffe bestreichen konnten, ohne daß die auf den Decks der letzteren befindlichen Thürme eine nennenswerthe Gegenwirkung ausübten, außerordentlich erschwert wurde.

Die Zahl der venetischen Schiffe betrug zweihundertundzwanzig, die der Römer ist zwar nicht angegeben, jedoch ist wohl anzunehmen, daß sie größer als die der Gegner gewesen sei. Ueber die Gefechtsformation haben wir keine nähere Angaben gefunden, glauben jedoch annehmen zu dürfen, daß die der Römer die gewöhnliche Linienaufstellung event. sichelförmig gewesen ist. Beim Beginn der Schlacht war die See glatt, der Wind leicht und wurde es während des Gefechts ganz windstill, ein Umstand, der für die Römer insofern von außerordentlichem Vortheil war, als die größere Schnelligkeit ihrer Schiffe hier voll zur Geltung kam. Die Römer fuhren beim Angriff zwischen den Venetern durch, zerschnitten im Vorbeigehen mittelst Sicheln, die auf lange Stangen gesteckt und mit Leinen versehen waren, theils die Segel selbst, theils die Fallen und Schoten ꝛc. derselben, so daß die Segel unbrauchbar wurden oder herunterfielen, die Schiffe des Feindes dadurch die Fahrt verloren und bewegungslos dalagen. Sobald ein solches Manöver aber gelungen war, stürzten sich die römischen Schiffe zu zweien und dreien auf den Feind, so daß die Veneter im Kampf Mann gegen Mann resp. im Enterkampf den besser bewaffneten und an Zahl stärkeren und gewandteren Römern unterlagen. Der den ganzen Tag dauernde Kampf endete mit der gänzlichen Niederlage und dem völligen Verlust der Flotte seitens der Veneter, die hierdurch entmuthigt sich unterwarfen. (Cäsar de bello Gallico III 13).

Im ersten Gefecht, wo Ruderschiffe gegen Segelschiffe in Action kamen, sehen wir, daß der Angriff der Römer in erster Reihe nicht sowohl gegen die feindlichen Krieger, als gegen den Motor der Schiffe gerichtet war, und ist der für sie günstige Ausgang der Schlacht unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen zum großen Theil der von Decimus Brutus erfundenen resp. angewandten Sichel zuzuschreiben. Anders wäre aber jedenfalls der Ausgang der Schlacht gewesen, wenn der Wind, statt ganz aufzuhören, aufgefrischt und das Meer unruhiger geworden wäre, denn dann dürften die als seegewohnt geschilderten Veneter bei nur einigermaßen geschickter Führung ihrer Schiffe den größten Theil der römischen übergerannt haben, so daß auch keine Seele davongekommen wäre, um so mehr als sie die genaue Kenntniß der Gewässer des Gefechtsfeldes für sich hatten, während bei der Windstille der römische Befehlshaber zunächst darauf bedacht war, den Gegner zu isoliren und bewegungslos zu machen und ihn dann mit Uebermacht anzugreifen und zu besiegen.

In den größeren Actionen zwischen Segelschiffen finden wir übrigens auch später das Bestreben vorherrschend, die Beweglichkeit des Gegners durch Zerschießen und Zerstören seiner Masten und Takelage unter Verwendung von Ketten und Paßkugeln ꝛc. zuhemmen und dann zum Entern zu schreiten und ist ein solches Bestreben zum größten Theil für die Taktik der Segelschiffe überhaupt bezeichnend.

Wenden wir uns jedoch zunächst wieder zu den Küsten Englands, welches wir in Folge der Vernachlässigung des größten Stützpunktes und der sichersten Vertheidigung des Landes, nämlich der Oberherrschaft zur See, den räuberischen Ein-

Digitized by Google

fällen und der Plünderung Preis gegeben sahen. Im Jahre 1041 gelangte Eduard auf den Thron Englands und scheint derselbe den Schwerpunkt der Vertheidigung seiner Küsten im Schaffen einer starken Flotte insofern dargethan zu haben, als unter ihm die Einrichtung und Organisation der fünf Häfen, (Dover, Sandwich, Hithe, Rumney und Hastings) an der Südküste zur Unterhaltung einer beständigen Unterstützung von Schiffen und Mannschaften, welche England namentlich gegen eine Invasion schützen sollten, ins Leben gerufen wurde. Ueber die Dimensionen der Schiffe erhält man insofern einigen Aufschluß, als die größeren derselben neun Offiziere und etwa dreihundert Mann Besatzung gehabt haben sollen. Nach den uns vorliegenden Zeichnungen waren dieselben jedoch nichts weniger als vollkommen, vielmehr ließ die Schiffbautechnik noch manches zu wünschen übrig.

Auf Eduard folgte im Jahre 1066 n. Chr. Harold, der Sohn Earl Godwins. Wilhelm, Herzog der Normandie, erklärte sich selbst für einen Mitbewerber um den Thron, und um Harold soviel als möglich zu schwächen, wiegelte er Tosti, seinen eigenen Bruder, gegen ihn auf; dieser mit Harfargar, König von Norwegen, vereinigt, griff England mit dreihundert Schiffen an. Harold schlug die vereinigten Streitkräfte Harfargar's und Tosti's zu Lande am 25. September 1066 und wurde auch die unter Olaf, Harfargar's Sohn, den Engländern entgegengesandte Flotte von letzteren so total geschlagen, daß Olaf froh war, seine Sicherheit, unter Zurücklassung einer ungeheuren Beute, mit der Flucht von nur wenig Schiffen nach Norwegen, erkaufen zu können. Doch sollte Harold die Früchte seines Sieges nicht genießen, denn am 28. September desselben Jahres landete Wilhelm, Herzog der Normandie (William the Conqueror) zu Pevensey in Sussex mit einer bedeutenden Armee. Der normännische Eroberer, der wohl wußte, daß seine Flotte der Harold's keinen Widerstand leisten konnte, verbrannte sie, nachdem er seine Truppen ausgeschifft und verschanzt hatte. Die blutige Schlacht bei Hastings am 14. October entschied zu Gunsten Wilhelms, und wenn auch die Söhne Harold's so glücklich waren, sich zu retten und die Flotte fortzuführen, so sah England doch eine neue Herrscherfamilie auf den Thron gesetzt.

Henry II., von 1155—1190 n. Chr., war ein tapferer und weiser Fürst, und beweisen seine mancherlei nautischen Vorkehrungen, die er schon zu Anfang seiner Regierung traf, daß er ein richtiges Verständniß für die Nothwendigkeit einer Flotte zur Vertheidigung seines Reiches gehabt hat. Zwar war von den Fürsten Europas nicht zu besorgen, daß sie ihr Augenmerk auf kriegerische Eventualitäten gegen England richten würden, da ihr Bestreben zunächst auf die Wiedergewinnung des heiligen Landes von den Ungläubigen gerichtet war, jedoch glaubte er sich in dem Ausbau der Flotte nicht beirren lassen zu dürfen und unterhielt neben einem starken Heere auch eine Flotte von vierhundert Schiffen, mit welchen Streitkräften er im geeigneten Moment nach Irland übersetzte, in das Königreich eindrang, dasselbe eroberte, und gelang es ihm, mit seiner stets bereiten Armee und Flotte jene Insel der Botmäßigkeit Englands zu erhalten.

Richard I. „Löwenherz", der Nachfolger Heinrichs, betheiligte sich sehr früh und ernstlich an den heiligen Kriegen. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung sammelte er eine große Armee und rüstete eine Flotte von hundert und fünfzig Kriegsschiffen, fünfzig Galeeren und außerdem noch acht oder neun Schiffen von

Digitized by Google

außerordentlicher Größe, aus, eine Macht, welche alle übertraf, die die anderen Fürsten zusammen hatten und die von dem Muthe Richards belebt und von seinem Scharfsinn und seiner Thatkraft unterstützt, nicht allein die Strapazen der Reise überwand, sondern auch die wahre Quelle jener Achtung wurde, welche der britischen Flotte seitdem stets gezollt worden ist.

Die von ihm bezüglich der Erhaltung der Mannszucht erlassenen Bestimmungen waren zwar hart, aber zeitgemäß, so daß besonders die Strafbestimmungen noch Jahrhunderte nach seiner Zeit im Gebrauch blieben. Zum Beispiel ein Mann, welcher einen anderen an Bord getödtet hatte, wurde an den Leichnam gebunden und ins Meer geworfen. Der Gebrauch des Messers oder sonstiger Waffen, um einen andern zu tödten oder ihn zu verwunden, wurde durch Abschneiden der Hand des Beleidigers bestraft, und wenn kein Blut floß, wurde er drei Mal in die See getaucht. Schimpf- oder Schmähworte, Schelten oder Fluchen wurde durch ein Reugeld von einer Unze Silber für jede Beleidigung bestraft. Einem Diebe wurde der Kopf kahl geschoren und ihm heißes Pech darauf gegossen, während gleichzeitig Federn oder Daunen in dasselbe hineingesteckt wurden, der so mit Schimpf beladene Dieb wurde dann am ersten Landungsplatze ausgesetzt ꝛc.

Richard landete am 20. September 1190 in Messina und zwang den König von Sicilien, vier große Galeeren und fünfzehn kleinere für den Kreuzzug auszurüsten. Im April 1191 n. Chr. eroberte Richard die Insel Cypern und hatte er durch diese glückliche Kriegszüge seine Flotte auf zweihundertfünfzig Schiffe verstärkt. Auf seiner Fahrt von Cypern nach Acre, im Monat Juni, begegnete er einem Saracenenschiffe von so gewaltiger Größe, daß es einem schwimmenden Schlosse glich. Dieses riesige Fahrzeug war nach Acre bestimmt und hatte 1500 Soldaten zur Unterstützung der Garnison an Bord. Seine Größe oder die augenscheinliche Unmöglichkeit, es zu erobern, vermochten jedoch den kühnen Muth Richard's durchaus nicht zu verringern; er beschloß, Alles daran zu setzen, um auf dasselbe einen Angriff zu machen. Es gelang ihm, den Koloß zu entern und zu nehmen, und da Schiffe seiner eigenen Flotte nicht geeignet waren, viele Gefangene aufzunehmen, so sah er sich gezwungen, 1300 Mann über die Planke laufen zu lassen, während er Personen von Bedeutung mit sich hinwegführte.

Die Wichtigkeit Acres anerkennend, wurde dasselbe von der Seeseite von den Engländern blockirt. Zum Ersatz des Ortes schickte Saladin den Engländern eine mächtige Flotte entgegen; allein die Engländer warfen sich mit solchem Muth und Entschlossenheit auf dieselbe, daß der Sieg schnell entschieden war und sie den größten Theil der feindlichen Schiffe wegnahmen, indem sie eine Menge Munition, Waffen und Enterhaken und unter andern auch eine große Anzahl von Gefäßen mit einem unlöschbaren, brennbaren Stoffe angefüllt (griechisches Feuer) erbeuteten. Der Angriff der Engländer auf die Ungläubigen war so unerwartet und so heftig, daß die letzten keine Zeit hatten, von dem Zerstörungsmittel gegen die englischen Schiffe Gebrauch zu machen.

Im Juli gab Saladin Acre auf und überlieferte es seinem großen Gegner Richard, der dann zum General en chef aller christlichen Heere in Asien ernannt wurde.

Ueber die von Richard gegen die Saracenen gelieferten Seeschlachten und Gefechte sind uns jedoch keine Details überliefert worden und haben wir hier der-

Digitized by Google

selben nur Erwähnung gethan, um nachzuweisen, daß der neueste Impuls zur Verbesserung des Seewesens nunmehr von den nordischen Völkern nach dem Mittelmeere übertragen worden ist. Am Ende des zwölften Jahrhunderts erhielt die Schifffahrt durch den allgemein werdenden Gebrauch der Magnetnadel einen andern mächtigen Aufschwung, obgleich erst das Jahr 1302 n. Chr. wohl als das für Aufhängung der Nadel auf eine Pinne und Verbindung derselben mit der Windrose angenommen werden darf.

Griechische Heroengräber.

Von
Arthur Milchhöfer.
Athen.

Wenige von den reichen Entdeckungen, welche in neuer Zeit unsere Kunde vom griechischen Alterthum vermehren halfen, konnten so bestimmt mit dem Anspruch auftreten, die gespannte Theilnahme der gebildeten Welt zu erregen, als die Gräberfunde, welche Schliemann im Burgringe der Atridenstadt Mykene ans Licht zog. Gleich dem Nibelungenhort galten uns die Schätze des „goldreichen Mykene" sammt ihrem Zeitalter als versunken und märchenhaft erschien ihre Auferstehung. So weit der Name Homers dringt, fand auch die Nachricht von den wiedergefundenen Kleinodien seiner Fürsten eine wohlbereitete Stätte. Auch ohne die Sagen vom Glück und Leid des Pelopidenhauses für historische Wahrheit zu nehmen, durfte man doch hoffen, daß aus so reichgeziertem Geschmeide und Geräth ein Stück homerischer Welt zurückstrahlen werde, in die sich Jeder wol einmal gern hineingedacht hat.

Poetisch gestaltete Erwartungen werden selten ganz befriedigt. Als man den Inhalt der in den Burgfelsen gesenkten Gräber endlich übersah, zeigte sich neben wenig greifbarem Stoff ein Ueberwuchern ornamentaler und phantastischer Formen, die bei aller Mannigfaltigkeit doch wieder einförmig werden. Die Darstellungen von Menschen und Thieren erschienen stumpf und von barbarischem Gepräge. Noch „barbarischer" die Ausstattung der Todten mit Goldblechen, die zu Bändern, Masken, Platten, Gefäßen und anderm Geräth vertrieben waren. Selbst das Prunken mit kostbarem Material bei unsolider Technik schien auf Rechnung desselben ungriechischen Geschmackes zu kommen. Während somit das entgegenkommende Interesse wenig Nahrung fand, wurden andrerseits widersprechende Urtheile über Alter und Ursprung der Gräber laut; auch nachdem dieselben ziemlich übereinstimmend einer vorhomerischen Epoche zugewiesen worden sind, behielt ihre Gesammterscheinung auf griechischem Boden immer noch den Charakter eines wissenschaftlichen Curiosums, welches reizt aber nicht befriedigt. So regt sich immer von Neuem der Wunsch, mit diesen Funden nach ihrer culturgeschichtlichen und künstlerischen Erscheinung vertrauter zu werden.

Wenn ich heute auf eine freundliche Aufforderung hin diese Gesichtspunkte weiter zu verfolgen unternehme, so ermuthigte mich besonders der glückliche Umstand, daß wir gegenwärtig, kaum drei Jahre nach den ersten Funden, durch

Digitized by Google

wichtigen Zuwachs neuen Materials bereichert, auf weit breiterer Basis fortzuschreiten im Stande sind.

Eine Entdeckung kommt selten allein. Eröffneten die Schliemann'schen Funde blitzartig einen Einblick in entfernte Zeiten, deren nach Jahrtausenden zählendes Alter man sich zuerst unwillkürlich scheute mit Namen auszusprechen, — heute treten wir an der Hand von gleichartigen Thatsachen, deren Ruf freilich nicht in so weite Kreise gedrungen ist, bereits einer geschlossenen Culturerscheinung, nicht mehr einem einzelnen Phänomen gegenüber.

Dieser Umstand ist schon an sich für die Beurtheilung des Gesammtinhalts der Gräber von entscheidender Bedeutung. Um die leitenden Spuren in ihrem ganzen Zusammenhange zu würdigen, müssen wir noch einmal auf Mykene zurückkommen. Hier kann bereits mit Zuhülfenahme aller topographischen und technischen Beobachtungen der Versuch gemacht werden, eine relative Entwickelungsreihe der verschiedenen Anlagen herzustellen; als Bestätigung mag uns denn der scheinbar so starre und einförmige künstlerische Stil dienen, wenn sich derselbe in der That nach den gleichen Perioden gliedert.

Die ältesten Gräber (Schliemann's Entdeckungen) lagen ursprünglich hart außerhalb der Burgmauer an abschüssiger Stelle, wie bereits Adler für mich überzeugend nachgewiesen hat. Ich erinnere daran, daß es fünf rechteckige, z. Th. in den Fels getriebene Schachte sind, die je drei, in zwei Fällen eine und fünf Leichen enthielten. Ein sechstes Grab wurde nachträglich von der griechischen archäologischen Gesellschaft aufgedeckt, ist aber nicht identisch mit dem Goldschatze, der sich in Schliemann's Werk unter dieser Ziffer beschrieben findet.

Die Seitenwände waren unten mit einer niedrigen Mauer aus geschichteten Steinen eingefaßt; zwischen einer Unterlage und einer Decke von Kieselsteinen lagen die Todten, zum Theil von goldner Streu und mannigfaltigen Schmucksachen umgeben, zu den Seiten meist Waffen und kostbare Utensilien aus Gold, Silber und Alabaster, auch Thongefäße und in den Ecken große Kupferkessel nebst anderem Geräth. Unleugbare Spuren führen darauf, daß noch innerhalb der Gräber eine theilweise Einwirkung von Feuer stattgefunden hat. Da sich indessen die Körper nicht zerstört fanden, so wüßte ich dieselbe nur damit zu erklären, daß es sich um Vernichtung der besonders schnell verweslichen und Verwesung befördernden Stoffe handelte.

Die Grabstätte war vermittelst einer bogenartig am Abhang vorgelegten Stützmauer in ein Plateau verwandelt. Theils auf ihr, theils auf dem gewachsenen Felsen, wo er ausreichte, ruhte der doppelte Kreis aufrecht stehender Muschelkalkplatten, die durch ähnliche horizontal aufgelegte Platten verbunden waren und sich nach Norden zu einer Art Eingang öffneten. Die Beziehung dieses Steinkreises zu den Gräbern selbst steht außer Zweifel, doch könnte er etwas jünger sein, da er die Ecke des einen Grabes wenigstens überschneidet. Seine schwächliche Construction, der Eingang und mit Relief verzierte Grabsteine über den Gräbern verbieten die Annahme, daß er einem gewölbten Erdhügel als Stütze gedient habe, wie man nach Analogien vermuthen konnte. Dagegen ist es mir sehr wahrscheinlich, daß dieser Peribolos mehr als jene sechs Gräber umschloß und zwar nicht bloß, weil er etwa den doppelten Flächenraum einhegte. Die drei bis sechs Meter hohe Erdmasse, welche

Digitized by Google

über den eigentlichen Mündungen der Gräber lagerte, barg eine Menge von mehr oder minder erhaltenem Thongeräth, Figürchen von Menschen und Thieren, Goldblättchen und Gegenständen aus Bronze, glasirter Masse, Knochen und Elfenbein. All diese Objecte gehören trotz unverkennbarer Verwandtschaft mit dem Inhalt der sechs Gräber zu einer etwas vorgeschrittneren Entwickelungsstufe und schließen sich auf's Engste denjenigen Gräberfunden an, welche wir im Verlauf erwähnen werden. Ich stehe nicht an, in diesen Resten die disjecta membra anderer, wenn auch ärmerer und größtentheils jüngerer Gräber zu sehen, die daneben oder in höheren Schichten lagerten, wie es auch sonst beobachtet wird. Ihr Inhalt wird aufgewühlt und zerstreut worden sein; sind die Plünderer doch sogar bis zur mittleren Leiche eines der Schliemann'schen Gräber vorgedrungen. Wir begnügen uns hier darauf hinzuweisen, daß die Mehrzahl jener Fundobjecte, besonders die Thonfigürchen, die Goldblättchen und glasirten Körperchen nur als Todtenapparat dienen konnten und auch anderweitig nur dafür nachweisbar sind. Endlich fehlt es auch nicht an Ueberresten menschlicher Körper, wie ich mich selber während der Ausgrabungen überzeugen konnte und wie deren das Schliemann'sche Werk ausdrücklich erwähnt.

Eine Umwandlung erfuhr diese Stätte ferner, als sie durch den Erweiterungsbau der cyclopischen Ringmauer und des Löwenthors in die Burg hineingezogen wurde. Welcher Zeitraum mag diese beiden Anlagen trennen! Die letztere kann nur einen fortificatorischen Zweck gehabt haben und achtete des Friedhofes und seiner Einhegung schwerlich mehr, denn Platten des Steinringes fanden sich zwischen dem vorerwähnten halbkreisförmigen Unterbau und der nah vorüberziehenden neuen Burgmauer in großer Tiefe vor, da wo beide auf dem Felsen wurzeln. Es scheint dabei eine Planirung und Höherlegung des ganzen Terrains erfolgt zu sein, welche zugleich die relativ gute Erhaltung des Plattenringes bei so schwächlicher Construction erklären würde.

Zwischen den Schliemann'schen Gräbern und der Kunst des Löwenthors liegen zeitlich die Gräber der Unterstadt, jene gewaltigen, von außen nur als Hügel sichtbaren bienenkorbartigen Steingemächer mit ihren horizontalen mit ungeheuern Decksteinen belasteten Eingangsthoren. Letztere sind der alleinige Ueberrest von drei verhältnißmäßig kleineren. Einzig in seiner Erhaltung ist das größte derselben, neuerdings von allem Schutt des Innern befreit, das sogenannte Grab des Agamemnon. *) Wohl jeder Besucher trat noch dem Ueberwältigenden seiner Erscheinung unvorbeitet gegenüber. In ihm hat sich die Aera, welcher diese Bauten entspringen, ähnlich wie in den Pyramiden von Gizeh am monumentalsten verkörpert; es repräsentirt den Höhepunkt dynastischer Machtentfaltung. Unzweifelhaft sind die größten dieser Gräber von Königen erbaut, aber daß Könige nicht von Uranfang in Mykene geherrscht haben, scheinen mir die älteren Grabstätten des Burgringes zu erweisen. Zwar an bevorzugter Stelle gelegen, aber doch nur ungleich ausgestattet (man bedenke zudem, daß sich die Schätze auf etwa 18 Leichen vertheilen),

*) Eine Zeitungsnachricht aus den fünfziger Jahren meldet von der Eröffnung dieses Grabes durch Veli Pascha und dem Funde mit Gold bekleideter Leichen. Sie trifft, einzelne Ausschmückungen abgerechnet, doch zu auffallend mit den Vorstellungen zusammen, die wir uns heut von dem einstigen Inhalt bilden müssen, um auf baarer Erfindung beruhen zu können.

Digitized by Google

können diese Sammelgräber doch wol nur edlen Geschlechtern angehört haben, die sich in die Herrschaft des Landes theilten.

Auf die Ebene von Argos fällt das erste Zwielicht der historischen Sage, um mit Vorliebe zu verweilen. Es ist deshalb kein Zufall, wenn wir gerade hier an cyclopischen Mauern und ältesten Gräbern zahlreichere Zeugen einer frühesten machtentwickelnden Völkerexistenz finden, als anderswo. Außerhalb Mykene sind bis heute bereits mehrere Stätten aufgetaucht, welche eine analoge Cultur als Gemeingut der ganzen Landschaft darthun.

Am Ostrande der Ebene, nahe der Doppelterrasse des älteren und jüngeren Heiligthums der Hera (daher Grab beim „Heraion" genannt) wurde von der griechischen archäologischen Gesellschaft aus völliger Verschüttung ein Kuppelgrab von bedeutendem Umfange befreit. Ein Theil der oberen Steinringe war eingesunken. Nicht geglättete Quadern, wie in Mykene, sondern wenig behauener Bruchstein bildete das Gewölbe. Auch der imposante Eingang war nie, wie am „Grabe des Agamemnon" mit farbigen Steinarten geschmückt. Leider zeigte sich das Innere ausgeräumt; die Funde trugen nur den Charakter einer Nachlese, doch stehen die Gefäßfragmente, Glasblättchen und Glasflußornamente mit denen der zweiten Periode, die wir unten näher kennzeichnen werden, völlig auf gleicher Stufe.

Am Berge Palamidi, der die malerische Seestadt der Ebene, Nauplia, überragt, fanden sich weiter grottenartig in den Fels gearbeitete Gräber der gleichen Gattung, ihrem Inhalt nach einfacher, um nicht zu sagen dürftig. Die Stelle ist noch nicht völlig ausgebeutet, da sich die Verhandlungen mit den Besitzern des angrenzenden Terrains zerschlagen haben. Vor allem lernen wir die Thonfigürchen, — die Heraidole Schliemann's — hier mit Sicherheit als Gräberwaare kennen.

Wir gelangen zur Halbinsel von Attika. Hier haben sich in den letzten Jahren gleichfalls zwei Stätten aufgethan, die nächst den Gräbern von Mykene für unsern Zweck inhaltlich bei weitem am wichtigsten geworden sind: die Grabanlagen von Spata und von Menidi. Die beiden Gräber von Spata, einem Dorfe der östlich vom Hymettos gelegenen Binnenebene, führen zwar gleich denen am Palamidi in den Abhang des früheren Burghügels hinein, zeigen aber in der angedeuteten Architektur deutliche Rückerinnerungen an den Kuppelbau. Auch dieser Ort würde sich bei näherer Untersuchung noch ergiebiger zeigen. Ueber die Art der Bestattung auf dem ebenen Boden der Grabkammern ließ sich bei dem Zustand der Gräber nichts sicheres ausmachen. Auch über die zerstreut aufgelesenen Funde kann ich mich hier kurz fassen, da ich von all diesen Thatsachen zunächst nur um ihrer topographischen Verbreitung willen Akt nehme. Ihr ornamentaler Charakter weist eine bei der Entfernung ganz erstaunliche Aehnlichkeit mit dem Inhalt der argivischen Gräber zweiter Periode auf. Lediglich in der Verwerthung des Materials zeigt sich ein gewisser Unterschied. Die Mannigfaltigkeit in der Gefäßtechnik und die Bevorzugung des Goldes tritt hier hinter der Plastik in Elfenbein und Glasfuß bedeutend zurück; besonders die Elfenbeinschnitzerei liefert hier wie in Menidi mit ihren Sphinxen, Löwen, Stieren und anderen Thierdarstellungen überaus werthvolle Proben, — ein Fortschritt, der bei dem constanten Charakter dieser ganzen Culturperiode um so beachtenswerther erscheint.

Digitized by Google

Die jüngste Bereicherung bildet das Grab von Menidi, in der Nähe des alten Acharnae am Fuße des Parnes gelegen. Es wurde im letzten Sommer vom deutschen archäologischen Institute zu Athen geöffnet. Ueber dem wohlerhaltenen Kuppelgewölbe und dem schwerbelasteten Eingang erhebt sich ein mäßiger Erdhügel. Wie viele dieser in Griechenland noch so zahlreich unerforschten „Tumuli" mögen gleichzeitige Gräber bergen! In der Construction steht diese Anlage der des Heraiongrabes am nächsten, dem Inhalte nach den Funden aus Spata.

Auf diese Grundlage hin können wir heute bereits zuversichtlich auch diejenigen noch unerforschten Monumente Griechenlands in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, welche blos durch die architektonische Form des Rundbaus ihre Zugehörigkeit bezeugen.

Zu Orchomenos in Böotien, dem alten Sitze der Minyer, sind die Reste eines gleich dem mykenischen mächtigen ja noch colossaleren Baus aus grauem Localmarmor vorhanden, welchen schon Pausanias als ein Werk des Minyas bewunderte.

Dasselbe gilt von zwei Grabruinen, die süd-östlich von Sparta in nicht fernem Umkreise der alten Stadt Amyklae liegen. (Die sichere Voraussicht, daß auch diese Stätten eine ihrem Baustil entsprechende Ausbeute ergeben würden, scheint durch ein Vorzeichen gewährleistet zu werden, welches die nicht fern von Orchomenos gelegene Veste Daulis betrifft. Während der Abfassung dieses Aufsatzes kommt die zuverlässige Nachricht, daß auch hier kleine Gegenstände aus Glasfluß gefunden worden seien, die, wie Material und Ornament erweisen, ganz derselben Epoche angehören).

Nicht mit Sicherheit können wir diese Uebersicht durch ein Monument vermehren, welches sich inmitten der thessalischen Ebene auf der Burg von Pharsalus befindet: ein großer, wiederum durch zusammentretende Steinringe gewölbter Raum, der indeß unter dem Niveau des Bodens liegt und sehr wohl nur einen sehr großen Vorrathsbehälter darstellen kann. Immerhin fällt die Gleichheit der Anlage für den uralten Formenzusammenhang ins Gewicht, den die bevorzugten Länder der Sage auch heute noch in einzelnen Spuren nicht verleugnen. Die Zahl solcher und ähnlicher Bauwerke läßt sich aus den Andeutungen alter Schriftsteller noch einigermaßen erweitern. Freilich haben sie die ursprüngliche Bedeutung derselben fast ebensosehr verkannt, wie die meisten der Neuern. Erst Welcker und Mure haben mit Entschiedenheit für Gräber plaidirt. Nebenbei wurden sie als Wohnungen, Vorrathsräume, Hestia- und Heroentempel, sowie als Brunnenhäuser aufgeführt, besonders aber, wie bei Pausanias, als Schatzhäuser oder Thesauren. Unter dieser Bezeichnung lernen wir die Existenz anderer in Elis sowie in Hyria (Böotien) kennen; ihre Künstler, die Minyersöhne Trophonios und Agamedes sind die eigentlichen Meister dieses Stils. Ihr Werk war auch das „Rundgemach der Alkmene" zu Theben; an einen ähnlichen Bau knüpft die Sage vom ehernen Gefängniß der Danae zu Argos an.

Somit werden wir noch einmal auf die mythenreicheren Landschaften verwiesen. Es sind zugleich die Culturebenen Griechenlands, die meisten dem östlichen Meere zugewandt. Reichthum, überseeische Verbindungen und Machtentfaltung bedingen sich für jene Zeit gegenseitig. Die entwickeltsten Formen unserer Grab-

Digitized by Google

anlagen oder doch die kostbarsten finden sich regelmäßig im Bereich der „cyclopischen" Burgen, der Sitze von Herren eines frohnenden Volks. Nur Attika läßt im Einklang mit der Sage geebnetere Zustände erkennen. Die Grabsteine der Burggräber von Mykene stellen Wagenfahrt, Jagd und Kampf dar; ein reisiges, prunk- und waffenliebendes Geschlecht tritt uns auch aus dem Inhalt des niedergelegten Todtenapparats entgegen.

Erscheinungen wie diese dürfen in ihrer unumstößlichen Realität jedenfalls den berechtigten Anspruch erheben, als historische Oelle benutzt und mit unseren ferneren Urkunden in Verbindung gebracht zu werden. Dennoch wird man diesen Schritt nicht ohne Zögern thun. Betrachtungen über älteste Bevölkerungsverhältnisse Griechenlands sind heutzutage fast in Mißcredit gerathen. Der dehnbare Charakter schriftlicher Ueberlieferung bot bei der Buntheit des Stoffes eben den entgegengesetztesten Systemen Spielraum. Es ist somit gerechtfertigt, wenn wir die geschichtliche Sage für unsern Zweck nicht als Ausgangspunkt nahmen, sondern sie im besten Falle nachträglich als Bestätigung hervorzuziehen versuchen.

Prüfen wir die Landschaften, welche sich in ihren ältesten Culturresten so nahe verwandt erweisen, auf die Namen der Völker, mit denen die Sage jene Wohnsitze übereinstimmend ausstattet, so finden wir in Lakonien und speciell um Amyklae außer den Lelegern die Achäer und zugewanderte Minyer. Die Danaer in Argolis stellen nur einen Sondernamen der Achäer dar. Die Einwohner von Attika werden als Pelasger bezeichnet. Im reichen Orchomenos ist der Mittelpunkt der Minyersitze. Den gleichen Stämmen begegnen wir in Elis und in Thessalien wieder.

Minyer und Achäer zeigen sich unter den ältesten Volkstheilen, welche sich vom gemeinsamen Hintergrunde des Pelasgerthums loslösten, vielleicht in gegenseitiger Ergänzung vorzugsweise begabt für Erwerb, Landescultur und Staatenbildung. Sie führen damit nur eine Erbschaft jenes keineswegs mehr uncivilisirt rohen Urvolkes fort, das wir unter dem Namen der Pelasger als Gründer ältester Städtemauern und Canalbauten kennen lernen. Aber während sich die Fundkarte dieser vorgeschichtlichen Anlagen über ganz Hellas ja nach Klein-Asien und Italien verbreitet und uns damit auf einen weit höheren Zusammenhang hinweist, so scheinen in Griechenland doch nur die genannten Stämme das Gegebene in ihrer Weise fortentwickelt und zu einer für jene Epoche abschließenden Vollkommenheit gebracht zu haben. Eine Hauptbedingung dazu war sicherlich durch die Lage der betreffenden Wohnsitze gegeben. Es ist kein Zufall, daß unsere Uebersicht, wie bereits hervorgehoben, sämmtliche größeren und zwar dem Meere zugewandten Ebenen umfaßt. Daß diese Vortheile ausgenutzt wurden, beweisen die über das Meer hinausreichenden Stammsagen, die der Argonauten, der Perseïden und Pelopiden, beweist vor allen der sprüchwörtlich gewordene Reichthum der Städte Orchomenos und Mykene. Man hat im Hinblick auf das productenarme Griechenland diese Angaben der Sage als übertreibend bezeichnet. Heut dürfen wir, glaube ich, sogar ein Hauptgewicht darauf legen und mit Nachdruck fragen: Woher kam dieser Reichthum ins Land? Sicher nicht durch eigennützig fremde Zwischenhändler, wie die Phönizier, deren Einfluß nach Alter und Ausdehnung noch immer bedeutend überschätzt wird, sondern nur durch eigene Cultur und durch selbstständig angeknüpfte Verbindungen konnte jene Blüthe entstehen, welche die homerische Dichtung

Digitized by Google

gelegentlich, wie durch den Mund Telemachs auf seinem Besuch in Sparta, bewundernd preist. Oder will man an der äußern Form der pragmatischen Sage festhalten und annehmen, daß etwa ein auswandernder Königssohn wie Pelops, — sei es auch ein Trupp von abenteuernden Ansiedlern, — mit den Schätzen Asiens beladen nach Argolis gekommen sei, um Mykene zur „goldreichen Stadt" Homers zu machen? Widersprüche eine solche Bereicherung nicht allen, wenn ich so sagen darf, national-ökonomischen Grundsätzen? Widersprechen nicht der Theorie des griechischen „Passivhandels" vorhomerischer Zeit auch gelegentliche Andeutungen des Epos selbst, Namen handeltreibender Stämme, der Teleboer und Taphier, der halbmythischen Phäaken, der Thesproter, der minyschen Lemnier, der Tyrrhener und griechischen Kreter? Und doch, wie wenig vollständig ist dieses Bild, in dem nicht einmal die orchomenischen Minyer besonders hervortreten!

So gut sich nun die von der Sage dargebotenen Volksstämme unter dem einigenden Pelasgerbegriff als Träger der bezeichneten Cultur verwerthen ließen, dürfen wir doch auch über diejenigen Schwierigkeiten nicht hinweggehen, welche aus dem Bedenken entsprungen sind, unsere Gräber nebst ihrem Inhalt überhaupt als griechisch anzuerkennen. Diese Zweifel gründeten sich vorzugsweise auf den orientalischen Charakter aller Formen, denen nicht die geringste Spur griechischen Geistes beigemischt sei.

Für positive Erklärung schienen sich dann weiter Anzeichen von dem Eindringen fremder Bevölkerungstheile in Griechenland darbieten zu wollen.

Da nun überhaupt der Antheil, welchen auswärtige Einflüsse an den ältesten Zuständen Griechenlands hatten, bereits jede Art von Darstellung erfahren konnte, — von der Negirung jedweden ungriechischen Elements bis zur consequent durchgeführten Semitenhypothese, — so wird man es uns gern erlassen, diese Frage mit den alten Hilfsmitteln von Neuem aufzunehmen. Es kann hier unsere Aufgabe nur sein, zu ermitteln, welche Antwort die nähere Betrachtung des neuen Materials, wie es uns die ältesten Gräber erschlossen haben, hierauf gewährt.

Ehe wir uns indeß dazu wenden, Stil und Inhalt der Fundobjecte auf ihre Zusammensetzung hin zu prüfen, sind wir vielleicht bereits im Stande, das Gebiet der möglichen Fälle mit allgemeineren Gründen etwas einzuschränken.

Gegen die extremste Annahme eines reinen Semitismus der vorhomerischen Bevölkerung, welcher unsere Gräber angehören, also der Pelasger, spricht zunächst entschieden die Form der in ihnen vorgefundenen Schädel. Ich kann mich hier auf die Autorität Virchow's berufen, der dieselben bei seiner Anwesenheit zu Athen im vorigen Frühjahr untersuchte. Darnach würde es sich entschieden um eine arische Bevölkerung handeln, welche sich in ältester Zeit etwa gleich den heutigen Albanesen aus den nördlichen Bergländern vorgeschoben hätte.

Dasselbe Argument gilt beinahe in dem gleichen Umfang gegen die Einführung semitischer Bevölkerungstheile vom Meere her, wie der Phönicier, oder mindestens stark semitischer, wie der Karer, abgesehen davon, daß dieser Annahme auch positive Schwierigkeiten im Wege stehen. Um semitische Stämme direct zu Trägern einer die wichtigsten Ebenen des griechischen Festlandes durchdringenden Cultur zu machen, müßte doch erst nachgewiesen werden, daß sie auf allen diesen Punkten festen Fuß gefaßt haben. Dies wird schwerlich in dem Umfange gelingen, da wir die localen Spuren ihres Auftretens hinreichend genau verfolgen können.

Digitized by Google

Zeigen denn aber die ältesten Gräber Griechenlands in der That ein so einseitig orientalisches Gepräge?

Zunächst sicher kein einseitiges. Bei näherer Betrachtung treten uns in der künstlerischen Form der Gräber selbst sowie ihres Inhalts verschiedene Elemente entgegen, die sich keineswegs auf dieselbe Quelle zurückführen lassen. Eben dies macht die rechte Würdigung dieser Erzeugnisse so schwer, daß sie ihre Wurzeln in verschiedene Culturschichten treiben. Erst das Zusammentreffen mannigfacher Stilweisen bildete den „heroischen Urzopf" heraus, wie ihn Gottfried Semper so schlagend bezeichnet hat. Es wird genügen, aus dieser Mischkunst drei bestimmt gesonderte Richtungen hervortreten zu lassen; zunächst eine mehr internationale Kunstform, welche Völker auf einer gewissen früheren Culturstufe meist selbstständig zu produciren pflegen und die ihre Motive aus den ältesten Fertigkeiten der Flecht-, Webe- und Metalltechnik entnimmt; im Gegensatze dazu eine ungebunden naturalistische Strömung, welche am frühesten in der Decoration bemalter Thongefäße zur Herrschaft kam; endlich jenes exotische Element von Thiercompositionen und phantastischen Wesen, die wir im engeren Sinne als orientalisch zu bezeichnen pflegen.

Der Antheil, welchen zunächst der über die Individualität des einzelnen Volkes hinaus wirksame künstlerische Instinct an der decorativen Seite unserer Gräberfunde hat, bildet unverkennbar immer noch die Grundlage des ganzen Systems. Die Verschlingungen des Flechtwerkes und des Gespinnstes, die Säume, Nähte und Franzen einerseits, andrerseits die mannigfachen Windungen des Metalldrahtes, dessen werthvollste Eigenschaften der Spannkraft und Elasticität in der Spirale am besten zur Geltung kommen, während dem Metallblech seiner Natur zufolge die Nieten- und Nagelköpfe, die herausgetriebenen Buckel und Kreise eignen, diese Grundformen mit allen daraus abgeleiteten Motiven sind dem verzierten Beiwerk unserer Gräber — je älter desto ausschließlicher — aufgeprägt. Alles in Allem erkennen wir deutlich die Einwirkungen einer noch keineswegs völlig überwundenen Bronceperiode.

Die Spirallinie ist das eigentlich schöpferische Motiv der gesammten Metallornamentik. Wie in jedes Material, so auch auf Stein übertragen, nimmt sie noch an den Grabreliefs sowie an der Façade des großen Grabes in Mykene eine hervorragende Stelle ein. Mannigfach componirt, doch immer in den Grenzen ihrer Stilgattung zeigt sich diese Linearornamentik, deren Charakter uns namentlich durch Conze erschlossen worden ist, in Mykene selbst bis zu einem gewissen Raffinement vervollkommnet, das schon auf lange Vorübung schließen läßt.

Doch noch mehr. Diesem Grundstock ältester Decoration zeigt sich bereits eine Anzahl von Formen aufgepfropft, deren Erscheinungskreis freilich schon weit enger begrenzt ist. Es handelt sich besonders um das Hereinragen gewisser realistischer Darstellungsversuche, Nachahmung von Pflanzen- und gewissen Thierformen, welche, wie der Vergleich uns lehrt, der oben beschriebenen ältesten Ornamentik ursprünglich vollkommen fremd war. Es ist nun besonders lehrreich, zu verfolgen, welchen Compromiß jene naturalistischen Stoffe mit der starren Symmetrie dieser Kunstgattung in unserem Falle bereits geschlossen haben. Am frühesten und zwangslosesten ausgebildet beobachten wir diese Elemente an der ursprünglich mehr dem Realismus zugeneigten Malerei auf Thongefäßen, welche sich unabhängig von der Metalltechnik, wie es scheint, zunächst auf den südlichen Inseln des Mittelmeeres entwickelt hat.

Digitized by Google

Wenigstens ist die Thonwaare, welche Schliemann's uralte Metallfunde aus der trojanischen Ebene begleitet, wir können sagen ausschließlich plastisch verziert, während für bemalte Gefäße, welche sich unter Lavaschichten der Insel Santorin fanden, aus geologischen Gründen immerhin ein Alter von etwa vier Jahrtausenden in Anspruch genommen werden konnte. Demgemäß stellen auch die relativ ältesten mykenischen Thonwaaren, welche wir mit Recht auf dem Boden der Schliemann'schen Gräber suchen dürfen, in bevorzugter Weise Pflanzenformen dar, besonders ein herzförmiges, dem Epheu ähnliches Blatt; sodann die Thierwelt des Meeres, Muscheln, Polypen und Seesterne, endlich auch Vögel und ein willkürlich phantastisch gestaltetes Thier. Indessen ist bereits auf dieser Stufe die Gefäßmalerei mit der oben geschilderten Decorationsart in bestimmte Wechselbeziehung getreten, indem sie zunächst ihrerseits die Verschlingungen der Spirale und andere Elemente derselben, doch nur sporadisch, aufgenommen hat. Wenn wir einen Blick in die Entwicklung dieser lehrreichen Technik vorauswerfen dürfen, so beobachten wir eine fortschreitende Verkümmerung und Einschränkung der naturalistischen Thier- und Pflanzenbildungen, so daß am Endpunkte dieser Entwicklungsreihe die Motive der Lineardecoration durchaus Oberhand gewonnen und die Gefäße mit ihren Mustern gleichsam völlig eingesponnen haben.

Ebenso durchgreifend zeigt sich die Macht dieses Princips natürlich auch da noch, wo umgekehrt ein Theil des Formenschatzes, den vorzugsweise die Vasenmalerei aus der lebenden Natur eingeführt hat, in Metall-, Elfenbein-, Schmelz- sowie andre Ornamente übertragen ist. In diesem Falle wurden die herübergenommenen Darstellungen durch eine symmetrische Stilisirung dem Charakter der Grundornamentik möglichst angenähert. So kommt es, daß manche Thierformen, die sich besonders dazu eignen, wie Muscheln, Polypen, auch Schmetterlinge, Vogelköpfe, ebenso das erwähnte Epheublatt aus dem linearen Schema geradezu herausconstruirt erscheinen können und vielleicht darum mit Vorliebe aufgenommen wurden. Mit dieser Darstellung verbindet es sich aufs beste, daß jüngere Gräber die genannten Elemente in der That weit allgemeiner verbreitet zeigen, als die älteren.

Auch das dritte, specifisch orientalische Element, welches diese Grabanlagen charakterisirt, breitet sich erst allmälig und mit zunehmender Sicherheit der Technik aus. Unter den von Schliemann entdeckten Gräbern zeigt diesen Einfluß in überwiegender und durchgebildeter Form erst das dritte Grab, welches ich auch aus anderen Gründen für das jüngste halten muß, sodann die Elfenbeinreliefs von Spata und Menidi. Monumental tritt er uns erst am Löwenthor entgegen. Der asiatischen Richtung — um zunächst diesen allgemeinen Ausdruck beizubehalten — gehören vornehmlich die theils fremdartigen theils fabelhaften Thiergestalten an, die Löwen und Panther, Sphinxe und Greife, nebst gewissen typischen Gruppenbildungen wie das dualistische Gegenüberstellen von Thieren oder die Composition des Löwen, der einen Stier oder Hirsch zerfleischt. Im Gefolge dieser Darstellungen, und zwar nur bei ihnen, finden sich denn auch als Basis oder zur Ausfüllung der Zwischenräume benutzt, Motive von exotischen Pflanzen, so von der Palme, einmal auch vom Lotoskelche hergenommen. Schon dadurch sondert sich diese Gruppe bestimmt von allem Uebrigen als fremdartiger Zuwachs aus. Noch fremdartiger muthen uns kleine nackte Frauenfigürchen an, aus dünnen Gold-

Digitized by Google

platten geprägt, welche eine Taube auf dem Kopf, resp. auf Kopf und Schultern tragen, sowie fünf merkwürdige Bildchen von flammenden Altären auf architektonischer Basis, deren Ecken gleichfalls je zwei Tauben zieren. Es sind Darstellungen der Astarte und ihres Heiligthums, wie sich letzteres auf cyprischen Münzen findet, also diesmal unzweifelhaft aus semitischem und wol speciell phönikischem Kreise. Freilich ist zu beachten, daß die mykenischen Gegenstände, wol an Ort und Stelle aus importirten Formen geprägt, hier nicht mehr als Symbole, sondern gleichwerthig dem übrigen Schmuck als bedeutungsloses Ornament auftreten. Ueberhaupt bestehen die gemachten Unterscheidungen nur in dem Inhalt und der Vortragsweise, nicht aber in der Technik. Es ist nicht zu bezweifeln und, soviel ich weiß, auch allgemein anerkannt, daß, auch abgesehen von den Steinreliefs, bei weitem die Mehrzahl des eigentlichen Bestattungsapparates an Ort und Stelle gearbeitet sein muß. Wo und wie hat sich nun diese Mischung vollzogen? Schwerlich in Mykene oder in Attika, aber ebenso unmöglich wird es sein, einen örtlich bestimmten Ausgangspunkt dafür nachzuweisen. Die handwerkliche Fabrikation mochte immerhin in jener Zeit an gewissen Centren haften, welche sich nach den Gesetzen der materiellen Verbindungen und des Verbrauchs zu bilden pflegen, — im Allgemeinen sind wir berechtigt, das Kunstvermögen der gesammten östlichen Mittelmeerbevölkerung, Klein-Asiens, der Inseln, Griechenlands für eine Reihe von Entwicklungsstufen wesentlich gleichzusetzen. Freilich läßt sich bis heute jener Zustand aus den versprengten Ueberresten, die meist einer älteren oder jüngeren zurückgebliebenen Epoche angehören, nur mehr ahnen als reconstruiren.

Unter den Funden Schliemann's in der trojanischen Ebene stellt erst die noch unveröffentlichte Ausbeute der jüngeren Ausgrabungen künstlichere Motive des Metallstils dar, wie sie in mykenischem Gold sich nachgeahmt finden. Schon mehr nähern sich ihm auch in Form und Technik kleinere Schmucksachen aus dem goldreichen Lydien, welche erst neuerdings zum Vorschein gekommen sind. In Kappadocien erscheint der mykenische Doppeladler im Felsrelief, an einem Grabe Phrygiens die verschränkte Säulenbasis des Löwenthores mit einer Stele darauf, die statt von Löwen von zwei Pferden eingefaßt wird. Die Teppichfaçade des Midasgrabes trägt Muster, die sich im Vorrath des mykenischen Gräberschmuckes genau wiederholen. Während wir hier ferner die Doppelaxt zwischen dem Stierkopf als bloßes Ornament zu verzeichnen haben (wie in gleicher Verbindung auf kleinen Bleireliefs aus einem späteren Grabe bei Olbia), so war dieselbe in Lydien und Karien zu wappenartiger Bedeutung gelangt, ganz ähnlich wie gewisse Kreisornamente in dem triquetrum lycischer Münzen. Wilde Thiere und Fabelwesen im orientalischen Compositionsschema brauchen wir auf kleinasiatischer Seite nicht erst nachzuweisen und erinnern schließlich nur noch an die beständigen Verbindungen, welche die griechische Sage mit den Ländern jenseits des Meeres unterhält, aus denen sie sich gewissermaßen ergänzt. Für sie giebt es keine Schranken zwischen Osten und Westen, so wenig wie für die älteste Kunstübung. Noch die homerischen Gesänge kennen keinen Unterschied zwischen griechischen und asiatischen Werken.

Mit der Behauptung einer uralten Formengemeinschaft der Mittelmeervölker soll indeß der Gegensatz des Griechischen und Asiatischen keineswegs aufgehoben, sondern nur näher bestimmt werden. Die wesentliche Scheidung wird

Digitized by Google

nicht auf geographischem, sondern auf ethnographischem Gebiete vorzunehmen sein. Nicht das Auftreten gewisser Formen an sich, sondern der Geist, in welchem sie verwandt werden, bedingt von vornherein einen Hauptunterschied. Nun reden aber die symbolischen Gestalten des semitischen Orients, die Bildchen und Altäre der Astarte, die Löwen und Sphinxe, die dem heiligen Baum der Assyrer entlehnten Motive auf indogermanischem Boden keine andere Sprache mehr, als die der ornamentalen Formel. Oder sind die um Jahrhunderte jüngeren korinthischen Thongefäße darum weniger griechischen Ursprungs, weil ihre Fläche mit orientalischen Mustern übersäet ist? Einst freilich erweckten auch diese Zweifel; hat man doch ebenfalls die ältesten Gräber Athens um ihres fremdartigen Charakters willen für karisch erklärt. Kann es uns daher befremden, keinen specifisch hellenischen Formen in einer Epoche zu begegnen, da sich eine griechische Kunst überhaupt noch nicht als selbstständiger Sproß von dem großen Zweige der Mittelmeercultur losgelöst hatte? Ebensowenig dürfen wir bereits an dem Inhalt der Gräber und der darin niedergelegten Anschauung und Sitte ein mehr nationales Gepräge vermissen. Götterbilder als solche pflegten die Griechen ihren Gräbern nicht häufig beizufügen;*) gesetzt auch, daß es deren bereits gab, so konnten sie doch noch nicht, wie die inhaltsleer gewordenen fremdländischen Typen, als decorative Formel auf Schmuck und Geräth übertragen sein. Oder erwarten wir mythologische Darstellungen aus einer Zeit, welche selber erst im Epos Object der darstellbaren Sage geworden ist? Darum lehnen wir es ab, selbst von Ausnahmen zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen und z. B. in dem Löwenkämpfer auf einem mykenischen Goldintaglio Herakles zu erkennen. Herakles wird vielmehr selber erst aus diesem Kampfesschema entsprungen sein.

Wenn daher die Gräber, welche uns hier beschäftigen, griechische Elemente in dem engern Sinne des Wortes nicht enthalten *können*, so bleibt allein die Forderung übrig, daß kein Umstand zu dem Charakter des Griechenthums, der doch von Anbeginn in Sitte und Anschauungsweise vorgebildet war, im *Widerspruch* stehen dürfe.

Der auf prunkende Schaustellung berechnete Todtenschmuck ist in keiner Weise geeignet, uns ein anschauliches Bild von der Tracht des gewöhnlichen Lebens zu geben, obgleich die Verwendung zahlreicher Spangen, Knöpfe und anderen Geschmeides sich ganz ähnlich in der homerischen Dichtung nachweisen läßt. Auch als in historischer Zeit die phantastisch überladene Ausstattung der Todten einem einfacheren Geschmacke wich, kehrt doch fast alles hier Vereinigte in einzelnen Beispielen wieder: Gefäße und Schmucksachen im bunten Wechsel des Materials, die dünnen Blätter und Streifen aus Gold, meist für den Schmuck des Hauptes bestimmt, selbst Masken und Brustschilde, Halsketten und andere Zierrathen, deren Gebrauch wir oft ebensowenig zu bestimmen vermögen. So liefern Gräber Attikas und Böotiens zahlreiche vergoldete Thonkörperchen und Plättchen mit Greifen, Sphinxen und Frauengestalten, mit Palmetten und namentlich dem typisch gewordenen Epheublatt geschmückt, wie in Mykene, Spata, Menidi ꝛc. meist ohne Spuren der einstigen Befestigung.

*) Zur Noth könnte man dafür die zahlreichen menschlichen Figürchen aus Thon erklären, die sicher lokaler Kunstübung angehören und durchaus nichts fremdartiges haben. Ich ziehe es indessen vor, hier wie in so zahlreichen späteren Fällen Darstellungen von Menschen für die Regel zu halten.

Digitized by Google

Die Beisetzung von Waffen beschränkt sich auf die älteste Zeit, die, wie Thukydides sie schildert, mit den Waffen in der Hand lebte um des Krieges Aller gegen Alle willen. So enthalten älteste Gräber Athens, wie sie im letzten Decennium aufgedeckt wurden, Lanzenspitzen, lange Schwerter und Messer, die bereits aus Eisen verfertigt sind. In der Odyssee wird die Leiche Elpenors mit ihren Waffen verbrannt und wenn in der ausführlichen Schilderung vom Leichenbegängniß des Patroklos der Waffen keine Erwähnung geschieht, so liegt der Grund wohl nur darin, daß ja die Asche des gefallenen Helden zunächst nicht bestattet, sondern in einem Gefäße zu den Zelten gebracht und dort aufbewahrt wird.

Auch die homerische Feuerbestattung scheint für jene Zeit die Sitte des Begrabens ebensowenig auszuschließen, als sie in irgend einer anderen die herrschende war. Allerdings wird in den Gedichten nur die Verbrennung geschildert. Doch mochte diese feierliche Art der Bestattung dem Charakter des Epos mehr zusagen; oft zeigt sie sich auch durch die besonderen Kriegsumstände geboten. Wenn aber Nestor in der Ilias den Antrag stellt, die Gefallenen zu verbrennen, damit ihre Ueberreste bei der Rückkehr den Angehörigen heimgebracht werden könnten, so läßt dieser Rath sich nur verstehen, falls auch das Begräbniß im Gebrauch war. Wir wissen, daß die Arier ihre Todten ursprünglich der Erde übergeben haben. Auf der andern Seite reichen unsere Beobachtungen nicht aus, um die Beisetzung der Leichen als einzige Bestattungsart in den ältesten Gräbern Griechenlands bezeichnen zu können.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, nun auch positiv die schon oft hervorgehobenen Vergleichsmomente mit homerischer Kunst und Cultur von neuem durchzugehen. So zahlreich dieselben auch sein mögen, es ist zuzugeben und längst empfunden worden, daß wir uns mit diesen Dichtungen bereits auf einem wesentlich veränderten Boden befinden. Beschreibungen wie die des achilleischen Schildes, bekunden, wie Brunn gezeigt hat, schon einen entwickelten Sinn für künstlerische Ideen- und Raumdisposition. Nicht so sehr in der Technik als in dem künstlerischen Gedanken regt sich zuerst das nationale Element. Für sein Erwachen gelten die gleichen Vorbedingungen wie für das der Poesie. Lebendig wurden diese Kräfte erst in Folge des großen Anstoßes, den die dorische Wanderung gab, — wie sich chemische Prozesse bilden blos durch das Umrütteln der trägen Materie. Es ist nicht entfernt unsere Aufgabe, dem Wesen dieser Erscheinung hier weiter nachzuforschen, wir können uns mit der Thatsache begnügen, daß sich jetzt erst die rechte Mischung vollzogen hatte, welche eine nationale Poesie hervorzulocken im Stande war, mit ihr und zum Theil erst durch sie eine nationale Kunst.

Was die Zeitbestimmung unserer Grabstätten angeht, deren älteste bereits semitische, beziehungsweise phönikische Einflüsse zeigen, so werden wir mit diesen nicht über die Grenze des 13. Jahrhunderts v. Chr. hinaufgehen, für die Entwickelung dagegen, welche sich vor unsern Augen vollzieht, bei dem stabilen Charakter dieser Epoche mindestens ein Jahrhundert in Anspruch nehmen dürfen. Weil aber diese Anlagen einer Vergangenheit zufallen, welche von den Heldengestalten der Sage belebt wird, so nannten wir sie ohne Furcht vor Mißdeutung „griechische Heroengräber."

Digitized by Google

Rundschau über das nationale Leben.

Politische Betrachtungen eines Nationalliberalen.

Berlin, 21. Februar.

Herr Ackermann, grün-weißer Partikularist aus Sachsen, ist gestern zum zweiten Vicepräsidenten des Reichstags gewählt worden, und deshalb stehen wir wieder einmal an einem „Wendepunkte" — wenn diejenigen nationalliberalen Organe Recht haben, nach deren Meinung die Zeit aus den Fugen ist, seit ihre Fraktionsgenossen nicht mehr „ausschlaggebend" sind. Es ist höchst merkwürdig, wieviel solcher „Wendepunkte" seit einem halben Jahre sich ereigneten, ohne daß wir doch vom Fleck gekommen wären. Jedes Dementi einer außerparlamentarischen Rede des Ministers v. Puttkamer, jeder Ausfall der „Germania" gegen die Regierung, jeder Anlauf der Conservativen zur Opposition wider einen Paragraphen des Gesetzentwurfs über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung, jede Culturkampfrede des Herrn Windthorst, und nun gar die Erklärung des Cultusministers, daß der Ausgleich mit der Curie nur „auf dem Boden der Landesgesetzgebung" erfolgen könne, oder die Kritik der „Nordd. Allg. Ztg." an der Präsidentenwahl — Wendepunkte, nichts als Wendepunkte. Nur daß sich bei alledem nichts „wendet." Sollte die Wahl des Herrn Ackermann zum zweiten Vicepräsidenten sich epochemachender erweisen? Wir werden ja sehen. Gewiß ist es höchst charakteristisch, daß ein preußenfeindlicher Reaktionär zur Theilnahme an der Leitung desselben Reichstags berufen wird, der durch die preußische Staatsgewalt und den nationalgesinnten deutschen Liberalismus vor wenig mehr als einem Jahrzehnt begründet ward. Aber ist es etwa eine Neuigkeit, daß die Leitung unserer inneren Politik, der preußischen und der des Reichs, der Continuität entbehrt, daß sie seit längerer Zeit der Penelope gleicht, welche Nachts auflöste, was sie am Tage gewebt — so weit diese, so überaus „konservative" Thätigkeit nicht durch den Widerstand des bekanntlich „destructiven" Liberalismus noch einigermaßen gehindert wird? Es ist wahr, Herr Ackermann ist ein grün-weißer Partikularist; aber hat das welfische Gelb-weiß des Herrn Windthorst, der im vorigen Reichstag den Führer der Regierungsmehrheit spielen durfte, oder das baierisch-ultramontane Blau-weiß des Herrn v. Franckenstein, der während der

Digitized by Google

vorigen Session die Glückwünsche des Kanzlers bei seiner Erhebung zur Vicepräsidentenwürde entgegennahm, bisher etwa besser mit den Reichsfarben harmonirt, als die Couleur des Herrn Ackermann? Wahrlich, ein „Wendepunkt" thut dem deutschen Liberalismus sehr Noth, aber einer, den er selber herbeiführt, nicht einer, den ihm Fürst Bismarck's ewig ungestilltes Verlangen nach einer unbedingt gefügigen Regierungs-Majorität, oder Herrn v. Rauchhaupt's Antagonismus gegen den Minister des Innern, oder der „Fractions-Ehrgeiz" der Conservativen im Reichstag, oder die Artikel der „Germania" und der „Nordd. Allg. Ztg.", im Traume bescheeren. Die Begier aber, mit der man auf der liberalen Seite nach solchen „Wendepunkten" ausblickt, beweist, wie wenig Entschlossenheit vorhanden ist, selbst einen durch eigenes Handeln herbeizuführen.

Ein conservatives Blatt, das etwas von dem nicht sympathischen, doch sicherlich achtungswerthen, charaktervollen Selbstgefühl des alten preußischen Junkers besitzt, der „Reichsbote", hat dieser Tage auf die officiöse Strafpredigt wegen der Präsidentenwahl erwidert: wenn die Parlamente bei uns nur dazu da seien, eine Regierungsmajorität zur Annahme aller Vorlagen zu liefern, dann wäre es doch kürzer und besser, die Volksvertretungen zu Hause zu lassen und die Gesetze ohne ihre Mitwirkung zu veröffentlichen. Wer unseren Parlamentarismus mit etwas unbefangeneren Blicken betrachtet, als gewisse Berufsparlamentarier, nach deren Urtheil noch Alles gut werden muß, so lange sie nur ihr Röllchen weiter spielen können, der muß dem bittern conservativen Kritiker Recht geben. In anderen Parlamenten fragt es sich, ob die Regierungsvorlagen angenommen werden; bei uns fragt es sich nur, von wem sie angenommen werden, wenigstens so weit die Regierung auf die Annahme Werth legt. Unsere parlamentarischen Politiker, auch die hervorragendsten, lesen selten mehr als die eine Zeitung, welche an ihrem Wohnorte die Partei, zu der sie selbst gehören, vertritt; fast keiner widmet der Presse des Auslandes regelmäßige Aufmerksamkeit. Es wäre aber vielleicht nützlich, wenn sie von Zeit zu Zeit in diesen Spiegel blickten, der nicht schmeichelt. Unser Parlamentarismus ist im Auslande — man kann es wirklich nicht milder ausdrücken — in tiefe Mißachtung gesunken; conservative und liberale Blätter in Frankreich, England, Italien, Oesterreich belehren, wenn sie sich uns wohlgesinnt zeigen wollen, ihre Leser, es liege eben in der deutschen politischen Entwicklung, vielleicht auch im deutschen Charakter etwas, was uns nur zu einer Art Constitutionalismus zweiter Klasse prädestinire, man müsse die politischen Zustände in Deutschland nicht mit dem heimischen Maßstabe messen; die Uebelwollenden drücken sich deutlicher aus. Können uns dergleichen Urtheile der ‚Culturvölker völlig gleichgiltig sein? Das wäre nicht mehr nationales Selbstgefühl, sondern Chinesenthum. Wenn das Ausland vor 1866 und während der Erneuerung unseres nationalen Staatswesens, die diesem Jahre folgte, uns falsch beurtheilte, dann fanden sich immer Deutsche, welche in der fremden Presse und Literatur den Irrthümern entgegentraten. Nichts Derartiges geschieht jetzt, und wir wüßten nicht, wie dieser Unterschied sich anders erklären ließe, als durch die Thatsache, daß gegen die wenig schmeichelhaften Vorstellungen des Auslandes von der Art, wie unsere innere Politik functionirt, sich nicht viel einwenden läßt. Die Herabwürdigung unserer Volksvertretung, welche sich vollzogen hat, ist nicht der einzige Grund dafür, und

Digitized by Google

sie ist nicht blos Ursache, sondern natürlich Wirkung anderer Ursachen; aber zweifellos ist, daß nur von diesem Punkte die Besserung ausgehen kann, sei es, daß sie im Parlamente selbst begonnen wird, sei es, daß die Initiative, wenn dort nicht mehr genug Kraft und Entschlußfähigkeit dafür vorhanden ist, aus der Masse der Bevölkerung kommt. Jedenfalls fällt die Aufgabe, hier Wandel zu schaffen, dem Liberalismus zu, sofern er nicht von seinen wichtigsten Traditionen sich lossagen will. Wir haben bis jetzt keine conservative Partei, welcher es um die maßgebende Bedeutung der Volksvertretung im Staate Ernst wäre; die Liberalen haben in Deutschland bewirkt, daß überhaupt parlamentarische Vertretungen des Volkswillens vorhanden, und nur die Liberalen haben denselben das errungen, was sie etwa an Einfluß und Bedeutung besitzen; an den Liberalen ist es, sich dieser wichtigsten Grundlage ihrer Existenz als Partei zu erinnern und danach zu handeln — statt, auf die Fehler Anderer speculirend, vom Kanzler die Wiedereinsetzung in den früheren Stand des „Ausschlaggebens" zu erwarten, die er nachher mit demselben Rechte wieder nehmen könnte, das man ihm zuspricht, sie von Neuem zu verleihen. Wenn man manche unserer liberalen Blätter liest, sollte man wirklich denken, es habe von jeher zu den anerkannten, speciellen Aufgaben des deutschen Liberalismus, für die er eigentlich auf der Welt ist, gehört, möglichst hohe Militärlasten zu bewilligen, dieselben jedesmal auf sieben Jahre zu fixiren, und das gemeine Recht des Landes auf eine Reihe von Jahren zu Ungunsten der Bestrebungen eines Theils der Bevölkerung durch ein Ausnahmegesetz zu suspendiren — so groß ist die Freude darüber, daß dem gegenwärtigen Reichstage diese Aufgaben gestellt sind, daß, so hofft man, das Centrum sie nicht im Sinne des Fürsten Bismarck erledigen kann, und daß daher nothwendig die Nationalliberalen wieder, indem sie an Stelle des Centrums Ja sagen, „ausschlaggebend" werden müssen. Es mag ja sein, daß diesen Aufgaben gegenüber für die Nationalliberalen theils durch nicht bestreitbare Anforderungen der Sicherheit Deutschlands, theils durch die unausweichliche Consequenz früherer Beschlüsse, eine gewisse, im Allgemeinen zustimmende Haltung — keineswegs die unbedingte Zustimmung — selbstverständlich ist; doch sehr würdig erscheint uns der Jubel darüber, daß man sich in solcher Lage befindet, nicht, und was die Rechnung betrifft, daß man auf diese Weise nothwendig wieder die ausschlaggebende Partei werden müsse, so wäre ein wenig Vorsicht vielleicht am Platze. Wie, wenn den Nationalliberalen nur die Mission zugedacht wäre, gemeinsam mit den Conservativen durch Bewilligung der Novelle zum Militärgesetz und der Verlängerung des Socialistengesetzes — die Steine des Anstoßes zu beseitigen, welche augenblicklich in dem Wege zur dauernden Stabilirung einer Reactionspolitik liegen? Nur zu vollbringen, was das Centrum nicht leisten will, worauf dieses wieder in die Majoritätsfront einschwenken würde? Wie, wenn es am Tage nach den beiden entsagungsvollen Voten hieße: sic vos, non vobis?!

Das nur beiläufig zur Warnung, denn wir unsererseits interessiren uns gar nicht für das Gelingen oder Mißlingen der politischen Hausse-Spekulation, welche einige liberale Zeitungen auf die Präsidentenwahl und auf die Natur mehrerer Reichstags-Vorlagen hin ungefähr so inscheniren, wie die Börse eine Hausse in „Laura" oder „Dortmunder Union" auf ein Telegramm aus Glasgow über das Steigen der Eisenpreise. Das Schicksal des heutigen liberalen Fractionswesens

Digitized by Google

ist nicht identisch mit dem des deutschen Liberalismus; die Fractionen können sich durch weitere Fehler vollends ruiniren, und die politische Auffassung, deren Vertretung im Parlament sie sein sollten, kann sich im Volke trotzdem erneuern und kräftigen; vielleicht ist sogar hier der Pessimismus berechtigt, welcher meint, es müsse in der ersteren Hinsicht erst noch viel ehlechter werden, bevor es in der letzteren besser werden kann. Aber wenn der Liberalismus im Parlament noch über den allernächsten Augenblick hinaus denken kann und will, so müßte er, wie uns scheint, das gerade Gegentheil von dem thun, was zu thun er allem Anschein nach auf dem Sprunge steht. Er scheint im Begriff, indem er dem Reichskanzler hilft, für jede Politik eine Majorität ad hoc zu haben, den Beweis zu liefern, daß es mit der bei uns eingeführten Art von Parlamentarismus vortrefflich gehe — während er darthun müßte, daß es damit nicht weiter geht. Wo viele unserer Liberalen frohlocken, daß sie nun wieder an der Reihe sind, eine Majorität zu construiren, da sollten sie im Gegentheil zeigen, daß sich keine construiren läßt. Man verstehe uns recht: wir wünschen nicht, daß die für das Heer erforderlichen Geldmittel verweigert oder daß den socialdemokratischen Zeitungen für den 1. April 1881 das Wiedererscheinen gestattet werde, nur damit Fürst Bismarck auf diese Weise der Macht der Liberalen inne werde. Aber in den bezüglichen Vorlagen ist neben dem Interesse des Reiches, das über allen Partei-Erwägungen steht, sehr ausgiebig ein Interesse der Reichsregierung berücksichtigt, welches solchen Erwägungen allerdings unterliegt, und zwar, wenn es richtige sind, zum Wohle des Reiches unterliegt. Es mag — wir untersuchen das hier nicht, da es uns von dem Zwecke unserer Erörterung zu weit entfernen würde — es mag durch das zweifellose Interesse des Reiches erfordert werden, daß der Friedens-Präsenzstand der Armee um 26 000 Mann erhöht wird; daß die Heeresstärke aber immer, wie 1874 für eine erste Periode in dem kaum äußerlich vollendeten, neuen Nationalstaate, auf sieben Jahre festgestellt werde, das ist wesentlich im Interesse der Reichsregierung, welche dadurch abermals für einen so langen Zeitraum in die angenehme Lage versetzt würde, wirthschaftliche wie politische Rückschritte, ohne Rücksicht auf ihre „besten Freunde", gemeinsam mit dem Centrum zu vollziehen, welches vermöge der Verpflichtungen gegen seine Wähler zu unbedingtem Zusammenwirken sich nicht gut in Sessionen hergeben kann, in denen ein hoher Heeresstand neu bewilligt oder bestätigt werden muß. Ganz so steht es betreffs der Verlängerung des Socialistengesetzes. Es ist möglich, daß auch der beschränkte Zweck, welchen dasselbe in den Augen nicht optimistischer Beurtheiler allein hatte, verbietet, es bereits am 31. März 1881 außer Kraft treten zu lassen; aber selbst abgesehen davon, daß noch im Herbst d. J. es in jedem Betracht zeitig genug wäre, diese Frage zu prüfen, und daß, wenn man durchaus keine Herbstsession des Reichstags will, zunächst eine Verlängerung etwa bis zum 1. Oktober 1881 genügen würde, um jene Prüfung im Februar und März 1881 ruhig vornehmen zu können — dem Bedürfniß des Reiches würde jedenfalls, so lange das Socialistengesetz erforderlich scheint, mit der Verlängerung von Jahr zu Jahr genügt sein, welche, da ein Personenwechsel innerhalb der Regierung jeden Tag die bisherige loyale Handhabung der Ausnahmegewalt in eine mißbräuchliche verwandeln kann, uns auch allein zulässig scheint; eine Erstreckung auf fünf, resp. — von jetzt an gezählt —

Digitized by Google

auf sechs Jahre liegt wieder nur im Interesse der Reichsregierung, welche dadurch ebenso wie durch ein neues militärisches Septennat der Nothwendigkeit überhoben wird, in jedem Jahre der Liberalen zu bedürfen — mit anderen Worten, der Nothwendigkeit, eine constante innere Politik zu treiben, welche das zeitweilige Zusammenwirken mit der politischen und kirchlichen Reaction ausschließt. In diesem Sinne sagten wir oben, das Interesse der Liberalen — womit hier das Interesse des Reiches und der Bevölkerung, wie wir es verstehen, zusammenfällt — sei nicht, dem Kanzler eine liberal-conservative Mehrheit ad hoc da zu bilden, wo er keine clerical-conservative hat, sondern durch ihr Verhalten darzuthun, daß sich dafür keine bilden läßt, zu bewilligen, was in den hier in Rede stehenden Vorlagen im Interesse des Reiches gefordert wird, jedoch zu verweigern, was im Interesse der dermaligen Reichsregierung verlangt wird. Und zwar keineswegs um des Liberalismus, sondern um des Ansehens unserer Parlamente willen. Wenn gegenwärtig die Conservativen zuweilen von der officiösen Presse in jenem Tone zum Gehorsam vermahnt werden, wie vor einigen Jahren alle paar Monate die Nationalliberalen, so ist das unseres Erachtens auch für einen Liberalen ein sehr wenig erbauliches Schauspiel. Unter den obwaltenden Umständen wird durch die stets vorauszusetzende Bereitwilligkeit irgend einer Partei, die Bildung einer Majorität zu ermöglichen, sobald eine bisherige unter officiösem Verunglimpfungs-Concert zerfällt, die Bedeutung des Parlaments so herabgebracht, wie die Bedeutung der Ministerämter dadurch verringert worden, daß sich zur Uebernahme eines erledigten immer jemand fand, einerlei, unter welchen Umständen der letzte Inhaber beseitigt worden. Das System der wechselnden Parlaments-Majoritäten ad hoc, welche für die bleibende Regierung construirt werden, wird aufhören, wenn sich keine solche Majorität mehr bilden läßt. Ihm ein Ziel zu setzen, liegt gegenwärtig in der Hand der Nationalliberalen — mit welcher Bemerkung nicht die Hoffnung ausgedrückt werden soll, die Fraction werde diesen Einfluß in unserem Sinne anwenden. Wenn man's nicht will, giebt es der Gründe dagegen ja genug. Z. B.: „wenn wir Nationalliberale das Militärgesetz und die Verlängerung des Socialistengesetzes nicht votiren, geschieht es durch das Centrum, dem alsdann dafür verhängnißvolle kirchenpolitische Zugeständnisse gemacht werden". Oder: „wenn wir Nationalliberale eine solche Politik treiben, tritt Fürst Bismarck zurück; kann man die Verantwortung dafür unter den obwaltenden europäischen Verhältnissen übernehmen?" Wir könnten antworten: sofern der Kanzler wirklich im Stande wäre, zu irgend einem tactischen Zwecke das Recht und die Würde des Staates der römischen Curie gegenüber preiszugeben, dann hättet Ihr, gleichviel, was Ihr jetzt bewilligt, keinerlei Gewähr, daß er es nicht im nächsten Jahre thut, um das Tabaksmonopol, oder im übernächsten, um irgend ein anderes „Ideal" durchzusetzen; und was den Rücktritt betrifft: so lange der Kanzler überhaupt auf seinem Posten bleiben will, wird diesen realistischsten aller Staatsmänner daran die Nothwendigkeit, mit dem Liberalismus als einer Macht im Volke und im Parlamente zu rechnen, nicht hindern; nur muß dazu eine solche Macht freilich erst wieder da sein.

Die Opposition als solche, einerlei, von wem und zu welchem Zwecke sie gemacht wird, ist in Deutschland in Verruf gebracht — das ist der Ursprung des

Digitized by Google

Uebels, der Quell so vieler Unselbständigkeit und Würdelosigkeit; die Heilung kann nur dadurch erfolgen, daß das Oppositionmachen in unserem öffentlichen Leben wieder rehabilitirt wird. Wie es in manchen gesellschaftlichen Kreisen Englands ein Gebot der Respectabilität ist, Sonntags die Kirche zu besuchen, so gehört zu ihr nachgerade in Deutschland, daß man mehr oder weniger gouvernemental sei. Wir wissen sehr gut, daß man es hier zum Theil mit einer Uebertreibung von Gedanken und Empfindungen zu thun hat, welche berechtigt sind, es namentlich in den Jahren der nationalen Neugestaltung in hohem Grade waren: je eigenwilliger ehedem die politischen Bestrebungen in Deutschland nach allen Richtungen auseinander gegangen und dadurch alles wirksame politische Handeln verhindert hatten, um so unerläßlicher erschien nun Einigkeit und Disciplin; je mehr man in den ersten Jahren der Bismarck'schen Ministerthätigkeit ihn verkannt hatte, um so ängstlicher scheute man nun vor der Möglichkeit zurück, ihm etwa aus neuem Mißverständniß Hindernisse in den Weg zu legen. Dazu kam, daß diejenige Opposition, welche noch bestand, das Opponiren theils durch ihre Ziele, theils durch ihre Taktik in Mißcredit brachte: sie bewegte sich, so weit sie particularistisch war, nicht auf dem Boden des nationalen Staates, sondern suchte diesen zu untergraben, während die Fortschrittspartei Fehler beging, welche nachgerade auch in ihrer Mitte eingestanden werden. Und endlich kam als völlig unberechtigtes Element eine systematische öffentliche Verunglimpfung jedes Widerspruchs und der Personen, welche ihn wagten, hinzu, ein Verfahren, zu dem es in der That in keinem freien Staate ein Seitenstück giebt. Wir haben nicht den Beruf, Herrn Eugen Richter zu vertheidigen, aber wir möchten nebenbei bemerken, daß dieser Erwählte des allgemeinen Stimmrechts von der äußersten Linken in seiner ganzen öffentlichen Thätigkeit der Regierung schwerlich schon so viel Bitterkeiten gesagt hat, wie der Herzog von Argyll, der nahe Verwandte der Königin Victoria, das Haupt einer der ersten Aristokratenfamilien des Landes, der geborene Gesetzgeber, den Ministern in einer einzigen Session im englischen Oberhause entgegenschleudert, ohne daß gleich wie bei uns alle Gerechten an ihre Brust schlagen und sich rühmen, nicht wie dieser Sünder zu sein. Zu einem öffentlichen Worte des Bedauerns darüber, daß Lasker im Abgeordnetenhause fehlte, ermannte man sich in den Reihen seiner Parteigenossen erst, als Conservative und Clericale dazu durch ihren Spott provocirt hatten. Wie solche bedauerliche Erscheinungen die Würde unseres öffentlichen Lebens gefährden, so bergen die Uebertreibungen einer an sich berechtigten Auffassung, von denen oben die Rede war, ernste sachliche Gefahren in sich. Die Berechtigung der Opposition beruht auf der trivialen Wahrheit, daß alle Dinge, also auch die Maßregeln einer Regierung, zwei Seiten haben, und daß daher, wenn die erstere den glänzenden Avers rühmt, es gut ist, wenn jemand da ist, der auf den Revers aufmerksam macht. Man darf sagen, daß die Stellung der Opposition in einem Lande der Prüfstein für die Gesundheit seines Staatslebens ist; in England gilt die Opposition allezeit als ebenso berechtigt, wie die Regierung; in Rußland hat man sie so lange mit der Knute und mit der Verschickung nach Sibirien behandelt, bis sie in den Nihilismus umschlug. Das Schwanken, welches unsere innere Politik seit 2—3 Jahren kennzeichnet, die wiederholt hervorgetretene Gefahr, daß wichtige sachliche Entscheidungen durch bloße tactische Erwägungen veranlaßt werden, drängen

Digitized by Google

ebenso sehr dazu, die Opposition wieder in ihr volles politisches und moralisches Recht einzusetzen, wie ernsteste Bedenken gerade vom Standpunkte eines maßvollen Liberalismus aus gegen den *Inhalt* der neueren Regierungspolitik, gegen Besteuerungsmaßregeln z. B., welche schwere sociale Gefahren in sich bergen und den Radicalismus fördern müssen.

Freilich, bei manchen Liberalen scheint das Verlangen, mit den Ueberlieferungen des Liberalismus zu brechen, unwiderstehlich zu sein; sie werfen ein Stück davon nicht nur dann ab, wenn es sich nur in der Opposition vertheidigen ließe, sondern auch wenn sie zu jenem Zwecke — opponiren müssen; wie stark muß also der innere Antrieb sein! Was sich in der Commission des Abgeordnetenhauses für die Verwaltungsgesetze bei den Verhandlungen über die Vereinigung des Bezirksrathes und des Bezirksverwaltungsgerichts ereignet hat, gehört zu den merkwürdigsten politischen Zeichen der Zeit. Der harmlose Zeitungsleser, der sich für die Subtilitäten der Verwaltungs-Organisation nicht sonderlich interessirt, dürfte der characteristischen Bedeutung jener Vorgänge, während sie sich abspielten, nicht inne geworden sein, und nun, da die Sache einigermaßen vertuscht ist, wird er belehrt, daß es wieder einmal durch ein Compromiß gelungen, scheinbar unversöhnliche Gegensätze zu schöner Harmonie auszugleichen. Die Wahrheit ist, daß eine der besten Errungenschaften der Reformperiode, die unabhängige Rechtsprechung in Verwaltungsangelegenheiten, bei der ersten Lesung des Gesetzentwurfes über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung in der Commission ohne jede Noth von *liberaler* Seite den Herren v. Rauchhaupt und Genossen preisgegeben wurde, daß sie verloren war ohne den entschiedenen Widerspruch des *conservativen* Ministers des Innern, und daß durch ein in zweiter Lesung zu Stande gebrachtes, kümmerliches Flickwerk — ein wahres Monstrum von einer Behörde, ein Collegium mit zwei alternirenden Präsidenten, mit zweierlei Verfahren, bei theils identischem, theils verschiedenem Personal — das Schlimmste gerade noch verhütet worden. Jahrzehnte hindurch war es als ein erstes Erforderniß der Rechtssicherheit angesehen worden, eine unabhängige Jurisdiction für Verwaltungssachen in Preußen zu schaffen anstatt der Handhabung der Verwaltungsgesetze nach Maßgabe von Ministerial-Instructionen durch absetzbare, in jedem Betracht von der Gunst der Vorgesetzten abhängige Beamte. Endlich hatte man es erreicht, indem die Entscheidung der Zweckmäßigkeitsfragen im Regierungsbezirk *einem* Collegium (dem Bezirksrath), die der Rechtsfragen einem *anderen* (dem Bezirksverwaltungsgericht) übertragen ward, welches letztere alle Garantien eines Gerichtshofes darbot. Eine Reihe von Jahren war die neue Einrichtung in der einen Hälfte des Staates in Wirksamkeit gewesen, und sie hatte sich durchaus als die Schutzwehr des Rechtes erwiesen, wozu sie begründet worden. Conservative Klagen über zu große Complicirtheit hatten bei dem vor zwei Jahren ins Amt getretenen Minister des Innern zuerst ein gegeneigtes Ohr gefunden, aber er hatte sich bei näherer Untersuchung überzeugt, daß die Umständlichkeit des neuen Verfahrens nicht größer ist, als sie zu dem Zwecke der Sicherung des Rechtes sein muß. Der Kadi wird freilich mit seinen Aufgaben einfacher fertig, doch Niemand wird diese Einfachheit für einen Vorzug halten. Graf Eulenburg beantragte die Uebertragung der im Osten bewährten Institutionen auf die übrigen Provinzen, liberale Commissionsmitglieder aber setzten einen Be-

Digitized by Google

schluß durch, welcher die Verwaltungsbehörde und den Gerichtshof wieder vollständig zusammenwarf, nur vorbehaltlich getrennten Verfahrens für Zweckmäßigkeits- und für Rechtsfragen, was für die letzteren ohne verbürgte Unabhängigkeit der urtheilenden Personen ohne Bedeutung sein mußte; erst als der Widerspruch innerhalb der eigenen Partei zu stark wurde, corrigirte man den ersten Beschluß dergestalt, daß unter nothdürftiger, aber keineswegs vollständiger Wiederherstellung der Rechtsgarantien die wundervolle, oben geschilderte Schöpfung des neuen „Bezirksausschusses" heraus kam. Sie vereinfacht nichts, denn sie birgt in sich dieselbe Zweiheit der entscheidenden Behörden, welche beseitigt werden sollte — im Gegentheil, sie complicirt erst recht, weil die Neuerung, die Identität der Laien-Mitglieder bei beiderlei Arten von Entscheidungen, eine solche Belastung jener Mitglieder herbeiführt, daß man die Theilung des Bezirksausschusses in zwei Senate, noch neben der Verschiedenheit des Verfahrens und theilweise der Besetzung je nach der Natur der Geschäfte, hat zugestehen müssen. Diese Schöpfung ist auch nicht durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Bezirksverwaltungsgerichte in einseitigem Formalismus befangen gewesen und daß man diesen habe verringern müssen, indem man einen Theil der Mitglieder der Beschlußbehörde zugleich zu Mitgliedern des Verwaltungsgerichtes machte; von solchem Formalismus ist trotz der Oeffentlichkeit der Entscheidungen nichts bekannt geworden, er ist auch höchst unwahrscheinlich in einer Behörde, von deren fünf Mitgliedern eines aus dem praktischen Verwaltungsdienste hervorgegangen und drei für die Dauer einiger Jahre gewählte Vertrauensmänner der Bevölkerung sind. Im jetzigen Bezirksverwaltungsgericht war kein Formalismus zu befürchten — aber sehr zu befürchten ist, daß die Laien-Mitglieder des neuen Bezirksausschusses es schwierig finden werden, morgen unter dem Vorsitz des „Verwaltungsgerichtsdirectors" sich als Richter zu fühlen, nachdem sie gestern unter der Leitung des Regierungspräsidenten nach den allezeit subjectiven Begriffen von Zweckmäßigkeit entschieden.

Eine erschöpfende Behandlung dieser Specialfrage, über die noch viel zu sagen wäre, ginge über den Rahmen unserer Erörterung hinaus; nur als ein bezeichnendes Symptom dafür, wie leicht heutzutage Liberale mit den Ergebnissen liberaler, Decennien umfassender Bestrebungen es nehmen, ward jene Commissionsverhandlung des Abgeordnetenhauses hier berührt, mußte namentlich der Beschluß erster Lesung der Vergessenheit entzogen werden, welcher er durch den der zweiten Berathung bereits anheim gefallen. Trotz der scheinbaren Abschweifung — denn was hat die Zusammensetzung der preußischen Bezirksverwaltungsgerichte mit der Erwählung des Herrn Ackermann zum Vicepräsidenten des deutschen Reichstags zu schaffen? — dürfen wir mit dem Gedanken schließen, von welchem diese Erörterung ausging: dem deutschen Liberalismus wird kein „Wendepunkt" helfen, den Andere durch ihr Thun oder Unterlassen herbeiführen, sondern nur eine Wandlung, welche er in sich selbst vollzieht. X.

Digitized by Google

Die conservativen und die liberalen Parteien und der von ihnen auf Staat und Gesellschaft geübte Einfluß.

II.

Die modernen Gleichheitsbestrebungen.

(Schluß.)

Von

Professor Dr. A. Merkel.

Straßburg i./E.

Der Fortgang von dem Problem der politischen Gleichheit zu dem der socialen ist übrigens in mannigfacher Weise seit längerer Zeit vorbereitet gewesen.

Mit der Demokratisirung der staatlichen Einrichtungen ging in gewissen Grenzen die Demokratisirung der Gesellschaft Hand in Hand. Die Idee der Gleichheit, einmal festgewurzelt in den Anschauungen und Empfindungen auch der unteren Volksschichten, mußte hier unvermeidlich neue Verbindungen eingehen und eines Tages die Formen sprengen, in welchen die alte Rechtsphilosophie, von Rousseau abgesehen, und der politische Katechismus der liberalen Parteien sie in die Volksanschauungen eingeführt hatten. Der Einfluß dieser Parteien selbst, sowie der mit ihnen verbündeten geistigen Mächte war einer solchen Umwandlung und bzw. Vertiefung der Gleichheitsbewegung günstig.

Der Liberalismus hat dieselbe befördert, indem er die Einzelnen aus den bisherigen Gliederungen löste und daran gewöhnte, sich auf dem Grunde eines Alle gleichmäßig tragenden und umfassenden Rechts als der Staatsgewalt gegenüber einfach coordinirt zu betrachten; indem er gleichsam Alle in die nämliche Arena rief und die gleichen Ziele für sie aufstellte, auf diese Weise einem Jeden Anlaß gebend, sich mit Jedem zu vergleichen und darauf zu achten, ob er in Bezug auf die Bedingungen des Erfolges auf der gemeinsamen Bahn nicht ungünstiger als Andre gestellt sei; indem er den Geist der Kritik ausbreitete und auch den unteren Klassen Muth machte, an die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft das Maß ihrer Bedürfnisse anzulegen; indem er den Autoritäten und der Macht des Herkommens, welche jene Zustände stützten, die Lehre entgegenstellte, welche die oberste Norm des Urtheils in der individuellen Vernunft gegeben findet; indem er die Entwicklung des Rechtsbewußtseins von Haus aus in dem Sinne jenes oben zuerst charakterisirten Standpunkts beeinflußte, welcher dem Ganzen gegenüber die Ansprüche der Einzelnen, nicht deren Pflichten hervorkehrt, und das Verlangen derselben, sich bestimmend und activ zu zeigen, nicht deren natürliche und mannigfache Abhängigkeit von gegebenen Verhältnissen zum Ausgang nimmt; indem er ferner durch die Hebung des Volksunterrichts, die Entwicklung der Presse, die Beförderung einer alle Seiten des gesellschaftlichen Lebens beleuchtenden populären Literatur und die von ihm herbeigeführte Freiheit der Vereinigung zu vorübergehenden oder dauernden Zwecken im Sinne einer Ausgleichung des geistigen Niveaus, der Bedürfnisse und der Lebensformen wirkte, und im Zusammenhange mit einer von ihm beständig genährten politischen Bewegung sowie

Digitized by Google

der von ihm ihre Impulse empfangenden rastlosen gesetzgeberischen Arbeit überall die im Volksleben eingeschlossenen Kräfte weckte und zur Bethätigung aufreizte.

Nicht in allen Richtungen freilich hat der Liberalismus die Entwickelung unserer Zustände im Sinne einer Nivellirung derselben beeinflußt. Gewisse wichtige Ungleichheiten und Gegensätze auf dem socialen Gebiete hat seine reformatorische Wirksamkeit weder beseitigt noch gemindert, vielmehr hat unter seinem Einflusse eine weitere Ausbildung derselben stattgefunden und zugleich sind dieselben für die Betheiligten beständig fühlbarer geworden. Die Beseitigung der Schranken, in welchen sich einst das wirthschaftliche Leben bewegte, hat für den Kampf um die wirthschaftlichen Bedingungen des Lebens und um wirthschaftliche Macht ein einheitliches Gebiet von gewaltiger Ausdehnung hergestellt, in welchem sich die Glieder der modernen Menschheit in einer allumfassenden Concurrenz einander gegenübergestellt finden, ohne daß die Ausgleichung der Mittel zum Kampfe mit der Ausdehnung seines Gebietes und der Steigerung seiner Energie gleichen Schritt gehalten hätte. Das Anwachsen der Bevölkerung innerhalb dieses Gebietes und die Entwicklung der technischen Seite des wirthschaftlichen Lebens erhöhten die Bedeutung dieser Thatsachen. Die Großindustrie bildete sich zu einem für die Physiognomie unserer Gesellschaft hauptsächlich bestimmenden Factor aus. Dieselbe schuf eine enorme Vermehrung der beweglichen Werthe. Diese aber verlieh der centralistischen Tendenz, welche in der Bewegung dieser Werthe unverkennbar hervortritt, ein erhöhtes Gewicht. Die Anhäufung der letzteren in den Händen Einzelner ließ neue Mittelpunkte socialer Macht entstehen, um welche sich in wachsender Anzahl abhängige Existenzen unter gleichartigen Existenzbedingungen gruppirten. Keine Organisation verband dieselben unter sich und gewährte ihnen die Möglichkeit, sich jener Macht gegenüber als eine andere Macht geltend zu machen. Die Ohnmacht aber, in welcher sie hier und den Fluctuationen des Marktes gegenüber sich befanden, contrastirte mehr und mehr mit der Größe der betheiligten Bruchtheile des Volkes, mit den in ihnen geweckten Bedürfnissen und Anschauungen und mit der Stellung, welche ihnen das allgemeine Stimmrecht auf dem politischen Gebiete verliehen hat. In Deutschland speciell haben diese Verhältnisse eine erhöhte Bedeutung dadurch gewonnen, daß sie sich hier innerhalb eines verhältnißmäßig kurzen Zeitraumes im Zusammenhange mit einer allgemeinen Steigerung der Bewegung im ganzen Umfange des politischen und gesellschaftlichen Lebens ausgebildet haben.

Das Zusammentreffen der beiden bezeichneten Entwicklungsreihen mit dem darin begründeten Gegensatze zwischen der staatsbürgerlichen Freiheit und Gleichheit und der auf ihrem Grunde erwachsenen Ansprüche, Ueberzeugungen und Vorurtheile einerseits und der durch jene Freiheit bekräftigten wirthschaftlichen Abhängigkeit einer besitzlosen, vor Allem in den Großstädten zusammengedrängten Masse andererseits, bezeichnet den Punkt, von welchem eine neue Wendung in der Geschichte unseres Parteiwesens ausgeht. Es liegen darin die hauptsächlichsten Gründe der mannigfach verzweigten socialpolitischen Bestrebungen, welche für das gegenwärtige Parteileben charakteristisch sind. Insbesondere ist dadurch der Boden für die Entwickelung des Socialismus bereitet worden. Wem es gelang, in jenen Massen das Bewußtsein einer Interessensolidarität zu wecken, ihnen den Glauben an die Möglichkeit einer Abschwächung oder gar Beseitigung jener Abhängigkeitsverhältnisse bei-

Digitized by Google

zubringen und nächste Zielpunkte für eine gemeinsame Action aufzustellen, dem mußte sich die in diesen Kreisen vorhandene geistige Kraft von selbst zur Verfügung stellen. Wir haben es erlebt, wie man ein Parteibekenntniß schuf, das die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Beseitigung jener socialen Gegensätze mit ihren Consequenzen und nach ihren letzten Gründen behauptet, und wie man diesem Glauben in den Massen Verbreitung schaffte. Da die fraglichen Gegensätze in den Grundlagen der bisherigen socialen Ordnung wurzeln, so nahm man seinen Standpunkt außerhalb dieser Grundlagen und lehrte, daß in den bisher für unwandelbar angesehenen lediglich geschichtliche Bildungen zu erkennen seien, welche eines Tages — eines nicht fernen Tages — anderen Bildungen weichen müßten. Jene überlieferten Bildungen bekämpft man, wie ehedem die politischen Einrichtungen, im Namen einer natürlichen Gerechtigkeit, mit welcher jene in einem nicht ausgleichbaren Gegensatze stehen sollen, während von der künftigen Organisation der Gesellschaft deren vollständige Verwirklichung erwartet wird. Und wieder ist es die Idee der Gleichheit, welche mit diesem Namen in die engste Verbindung gebracht wird. Aber staatsbürgerliche und politische Gleichheit treten hierbei in Hintergrund neben der socialen Gleichheit, deren Bedingungen den obersten Maaßstab für die Neuordnung des Volkslebens bilden sollen.

In den Programmen dieser Partei sehen wir so das letzte Ziel der Gleichheitsbewegung aufgerichtet. Wenden wir von ihm den Blick nochmals auf die Ausgangspunkte der Bewegung zurück, so finden wir daselbst ihre Ausbreitung auf das sociale Gebiet bereits angekündigt. Das Naturrecht umfaßt mit seinen verschiedenen Gestaltungen als das große theoretische Programm zu den Reformbestrebungen der modernen Zeit neben den hier zuerst besprochenen liberalen und demokratischen auch socialistische Tendenzen. Die letzteren, wie schon angedeutet wurde, in der Gestalt, welche es bei Rousseau erhalten hat. Dieser predigte die Gleichheit im Sinne unserer heutigen Socialisten und mit ihrem Pathos. Nur steht der bewegliche Besitz nicht so wie bei diesen im Vordergrund der Anklagen. Wer, so behauptet er, zuerst ein Stück Land einschloß, wer zuerst behauptete, der Boden ist mein, und Leute fand, einfältig genug, das zu glauben, der war der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Im Uebrigen lag jedoch der Schwerpunkt des Interesses auch bei ihm in den Fragen der politischen Organisation. Auf politischem Gebiete ließ die französische Revolution in ihren verschiedenen Phasen die Motive erklingen, welche in breiterer Ausführung die Geschichte unserer Zeit erfüllen. Die Folge aber, in welcher diese Motive zur Ausführung gelangen, ist nicht zufällig. Es ist oben darauf hingewiesen worden, weshalb die Epoche der rein politischen Kämpfe derjenigen der socialpolitischen vorausging. Die modernen Ideen ändern den Sitz ihrer Macht in der Richtung nach dem Grunde der Gesellschaft, indem sie zugleich der veränderten Umgebung sich anpassen. Mit ihnen verändern sich die jeweils Lösung fordernden Probleme, auf welche sie hinweisen. So traten die Gleichheitsbestrebungen in eine andere Sphäre über und veränderten hier ihren Charakter. Den Gleichheitsbestrebungen des dritten Standes folgten die des vierten. Das Auftreten der letzteren in der uns bekannten Form setzte die Verwirklichung der ersteren sammt der sonstigen Wirksamkeit der Parteien jenes Standes, von welcher oben geredet wurde, voraus.

Digitized by Google

Es ist daher nicht unbegründet, wenn in der Geschichte der modernen Reformbestrebungen eine Continuität und in der Abfolge der liberalen, demokratischen und socialistischen Bestrebungen eine natürliche Logik gefunden werden will. Auch besteht, um dies zu wiederholen, ein Bedingungsverhältniß zwischen Liberalismus und Socialismus, das jedoch nicht mit einer Verwandtschaft zwischen ihnen verwechselt werden darf. Zahlreiche Schriftsteller haben allerdings beides nicht auseinander zu halten vermocht. Sie haben aus den geschichtlichen Thatsachen sogar auf eine Wesensgleichheit zwischen Liberalismus und Socialismus schließen zu können gemeint. Dieselben sollen nur in dem Maße der Consequenz ihrer Bestrebungen, nicht nach deren prinzipiellem Gehalte verschieden sein. Dieser bei conservativen Beurtheilern überaus häufig begegnende Fehlschluß beruht auf einer Mehrzahl von Mißverständnissen und falschen Schätzungen, von welchen hier einige näher dargelegt werden sollen, wobei die Bedeutung der in Rede stehenden Metamorphose der Gleichheitsbestrebungen von selbst hervortreten wird.

Die liberalen Parteien ließen, indem sie ihren Bestrebungen die oben erwähnten Grenzen setzten, Staat und Gesellschaft in einer gewissen Selbständigkeit sich gegenüberstehen. Die Voraussetzung war und ist dabei, daß das freie Spiel der socialen Kräfte eine natürliche Tendenz habe, die menschliche Arbeit in die rechten Bahnen zu lenken, ihre Fruchtbarkeit und die Qualität ihrer Erzeugnisse auf das höchste erreichbare Maß zu steigern und auch die Vertheilung dieser Erzeugnisse in einer den Gesammtinteressen und der Gerechtigkeit im Ganzen entsprechenden Weise zu bewirken. Als gerecht aber gilt die Vertheilung nach dem Princip der relativen Gleichheit, welches einem Jeden gibt nach seiner Würdigkeit und nach dem Werthe seiner Leistungen. Diese Auffassung schließt nicht aus, daß seine Tendenz im Einzelnen durch den Staat in mannigfacher Weise unterstützt werde und einer solchen Unterstützung unter gewissen Voraussetzungen bedürftig sei; daß insbesondere für die wirthschaftlich Schwächeren ein gewisser Schutz gegen eine inhumane Ausbeutung Seitens der überhaupt oder in einer gegebenen Situation Stärkeren zu fordern sei. Aber betreffende Maßregeln sind von ihr, wenigstens insofern es sich um die Verhältnisse innerhalb des modernen Rechtsstaates handelt, nur gutgeheißen im Sinne von Ausnahmen, bzw. einer Förderung der im freien Verkehre sich bethätigenden und auf die Herstellung gesunder Zustände von selbst hinzielenden Kräfte. Und dies ist nicht etwa ein zufälliger Bestandtheil des liberalen Bekenntnisses, sondern ein Stück von dem Kern desselben, mit welchem der Liberalismus steht und fällt. Der Socialismus aber enthält hierzu die vollkommenste Antithese. Er leugnet, daß jene Tendenz bestehe, behauptet insbesondere, daß jenes freie Spiel der Kräfte auf dem Grunde der heutigen Rechtsordnung zu einer schlechthin ungerechten Vertheilung der Arbeitsfrüchte führe und führen müsse. Ein Beweis hierfür ist nach ihm in den Ungleichheiten gegeben, deren oben gedacht worden ist, Ungleichheiten, welche sich, wenn man sie heute durch gewaltsames Eingreifen beseitigen wollte, morgen in einer unabwendbaren Weise wieder bilden würden, so lang das alte Princip der Vertheilung festgehalten wird. Er verlangt deshalb, daß jenes blinde Spiel aus der Rolle der vertheilenden Gerechtigkeit gänzlich verdrängt und die organisirte Gesellschaft an seiner Stelle zum alleinigen Träger derselben gemacht werde. Damit aber würde jene Selbständigkeit der Ge-

Digitized by Google

sellschaft dem Staate gegenüber aufgehoben, sie würden in Eins zusammengeflossen sein. Die neue Organisation aber wäre das Gegentheil einer Verwirklichung des liberalen Ideales.

Zugleich stellt der Socialismus für die Verwaltung jenes großen Amtes einen neuen Maßstab auf. Das Princip der vertheilenden Gerechtigkeit erhält einen anderen Inhalt. Die Verschiedenheit der Leistungen und ihres Verhältnisses zu den unter sich in einem Rangverhältniß stehenden Bedürfnissen und der Macht, mit welcher diese sich jeweils geltend machen, soll nicht mehr bestimmend sein für das Maß der zuzutheilenden Güter. So lang an diesem Maßstabe festgehalten würde, bliebe geistiger Begabung und Energie die Möglichkeit gewahrt, die Vertheilung der Güter mit größtem Erfolge zu beeinflussen, und würde die Verschiedenheit der geistigen Ausrüstung der Einzelnen stets ihren Ausdruck in socialen Ungleichheiten finden. Diese aber würden auf die Verschiedenheit jener Ausstattung, dieselben erhöhend und befestigend, wie es immer geschehen ist, zurückwirken. Der Socialismus beugt dem vor, indem er jenen engen Zusammenhang zwischen der individuellen Leistung und dem, was der Leistende zurückempfängt, aufhebt und den Grundsatz aufstellt, daß das gesammte Arbeitsproduct den Individuen zuzutheilen sei „nach gleichem Recht", einem Jeden „nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen". Er trifft auf diese Weise neben der Aristokratie des Besitzes zugleich die der Intelligenz und der höheren Begabung überhaupt. Es wird damit ein neuer Werthmesser für die menschlichen Dinge eingeführt, und zwar ein solcher, der dem Wesen des Liberalismus durchaus widerspricht. Die Qualität verliert ihre Geltung, sie soll für die Ansprüche der Arbeitenden nicht mehr bestimmend sein, und selbstverständlich würde diese Verringerung ihres Preises ein Sinken der Qualität selbst nach sich ziehen. Auch überträgt sich diese Aenderung des Werthurtheiles auf die Personen selbst. Die Würdigkeit derselben soll sich künftig allein in ihrer allgemeinen Menschenqualität begründen, eine reichere und edlere geistige Ausstattung ebensowenig wie die höhere Qualität der Leistungen bestimmend für jenes Urtheil sein. Hier haben wir eine neue Form für den Kampf der Gattung gegen das über das allgemeine Niveau sich erhebende Individuum. Der Liberalismus hatte die gleiche Behandlung der Menschen Seitens des Rechts, insoweit als der Mensch als solcher in Betracht kommt, gefordert, aber dies Gebiet, auf welchem die Gattungsmerkmale den Ausschlag geben sollen, verhältnißmäßig eng begrenzt zu Gunsten des vorzüglichen Individuums. Er verwarf die künstlich aufrecht erhaltenen Gliederungen der Gesellschaft, nicht um zu einer allgemeinen Nivellirung zu gelangen, sondern zu Gunsten solcher Gliederungen, welche im freien Wettbewerb um die Güter des Lebens sich zu Gunsten der vorzüglicheren Kraft von selbst gestalten sollten. Der Socialismus beseitigt jene Grenzen, er will den Einzelnen der Gesellschaft gegenüber überhaupt nur als Gattungswesen gelten lassen. Die verschiedene Begabung der Individuen wird nicht von ihm übersehen, aber als eine Wirkung der ungleichen Zustände betrachtet, in welchen die Einzelnen, die Individuen und die Gesellschaftsclassen, existiren. Indem er diese Ungleichheit bekämpft, hofft er zugleich jene Wirkung zu treffen. „Das zukünftige Geschlecht wird" nach ihm „so sein, wie wir es schaffen werden." Er will gleichartige Zustände und um dieser willen und zugleich durch ihre Vermittlung gleichartige Menschen. Ist dies nun eine

Digitized by Google

Consequenz des Liberalismus? Es entspricht einer sehr verbreiteten Auffassung, so zu argumentiren: weil der Liberalismus die allgemeine Menschenqualität respectirt haben will, so würde es consequent von ihm sein, nur sie und in keiner Weise die Eigenthümlichkeit des Einzelnen gelten zu lassen; weil er die staatsbürgerliche Gleichheit vertrat, so würde es consequent sein, auch die sociale zu vertreten und die derselben widerstreitenden Interessen, deren Anwalt er bisher gewesen ist, preiszugeben. Aber diese Art zu urtheilen, ist nur ein Beweis dafür, daß ein Verständniß dieser Dinge, auch den bescheidensten Anfängen nach, wenig verbreitet ist. Für die großen Parteien ist das Verhältniß charakteristisch, in welchem die vielfach mit einander collidirenden menschheitlichen Interessen, oder was auf dasselbe hinausläuft, die Grundprincipien des gesellschaftlichen Lebens in ihren Programmen und Bestrebungen neben einander vertreten sind. Die ausschließliche, jedes Compromiß und jede Concession ablehnende Vertretung eines einzigen Princips gehört nicht dem Reich einer rühmenswerthen Consequenz, sondern dem der Narrheit an.

Mit jener verschiedenen Stellung zu dem Problem der Gleichheit ist zugleich eine verschiedene Stellung zu den Bedingungen der socialen Entwickelung gegeben. Im Sinne des Liberalismus hat die Ungleichheit der socialen Zustände eine zwiefache Bedeutung jenen Bedingungen gegenüber. Die bevorzugte Lebensstellung kommt hier sowol als Ziel der Bestrebungen wie als gesichertes Ergebniß in Betracht. Jenes, weil in ihm das mächtigste Motiv für die Anspannung und die höhere Ausbildung der geistigen Kräfte und damit zugleich (im Zusammenhang mit dem Princip der Vererbung) eine Garantie für eine in gewissen Grenzen sich vollziehende aufsteigende Entwickelung der menschlichen Kräfte liegt. Dieses, weil die Ausbildung höherer Lebensformen und edlerer Genüsse, sowie die Schaffung der den Stolz der Völker begründenden Werke der Kunst und der Wissenschaft nach dem Zeugnisse der bisherigen Geschichte der Menschheit als abhängig erscheinen von der Existenz solcher bevorzugter und über ein reiches Maß von Arbeitsmitteln und menschlicher Kraft verfügender Stellungen und von dem Einflusse derselben auf die Anschauungen und Sitten, Fähigkeiten und Bestrebungen. Der Socialismus nimmt an, daß es, nachdem er die Gesellschaft reformirt haben wird, solcher Vehikel nicht mehr bedürfen werde. Aber es besteht kein innerer Zusammenhang zwischen dieser Voraussetzung und der von ihm angestrebten Verwirklichung der socialen Gleichheit.

Genug, der uns beschäftigende Gegensatz, der hier überdies nur nach einzelnen Seiten hin bestimmt worden ist, steht rücksichtlich seiner principiellen Tiefe keinem in der Geschichte des öffentlichen Lebens hervorgetretenen nach. Speciell nicht, wie schon hervorgehoben worden ist, demjenigen zwischen dem Liberalismus und dem Conservatismus der ehemals Privilegirten.

Aus dem Gesagten erhellt aber zugleich, daß die geschichtliche Analogie zwischen dem früheren Kampfe gegen die letzteren und dem jetzigen Kampfe gegen den ersteren nur innerhalb bestimmter Grenzen, so wie sie oben dargelegt worden ist, besteht. Im Uebrigen sind hier bedeutsame Verschiedenheiten vorhanden, welche von denjenigen übersehen oder unterschätzt werden, die aus dem Verlaufe der Kämpfe des ehemaligen dritten Standes Schlüsse auf den künftigen Verlauf der Kämpfe des vierten Standes ziehen zu können meinen. Jene Privilegirten vertraten eine

Digitized by Google

altgewordene Ordnung, deren ursprüngliche Gründe hinfällig geworden waren und die zu den thätigen Kräften der Nation im Wesentlichen nur noch in einem negativen Verhältnisse stand. Wol stützten sie sich zugleich auf eine allgemeinere Staatsansicht, aber diese fiel nicht mit ihnen. Sie waren in einer gegebenen Zeit Repräsentanten conservativer Interessen, aber nicht Vertreter der conservativen Volksinteressen überhaupt. Auch in dem neuen Staate der staatsbürgerlichen Gleichheit ist für diese die Möglichkeit einer Befriedigung gegeben. Ueberhaupt ist kein allgemeines Menschheitsinteresse zu bezeichnen, dessen Verwirklichung von dem Bestande solcher Formen des öffentlichen Lebens, wie sie von jenen vertreten wurden, oder auch nur verwandten Formen dauernd abhängig wäre. Anders verhält es sich mit dem dritten Stande in seiner Vertheidigung der liberalen Gesellschaftsordnung gegen die Bestrebungen des vierten. Mit einer altgewordenen Ordnung haben wir es hier nicht zu thun. Ist dieselbe doch kaum erst zur Ausbildung gelangt, unter dem Einfluß einer Summe von thätigen Kräften, die durch nichts gebrochen sind. Auch handelt es sich dem Socialismus gegenüber nicht um bestimmte liberale Einrichtungen, welche durch andere ersetzt werden könnten, sondern um den Liberalismus schlechthin, und folglich um die Seite der allgemeinen Interessen, welche in ihm einen Ausdruck findet.

Daß dies freilich nicht die Menschheitsinteressen überhaupt sind, sondern nur eine Seite derselben, und zwar eine Seite, welche in einem näheren Verhältnisse zu den Sonderinteressen einer Minderheit stehen, daß speciell die Gleichheitsbestrebungen der liberalen Parteien andere Wirkungen für die Mittelclassen als für die unteren Classen gehabt haben, das ist im Laufe unserer jüngsten Geschichte Vielen auch auf der liberalen Seite klar geworden. Mit diesem Verständniß hat sich bei ihnen zugleich die Bereitwilligkeit zu Concessionen und Accomodationen an die Bedürfnisse der letzteren Classen, soweit solche mit dem Wesen des Liberalismus sich irgend vertragen, eingestellt. Solche Concessionen wird der Gang der Entwicklung, auf welchen eben hingewiesen worden ist, ohnedies unvermeidlich machen. Das hellere Licht, welches die socialpolitischen Bestrebungen der Gegenwart auf theoretischem und praktischem Gebiete auf jene Verhältnisse fallen lassen, wird die durch die bestehende Gesellschaftsordnung begünstigten Classen sich selbst als eine Aristokratie erscheinen lassen, als eine solche freilich, welche, indem sie sich zu behaupten sucht, im Bunde mit höchsten Menschheitsinteressen steht, deren Schicksal aber gleichwol davon abhängig ist, daß sie die Pflichten und Aufgaben einer Aristokratie nach deren vollem Umfange zu erfüllen und zu lösen weiß.

Die auf Menschen übertragbaren Thierkrankheiten.

Von
Franz Seitz.
München.

Unter dem Heere der Krankheiten, welchen der Mensch unterworfen ist, nehmen diejenigen, die ihm durch Thiere mitgetheilt werden, nicht die letzte Stelle ein, sowohl bezüglich ihrer Häufigkeit als ihrer Gefährlichkeit. Einige derselben entstehen in Folge des Eindringens thierischer Parasiten in die Gewebe des mensch-

Digitized by Google

lichen Körpers und wurden darum in jüngster Zeit von Professor A. Heller Invasionskrankheiten genannt. Andere entwickeln sich durch Uebertragung eines im Thierkörper entstandenen Infectionsstoffes (durch Ansteckung) auf einen bis dahin gesunden Menschen und werden darum am besten als Infectionskrankheiten bezeichnet.

Unter den ersteren haben besonders die zuletzt im menschlichen Körper aufgefundenen Trichinen die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, weshalb wir sie zuerst besprechen wollen.

Die Trichinen sind Schmarotzer im Körper des Menschen und einzelner Säugethiere. Sie gehören in die Classe der Rundwürmer (Nemathelmia) und die Ordnung der Fadenwürmer (Nematoden).

Die Trichine spiralis (spiraliger Haarwurm) kommt in zwei Formen zur Beobachtung als Darm- und Muskeltrichine. Erstere das erwachsene, geschlechtsreife Thier ist ein äußerst feiner, fadenförmiger, leicht gekrümmter, runder Wurm mit allmälig an Dicke abnehmendem Kopfe und kurz abgerundetem Hinterleibsende. An diesem sitzen bei den 1,5 Millimeter langen Männchen zwei lappenartige Fortsätze. Die Weibchen sind 3—4 Millimeter lang und haben jedes 500—1000 Junge, deren Geburt am 7. Tage nach der Einfuhr der Muskeltrichinen in den Darm beginnt. Die junge Brut wandert, ohne sich im Darm zu verweilen, in die willkürlichen Körpermuskeln. Hier bringen die Trichinen in die Primitivfasern, bringen den Inhalt derselben zum Zerfall, buchten, indem sie sich spiralig zusammenrollen, die Hülle der Muskelfaser aus. Letztere verdickt sich durch den Reiz der Einwanderer, durch den eine Anhäufung von Muskelkernen stattfindet, in welcher die Trichine kapselartig eingebettet erscheint.

In etwa 14 Tagen erreichen die Muskeltrichinen die Länge von 0,7 bis 1,0 Millimeter. Sie liegen gewöhnlich allein, seltener zu 2—4 zusammen in einer Kapsel. Nach längerer Zeit findet eine Ablagerung von Kalksalzen in die Kapsel statt, die dadurch trüber, undurchsichtiger wird und die Trichine ganz verdeckt. Die Kapseln werden dann mit bloßem Auge als weiße Pünktchen sichtbar. In der Kalkschale lebt die Trichine Jahrzehnte lang fort. Gelangt sie mit dem Fleisch in den Magen eines geeigneten Thieres, so wird sie, wenn die sie umgebende Kalkkapsel durch den sauern Magensaft gelöst wird, bewegungsfähig und geschlechtsreif. Sie hat aber im Darm nunmehr eine sehr beschränkte Lebensdauer von kaum 5—8 Wochen.

Seit die Trichinen zuerst im Jahre 1831 von dem Engländer Hilton beschrieben worden sind, hat man sie beim Schwein, der Katze, Ratte, Maus, Hamster, Iltis, Fuchs, Marder, Dachs, Igel und Waschbär beobachtet. Durch Fütterung ist es gelungen, sie auch beim Kaninchen, Meerschweinchen, Schafe, Kalbe und Hunde zu erziehen. Wie ihre Hauptträger: Mensch, Schwein und Ratte finden sie sich über die ganze Erde verbreitet. Die mit Trichinen behafteten Schweine und anderen Säugethiere zeigen keine Krankheitserscheinungen, während solche am Menschen nach der Einführung der Parasiten in den Verdauungscanal in verschiedener Intensität auftreten. Dieselben sind als Trichinenkrankheit, seit Professor Zenker zuerst einen Fall derselben im Dresdener Krankenhause im Januar 1860 beschrieben hat, vielfach beobachtet und besprochen worden. Sie schließen sich an

Digitized by Google

die Entwickelungsphasen der Trichinen im menschlichen Körper an. Es stellen sich schon einige Stunden oder wenige Tage nach dem Genusse trichinösen Fleisches Magendrücken, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall ein. Mit der Trichineneinwanderung in die Muskel vom 10. Tage an, beginnen Schmerzen, Anschwellung und brettartige Härte derselben, Contracturen an den Gelenken, Kau- und Schlingbeschwerden. Diese Erscheinungen begleiten Schlaflosigkeit und Oedem der Augenlider und des Gesichts, in schwereren Fällen auch Temperaturerhöhung und Beschleunigung des Pulses. In der Mehrzahl der Fälle nimmt die Trichinose einen schleichenden Verlauf. Genesung tritt in leichten Erkrankungen in der fünften bis sechsten Woche, in schwereren oft erst nach drei bis vier Monaten ein. Der Tod erfolgt bei acuter Entwickelung der Symptome manchmal schon am Ende der zweiten oder im Laufe der dritten, öfter erst in der vierten bis sechsten Woche durch Lähmung der Athmungsorgane. Er ist ein häufiger Ausgang der Krankheit besonders bei Massenerkrankungen, wie bei der Schrecken verbreitenden zu Hedersleben im Jahre 1865, in welcher von etwa 2000 Einwohnern 337 erkrankten und 101 starben. Nach H. Eulenberg (Ueber die im Jahre 1876 in Preußen auf Trichinen und Finnen untersuchten Schweine. Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin Bd. 28 S. 149) werden aus Preußen in den Berichten über menschliche Erkrankungen an Trichinose im Jahre 1876 100 Fälle erwähnt, von denen 11 tödtlich endeten. Zu Diedenhofen in Lothringen erkrankten im Mai 1877 102 Soldaten an Trichinen, von denen 7 starben, von 7 gleichzeitig erkrankten Civilpersonen erlagen 2. Die Infection wurde durch zwei einheimische Schweine verursacht, deren Fleisch roh genossen worden war.

Bei der bis jetzt wenig erfolgreichen Therapie der Trichinose ist ihre Verhütung von größter Wichtigkeit. Derselben liegt der schon von Zenker zugleich mit der Entdeckung der Trichinenkrankheit gelieferte Nachweis zu Grunde, daß die Quelle für die Ansteckung des Menschen im Schweine zu suchen sei. Die seither an mehreren Orten eingeführte mikroskopische Fleischschau hat gezeigt, daß die Trichinen bei dieser Thiergattung verbreitet sich finden. Nach Uhdes Uebersicht über die Ergebnisse der Untersuchung der geschlachteten Schweine auf Trichinen im Herzogthum Braunschweig in dem Zeitraum von Ostern 1875 bis dahin 1876 (Virchows Archiv Bd. 70 S. 157) waren unter 105 484 untersuchten Schweinen, die in der genannten Zeit geschlachtet wurden, 8 mit Trichinen behaftet. Nach Eulenberg wurden unter 1 728 595 im Jahre 1876 im Umfang der preußischen Monarchie untersuchten Schweinen 800 trichinös befunden. Sie vertheilten sich auf 358 Gemeinden. Es kommt in ganz Preußen ungefähr 1 trichinöses Schwein auf 2000 untersuchte. In den einzelnen Regierungsbezirken ist dieses Verhältniß ein verschiedenes. So trifft z. B. im Regierungsbezirk Bromberg ein trichinöses Schwein auf 223 untersuchte Schweine, im Regierungsbezirk Königsberg aber schon auf 149. Bereits im Jahre 1875 wurden im Regierungsbezirk Erfurt auch bei Wildschweinen Trichinen nachgewiesen. Ein im Jahre 1876 in Lippspringe vorgekommener Fall von Trichinose war durch den Genuß von Wildschweinfleisch aus Schlesien verursacht worden. Auch durch die massenhaft aus Amerika eingeführten Schweinfleischpräparate und Speckseiten wird die Trichinose verbreitet. Auf dieselben muß darum auch die Untersuchung gerichtet werden. Es wurden im Jahre 1876

Digitized by Google

in Preußen 220 amerikanische Speckseiten und Schweinfleischpräparate trichinös befunden.

Wenn auch in den meisten Gegenden Deutschlands die trichinösen Schweine selten sind, so muß man bedenken, daß von einem Schwein Hunderte von Menschen erkranken, und schon der Ansteckung der Schweine möglichst vorbeugen. Sie müssen vor allem vor den Trichinen bewahrt werden. Virchow hat in seiner 1866 in dritter Auflage erschienenen Schrift: Die Lehre von den Trichinen, darauf hingewiesen, daß die reine Stallfütterung dieser Thiere bei größter Reinlichkeit die meiste Sicherheit gewähren. Im Regierungsbezirke Bromberg machte man die Wahrnehmung, daß in den vorwiegend polnischen Kreisen, in denen die Schweine bei der geringen landwirthschaftlichen Cultur mehr als in anderen Kreisen auf freiem Felde gehütet werden, und darum auch mehr der Infection durch trichinöse Thiercadaver von Ratten, Mäusen, Iltissen ꝛc. ausgesetzt sind, die meisten trichinösen Schweine gefunden werden. Bei der Stallfütterung ist das Fernhalten von Ratten und der Abfälle vom Schlachten der Schweine zu überwachen.

Von größter Wichtigkeit ist die sorgfältige mikroskopische Untersuchung aller frisch geschlachteten Schweine und der aus Amerika eingeführten Speckseiten. Diese obligatorische Fleischbeschau ist aber erst in einigen Theilen Deutschlands eingeführt, mehr in den nördlichen als südlichen, wo die Trichinose erst in vereinzelten Fällen beobachtet worden ist. Nach Eulenbergs oben erwähntem amtlichen Quellen entnommenem Bericht ist sie auch in Preußen noch nicht zur allgemeinen Durchführung gelangt, am wenigsten in der Rheinprovinz, während die Provinz Sachsen wegen der dort bestehenden Gewohnheit, rohes, gehacktes Schweinefleisch zu genießen, die Initiative in dieser wichtigen Angelegenheit ergriffen hat. Die Zahl der amtlichen Fleischbeschauer betrug 1876 in ganz Preußen 11 915. Um den Eifer derselben recht anzuregen, haben die Städte und Landkreise Nordhausen und Mühlhausen Prämien von 15—30 Mark für den Nachweis eines trichinösen Schweines festgesetzt. Neben der obligatorischen Fleischuntersuchung besteht für jeden Einzelnen noch die Aufgabe, sich gegen die Trichinen zu schützen. Das beste Mittel zur Verhütung der Krankheit ist die Vermeidung des Genusses rohen Schweinefleisches. Die Zubereitung desselben durch Kochen, Braten, Rösten, Pökeln und Räuchern giebt keine Sicherheit, wenn sie nicht recht sorgfältig geschieht. Nach Fiedlers Untersuchungen sterben die Trichinen erst sicher bei 50—55° R. Eine solche wird im Innern größerer Fleischstücke namentlich in der Nähe von Knochen nur bei längerem Braten und Kochen erzielt. Beim Einsalzen und Räuchern des Schweinefleisches werden die Trichinen nur durch längere Fortsetzung dieser Zubereitungen, die wesentlich auf Wasserentziehung beruhen, getödtet. Das gewöhnliche Räuchern allein, wie es bei vielen Wurstarten üblich ist, sowie die Schnellräucherung gewährt keinen Schutz, nur die Heißräucherung sichert nach Haubner vor Infection.

Die Schweine beherbergen noch einen anderen Parasiten, der dem Menschen gefährlich wird, die Finne (Cysticercus cellulosae), einen Blasenwurm, der den Larvenzustand des gewöhnlichen im Dünndarm des Menschen hausenden Bandwurms, der Taenia solium darstellt. Sie ist eine erbsen- bis bohnengroße Blase, zartwandig mit wasserhellem Inhalt, meist wieder wie jeder andere in den Organismus eindringende Körper, von einer aus Bindegewebe gebildeten Kapsel

Digitized by Google

umgeben, welche von dem benachbarten Theile geliefert wird. Wird dieselbe vorsichtig geöffnet, so tritt der Blasenwurm als ein rundliches, durchscheinendes Bläschen hervor. An einer Stelle desselben bemerkt man eine Einziehung und mit ihr im Zusammenhang im Innern einen harten, gelblichen oder weißlichen Körper, der sich beim Aufschneiden der Blase als ein keulen- oder birnförmiger Sack zeigt, in welchem der handschuhfingerartig umgestülpte Bandwurmkopf eingeschlossen ist. Derselbe gleicht vollständig dem Kopfe des gemeinen Bandwurms, der Taenia solium, er besitzt vier Saugnäpfe und einen doppelten Hakenkranz von je sechzehn Häkchen. An den Kopf schließt sich ein Hals und ein kurzer Bandwurmkörper an, welcher länger als der einhüllende Sack und deshalb gewöhnlich gewunden und quergerunzelt ist.

Die Finnen sind ziemlich beweglich. Ihre Embryonen dringen nach Durchbohrung der Magen- oder Darmwand im Bindegewebe vorwärts oder sie gerathen in den Blutstrom und mit ihm in die verschiedenen Körpertheile. Sie finden sich in den meisten Organen, am häufigsten im intermusculären Bindegewebe der Rumpf- und Extremitätenmuskel, im Unterhautzellgewebe, im Gehirn und seinen Häuten, im Auge unter der Conjunctiva, im Herzen, in der Lunge, der Leber, selten in den Nieren, im Pankreas, der Milz und im Knochen. Sie kommen beim Menschen in jedem Alter und bei beiden Geschlechtern meist in den mittleren Jahren und in niederen Bevölkerungsschichten, gewöhnlich nur in einzelnen Exemplaren, nicht selten in zahlreichen, bisweilen in unzähligen vor. Außer beim Menschen wurde das Cysticercus cellulosae beim Schwein, dem Affen, Bären, Hunde, bei der Ratte und dem Rehe aufgefunden. Die geographische Verbreitung desselben richtet sich nach dem Vorkommen des Bandwurms (Taenia solium). Da der Mensch sich letzteren durch den Genuß finnigen Schweinefleisches zuzieht, so begegnet man ihm allenthalben, wo Schweinefleisch als Nahrungsmittel verwendet wird. Durch die obligatorische Fleischschau, welche die Thiere auch auf Finnen untersucht, wurde das häufige Vorkommen dieser Schmarotzer bei Schweinen constatirt. So waren unter den 105 484 im Jahre 1875/76 im Herzogthum Braunschweig untersuchten Schweinen 34 finnig. Unter den 1 728 595 im Jahre 1876 im Königreich Preußen untersuchten Schweinen fanden sich 4 705 mit Finnen behaftet d. i. 1 : 367. Die finnigen Schweine waren besonders zahlreich in den Regierungsbezirken: Danzig 1 : 66, Königsberg 1 : 69, Liegnitz 1 : 136 und Breslau 1 : 143. Die Untersuchung lieferte das Ergebniß, daß die Schweinefinne viel häufiger vorkommt als die Trichine. Erstere erheischt daher keine geringere Aufmerksamkeit von Seiten der Sanitätspolizei als die Trichine, da der Mensch durch sie nicht allein die Taenia solium acquirirt, sondern auch Finnen, die ihm lebensgefährlich werden können.

Sind die Veränderungen, welche der Cysticercus cellulosae im Zellgewebe hervorruft, unbedeutend, so bedingt seine Anwesenheit im Gehirn und seinen Häuten, im Rückenmark und im Auge sehr schwere Störungen. Im Gehirn und seinen Umhüllungen führen sie zu Entzündung, Blutung und chronischem Wasserkopf. Durch Cysticerken bedingt, hat man Kopfweh, Schwindel, Schlafsucht —, Krämpfe, epileptische Anfälle und Geistesstörung mit dem Charakter der Depression und Verworrenheit, die manchmal rasch zum Tode führen, beobachtet. Die In-

Digitized by Google

fection eines Menschen mit Finnen erfolgt durch Aufnahme von reifen Eiern des Bandwurms in seinem Magen. Solche Eier können von einer Taenia solium stammen, die im eigenen Dünndarm haust, oder von dem Bandwurm eines andern Menschen. Auch nach dem Genuß rohen finnigen Schweinefleisches kann beim Menschen sich im Darm aus der Finne der Bandwurm entwickeln. Um dies zu verhüten, muß, wie als Schutzmaßregel gegen die Trichinen, der Genuß rohen oder halbrohen Schweinefleisches gemieden werden. Durch Kochen und Braten des Fleisches, bis im Innern desselben keine rosige Farbe mehr sichtbar ist, durch ordentliches Pökeln und Räuchern werden die Finnen getödtet.

Bei Besprechung der durch Infection thierischer Gifte entstehenden Krankheiten: des Milzbrandes, Rotzes und der Hundswuth, fassen wir uns kürzer, da sie schon länger näher gekannt sind und bei ihrem häufigen Vorkommen an Thieren zum Glück nur sehr vereinzelt auf Menschen übertragen werden. Unter allen Thierseuchen ist der Milzbrand wohl am längsten bekannt. Schon die alten griechischen Aerzte bezeichneten seine Erscheinung auf der Haut in Gestalt einer brandigen Blatter mit dem jetzt noch üblichen Namen Anthrax. Er kommt manchmal in weiter Verbreitung oft auch sporadisch beim Rindvieh, dem Pferde, Schafe und Schweine zum Ausbruch, und ist von diesen auf eine große Zahl anderer Thiere und auf den Menschen übertragbar. Durch zahlreiche Beobachtungen wurde festgestellt, daß ein feuchter, humusreicher Boden und warme Witterung die Entstehung der Seuche begünstigen. Die Hauptquelle der Krankheit aber besteht in der Ansteckung, die höchst selten eine directe ist, sondern meist durch Zwischenträger vermittelt wird. Der vorzüglichste Träger des Anthraxgiftes ist das erkrankte und gefallene Thier: sein Blut, seine Secrete und Auswurfstoffe, das Fleisch, die Knochen, Häute, Haare, Hörner, Borsten und Klauen. Der Mensch und andere Thiere, besonders niedere, wie Fliegen und Bremsen, können das Gift verschleppen. Stroh, Heu, Stallutensilien, das Geschirr der Thiere, wie alle Gegenstände, die mit dem kranken Thiere in Berührung kommen, oder mit seinen Flüssigkeiten, Blut, Schleim, besudelt werden, sind Träger der Ansteckung. Auch durch Nahrungsmittel, besonders Rauhfutter, das mit milzbrandigen Thieren in Berührung kam, und Trinkwasser, das mit milzbrandigen Theilen verunreinigt ist, kann die Krankheit übertragen werden. Pflanzenfresser — Rinder, Schafe, Ziegen und Pferde und die wildlebenden Grasfresser — Reh und Hirsch — haben größere Disposition für den Anthrax als die Omnivoren: Schwein und Mensch. Noch geringere ist den Fleischfressern, der Katze und dem Hunde, eigen.

Der Milzbrand kommt unter allen Breitegraden, in den äußersten bewohnten Polarländern wie unter den Tropen vor; in Europa ist er am stärksten in Rußland und Sibirien verbreitet. Auch in Deutschland tritt er in allen Staaten und meist alljährlich auf. In den Jahren 1875/76 und 1876/77 herrschte er in Preußen am verbreitetsten in den Provinzen Posen, Schlesien und am Rhein. In letzterem Jahre sind im ganzen Umfang der preußischen Monarchie 34 Pferde, 1285 Rinder, 1928 Schafe und 403 Schweine der Krankheit erlegen. In Bayern kommt dieselbe vorzüglich auf den Alpenweiden um Tölz, Werdenfels, Weilheim und Miesbach vor. In den Jahren 1875, 1876 und 1877 wurde er in 468 Fällen beobachtet, von denen 202 auf Oberbayern und 97 auf Unterfranken trafen. Davon sind nur 42

Digitized by Google

Thiere genesen, 133 wurden getödtet und 293 sind gefallen. Im Königreich Sachsen wurde im Jahre 1877 der Milzbrand bei 112 Thieren meist Rindern, in Württemberg in demselben Jahre bei 61 Rindern und einem Schweine beobachtet. Höchst verheerend tritt der Milzbrand zeitweise unter dem Wildstand auf. So erlagen im Jahre 1874 65 Procent des Wildstandes (von 2729 1780 Stück) Roth- und Damwild im Regierungsbezirk Potsdam. Im königlichen Thiergarten zu Grunewald fielen von 1800 Stücken 1219, davon 825 in der Zeit vom 2. bis 12. Juli. Die Fälle von Uebertragung des Milzbrandes von kranken Thieren auf Menschen sind nicht sehr häufig. Es werden vorzüglich diejenigen Berufsarten betroffen, die mit lebenden und todten milzbrandigen Thieren zu thun haben: Viehknechte, Thierärzte, Abdecker und Arbeiter in Werkstätten, wo Abfälle und Theile milzbrandiger Thiere, wie Häute, Haare, Wolle verarbeitet werden: Gerber, Kürschner, Seifensieder. Im Jahre 1875/76 wurden in Preußen 32 Menschen mit Milzbrand inficirt, von denen 16 starben, im Jahre 1876/77 39, von denen 13 demselben erlagen. In Bayern kamen in dem obenangeführten Zeitraum 7 Milzbranderkrankungen bei Menschen vor, von denen 2 tödtlichen Ausgang nahmen.

Der Milzbrand tritt in verschiedenen Formen auf, welche man in zwei größere Gruppen unterschieden hat. In die erste brachte man Fälle, die unter heftigen Fiebererscheinungen, beschleunigtem Athem, Zittern und Convulsionen der Muskel, Blutausfluß aus Maul, Nase und After oft schon in kurzer Zeit zum Tode führen. Von diesem als Milzbrandfieber bezeichneten Verlauf unterschied man die Fälle, in welchen locale Veränderungen auf der Haut und den Schleimhäuten: Carbunkel, (mit blutigjauchiger Flüssigkeit gefüllte Blasen), rothlaufartige Anschwellungen an verschiedenen Körpertheilen, der Ausfluß von mißfarbigem, übelriechendem Schleim und Jauche aus dem Munde und After in die Erscheinung treten. Letztere ziehen sich meist mehr in die Länge und gehen öfter in Genesung über. Diese ist die gewöhnlich beim Menschen vorkommende Form, die des Carbunkels. Sie äußert sich in ausgebreiteten, rothlaufartigen Entzündungen und der Entwickelung von Knoten, die sich zu mit blutiger Jauche gefüllten Blasen ausbilden, an der Körperoberfläche. Ihre Behandlung ist zunächst eine äußerliche. Diese Milzbrandblattern müssen bis in das gesunde Fleisch hinein ausgeschnitten und die ganze kranke Hautstelle muß sorgfältig mit rauchender Salpetersäure, caustischem Kali und Carbolsäure geätzt werden. Gegen die Fiebererscheinungen reicht man innerlich Chinin und tonisirende Mittel: Wein und Eisen. Zur Verhütung der Krankheit wird die Befolgung der in den meisten europäischen Staaten eingeführten gesetzlichen Vorschriften genügen.

Seltener noch als der Milzbrand wird der Rotz, eine specifische Infectionskrankheit der Pferde, die sich überall, wo das Pferd gehalten wird, findet, auf den Menschen übertragen. Sie kommt außer beim Pferd bei den übrigen Thieren des Pferdegeschlechts: Esel und Maulthier vor und ist auf den Menschen und sämmtliche Hausthiere, mit Ausnahme des Rindes, übertragbar. Die Krankheit localisirt sich auf der Nasenschleimhaut in der Gestalt von knotigen Anschwellungen und Geschwüren mit ausgezackten Rändern und speckigem Grunde und eben solchen Geschwülsten, Pusteln und Abscessen an verschiedenen Stellen der Haut und durch unscheinbare entzündliche Herde in den Lungen. Der anfänglich dünne, schleimige,

Digitized by Google

später dickflüssige, blutig-eiterige, übelriechende Ausfluß aus der Nase verläuft entweder acut mit Schüttelfrost und darauffolgendem intensivem Fieber oder chronisch mit allgemeiner Abspannung und Abmagerung, die nach vielen Wochen zum Tode führen. Nur Menschen, welche mit rotzkranken Pferden in Berührung gekommen sind, erkranken unter denselben Erscheinungen wie die Thiere. Doch sind die Fälle des Auftretens der Krankheit bei Menschen sehr selten. Bei dem häufigen Vorkommen derselben bei Pferden in Preußen und Bayern in den letzten Jahren (in ersterem wurde sie im Jahre 1876/77 bei 2753, in Bayern während der Jahre 1875—1877 bei 978 Pferden constatirt) wird in den Berichten nirgend Uebertragung der Krankheit auf Menschen erwähnt. Nur ein 12jähriger Pferdejunge starb an Rotz in der Greifswalder Klinik.

Eine größere Zahl von Erkrankungen von Menschen wurde auch in den letzten Jahren in Folge des Bisses wuthkranker Hunde in Deutschland beobachtet. Im Jahre 1875/76, in welchem die Wuthkrankheit in Preußen häufig vorkam, wurden 12 Todesfälle von Menschen in den amtlichen Berichten erwähnt, im Jahre 1876/77, in welchem sie bei Hunden nicht so häufig beobachtet wurde, 10. In Bayern hat die Hundswuth in den drei aufeinanderfolgenden Jahren 1875 bis 1877 stetig in Folge der Hundesteuer abgenommen. Man zählte im Jahre 1875 458, 1876 241 und 1877 140 Fälle derselben. Neun gebissene Menschen sind in der Zeit an Wuth gestorben, ferner 15 Pferde, 102 Rinder, 58 Schafe, 21 Schweine und 7 Katzen. Nach der Erfahrung der letzten Jahre in Bayern ist das beste Mittel zur Verhütung dieser schrecklichen Krankheit die Verringerung der Hunde durch eine ergiebige Steuer.

Ueber das Eozoon.

Von
K. A. Zittel.
München.

Die Geologie ist eine Erzählung ohne Anfang und ohne Ende. Im Schooße der Zukunft liegt der Abschluß des endlosen Drama's begraben, über dessen Anfang uns keine Urkunde berichtet. Daß die Erde einstmals als glühender Feuerball den Weltraum durcheilte, wird heute nur noch von hyperskeptischen Geistern bezweifelt, aber über die Vorgänge während des Abkühlungsprocesses der feuerflüssigen Masse und der Entstehung einer festen Kruste können uns die Geologen keine befriedigende Auskunft ertheilen. Nicht einmal der sichere Nachweis der ursprünglichen Erstarrungskruste ist bis jetzt geglückt. Niemand kann mit Gewißheit sagen, ob an irgend einer Stelle der Erdoberfläche die ältesten durch unmittelbare Abkühlung entstandenen Gesteine der Beobachtung noch zugänglich sind. Man betrachtet allerdings gewisse Gneiße als solche, da sie unter allen Gebirgsarten die ältesten sind und den tiefsten Platz unter den im Lauf der Jahrtausende entstandenen Ablagerungen einnehmen. Immerhin bleiben aber die Schwierigkeiten einer genetischen Erklärung des Gneiß, welche sich mit dessen mineralogischer Zusammensetzung vereinbaren ließe, fast unüberwindlich, denn auf experimentellem Wege ist es bis jetzt nie gelungen, einen Gneiß oder Granit durch Abkühlung

Digitized by Google

eines feuerflüssigen Magma zu erlangen. Neue Gesichtspunkte wurden freilich durch Daubrée's epochemachende Versuche mit überhitzten Wasserdämpfen eröffnet. Wie unschuldig Wasser bei niedriger Temperatur als chemisches Reagens sein mag, in überhitztem Zustand leistet es als Lösungsmittel die erstaunlichsten Dinge. Verbindungen, welche sich gegen die stärksten Säuren unempfindlich verhalten, werden von Wasser, das über seine kritische Temperatur erwärmt ist, zersetzt und aufgelöst. Man hat Wasser in gläserne und eiserne Röhren eingeschlossen, dasselbe unter hohem Druck auf mehr als 400° C. erhitzt, und theils auf Glas, theils auf andere Silicate einwirken lassen. Auf solchem Wege konnten Krystalle von Feldspath, Quarz, Glimmer und anderen Mineralien, welche als Bestandtheile krystallinischer Gesteine vorkommen, künstlich hervorgerufen werden. Unter starkem Druck verändern manche chemische Verbindungen auch ihre Erstarrungsverhältnisse, so daß es wenigstens nicht unmöglich wäre, daß sich aus einem Magma von der Zusammensetzung des Gneiß oder Granit statt des schwer schmelzbaren Quarz zuerst der leichter flüssige Feldspath ausschiede, wie dies in der That bei beiden Gesteinen fast immer der Fall gewesen zu sein scheint.

Versetzen wir uns nun in jenes Stadium unseres Planeten zurück, wo die ganze heutige Wasserbedeckung in Dampfform die Oberfläche des glühenden Feuerballs umhüllte, so mußte diese mehrere Meilen hohe Dunstatmosphäre einen so bedeutenden Druck auf die tieferen Schichten ausüben, daß eine Erhitzung der Wasserdämpfe auf mehr als 400° C. leicht denkbar wird. In einem Meer von überhitztem Wasser wäre aber die Erstarrung eines schmelzflüssigen Magma zu Lava und einem anderen glasig-schlackigen Gestein unmöglich, denn die dem Erstarren nahen Massen würden aufgelöst und in einen Brei verwandelt, woraus sich Krystalle von Quarz, Feldspath u. s. w. abscheiden könnten und zwar je nach der chemischen Mischung und Temperatur der Grundmasse in verschiedener Größe und Menge. So lieferte nach der Ansicht mancher Geologen der primitive mit Wasser durchtränkte glühende Urbrei das Material zu den ältesten Sedimentgesteinen, zuerst zu Gneiß, später zu Glimmerschiefer und endlich bei zunehmender Abkühlung zu Urthonschiefer.

In anderer Weise denken sich Lyell und Cotta die Entstehung der genannten Urgesteine. Auch sie nehmen die Mitwirkung überhitzter Wasserdämpfe in Anspruch, jedoch nicht unmittelbar an der Oberfläche, sondern in der Tiefe der Erde und zwar erst lange nach der Entstehung des Materials, aus welchem jetzt die Gesteine der Urgneiß- und Schiefer-Formation bestehen. Nach dieser Anschauung existirt die ursprüngliche Erstarrungskruste der Erde überhaupt nicht mehr oder ist wenigstens an keiner Stelle zugänglich. Gneiß und Schiefergesteine sind die ältesten normalen Sedimentgebilde, hervorgegangen aus der mechanischen Zertrümmerung von früher vorhandenen unbekannten Erstarrungsgesteinen. Je mehr die Sedimente an Dicke zunahmen, desto stärker drückten die oberen Massen auf jene in der Tiefe. Die letzteren wurden gleichzeitig der Einwirkung der Hitze des glühenden Erdinnern und der aus demselben entweichenden Dämpfe ausgesetzt; sie sind überdies als Sedimentgebilde von Wasser durchtränkt, das allmälig seine kritische Temperatur überschritt und nun einen ehemaligen Sandstein in Gneiß, einen Schieferthon in Glimmer- oder Hornblendeschiefer durch Ummischung und Umkrystallisirung der vorhandenen Bestandtheile verwandelte.

Digitized by Google

Eine dritte, vorzüglich von Bischof vertretene Hypothese, sieht im Gneiß und den Urschiefern ebenfalls nur nachträglich veränderte normale Sedimentgebilde; allein während im vorigen Fall überhitztem Wasser und Erdwärme die Hauptrolle zugetheilt wird, glaubt Bischof alle Veränderungen auch bei normaler Temperatur durch gewöhnliches, in allen Sedimentgesteinen vorhandenes Sickerwasser und Bergfeuchtigkeit erklären zu können, wenn ihm nur genügender Druck und unermeßlich lange Zeiträume zur Verfügung stehen.

Es dürften diese Andeutungen genügen, um die Unsicherheit der Geologen über das Jugendstadium der Erde, bei Beginn ihrer Erstarrung zu zeigen. Noch räthselhafter indeß, als die Entstehung der Urgesteine ist jene der ältesten Organismen. Würde es gelingen, aus unorganischer Substanz durch generatio aequivoca belebte Wesen hervorzurufen, so wäre die Vermuthung berechtigt, daß auch die ältesten Organismen auf diesem Wege enstanden seien. Vorläufig sind jedoch alle Versuche in dieser Richtung fehlgeschlagen und so bleibt denn auch für das Erscheinen der Urzelle, aus welcher sich die ersten Pflanzen und Thiere entwickelten, nur ein weites Feld von Vermuthungen übrig. Ehe das Geheimniß der generatio aequivoca gelöst, besteht für den Geologen nur die Frage nach dem Wann, nicht aber nach dem Wie des Auftretens von Organismen.

Versteinerte Ueberreste ehemaliger Pflanzen und Thiere finden sich mehr oder weniger reichlich in allen urweltlichen Sedimentärgesteinen bis zu den tiefsten Schichten der Silurformation. Unter den Gesteinen der Silurzeit beginnen die fossilfreien Urschiefer und diese enblich werden unterlagert vom Gneiß.

Der Uebergang von den Silurgesteinen zu den versteinerungsfreien Thonschiefern ist in petrographischer Hinsicht so unmerklich, daß lediglich der Mangel an fossilen Organismen zur Unterscheidung beider dient. Eine Betrachtung der altsilurischen Versteinerungen läßt aber den Werth dieses Merkmals mehr als zweifelhaft erscheinen, denn dieselben rühren von sehr mannigfaltigen und zum Theil hochorganisirten Lebewesen her, welche nach der Descendenztheorie unter keinen Umständen als die Erstlinge der Schöpfung anerkannt werden können. Darwin und mit ihm die Anhänger der Transmutationslehre nehmen darum an, daß den altsilurischen Thieren und Pflanzen zahlreiche andere, tieferstehende Formen vorausgegangen seien, welche in der Bildungsperiode der Urschiefer oder vielleicht sogar des Gneiß gelebt hätten, deren Ueberreste jedoch durch chemische Veränderung der sie umschließenden Gesteine zerstört worden seien.

Naturgemäß richtete sich die Aufmerksamkeit der Geologen in erhöhtem Maße diesen Gesteinen zu und als im Februar 1865 die Nachricht bekannt wurde, es hätten sich in Canada im Gneiß Ueberreste organischen Ursprungs gezeigt, wurde diese Kunde als Bestätigung einer schon vielfach ausgesprochenen Vermuthung mit Interesse begrüßt. Der Entdecker derselben, Sir W. Logan, Direktor der geologischen Landesanstalt von Canada, hatte sie in einem Serpentin-Kalkstein gefunden, welcher der laurentischen Gneißformation eingelagert ist und tief unter den ältesten Schichten der Silurformation liegt. Dort bilden jene Fossilien unregelmäßig geformte Knollen von der Größe einer Wallnuß bis zu der einer Faust oder eines Kinderkopfes. Sie bestehen aus abwechselnden Streifen von Serpentin und Kalkspath und gleichen in ihrem Zusammenhang zu-

Digitized by Google

weilen einem ehemaligen Korallenriff. Professor Dawson in Montreal erhielt Proben dieser Gebilde und erklärte dieselben auf Grund eigenthümlicher Structurverhältnisse für organischen Ursprungs. Er legte ihnen den Namen Eozoon bei, um anzudeuten, daß mit der Entdeckung dieser ältesten Wesen ein Blick in die Morgenröthe des Lebens auf unserem Planeten eröffnet und das Dasein von Organismen in einer ungeheuer entfernten Zeit nachgewiesen sei.

Auch W. B. Carpenter in London, die erste Autorität im Gebiete der Histologie thierischer Hartgebilde und insbesondere der Foraminiferen, untersuchte das Eozoon und ertheilte der von Dawson geäußerten Ansicht seine unbedingte Zustimmung. Andere angesehene Zoologen, Paläontologen und Geologen in England und auf dem Continent erklärten sich gleichfalls für die Animalität des Eozoon's, welches bald auch im Gneiß des baierischen und böhmischen Waldes, in den Pyrenäen und Finnland entdeckt wurde.

Gegen den organischen Ursprung des Eozoon's erhoben übrigens Professor King und Rowney Protest und ihnen schlossen sich später Carter und Dr. Hahn an, indem sie das Eozoon für ein rein mineralisches Gebilde erklärten. Skeptisch gegen das laurentische Fossil verhielten sich auch eine Anzahl Geologen, welche zwar nicht direct in den Kampf eintraten, aber aus geogenetischen Gründen die Existenz von Organismen im Gneiß und Urschiefer bezweifelten.

Daß die Eozoonfrage keine einfache, bei oberflächlicher Betrachtung zu lösende sei, geht schon aus dem Umstand hervor, daß auf beiden Seiten wissenschaftliche Autoritäten von großem Gewichte stehen.

Für den organischen Ursprung des Eozoon's sprechen vorzugsweise morphologische Merkmale, gegen denselben werden mineralogische, morphologische und geologische Gründe ins Feld geführt.

Wenn wir zunächst die morphologische Uebereinstimmung des Eozoon mit gewissen Foraminiferen ins Auge fassen, so dürfen wir in Ablagerungen von so hohem Alter, wie Gneiß, keine unversehrte Erhaltung der feineren Structurverhältnisse erwarten, denn alle Versteinerungen aus den ältesten Formationen sind mehr oder weniger durch chemische Processe verunstaltet und theilweise zerstört.

In seiner äußeren, höchst unbestimmten und mannichfaltigen Erscheinung läßt sich das Eozoon mit keinem lebenden oder fossilen Organismus von ähnlichem inneren Aufbau vergleichen, aber die abwechselnde Wiederholung paralleler Schichten von Serpentin und Kalkspath erinnert an gewisse fossile und mit Gesteinsmasse ausgefüllte Foraminiferenschalen, wo gleichfalls vielkammerige Zellenschichten zuweilen in größerer Zahl übereinander folgen. Denkt man sich das Eozoon als großes Foraminiferengehäuse, in dessen hohle Zellen grüne Serpentinmasse nachträglich eindrang, während die Schale erhalten blieb, so müßten in letzterer die etwa noch vorhandenen Reste der feineren Structur zu beobachten sein. In der That ziehen sich auf der Grenze der Serpentin- und Kalkspathbänder dünne Schichten hin, welche aus feinen parallelen Fasern zusammengesetzt sind, meist senkrecht zu den Serpentinstreifen stehen und eine überraschende Aehnlichkeit mit der röhrig-porösen Structur gewisser Foraminiferenschalen besitzen. Carpenter bezeichnete diese Faserschichten geradezu als „Nummulitenwand" der Eozoonkammern und vergleicht die Fasern mit injicirten Röhrencanälchen fossiler Foraminiferen.

Digitized by Google

Noch bemerkenswerther, als diese Faserschichten, sind vieläftige, meist mit Serpentin ausgefüllte gröbere Canäle, welche von den parallelen Serpentinstreifen ausgehend in die dicken Kalkspathlamellen fortsetzen und sich dort mehrfach vergabelnd baumförmig ausbreiten. Aehnliche Canäle hatte Carpenter bei verschiedenen lebenden und fossilen Foraminiferen beobachtet. Da sich nun einerseits die Entstehung äftiger Canäle von regelmäßiger Form auf anorganischem Wege kaum erklären läßt und andererseits gewisse Foraminiferen die gleiche Combination von fein-poröser Schale und gröberen Canälen darbieten, so hielten sich Dawson und Carpenter für berechtigt, das Eozoon den Foraminiferen und somit der Protozoen-Klasse der Rhizopoden zuzutheilen.

Von mineralogischer Seite fehlte es nicht an Einwänden gegen diese Deutung. Vor Allem erregte die Ausfüllung der Kammern und Canäle durch ein so überaus schwer lösliches Mineral, wie Serpentin, gerechtes Bedenken. Während man Serpentin öfters als Gebirgsart in großen Massen oder als Zersetzungsproduct aus Olivin in plutonischen Gesteinen nachweisen kann, ist derselbe noch nie als Ausfüllungsmittel von Versteinerungen beobachtet worden und fehlt überhaupt allen Sedimentärgesteinen mit unzweifelhaften organischen Einschlüssen. Durch Umwandlung geht der Serpentin selbst leicht in Chrysotyl oder Asbest über und namentlich das erstere Mineral bildet häufig feine die Grundmasse durchsetzende oder umsäumende Bänder. King, Rowney und Hahn erklärten darum die sog. Nummulitenwände des Eozoon für Chrysotilstreifen, nicht aber für feine, mit Gestein injicirte Röhrchen. Zu Gunsten dieser Ansicht machte dann Carter noch geltend, daß die Chrysotilfasern nicht immer senkrecht, sondern zuweilen auch parallel zu den Serpentin- und Kalksteinstreifen verlaufen, was unvereinbar sei mit der Röhrenstructur einer Foraminiferenschale. Als weiterer bedenklicher Umstand wurde ferner hervorgehoben, daß die Chrysotilbänder nicht nur die Serpentinlamellen umgeben, sondern dieselben auch in ganz unregelmäßiger Weise quer durchziehen.

Immer blieben jedoch die gröberen äftigen Canäle in den Kalkzwischenräumen als eine Erscheinung zurück, welche sich schwer ohne organische Mitwirkung erklären ließ, und obwohl Hahn ähnliche Bildungen auch im Gneiß, Granit und Syenit zu sehen glaubte, so fehlte dieser Beobachtung doch die Bestätigung durch andere Petrographen.

Die bisherigen Einwürfe waren nicht gewichtig genug, um die Argumente Carpenter's und Dawson's zu entkräften und die Animalität des Eozoon's mit Sicherheit zu widerlegen. Letztere war auf morphologische Merkmale gestützt und nur auf morphologischem Boden konnte ein erfolgreicher Kampf gegen die Anhänger des Morgenröthenthierchens geführt werden. Einem deutschen Zoologen, Professor Moebius, dessen Name mit der Beseitigung des Bathybius aus der biologischen Literatur rühmlich verknüpft ist, war es beschieden, den Streit über die Natur des Eozoon zum endgültigen Austrag zu bringen. In einer prächtig illustrirten Abhandlung*) stellt Moebius alle an den besten Eozoonpräparaten zu beobachtenden Verhältnisse nochmals bildlich dar und kommt nach eingehenden Studien zu dem Schlusse, die vermeintliche „Nummulitenwand" der Serpentinlamellen bestehe

*) Palaeontographica, herausgegeben von Dunker u. Zittel. Bd. XXV. 1878.

Digitized by Google

aus dicht gedrängten parallelen Chrysotilkrystallen, welche in keiner Weise als Ausfüllungen feiner Porencanäle gedeutet werden können, auch seien die vielbesprochenen „ästigen Canalsysteme" durchaus keine injicirten Röhren, sondern stenglige und plattige Gebilde von irregulärer Form, welche nur in Durchschnitten das Aussehen von Canälen annehmen. Durch Entfernung des Kalkspathes mittelst Säure können diese Stengel und Platten isolirt und von allen Seiten untersucht werden. Die theilweise mit Fuchsin gefärbten Präparate von Moebius, welche in einer Reihe von Abbildungen dargestellt sind, lassen an der Richtigkeit dieser Beobachtungen keinen Zweifel übrig. Damit wird aber der Vergleich mit den Canälen der Foraminiferenschalen hinfällig und zugleich dem Eozoon jene Grundlage entzogen, auf welche seine animalische Natur vorzugsweise basirt war.

Schließlich bleibt noch eine kurze Würdigung der geologischen Verhältnisse übrig, unter denen das Eozoon vorkommt. Die serpentinreichen Kalksteine, welche das fragliche Fossil enthalten, bilden überall Einlagerungen im Gneiß und sind allem Anschein nach mit jenem gleichaltrig. Dadurch werden wir aber zu dem Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zur Genesis des Gneiß und zu der Frage zurückgeführt, ob sich mit jener die Existenz organischer Wesen verträgt.

Wäre es bewiesen, daß der Gneiß die älteste, in einem Meer von überhitztem Wasser entstandene Sedimentablagerung ist, so wäre damit auch die Animalität des Eozoon's ausgeschlossen, denn daß in einem Fluidum von wenigstens 400 ° C. keine Organismen gedeihen können, bedarf keiner weiteren Begründung.

Die Annahme der thierischen Natur des Eozoon verträgt sich demnach nur mit jenen Hypothesen, welche im Gneiß ein normales Sedimentgestein erblicken, das durch spätere Einwirkung verändert und in seinen jetzigen Zustand versetzt wurde. Für die Eozoonfrage bleibt es völlig gleichgültig, ob wir uns die nachträgliche Metamorphose eines ursprünglichen Sandsteins in Gneiß unter starkem Druck und hoher Temperatur in der Tiefe der Erde oder unter normalen Verhältnissen durch Sickerwasser vorstellen wollen, das viele Millionen von Jahren hindurch seine chemische Thätigkeit ungestört ausüben konnte.

Alle Bedenken gegen die organische Natur des Eozoon's, welche vom rein mineralogischen und geologischen Standpunkt geltend gemacht wurden, erschienen den Morphologen bisher nicht gewichtig genug, um das Eozoon fallen zu lassen; war es doch so verführerisch, im Gneiß einen Vertreter des niedersten Stammes des Thierreichs nachzuweisen, der mit einiger Wahrscheinlichkeit als Vorläufer und Ahne der altsilurischen Versteinerungen gedeutet werden konnte. Nachdem jedoch Moebius die Astcanäle und die Nummulitenwände, also gerade diejenigen Merkmale, auf welche sich die Foraminiferen-Aehnlichkeit des Eozoon's stützte, als mineralische Bildungen gekennzeichnet hat, dürften wol die meisten Paläontologen, welche wie ich selbst früher für die Animalität des Eozoon's eingetreten waren, in dem Lager ihrer bisherigen Widersacher zu finden sein.

Digitized by Google

Ueber Wirkungen des Lichtes auf die Pflanzen.

Von
Eduard Strasburger.

Von jeher richteten die Menschen mit besonderer Andacht ihre Augen gegen Osten, die Gegend des anbrechenden Tages und verehrten in der Sonne die Quelle alles Lebens. Es war ja augenscheinlich, daß die Existenz aller Wesen an der Sonne Licht und Wärme gebunden und daß ewige Nacht gleichbedeutend mit ewigem Tode sei.

Mit Freuden begrüßen wir daher Eos, die Göttin mit den rosigen Fingern, die Vorläuferin des Sonnengottes, wenn sie am Horizont erscheint, den jungen Tag zu verkünden. Ihr galten Hymnen und Gesänge! denn ein befreiendes Gefühl bemächtigt sich unserer Seele, wenn vor der aufgehenden Sonne die Schatten der Nacht entfliehen, den Sieg des Lichtes über die Finsterniß verheißend.

Doch gilt es mir hier nicht, die großartigen Naturerscheinungen zu schildern, welche den Anbruch des Tages begleiten, die Heldenthaten der Sonne zu preisen, vielmehr dieselbe in ihrer kleinen, unscheinbaren, den Meisten unbekannten Arbeit innerhalb der Pflanzen zu verfolgen.

Daß die Natur das Größte in den kleinsten Dingen leiste, lehrt schon ein alter Spruch, den wir auch hier bewahrheitet finden sollen, denn von der stillverborgenen Arbeit der Sonne innerhalb der pflanzlichen Zellen hängt die Existenz der ganzen lebenden Welt und schlechterdings auch die unsrige ab. Nur im Lichte vermag die Pflanze zu assimiliren, oder um mich gleich anders auszudrücken, nur im Lichte ist die Pflanze befähigt, aus gewissen leblosen Stoffen Substanztheile ihres Körpers zu bilden.

Nur die grüngefärbten Pflanzen assimiliren und so ist an die Existenz der grünen Pflanzen diejenige aller farblosen Gewächse und diejenige aller Thiere gebunden.

Denn so weit ein Geschöpf nicht selbst assimiliren kann, ist es auf bereits assimilirte Nahrung angewiesen, ob es dieselbe nun direct aus der grünen Pflanze schöpft, ob indirect aus anderen Thieren, die ja schließlich doch von assimilirter Pflanzenkost leben müssen.

Die Assimilation innerhalb der grünen Pflanzen kann nur im Lichte erfolgen, denn dieses giebt die Kräfte her, die für diese Arbeit nothwendig sind.

Die Lichtstrahlen dringen in das Gewebe der Pflanzen ein und werden dort absorbirt, d. h. sie werden dort verschluckt. Sie gehen aber nicht verloren, denn nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft kann Kraft ebensowenig schwinden, als sonst ein Theilchen körperlich faßbarer Substanz. Die verschluckten Lichtstrahlen werden also innerhalb der Pflanze in andere Kräfte verwandelt, in andere Arten der Bewegung überführt und so zur Arbeit der Assimilation verwendet.

Der Assimilationsvorgang in der grünen Pflanze besteht aber vornehmlich in der Zerlegung von Kohlensäure und Wasser und der Bildung sog. organischer Verbindungen aus den Bestandtheilen beider.

Die nöthige Kohlensäure schöpfen die Landpflanzen fast ausschließlich aus der sie umgebenden Luft, die Wasserpflanzen aus dem sie umspülenden Wasser.

Digitized by Google

Die Kohlensäure wird mit der ganzen grünen Oberfläche der Pflanze aufgenommen. Sie ist bekanntlich ein farbloses Gas, das in geringer Menge sich in unserer Atmosphäre befindet. Man rechnet etwa 3 Theile Kohlensäure auf 10 000 Theile atmosphärischer Luft. Die Kohlensäure besteht aus Kohlenstoff und Sauerstoff.

Diese beiden Elemente haben eine große Verwandtschaft zu einander und halten in der Kohlensäure sehr fest zusammen, so daß eine bedeutende Kraft dazu gehört, um einen Theil des Sauerstoffes der Kohlensäure zu entreißen. Diese Kraft giebt die Sonne her, unter ihrem Einfluß wird die Kohlensäure in der Pflanze zerlegt. Die Pflanze hält den Kohlenstoff und zwar nach neueren Anschauungen mit der einen Hälfte des Sauerstoffes noch verbunden zurück und scheidet die andere Hälfte des Sauerstoffes in Gasform aus, so daß diese in die umgebende Luft entweichen kann.

Trotz der geringen Menge Kohlensäure in unserer Atmosphäre ist die Masse von Kohlenstoff, die sich in den Pflanzen anhäuft schließlich eine ganz enorme, was sich aus dem Umstande erklärt, daß die Kohlensäure in den Pflanzen sofort nach ihrem Eintritt, hinlängliches Licht vorausgesetzt, zerlegt wird, somit in der Pflanze als solche verschwindet und die Pflanze daher ununterbrochen eine Anziehung auf die Kohlensäure der umgebenden Atmosphäre ausüben kann.

So kommt es denn, daß ungefähr die Hälfte des Gewichtes einer Pflanze, wenn man dieselbe nach zuvorigem Austrocknen wägt, aus Kohlenstoff besteht.

Das beste Bild von den Mengen des Kohlenstoffs, welche die Pflanzen aufspeichern können, bieten uns wol die Steinkohlenlager, denn auch deren Kohle stammt ausschließlich von Pflanzen und ist durch die Thätigkeit derselben im Lichte aus der Kohlensäure der Atmosphäre gewonnen worden.

Freilich ist durch neuere Untersuchungen wahrscheinlich gemacht worden, daß zur Zeit, da sich die Steinkohlenlager bildeten, die Mengen von Kohlensäure in der atmosphärischen Luft erheblich größer als in der Gegenwart und die Processe der Assimilation in den Pflanzen dem entsprechend ergiebiger waren.

Auch jetzt gelingt es noch, Pflanzen zur rascheren Assimilation zu bewegen, wenn man dieselben in eine kohlensäurereichere Atmosphäre bringt. Es darf aber diese Kohlensäurezufuhr bestimmte Maße nicht überschreiten, im besten Falle nicht 10 pCt., weil der Assimilationsproceß sonst wieder sinkt und die Pflanze weiterhin zu leiden beginnt.

Das für die Assimilation nothwendige Wasser schöpft die Pflanze vornehmlich mit der Wurzel aus dem Boden und zwar sind es die mit den Bodentheilchen verwachsenen Wurzelhaare, welche diesem Geschäfte obliegen. Sie entziehen vermöge ihres intimen Zusammenhanges mit den Bodentheilchen selbst einem solchen Boden noch Wasser, der für unser Gefühl fast trocken erscheint. Daher ist es so schwer, Gewächse während der Vegetationszeit zu verpflanzen, die Wurzelhaare werden auch bei der größten Vorsicht verletzt und können nicht rasch genug durch neue ersetzt werden, so daß die Pflanze welken muß.

Das Wasser besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff. Die Verbindung dieser beiden Gase zu Wasser ist aber jedenfalls eine noch viel festere als diejenige des Sauerstoffs und Kohlenstoffs in der Kohlensäure. Auch hier rühren wieder vom Licht die nöthigen Kräfte her, um die beiden Elemente des Wassers von einander zu trennen.

Digitized by Google

Der Wasserstoff wird von der Pflanze zurückgehalten, der ganze Sauerstoff aber ausgeschieden; aus dem bei der Zersetzung der Kohlensäure entstandenen Kohlenoxyd und dem vom Wasser stammenden Wasserstoff bildet die Pflanze ihre ersten Assimilationsproducte. Diese Assimilationsproducte sind demgemäß sauerstoffärmer als die Verbindungen, aus denen sie hervorgingen. Die Menge des ausgeschiedenen Sauerstoffes ist dem Volumen nach gleich der Menge der aufgenommenen Kohlensäure. Kommt assimilirte Pflanzensubstanz in Bedingungen, unter welchen sie mit dem ausgeschiedenen Sauerstoff sich wieder verbinden kann, so werden hierbei die Kräfte frei, die für die Lostrennung des Sauerstoffes zuvor nothwendig waren. Diese Kräfte schlummern somit in den Assimilationsproducten der Pflanze als Vorräthe, welche zur späteren Verwendung kommen können.

Aus diesen Vorräthen schöpft die Pflanze selbst das Material, um die Arbeit der Neubildung und des Wachsthums ihrer Organe leisten zu können; aus derselben Quelle schöpfen aber auch die sämmtlichen Thiere die nöthige Kraft zum Leben.

Die beste Vorstellung von den in den Pflanzenstoffen aufgespeicherten Kräften gewinnen wir, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es ja eben diese Kräfte sind, die wir in so großem Maßstabe für den Betrieb unserer Industrie und für den täglichen Hausbedarf verwerthen.

Wenn wir Holz in den Ofen legen und durch Annäherung einer Flamme hinreichend stark erwärmen, so haben wir es in Bedingungen gebracht, unter denen eine Verbrennung desselben, d. h. eine Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft stattfinden kann. Bei dieser Verbrennung entsteht der Hauptsache nach wieder Kohlensäure und Wasser, also diejenigen Verbindungen, aus denen die Pflanzensubstanz entstanden ist. Die Kraft, die zur Bildung der letzteren nothwendig war, wird aber als Licht und Wärme frei. Könnten wir dieselben in mechanische Arbeit vollständig umsetzen, so würde diese genau das Maß für die Arbeit abgeben, welche die Sonnenstrahlen in der Pflanze zu leisten hatten.

Verbrennen wir Steinkohlen, so befreien wir aus denselben Kräfte, die seit Millionen von Jahren gebannt in denselben liegen. Es wird die Arbeit derjenigen Sonnenstrahlen frei, welche einst noch die Wälder riesiger Schachtelhalme, Farne und abenteuerlicher Bärlappgewächse beschienen.

Die in der Pflanze unter dem Einflusse des Sonnenlichtes gebildete Substanz wird aber auch im Pflanzenkörper selbst langsam verbrannt, um für dessen Lebensprocesse nutzbar gemacht zu werden. Diese Lebensprocesse fordern eine nicht geringe Kraft, die selbst enormen Werth erreichen kann, wo es sich um die Arbeit in großen Pflanzenkörpern handelt.

Der Baum nimmt Wasser aus dem Boden und muß dasselbe bis in die höchsten Wipfel seiner Krone heben, wo es an der Oberfläche der Blätter verdunstet. Die Arbeit ist keine andere als die einer Maschine, welche das Wasser zu gleicher Höhe emporzupumpen und dort in Dampf zu verwandeln hätte. Von experimentell gewonnenen Zahlen ausgehend kann man annehmen, daß das Gewicht des verdunsteten Wassers schon nach wenigen Tagen das Gewicht des ganzen Baumes erreicht. Die Kraft, welche durch die Verdunstung eines Morgen Wald während 120 Sonnentagen verzehrt wird, schätzte man gleich der Leistung von 1460 Pferden, die während der gleichen Zeit zu den Tagesstunden gearbeitet hätten.

Digitized by Google

In Folge der langsamen Verbrennung innerhalb der Pflanze findet auch in dieser eine ununterbrochene Bildung von Kohlensäure statt, ganz so wie bei der Verbrennung im Ofenraum der Maschinen.

Wir bezeichnen diesen Vorgang als Athmung, weil er mit der Athmung der Thiere übereinstimmt. Am Tage wird die Athmung in den grünen Pflanzen durch die Assimilation verdeckt, weil letztere ergiebiger ist, und kann nur im Dunklen zur Anschauung gebracht werden.

Die nichtgrünen Pflanzen, welche unfähig sind zu assimiliren, scheiden somit Kohlensäure auch im Lichte aus. Dasselbe läßt sich an solchen Theilen der grünen Pflanzen, welche des grünen Farbstoffes entbehren, nachweisen. Hin und wieder können solche Theile in Folge gesteigerter Verbrennungsvorgänge sich sogar merklich erwärmen. Das beste Beispiel dieser Art bietet der Blüthenkolben der Aroideen. Die in unseren Zimmern oft cultivirte Calla aethiopica zeigt bekanntlich einen gelben Kolben innerhalb einer blendend weißen Scheide. Zur Zeit, wo die Staubgefäße reifen, steigt die Temperatur des Kolbens um mehrere Grade, so daß er schon beim Anfassen mit der Hand merklich wärmer als die ihn umgebende Luft erscheint. Bei gewissen Pilzen ist mit dem geschilderten Verbrennungsproceß sogar eine schwache Lichtentwickelung verbunden. Sie wird erst im Dunklen sichtbar, als weißer, bläulicher oder grünlicher Schimmer. In Südfrankreich leuchten auf diese Weise einzelne Hutpilze unter den Oelbäumen; aber auch das nicht selten beobachtete Phosphoresciren modernden Holzes rührt nur von den Pilzfäden her, welche dieses Holz durchziehen. Die Phosphorescenz-Erscheinungen sind übrigens im Thierreich weit mehr als im Pflanzenreich verbreitet und ihnen ist unter anderem das herrliche Leuchten des Meeres zu danken, das so manchen Reisenden schon in Entzücken versetzte.

So wird mir eine Nacht im Golfe von Smyrna unvergeßlich bleiben, in welcher alle Zauber des Meeres wie entfesselt schienen, jeder Wellenkamm sich in flüssiges Gold auflöste und lange Feuerstreifen die Wege des Schiffes bezeichneten.

Alle nicht grün gefärbten Pflanzen müssen als Parasiten auf den grüngefärbten leben und ihnen mit besonderen Saugorganen Nahrung entziehen, oder sie wachsen als sog. Saprophyten auf sich zersetzenden organischen Substanzen.

Auch die im Frühjahr sich entfaltenden Knospen eines Baumes leben auf Kosten der im Vorjahr durch die grünen Blätter gebildeten Nahrung. Diese wurde als Reservestoff an besonderen Stellen der Pflanze aufgespeichert, um im Frühjahr verzehrt zu werden, bis daß die jungen Blätter das Geschäft der Assimilation übernehmen können.

So speichern auch unsere Stauden im Herbst Nährstoffe in den unterirdischen Behältern: Knollen, Zwiebeln und dergleichen auf, und bilden auf deren Kosten im Frühjahr neue Triebe.

Dem Keim im Samen wird ebenfalls ein Capital in Reservestoffen von der Mutterpflanze mit auf den Weg gegeben; aus diesem schöpft er bei seiner Entfaltung die nöthigen Kräfte. Die Selbständigkeit des jungen Pflänzchens beginnt erst mit dem Augenblick, wo es seine ersten jungen Blätter im Lichte entfaltet hat.

Diese Vorsorge der Pflanze für das kommende Jahr, für die kommenden Geschlechter beutet der Mensch für seine Zwecke aus, indem er sich die aufgespeicherten Kraftvorräthe aneignet.

Digitized by Google

Lassen wir einen Samen im Dunklen keimen, so dauert seine Entwickelung nur so lange fort, bis alle Nährstoffe verbraucht sind; dann geht die Pflanze zu Grunde, ohne auch nur zu ergrünen, denn in den allermeisten Fällen ist zur Bildung des grünen Farbstoffes der Einfluß des Lichtes ebenfalls nothwendig. Die im Dunklen erzogene Pflanze ist gelb, ihre Stengel meist übermäßig verlängert und schmächtig, was man Alles mit der Bezeichnung vergeilt charakterisirt.

Trotzdem nun jede Pflanze auch im Lichte einen Theil der gebildeten Stoffe selbst verzehrt, bleibt doch ein erheblicher Ueberschuß noch übrig, wie die fortgesetzte Massenzunahme des Pflanzenkörpers zeigt.

Von diesem aufgespeicherten Ueberschuß lebt die ganze Welt der Thiere. Diese können nur organische Nahrung verarbeiten, sie verbrennen dieselbe in ihrem Körper und machen so die Kräfte frei, die für den Aufbau und die Erhaltung ihres Leibes, die Entfaltung ihres körperlichen wie ihres geistigen Lebens nothwendig sind.

Sie athmen in die Atmosphäre die Kohlensäure und den Wasserdampf wieder aus, welche die Pflanze zur Bildung der organischen Substanz gebraucht hatte und beschließen so den großartigen Kreislauf des Lebens, der das Gleichgewicht innerhalb der organischen Natur erhält.

Wir werfen nunmehr die Frage auf, in welchen Organen der grünen Pflanze der Assimilationsproceß vor sich geht.

Die anatomische Untersuchung zeigt uns, daß die grüne Färbung der Pflanzen von ebenso gefärbten Gebilden herrührt, welche meist die Gestalt von kugeligen, ovalen oder scheibenförmigen Körnern zeigen.

Diese Körner liegen im Innern der Pflanzenzellen, gewöhnlich längs der Wandung, im farblosen Protoplasma eingebettet.

Behandelt man sie mit Alcohol, so nimmt dieser den grünen Farbstoff auf und die Körner bleiben ungefärbt zurück.

Wir bezeichnen den Farbstoff als Chlorophyll. Der mit Chlorophyll gefärbte Alcohol zeigt bei hinlänglicher Concentration der Lösung, in durchfallendem Lichte eine schöne, smaragdgrüne Färbung, in auffallendem Lichte erscheint er blutroth.

Dieser Unterschied der Färbung, je nachdem man die Lösung zwischen die Lichtquelle und das Auge hält oder sie im reflectirten Lichte betrachtet, beruht auf einer merkwürdigen optischen Eigenschaft, die wir als Fluorescenz bezeichnen.

Schon geringe Mengen Chlorophyll reichen aus, um große Massen Alcohol intensiv zu färben, denn das Chlorophyll besitzt stark tingirende Eigenschaften und trotz der sattgrünen Färbung der Pflanzen ist es in so geringen Mengen in denselben vorhanden, daß der alcoholische Extract aus sämmtlichen Blättern eines ausgewachsenen Baumes, kaum genug Farbstoff liefert, um eine chemische Analyse desselben zu ermöglichen. Die nach der Behandlung mit Alcohol entfärbt zurückgebliebenen Körner, werden, wie leicht nachzuweisen ist, aus Protoplasma, dieser eiweißhaltigen Grundsubstanz der organischen Zelle gebildet.

Wir finden innerhalb derselben noch kleinere Körnchen eingeschlossen und diese bestehen aus Stärke.

In den lebenden, grüngefärbten Protoplasmakörnern spielt sich der Vor-

Digitized by Google

gang der Assimilation ab; die Stärke im Innern dieser Körner ist das erste leicht sichtbare Product der Assimilation.

Ich sage leicht sichtbare, denn es wird durch neuere Untersuchungen nahegelegt, anzunehmen, daß zwischen diesen Stärkekörnchen und den wirklich ersten Producten der Assimilation noch mehrere Zwischenzustände liegen. Die Stärkekörnchen entstehen unter dem Einflusse des Lichtes. Bringt man eine Pflanze, die reichlich Stärke in ihren Chlorophyllkörnern führt, ins Dunkle, so ist schon nach wenigen Tagen alle Stärke aus den Chlorophyllkörnern geschwunden; wird die Pflanze dem Einflusse des Lichtes wieder ausgesetzt, so läßt sich schon nach wenigen Stunden Neubildung von Stärke nachweisen.

Wie im Dunkeln, so wird sicher auch im Lichte die in den Chlorophyllkörnern gebildete Stärke stetig wieder gelöst, um als Material für weitere Verbindungen verwendet zu werden, doch überwiegt im Lichte der Vorgang der Stärkebildung, daher derjenige der Stärke-Auflösung nicht sichtbar zu machen ist.

Versuche mit Pflanzen, die im Dunklen den Stärkegehalt ihrer Chlorophyllkörner zuvor eingebüßt hatten, lehren, daß im Lichte einer bestimmten, aber für die verschiedenen Pflanzen verschiedenen Helligkeit, die Neubildung der Stärke am raschesten vor sich geht.

Für Schattenpflanzen liegt dieses Helligkeitsmaß tiefer als für solche Pflanzen, die gewohnheitsgemäß im vollen Sonnenlichte wachsen. Aber selbst die letzteren werden wol nicht in vollem Sonnenlichte das Maximum ihrer Leistung aufzuweisen haben.

Weitere Steigerung der Lichtintensität, etwa durch Einschalten von Brenngläsern, auch wenn Sorge dafür getragen wird, daß diese nicht eine merkliche Steigerung der Temperatur veranlassen, wirkt für alle Fälle schädlich, ja tödtlich auf die Pflanzen ein. Der grüne Farbstoff wird zunächst zerstört, dann auch der ganze Zellenleib vernichtet.

Andererseits fiel es den Beobachtern wiederholt auf, daß je nach Verschiedenheit der Lichtstärke die Intensität der grünen Färbung der Pflanzen sich verändern kann. — Ein von directen Sonnenstrahlen getroffenes Tabaksblatt zeigte beispielsweise einen dunklen Streifen, der dem Schatten eines vor diesem Blatte hängenden Thermometers entsprach.

Legte man nun Bleiblättchen auf solche Tabaksblätter, so konnte man nach Verlauf etwa einer halben Stunde, beliebige Figuren in dunklerer Schattirung auf denselben hervorrufen, Figuren welche freilich rasch wieder schwanden, wenn man die Bleiblättchen entfernte.

Die mikroskopische Untersuchung hat gezeigt, daß solche Abstufung des Farbentons durch eine veränderte Lagerung der Chlorophyllkörner innerhalb der Zelle veranlaßt wird. Die Chlorophyllkörner sind hierbei nur passiv von dem farblosen Protoplasma, in welchem sie eingebettet liegen, geführt; dieses bewegt sich aber unter dem Einfluß des Lichtes.

Man hat auch zu erfahren gesucht, welche Strahlen im Sonnenlichte es sind, die den Vorgang der Assimilation innerhalb der Chlorophyllkörner anregen. Dieses festzustellen war nicht leicht und hat viele und mannigfaltige Versuche erfordert, die mir interessant genug scheinen, um hier geschildert zu werden. Freilich bin ich hierbei genöthigt, in das Gebiet der Physik etwas hinüberzugreifen.

Digitized by Google

Nach der Ansicht der Physiker besteht das weiße Sonnenlicht aus Strahlen verschiedener Qualität, die sich durch die Weite ihrer Schwingungen und durch ihre Brechbarkeit unterscheiden. Diese Strahlen wirken in demselben Maße auch verschieden auf unser Auge ein und rufen die Empfindung verschiedener Farben hervor. Zusammen gemischt geben sie weiß; benutzen wir aber die verschiedene Brechbarkeit der Strahlen, um sie mit Hilfe eines Glasprisma auseinander zu bringen, so kommen die einzelnen Farben zum Vorschein. Dasselbe geschieht, wenn ein Theil der Strahlen durch irgend welches Mittel zerstört wird. Da sie nur alle zusammen weiß geben, so muß eine andere Farbe entstehen, sobald dieser oder jener Theil der Strahlen fehlt.

Auf solcher Ursache beruht auch die verschiedene Färbung der uns umgebenden Gegenstände. Sie verschlucken einen Theil der Lichtstrahlen, von denen sie getroffen werden, werfen den anderen Theil zurück und dieser bestimmt nun die Farbe.

In dem Sonnenspectrum, d. h. dem durch das Prisma zerlegten Sonnenstrahl, unterscheiden wir bekanntlich 7, oder wol richtiger 8 Farben in der Aufeinanderfolge von Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett und Ultraviolett.

Diesseits des Roth, jenseits des Violett liegen im Spectrum noch viele Strahlen, die für unser Auge nicht sichtbar sind und die wir daher als dunkle bezeichnen. Die meiste Leuchtkraft für unser Auge besitzt das Gelb. Die größte Wärmewirkung kommt den dunklen Strahlen am rothen Ende zu, während die dunklen Strahlen am violetten Ende die kältesten sind.

Um nun festzustellen, welchen Strahlen die größte Bedeutung für die Assimilation zukommt, entwerfen wir in einem dunklen Zimmer ein Sonnenspectrum, trennen die einzelnen Abschnitte des Spectrum durch Schirme von einander und setzen die Versuchspflanze der Einwirkung dieser Abschnitte aus. Wie sollen wir aber die Kraft der Assimilation in der Pflanze messen?

Wir benutzen hierzu Wasserpflanzen und zählen, um möglichst rasch zum Ziele zu gelangen, die an der Basis der abgeschnittenen Zweige entweichenden Gasblasen. Wir wissen ja bereits, daß der Vorgang der Assimilation mit Sauerstoffausscheidung verbunden ist; die Masse des entweichenden Gases wird uns also die richtige Vorstellung von der Kraft der Assimilation geben können.

Wir stellen auf diesem Wege fest, daß die Größe der Wirkung ziemlich proportional ist der Helligkeit im Spectrum, d. h., daß derjenige Theil des Spectrum, der auf unser Auge den Eindruck der größten Helligkeit macht, auch derjenige ist, in welchem die Pflanze die meisten Gasblasen ausscheidet. Das Maximum der Wirkung liegt somit im Gelb und nimmt nach beiden Seiten im Spectrum ab, namentlich rasch nach dem blauen Ende. Im violetten Lichte zeigt sich die Assimilation nur noch in Spuren und hört im Ultraviolett ganz auf. Ebenso lassen sich im dunklen Ende bei Roth keine Wirkungen mehr nachweisen, ungeachtet hier die wärmsten Strahlen liegen.

Das Experiment ist ganz entscheidend; die starke Gasausscheidung hört rasch auf, wenn die Pflanze aus dem thätigen Theile des Spectrum in den unthätigen versetzt wird, und kann ebenso rasch in dem thätigen Theile wieder angeregt werden.

Digitized by Google

Da aber das Experimentiren mit dem Sonnenspectrum einige Schwierigkeiten bereitet, so hat man den Versuch einfacher zu gestalten gesucht. An Stelle des Sonnenspectrum wurden farbige Flüssigkeiten oder farbige Gläser genommen und die Pflanzen dem Lichte, das durch dieselben gegangen war, ausgesetzt. Freilich müssen die betreffenden Gläser und Flüssigkeit zuvor sehr genau mit optischen Hilfsmitteln geprüft werden, damit man genau weiß, welches Licht durch dieselben geht. Denn aus dem Umstande, daß ein Glas oder eine Flüssigkeit für unser Auge blau oder gelb erscheint, folgt noch nicht mit Nothwendigkeit, daß sie ausschließlich blaues oder gelbes Licht durchlassen; es braucht das Blau oder das Gelb in diesem Lichte nur zu dominiren.

Zwei für Versuche mit Pflanzen sehr viel angewandte Flüssigkeiten sind: einerseits eine Lösung von Kupferoxyd in Ammoniak, welche schön blau gefärbt erscheint und andererseits eine Lösung von doppeltchromsaurem Kali in Wasser, welche eine Orange-Färbung giebt.

Man kann die Concentration dieser Flüssigkeiten so reguliren, daß eine bestimmt dicke Schicht der blauen Lösung gerade die eine Hälfte des Spectrum, vom Ende des Grün an bis zu Ultraviolett, die orangegefärbte gerade die andere Hälfte des Spectrum von Roth bis gegen Ende des Grün durchläßt. Man füllt diese Lösungen in doppelwandige Glocken ein und bringt die Versuchspflanzen unter dieselben. Innerhalb der orangenen Glocke assimiliren die Pflanzen fast ebenso kräftig wie im weißen Lichte, innerhalb der blauen Glocke ist die Assimilation so schwach, daß sie, wie im Dunklen, schließlich zu Grunde gehen. Merkwürdiger Weise sind es gerade die blauen und verwandten Strahlen des Spectrum, welche die Bewegungserscheinungen an den Pflanzen reguliren.

Die schönsten Experimente lassen sich hier zunächst mit den Schwärmsporen anstellen, diesen beweglichen Körperchen, die in den Zellen der Algen gebildet werden und zur raschen Vermehrung dieser Pflanzen dienen.

Mit Vorliebe wähle ich Mothrix zu den Versuchen, eine Fadenalge, die oft reichlich die Steine in reißenden Bächen überzieht. Diese Fadenalge wird von nur einer Reihe kurzer, cylindrischer Zellen gebildet. Jede Zelle führt ein grünes Chlorophyllband und einen wandständigen Zellkern.

Werden die Pflänzchen im Zimmer in Gefäße mit frischem Wasser gesetzt, so kann man sicher für den nächsten Tag auf Schwärmsporen rechnen. Um diese zu bilden, theilt sich der Inhalt der Zellen in 2, 4, 8, 16, ja selbst 32 Theile. Diese werden nun aus ihrer Mutterzelle durch eine sich gleichzeitig bildende Oeffnung entlassen. Mit den Schwärmsporen tritt in den meisten Fällen, dieselben umgebend, die innerste Verdickungsschicht der Zellhaut in Gestalt einer Blase hervor. Die Blase wird aufgelöst und nun eilen die in derselben eingeschlossenen Schwärmer davon. Sie sind birnförmig gestaltet, am vorderen Ende farblos, führen sie weiter nach rückwärts einen Chlorophyllkörper und sind durch einen seitlich inserirten rothen Strich, den sog. Augenfleck kenntlich.

Im farblosen Theile liegt ein kleiner Zellkern und ein pulsirendes Bläschen, welches sich abwechselnd mit Wasser füllt und dasselbe ausstößt. Dem vordersten Ende entspringen vier Cilien. Diese feinen Protoplasmafäden werden rasch geschwungen und mit ihrer Hilfe bewegt sich der Schwärmer im umgebenden Wasser.

Digitized by Google

Steht das Gefäß in einem dunklen Raume, so eilen alle Schwärmer unbestimmt durcheinander. Wird es hingegen der Wirkung des Tageslichtes ausgesetzt, so können die Schwärmer nur noch in den vom Lichte vorgeschriebenen Bahnen sich bewegen. Sie schwimmen alle mehr oder weniger parallel zu einander, entweder dem Fenster zu oder von demselben hinweg und da sie durch die Wandungen des Gefäßes in ihrem Vorschreiten schließlich gehemmt werden, so müssen sie sich an den Rändern der Flüssigkeit sammeln. Diejenigen Schwärmer, welche der Lichtquelle zueilen, finden sich zuletzt Alle an dem oberen, dem Fenster zugekehrten Rande des Wassers ein, diejenigen, welche von der Lichtquelle fliehen, bilden schließlich eine dichte Wolke an dem unteren, dem Zimmer zugekehrten Rande.

Entferne ich jetzt das Gefäß langsam vom Fenster und bringe es in schwächer beleuchtete Theile des Zimmers, so sehe ich, daß ein Theil und schließlich vielleicht alle Schwärmer, welche an dem Zimmerrande der Flüssigkeit angesammelt waren, quer durch dieselbe dem Fensterrande zueilen. Diese Schwärmer sind also auf ein Licht bestimmter Helligkeit gestimmt: am Fenster war es ihnen zu hell, da suchten sie von der Lichtquelle zu fliehen, in weniger beleuchteten Theilen des Zimmers wird es ihnen zu dunkel, da eilen sie der Lichtquelle zu.

Besonders instructiv werden die Erscheinungen, wenn die Beobachtungen in einzelnen Wassertropfen unter dem Mikroskop angestellt werden. Zu diesem Zwecke benutze ich kleine viereckige Rahmen von Pappe, bringe einen Tropfen schwärmerhaltigen Wassers auf ein dünnes Glasplättchen, drehe dieses rasch um, so daß der Tropfen auf der Unterseite des Plättchens zu hängen kommt und lege dieses Plättchen mit den Rändern auf den Papprahmen. Jetzt kann ich die Bewegung der Schwärmsporen selbst bei starken Vergrößerungen verfolgen.

Die Schwärmer haben sich alsbald an dem einen oder den beiden Rändern des Tropfens angesammelt, je nachdem sie die Lichtquelle fliehen oder dieselbe suchen. Drehe ich nun das Object rasch um, so daß die Stellung der Tropfenränder zum Fenster vertauscht wird, so eilen die einen Schwärmer wieder dem Fenster, die anderen dem Zimmerrande des Tropfens zu. In der Mitte des Tropfens begegnen sie sich und eilen an einander in parallelen Bahnen vorbei. Das Schauspiel ist so schön, daß man sich von demselben nicht zu trennen vermag.

Da ich nun ein Mikroskop besitze, das sich um seine Axe leicht drehen läßt, so bringe ich nach Belieben die Schwärmsporen zum Tanzen. Diese suchen nämlich stets die Bewegungsrichtung zum Fenster einzuhalten, drehe ich also mein Mikroskop im Kreise, so müssen die Schwärmer ununterbrochen ihren Weg ändern und beschreiben in sich rücklaufende Bogenlinien.

Durch Versuche läßt sich feststellen, daß junge Schwärmer auf höhere Lichtintensitäten gestimmt sind als ältere. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Nutzen das den Schwärmern bringt. In der Jugend werden sie draußen, in der freien Natur, weil sie der Lichtquelle zueilen, auf die Oberfläche des Wassers geführt, wo sie sich in besonders günstigen Bedingungen für die Assimilation befinden. Später soll aber ein jeder solcher Schwärmer sich festsetzen und zu einem neuen Pflänzchen auswachsen, und daher eilt er, die Lichtquelle fliehend, von der Oberfläche des Wassers hinweg. Da er auf eine bestimmte Lichtstärke gestimmt bleibt, so kann er nicht zu tief in das Wasser gehen; ist er nämlich einem festen Gegen-

Digitized by Google

stande, an dem er sich festsetzen könnte, nicht begegnet, so schwärmt er in bestimmter Tiefe so lange fort, bis er vielleicht doch noch auf eine Stütze trifft. Könnte der Schwärmer seinen Weg in die Tiefe unbegrenzt fortsetzen, so bliebe er wol oft erst an Orten haften, wo das Pflänzchen, das er bildet, nicht genug Licht zum Leben fände. Mit demselben praktischen Vortheil hängt es wol zusammen, daß die Schwärmer im Dunklen nicht zur Ruhe kommen können und, dauernd ohne Licht gehalten, schließlich absterben, ohne sich festzusetzen.

Könnten sie sich nämlich im Dunklen ansiedeln, so würde dieses oft auch an Orten geschehen, wo die Lichtintensität zu groß oder zu gering für das weitere Gedeihen des Pflänzchens ist. Im Dunklen gelang es mir auf diese Weise tage-, ja selbst wochenlang Schwärmsporen in Bewegung zu erhalten, welche unter normalen Verhältnissen nur wenige Stunden oder doch nur wenige Tage schwärmen. Dieser Versuch läßt sich besonders schön mit einer blutrothen Alge, die Haematococcus heißt, ausführen. Diese Alge färbt oft auf weite Strecken die Steine in seichten Bächen und sie, oder doch eine ihrer nächsten Verwandten, ist es, der wir die Erscheinung des rothen Schnees in den Alpen verdanken.

Durch ihr oft plötzliches Erscheinen nach Regenwetter hat sie Veranlassung zu der Sage vom Blutregen gegeben und dadurch oft den Aberglauben genährt. Freilich spielt sie in der Wundergeschichte der Menschheit eine bei weitem nicht so verhängnißvolle Rolle, wie die etwa noch 30 Mal kleinere Wundermonade. Letztere, an sich farblos, bildet einen blutrothen Farbstoff, der sich dem Gegenstande mittheilt, auf welchem sie lebt. So kann sie Milch roth färben, auf Brod blutige Flecken hervorrufen. Das größte Unheil stiftete sie aber dadurch an, daß sie sich auch auf feucht gehaltene Hostien ansiedelte. Blutige Hostien haben im Mittelalter zu mancher Verfolgung Anlaß gegeben und sind als göttliches Wunder oft angebetet worden.

Freilich — und das könnte uns mit der Wundermonade aussöhnen — gab sie auch den Vorwurf zu einem der herrlichsten Rafael'schen Frescogemälde: der Messe von Bolzena, wo ein deutscher Priester, der an der Transsubstantiation zweifelt, durch eine blutende Hostie bekehrt wird und diese reuig anbetet. Die Wundermonade hat aber, so interessant sie ist, weiter das Recht nicht, uns hier zu beschäftigen, weil sie überhaupt nicht auf Licht reagirt. Sie und ihre Anverwandten, die anderen Bacterien, die Erreger der Fäulniß und der Verwesung, die Träger ansteckender Krankheiten, pflegen ihr Geschäft im Dunklen oder doch ohne Zuthun des Lichtes zu betreiben.

Die Schwärmsporen des Haematococcus, der Blutalge hingegen, von der wir ausgegangen sind, kommen, so wie die Schwärmer von Ulothrix, im Dunklen nicht zur Ruhe und können so bis 2 Wochen lang in Bewegung erhalten werden. Diese Schwärmer sind relativ groß und zunächst ganz undurchsichtig, im Dunklen werden sie aber immer magerer und schließlich so durchscheinend, daß man durch dieselben andere Körper sehen kann. Zuletzt sterben sie ab und fallen auf den Grund des Wassers.

Man könnte das ebenbeschriebene Experiment als grausam bezeichnen, wenn den Schwärmern irgend ein Gefühl zuerkannt werden dürfte. Zu einem solchen fehlen ihnen aber die Organe, und wenn ich sie auch relativ groß nannte, so sind

Digitized by Google

sie doch noch klein genug, um an die 100 000 in einem Wasser-Tropfen Platz zu finden.

Je größer bei der Blutalge und bei anderen Algen die Schwärmsporen übrigens werden, um so mehr pflegen sie sich vom Einfluß des Lichtes zu emancipiren; sie sind dann so kräftig, daß sie sich nicht mehr ohne Weiteres vom Lichtstrahl wollen meistern lassen, und wenn sie sich schließlich doch noch am Fensterrande der Gefäße sammeln, so gerathen sie dorthin nicht mehr in gerader Richtung, sondern ganz unmerklich, auf krummen Bahnen.

Es giebt übrigens auch kleine Schwärmer, auf die das Licht keine Wirkung ausübt; andererseits auch farblose, die dem Lichte folgen, so daß weder Größe noch Färbung allein maßgebend bei dieser Erscheinung sind. Die Einrichtung ist vielmehr nur so weit verbreitet, als sie den betreffenden Organismen Nutzen gewährt.

So sehen wir auch die farblosen Schwärmer eines gewissen kleinen Parasiten den Lichtstrahlen folgen; diese kleinen Räuber werden dadurch ganz unbewußt in die Nähe der auf Licht reagirenden Schwärmer der rothen Alge gebracht und können sich nun an denselben festsaugen. Denn auch so kleine Wesen werden von Feinden verfolgt, die ihnen das Protoplasma aus dem Leibe saugen.

In sehr eigenthümlicher Weise reagiren auf Licht kleine, einzellige Algen aus der Familie der Desmidiaceen. Diese Algen zeichnen sich durch die Zierlichkeit ihrer Formen aus; manche haben die Gestalt von Sternen, andere von kunstreichen Gürteln. Jedes Individuum läßt deutlich zwei symmetrische Hälften erkennen, die oft durch eine tiefe Einschnürung gesondert sind.

Verfolgt man nun die mondsichelförmigen Formen, die Closterien, im Wasser, unter dem Einfluß des Lichtes, so bemerkt man, daß sich die einzelnen Individuen so stellen, daß ihre Längsaxe mit der Richtung der Lichtstrahlen zusammenfällt. Denkt man sich die Beleuchtung schräg von oben einfallend, so richten sich die Pflänzchen so, daß sie mit dem einen Ende der Mondsichel auf dem Grunde des Gefäßes ruhen, mit dem anderen der Lichtquelle zugekehrten frei im Wasser schweben. Wird durch Drehung des Mikroskops dessen Stellung zur Lichtquelle verändert, so sieht man auch die Closterien sich langsam um ihr festsitzendes Ende drehen, und nach einer bis zwei Minuten die Stellung parallel den Lichtstrahlen wieder einnehmen. Hält man das Licht von vorne ab und beleuchtet die Pflänzchen mit einem Spiegel, so folgen sie mit ihrem frei schwebenden Ende der Richtung desselben, so daß man sie nun in beliebige Lagen bringen kann.

Die Pflänzchen kehren übrigens nicht immer dasselbe Ende der Lichtquelle zu. Beobachtet man aufmerksam ein Individuum, so sieht man, daß nach einiger Zeit sein freies Ende sich abwärts neigt, bis es den Boden des Gefäßes erreicht. Bald darauf hebt sich das vorher festsitzende Ende und beschreibt, das andere Ende als Stütze benutzend, in der Richtung zur Lichtquelle einen weiten Bogen. Das Pflänzchen kommt schließlich auf diesem Wege wieder in eine zu den Lichtstrahlen parallele Lage, nur daß die vorhin vordere Hälfte zur hinteren geworden ist.

Eine neue Umdrehung des Pflänzchens erfolgt nach etwa einer Viertelstunde und so fort und fort, wobei das Pflänzchen durch ein jedesmaliges Umschlagen um seine ganze Körperlänge der Lichtquelle genähert wird.

Digitized by Google

Trotzdem die Closterien besondere Bewegungsorgane nicht besitzen, sieht man sie also schließlich doch sich an dem Fensterrande der Gefäße sammeln.

Directes Sonnenlicht ist den Closterien nicht angenehm; sie legen sich dann quer zur Richtung der Lichtstrahlen, nehmen aber eine parallele Richtung zu denselben sofort wieder ein, wenn man das Licht abblendet.

Nach allen diesen merkwürdigen Lichtwirkungen bei niederen Organismen wird es nicht mehr Wunder nehmen, daß auch das Wachsthum hoch organisirter Pflanzen unter dem regulirenden Einfluß des Lichtes steht.

Läßt man Samen im Dunklen keimen, so wachsen die hieraus erzogenen Pflänzchen, von gewissen durch ihre Organisation bedingten Krümmungen abgesehen im Allgemeinen in gerader Richtung fort. Werden nun solche Pflanzen in's Tageslicht gebracht, so krümmen sie sich, und zwar für gewöhnlich in der Richtung zur Lichtquelle.

Die Erscheinung ist als positiver Heliotropismus bekannt. Sie wird durch den Umstand bedingt, daß das Licht hemmend auf das Wachsthum wirkt. Die vom Lichte getroffene Seite wächst somit langsamer als die im Schatten befindliche und ganz selbstverständlich folgt hieraus, daß alsbald eine Krümmung nach der kürzer werdenden Seite erfolgen muß. Die Erscheinungen des positiven Heliotropismus sind ganz allgemein verbreitet, nur selten hingegen kommen Krümmungen vor, welche den Pflanzentheil von der Lichtquelle entfernen.

Bei allen diesen Erscheinungen, die bestimmte Stellungsverhältnisse der Organe betreffen, bleibt übrigens immer festzustellen, ob das Licht allein oder vielleicht in Verbindung mit der Schwerkraft einen Einfluß übt. Wirken Licht und Schwerkraft zusammen, doch in verschiedener Richtung, so werden Mittelstellungen der Organe, oft im Einzelnen schwer zu erklärende, die Folge sein. Complicirt wird die Erscheinung noch durch den specifischen Bau des Organes; ob dasselbe auf beiden Seiten gleich oder verschieden sich gegen Licht und Schwerkraft verhält. Ungleich auf ihrer Ober- und Unterseite dem Lichte gegenüber verhalten sich im Allgemeinen die Blätter und die Folge (abgesehen von anderweitigen Ursachen) ist, daß sie sich rechtwinklig zu der Richtung der sie treffenden Strahlen stellen, die Oberseite der Lichtquelle zukehrend. Diese Erscheinung läßt sich in jedem Zimmer beobachten an den Pflanzen, die am Fenster stehen.

Es ist interessant, daß dieselben Blätter, die entfaltet sich rechtwinklig zum Lichte stellen, demselben ihre Spitze wie Stengelorgane zuneigen, so lange sie noch eingerollt sind. Denn die ganze Oberfläche des eingerollten Blattes wird von der Unterseite desselben gebildet; das eingerollte Blatt reagirt somit allseitig gleich auf das Licht, von dem es getroffen wird.

Umgekehrt finden wir, daß Stengel, die an verschiedenen Seiten verschieden ausgebildet sind, dann auch wie Blätter die Neigung haben, sich rechtwinklig zum Lichte zu stellen.

Alle die bis jetzt angeführten Bewegungserscheinungen stehen unter dem Einfluß der blauen Hälfte des Sonnenspectrums. Werden die Schwärmer unter die orangefarbige Glasglocke gebracht, so zerstreuen sie sich im ganzen Tropfen als wären sie im Dunklen; ebenso bleiben die Krümmungen an den heliotropischen Pflanzentheilen unter orangefarbigen Glocken, selbst in intensivstem Sonnenlichte

Digitized by Google

aus. Unter der blauen Doppelglocke erfolgen die Bewegungen der Schwärmer und Krümmungen der Pflanzentheile wie im weißen Lichte.

Auch sind es die Strahlen der blauen Hälfte des Spectrums, welche einen Einfluß auf bestimmte Bewegungsorgane der Blätter üben.

Bekanntlich legen die Akazien, die Mimosen, die Sauerkleearten und noch viele andere Pflanzen ihre Blätter des Abends zum Schlaf zusammen und entfalten sie wieder am nächsten Morgen, sie thuen dies unter dem regulirenden Einfluß des Lichtes. Die Bewegung selbst wird zwar durch innere Ursachen veranlaßt, denn in's Dunkle gebrachte Pflanzen fahren fort ihre Blätter zu öffnen und zu schließen, doch thuen sie es in ganz unbestimmten Intervallen. Unter normalen Verhältnissen bestimmt das Licht die Zeitabschnitte, und zwar in der Art, daß sie mit dem Wechsel von Tag und Nacht zusammenfallen.

Wir haben nunmehr das Sonnenlicht in seiner Arbeit durch das ganze Pflanzenreich verfolgt, wir haben es belauscht in seinem geheimsten Wirken innerhalb der Pflanze. Ist dieses auch nicht von äußerem Glanz umgeben, so doch nicht weniger der Bewunderung werth als der Sonne größte Thaten. Wir danken ihr der Augen Licht, der Farben Pracht, wir haben sie auch als Spenderin alles Lebens zu preisen.

So möge denn diese Schilderung zu der Sonne Verherrlichung beigetragen haben!

Die Ansprüche an Concurrenzen im Baufache.

Von
L. Bohnstedt.
Gotha.

Wettbewerbungen im Baufache, nicht zu verwechseln mit Bewerbungen um Lieferungen von Baumaterial und Bauhandwerksarbeit, also eigentliche Submissionsbewerbungen, stehen unter allen öffentlichen Concurrenzen einzig in ihrer Art da.

In keinem Fache werden solche Bedingungen zu Grunde gelegt, wie für die Aufgaben im Baufache. Um eine architectonische Aufgabe befriedigend zu lösen, muß der Concurrent nicht nur den Ansprüchen genügen, welche sich auf die praktischen Erfordernisse beziehen, sondern ihnen auch so genügen, daß dabei den ästhetischen Anforderungen vollkommen entsprochen werde.

Die praktischen Erfordernisse pflegen bei architektonischen Aufgaben durch das Programm so weit angegeben zu werden, als sie sich auf die Grenzen des disponiblen Grundstückes und auf die Räume (und deren Größe) beziehen, welche im Bauwerke untergebracht werden sollen; oft wird eine Veranschlagung der Ausführungskosten, oder der Beweis der Ausführungsmöglichkeit innerhalb einer festgestellten Summe, dazu verlangt.

Als selbstverständlich wird dabei vorausgesetzt, daß die Anordnung der Räume ꝛc. seitens des Concurrenten so gestaltet werde, daß die Ausführbarkeit des Entwurfes constructiv vollständig gesichert sei.

Die Specification der Erfordernisse, im Programm, bewirkt, daß die Lösung der jedesmaligen Aufgabe keiner freien, beliebigen Conception sich an die Seite

Digitized by Google

stellen kann, sondern lediglich für jeden besonderen Fall berechnet sein muß. Außer für diesen speciellen Fall hat die Lösung keine weitere praktische Bedeutung und wird für den concurrirenden Künstler zu einem anderweit nicht zu verwerthenden Opfer an Zeit und Arbeitskraft, sobald sie nicht zu den siegreichen gehört.

In allen anderen verwandten Fächern sind die einigermaßen guten Lösungen der gestellten Aufgaben, auch wenn sie keinen der zugesagten Concurrenzpreise gewinnen, stets noch verwerthbar, weil die Gegenstände der Aufgaben allgemeine sind, im Gegensatze zu den Forderungen der architektonischen Aufgaben, welche lediglich individueller, nur für ein einziges Mal gültiger Beschaffenheit sind.

Alle für dieses einzige Mal nicht befriedigend ausgefallenen Lösungen sind ferner nicht mehr verwendbar.

Theaterstücke, Musikstücke, Gedichte, Gemälde, Sculpturen ꝛc. behalten einen für ihren Schöpfer noch immer ergiebigen Werth, auch wenn sie nicht siegreich gewesen; das architektonische Werk, das Bauproject dagegen hat keinen weiter realisirbaren Werth, weil es gleichsam nur für einen einzigen Körper zugeschnitten ist.

Je allgemeiner die architektonische Aufgabe gestellt ist, um so mehr nähert sie sich dem Character der Aufgaben in den verwandten Fächern. So werden Entwürfe für Grabmäler, Kirchen ꝛc., wenn sie nicht zufällig einem eigenthümlich und absonderlich gestalteten Terrain sich anzupassen haben, verwerthbarer sein, als Projecte für Schulhäuser, Miethhäuser und dergl. Die Verwerthbarkeit der Entwürfe (für den Schöpfer derselben) nimmt um so mehr ab, als die Einzelforderungen im Programm sich mehren.

Bei dieser Mißlichkeit der Chancen für die architektonischen Concurrenzarbeiten, gegenüber denen der Compositionen für Concurrenzen auf anderen Gebieten, tritt noch ein Factor auf, der dazu angethan ist, das ernste Streben des Architekten, auch für den Fall, daß seine Arbeit beim Wettkampfe einen Preis erhielte, wesentlich herabzustimmen und zu verbittern.

Dieser Factor ist das Mißverstehen der Anforderungen, welche überhaupt an eine architektonische Concurrenz gestellt werden können und dürfen, ein Mißverstehen, welchem bisher sowohl die Auftraggeber, als meist auch die in ihrem Namen urtheilenden Preisrichter, trotz ehrlichsten Willens und vollkommenster Gewissenhaftigkeit, nicht entgangen sind; es wird eben zu viel verlangt und zu Vieles verlangt.

Solches ist meine persönliche Ueberzeugung, deren Richtigkeit ich nicht als unbestreitbar hinstellen will. Vielleicht theilen Manche meine Ueberzeugung, oder werden nach Prüfung dessen, was ich hier näher zu erläutern versuche, sich meiner Meinung zuneigen.

Um den nachfolgenden Zeilen nicht den Anschein des Unwiderlegbaren zu geben, halte ich es für angezeigt, in der ersten Person zu sprechen und bitte das „ich", in Berücksichtigung dieses Umstandes, nicht als Unbescheidenheit auffassen zu wollen.

Ich habe mich vielfach an öffentlichen Concurrenzen betheiligt und dadurch Gelegenheit gehabt, verschiedenartige Erfahrungen zu machen, unter welchen auch einzelne sind, die ich als Beispiele einer, nach meiner Ansicht, richtigen Behandlung des Concurrenzverfahrens zuvörderst anführen möchte.

Digitized by Google

Die Brüderschaft von S. Torquato in Guimaraes (Portugal) entschloß sich im Jahre 1867, eine internationale Concurrenz auszuschreiben, um unter Beibehaltung vorhandener Fundamente und möglichster Schonung der bereits ausgeführten Mauerarbeiten des Chors, neue Entwürfe für ihre Kathedrale zu erwerben. Es waren in dieser Concurrenz zwei Preise zugesagt, von welchen der erste meinem Entwurfe, der zweite dem Entwurfe des portugiesischen Architekten, Herrn L. Avila zugesprochen wurde.

In der das Resultat der Bewerbung mir anzeigenden Zuschrift erklärte die Brüderschaft, daß sie die Absicht habe, meinen preisgekrönten Entwurf der Ausführung zu Grunde zu legen, wenn ich zustimmen wollte, einige der Brüderschaft wünschenswerth erscheinende Modificationen an meinem Entwurfe vorzunehmen; im Verneinungsfalle würde sie sich bewogen sehen, den mit dem zweiten Preise gekrönten Entwurf für die Ausführung zu benutzen. Unter den gewünschten Aenderungen bezogen sich einige (Verwandlung der hohen Vierungskuppel in eine Flachkuppel, Umgestaltung der Thurmhelme mit ihren Kreuzen und ähnliches) auf ästhetische Bedenken, andere auf rituale Bedingungen, sowie auf örtliche Gebräuche. — Ich habe die gewünschten Modificationen gemacht und wird seitdem die Kathedrale nach meinem Entwurfe gebaut.

Unter den zur Concurrenz eingegangenen Entwürfen war mein Project (wenn auch das willkommenste) also nicht so beschaffen, daß es ohne Modificationen der Ausführung zu Grunde gelegt werden konnte.

Die Brüderschaft von S. Torquato aber war sich der Bedeutung von Concurrenzzeichnungen und der Gränzen für die Ansprüche an dieselben wol bewußt, ebenso wie sie die Rechte des Künstlers zu achten verstand, welcher in dem Wettkampfe die verhältnißmäßig günstigste Lösung gebracht. Die Brüderschaft beanspruchte nichts unbedingt Fertiges, sondern nur eine relativ befriedigende Lösung, und das, — ohne sich das Recht zu vindiciren, damit beliebig umzuspringen. Sie hielt es für natürlich und schicklich, nach Ertheilung des Preises sich an den Schöpfer der Arbeit zu wenden und ihn aufzufordern, die ihr für die Ausführung wünschenswerthen Aenderungen *selbst* zu machen, auf die Gefahr hin, auf die Benutzung des preisgekrönten Entwurfs verzichten zu müssen, da sie sich nicht für berechtigt erachtete, über den Autor hinweg, die Arbeit zu ändern oder ändern zu lassen.

Eine andere Concurrenz war im Anfange der sechziger Jahre in Mailand ausgeschrieben worden. Es handelte sich um Entwürfe für einen monumentalen Gottesacker, dessen Ausführung eine festgestellte Bausumme nicht überschreiten sollte.

Der Mailänder Magistrat hatte hierbei acht Indemnitäten von gleichem Werth ausgesetzt, die als Remuneration den Autoren der besten Entwürfe für ihre Bemühung bestimmt waren. Sämmtliche Entwürfe, *auch die* mit den Indemnitäten prämiirten, sollten den Verfassern wieder zurückgegeben werden.

Es handelte sich demnach für den Magistrat nur darum, günstige Motive und gleichzeitig Künstler (die Verfasser) kennen zu lernen, an welche er sich wegen der weiteren Schritte zu wenden hätte.

Von den acht Indemnitäten wurden sechs italienischen Architekten zugesprochen, die anderen zwei fielen zwei Entwürfen zu, welche ich zur Concurrenz aus St. Petersburg eingeschickt hatte. In der Folge forderte der Mailänder Magistrat die sieg-

Digitized by Google

reichen sechs italienischen Architekten zu einer neuen engeren Concurrenz auf und erzielte dadurch den für die Ausführung bestimmten Entwurf. Es sind mir die Gründe nicht bekannt, warum die Aufforderung zur Betheiligung an der engeren Bewerbung nicht auch an mich gerichtet wurde; vielleicht spielte sogenannter Patriotismus hier mit*); gerechter und logischer wäre es jedenfalls gewesen, alle acht Sieger zur Neubewerbung aufzufordern.

Das Princip, anfangs die Vertheilung verschiedenwerthiger Preise (erster, zweiter u. s. w.) nicht eintreten zu lassen, sondern sich auf ganz gleichwerthige Remunerationen, Indemnitäten, zu beschränken, um nachträglich die gleichberechtigten Sieger zu einer entscheidenden Bewerbung unter sich, durch neue Entwürfe aufzufordern, halte ich für unanfechtbar, da es sowohl die Preisausschreiber zu dem erwünschten Ziele, den geeignetsten Entwurf zu erwerben, führt, als auch volle Gerechtigkeit und volle Chancen den Künstlern sichert. Eine zweite Concurrenz dagegen, wenn verschiedenwerthige Preise vergeben worden, halte ich für nicht logisch.

Aenderungen im Programm, welche als wünschenswerth erkannt werden, nachdem Erfahrungen an den eingereichten Entwürfen gemacht worden, oder auch in der Zeit zwischen Aufforderung und Schlußtermin der Concurrenz als ersprießlich sich herausgestellt, berechtigen nicht zur Ausschreibung einer nochmaligen Concurrenz. Nachdem die erste Entscheidung gefallen und der Autor des prämiirten Entwurfes bekannt geworden, ist den Concurrenzausschreibern die Gelegenheit geboten, mit ihm über die gewünschten Abänderungen sich zu vereinbaren und durch ihn seinen Entwurf für die Ausführung so weit modificiren zu lassen, als die neuen Erfahrungen es nöthig machen.

Auch bei diesem Verfahren sprechen die Bedingungen des Concurrenzausschreibens die Ueberzeugung aus, daß die allgemeine Concurrenz nur die geeigneten Motive und die befähigten Künstler zur Kenntniß der Bewerbungsausschreiber zu bringen habe und daß, was darüber hinausgeht, anderweiten Maaßnahmen anheim zu stellen sei.

Bei den angeführten Beispielen, welche der Praxis entnommen sind und von Behörden als dem vorgesteckten Ziele genügend anerkannt wurden, werden gewiß Viele die Frage stellen, ob verhältnißmäßig so gering erscheinende Resultate befriedigen können, da für architektonische Arbeiten es sich doch um Entwürfe handelt, welche der Ausführung zur Grundlage dienen sollen? So beschränkt könnten die Concurrenzentwürfe keine Bauentwürfe, sondern nur Skizzen sein, also Leistungen ohne unmittelbaren praktischen Werth für den Preisausschreiber?

Meiner Ansicht nach sind die so beschaffenen Concurrenzarbeiten durchaus genügend und geben alles, was man zu fordern berechtigt sein kann, vorausgesetzt, daß man den Autor nicht ignorire.

Die Arbeiten des Architekten sind ihrer Natur nach nur Vorbereitungen zu einer Schöpfung, welche erst vermittelst Zuhülfenahme der Leistungen anderer Kräfte zur Ausführung gelangen kann. Der Architekt ist mit seinem Entwurf der

*) Ein irriger Grundsatz insofern, als hierbei zu Gunsten von Persönlichkeiten, der Verzicht auf die Möglichkeit, ein Besseres statt des Guten zu erwerben, Platz greift und damit der Person die Sache, das die Person weit überlebende Werk, geopfert wird.

Digitized by Google

Führer und Leiter der Handwerker, welchen es obliegt, die praktische Arbeit zu leisten und das Werk dadurch in's Leben zu setzen.

Der vollständige Entwurf zu einem Bau setzt sich zusammen: aus den Plänen sämmtlicher Geschosse, aus den Ansichten (Aufrissen) sämmtlicher Außenseiten des Bauwerkes, aus den die Innenansichten darstellenden Durchschnitten, aus den die Construction erläuternden Zeichnungen, aus den Zeichnungen für die Behandlung und Ausschmückung der einzelnen Räume, und den Zeichnungen der Schablonen für alle Profile und Details des Inneren, wie des Aeußeren. Damit ist die Arbeit des Architekten aber auch bis zu der Stufe durchgeführt, welche in den Gebieten der verwandten Künste eine fertige, vollendete Arbeit genannt wird, im Gegensatze zur Skizze, also zu dem, was diese Künstler bei Concurrenzen einzureichen haben.

Die zum vollständigen Entwurf gehörige Vorarbeit, die Skizze, bringt nur die Hauptzüge, das Prinzip für die Behandlung des Bauwerkes, gleichsam mit dem Beweise, daß da keine Unausführbarkeiten (in der Luft schwebende Mauern u. dergl.) enthalten sind, zeigt wie die Zusammengehörigkeit und Aufeinanderfolge der verlangten Räume vom Architekten proponirt ist, welche Größenverhältnisse für die einzelnen Theile gewählt sind und gewährt durch ihre Darstellungsweise die Möglichkeit, annähernd die Ausführungskosten, entsprechend den jeweiligen Preisen für Material und Arbeit zu schätzen.

Diese Vorarbeit, die Skizze, wenn sie auch noch lange nicht den Erfordernissen an einen vollständigen Entwurf zu genügen vermag, ist bei architektonischen Projecten doch schon so umfassend (sie kann ihrer Natur nach nicht weniger sein) und so in's Einzelne gehend, daß aus ihr der reelle und künstlerische Werth des mit der Zeit auszuführenden Werkes sich durchaus erkennen läßt, also der Bau, trotzdem, daß die für seine Vollendung nöthigen Zeichnungen noch fehlen, in seiner einstigen Gestaltung zur Erscheinung gebracht ist.

Darin, daß der Architekt nicht der alleinige Bildner des Bauwerkes ist, sondern dasselbe erst durch das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Werkleute, allerdings nach den Angaben des Architekten, in's Leben treten kann, liegt der bezeichnende Unterschied zwischen dem Wirkungsfelde des Architekten und dem Wirkungsfelde der verwandten Künstler, zwischen *seiner* Behandlungsweise der Aufgabe und der Behandlungsweise, welche Aufgaben in anderen Kunstfächern bedingen.

Die Aufgaben im Baufache sind meist recht complicirt und erfordern eine besondere, in verschiedene Richtungen sich theilende Bearbeitung, nämlich: 1) bezüglich der geeigneten Zusammenstellung aller verlangten Räume, 2) bezüglich der mechanischen Ausführbarkeit und 3) bezüglich der ästhetischen Erscheinung. Erst dann wird ein befriedigendes Resultat sich herausstellen können, wenn für alle drei Richtungen zusammen eine günstige Lösung gewonnen ist.

Ein solches Resultat läßt sich aber schon aus Skizzen erkennen; es sind demnach diese Skizzen hinreichend, um den Werth des zu vollendenden Werkes beurtheilen zu können.

Ein glücklicher Wurf in der einen, oder der anderen Richtung, für sich genommen, ist nicht genug, um eine befriedigende Lösung zu bringen. Der Künstler,

Digitized by Google

welchem es gelungen ist, durch seinen Entwurf eine nach allen drei Richtungen gleichzeitig vortheilhafte Lösung zu liefern, kann nicht blos ein erster Anfänger im Fache sein, sondern ist eine Kraft, welcher Erfahrung zur Seite steht, eine Kraft, welche der ferneren Bewältigung der Aufgabe gewachsen ist.

Dieser Künstler dürfte dann aber auch der alleinige sein, welcher in ästhetischer Beziehung seinem Entwurfe die weitere Vollendung zu geben vermag und damit das Ganze zu einem einheitlichen Werk nach allen Richtungen gestalten wird. Durch diese Einheitlichkeit erwächst es zu einem Kunstwerk von bleibendem Werth, von dauernder Bedeutung.

Bei öffentlichen Concurrenzen handelt es sich um die schließliche Erzielung eines solchen Werkes.

Ist es wahr, daß architektonische Skizzen dazu hinreichen, einen zuverlässigen Schluß auf den Werth des, im Laufe der Zeit, nach ihnen zu fertigenden Werkes zu gewähren, so dürfen eben auch nur Skizzen zum Wettstreit in Bauaufgaben einzufordern sein.

Die Prämiirung der Concurrenzskizze, des Concurrenzentwurfs involvirt die Prämiirung des Verfassers selbst, denn sie kennzeichnet ihn als den Künstler, welcher dazu berufen ist, das Werk gemäß seinem Entwurfe zur Vollendung zu bringen, es zu verkörpern; sie weist auf ihn, als allein dazu befähigt und berechtigt.

Man pflegt die oft recht eingehend dargestellten Concurrenzentwürfe, oder Skizzen, nicht in der Bedeutung aufzufassen, in welcher sie aus den Händen des Verfassers zur Bewerbung abgeliefert wurden. Man betrachtet sie zu sehr als leicht hingeworfene Motive, während sie, trotz ihrer Vorführung als Vorarbeiten, doch Resultate sehr ernster Arbeit sind, einer Arbeit, welche die spätere Ausführung fest im Auge hatte, für diese unmittelbar geschaffen wurde. Diese Skizzen sind das Saamenkorn selbst, aus dem die Aehre sich bilden soll.

Die Klagen, daß architektonische Concurrenzen meist ungenügende Resultate liefern, daß darum das ganze Concurrenzverfahren etwas mißliches sei, werden aufhören, sobald die Ueberzeugung Fuß gefaßt, daß man bisher mehr verlangt habe, als man zu fordern berechtigt war. Das unbefriedigende Resultat ist nicht den concurrirenden Künstlern zur Last zu legen, sondern eine natürliche Folge des Mißkennens der Grenzen, von Seiten der Concurrenzausschreiber, innerhalb welcher eine architektonische Lösung sich bewegen kann, und hauptsächlich in der irrigen Meinung begründet, eine architektonische Skizze biete zu wenig, um an das vorgesteckte Ziel, die festen Grundlagen für den einstigen Bau zu gelangen. Man trennt die Leistung von dem Schöpfer derselben und darin greift man fehl; man will mit der Leistung allein sich behelfen, also ohne die Kraft auskommen, welche, durch diese Leistung, die Vorarbeit geliefert. Entwurf und Autor müssen als fest zusammengehörig betrachtet werden; wird es doch schwerlich Jemandem einfallen, die Skizze oder den Carton, welchen ein Maler zur Concurrenz eingereicht, einem anderen Maler zur Ausführung zu übertragen. Im Baufach dagegen hält man diese Procedur für zulässig, für geeignet; sicher mit großem Unrecht und sicher zum Nachtheil der Sache.

Digitized by Google

Es gehören Jahre dazu, ein Bauwerk auszuführen. Während dieser Jahre dauert die Arbeit, die Führung des Architekten fort. In künstlerischer Hinsicht ist seine Thätigkeit, vor Inangriffnahme des Baues, mit Herstellung der Entwürfe und Feststellung der den Gang der Arbeiten bestimmenden Zeichnungen in Anspruch genommen, und dann, gegen das Ende des Baues, vorzüglich mit der Leitung der decorativen Arbeiten, für welche schon anfangs die Hauptmotive concipirt sein müssen. Die Arbeit des Architekten vertheilt sich also auf Jahre und gewährt ihm damit die Möglichkeit, sein Werk allmälig und darum um so gewissenhafter zum Abschluß zu bringen.

Wie kommt es nun, daß man bei Concurrenzen dem Architekten mehr zumuthen will, als man ihm in allen anderen Fällen, also bei directer Uebertragung eines Baues zuzumuthen pflegt; mit welchem Recht beansprucht man für Concurrenzentwürfe weiter gehende Zeichnungen, als nöthig ist, um beurtheilen zu können, ob das dargestellte Bauwerk glücklich concipirt sei? Darf man verlangen, daß der Architekt, obendrein ohne jede Garantie für den Erfolg, in kurzer Zeit einen großen Theil der Zeichnungen, zur Besichtigung, anfertige, welche er bei directem Auftrage erst im Laufe der Bauzeit zu liefern braucht?

Das ganze Geheimniß beruht darin, daß, bei directem Auftrage, dem Architekten das Vertrauen auf seine Tüchtigkeit seitens des Bauherrn entgegenkommt und seine Skizze ergänzt, während bei Concurrenzen (ob mit, oder ohne Namensnennung ist gleichgültig) der Architekt lediglich durch seinen Entwurf hervortritt, um nachträglich vielleicht sich auch noch das Vertrauen des Auftraggebers zu erringen. Daher das Verlangen des Auftraggebers, recht viel vorgelegt zu erhalten; ihm fehlt ja die Gelegenheit, mit dem Autor sich zu besprechen, er hat nur zu vergleichen und zu richten.

Die Trennung des Künstlers von seinem Werke ist die Klippe, an welcher die architektonischen Concurrenzen nicht ohne Schädigung vorbei können. Erst die Einsicht, daß eine architektonische Skizze hinreichend sei, um das einstige Werk zu beurtheilen, ihrem Autor das volle Vertrauen gebühre, daß er es tüchtig zu Ende führen könne, ihm also auch die Vollendung des Entwurfes, seine Verkörperung übertragen werden müsse, wird die architektonischen Concurrenzen auf den Weg führen, auf welchem sie beiden Theilen, den Auftraggebern und den Künstlern gerecht zu werden vermögen.

Der Kampf um's Dasein der Seele.

von

A. Carriere.
München.

„Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, daß er dahin kommen konnte, sein eigenes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln, oder es sich als Erzeugniß einer äußeren Natur wiederschenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, eben durch das vermittelnde Wissen des Geistes kennen, der geleugnet wird."

Digitized by Google

Dieser Ausspruch Lotze's fiel mir sofort ein, als ich ein Büchlein las, das vor Kurzem in Mainz erschienen ist: „Der Kampf um das Dasein der Seele, allgemeinfaßlich dargestellt von Dr. med. A. Mayer in Mainz". Zuerst freilich dachte ich daran, daß die ersten acht Worte des Titels ja auch die Ueberschrift seien, die ich im Sommer 1878 einem Aufsatz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gegeben, in welchem ich einige neuere psychologische Untersuchungen von Naturforschern und Psychologen besprach. Und in der That, das Büchlein stellt sich die Aufgabe, diesen Aufsatz zu bekämpfen, die Seele zu leugnen, und zwar sind es offenbar die ersten einleitenden Sätze, die wie ein rothes Tuch auf den materialistischen A. Mayer gewirkt haben: „Ob wir ein Haufwerk von Atomen sind, die durch den Mechanismus ihrer Bewegung die Lebenserscheinungen wie die Gedanken hervorbringen, oder ob ein reales, denk- und willensfähiges Wesen der Träger der idealen Welt in uns ist, ob dies zugleich das Organisationsprincip des Leibes ist, oder über demselben und doch mittelst desselben waltet — diese Frage ist für die Wissenschaft wie für das Leben die allerwichtigste; von ihrer Entscheidung hängt es ab, ob in Zukunft die Menschheit durch den Materialismus des Kopfes und Herzens sich selbst in das Thierreich zurückversetzt, aus welchem sie sich durch die Erkenntniß und Anerkennung einer sittlichen Weltordnung in Staat und Religion erhoben hat. Denn darüber täusche man sich nicht: wird es als Wahrheit festgestellt, daß Freiheit und Gewissen Illusionen sind und nur das Sinnliche wirklich ist, dann hält der praktische Idealismus nicht mehr Stand, dem heute noch so viele neben dem theoretischen Materialismus huldigen, indem ihre ethische Natur doch im innersten Kern von den Sophismen des Verstandes noch nicht zersetzt ist. Es ist aber so viel leichter, der Trägheit und den Trieben zu folgen als die Kraft anzustrengen und dem Gebot der Pflicht zu gehorchen, und zu welcher Verlotterung und Frechheit der neumodische Nihilismus führen kann, das, meine ich, haben wir schaudernd durch die Gerichtsverhandlung mit Hödel erfahren. Der Unterschied der blasirten Brutalität von der naiven ist grauenvoll." — Herr A. Mayer behauptet zunächst, die Frage sei falsch gestellt, der Mensch sei kein Haufwerk zusammengewürfelter Atome, sondern ein gegliederter Organismus von mannigfachen Formen und Geweben, wobei die Theile zur Erhaltung des Ganzen harmonisch zusammenwirken. Und hier macht der Gegner sofort ein bemerkenswerthes Zugeständniß: durch den Mechanismus der bloßen Atombewegung läßt sich keine genügende Erklärung der Lebenserscheinungen geben, die Physiologen sollen für das lebendige Geschehen eigenthümliche Kräfte gelten lassen, die unorganischen Processe, die Gesetze der Physik und Chemie reichen da nicht aus; in jedem belebten Gebilde ist die Form das Wesentliche, für eine gewisse Zeit und einen gewissen Grad Beharrliche, während der Inhalt beständig wechselt. Man muß organische Eigenthümlichkeiten zugestehen und hier eine eigenthümliche Spannkraft voraussetzen, verschieden von den Spannkräften in den Erscheinungen der unorganischen Natur. Für die Urform des Organischen nimmt auch A. Mayer das Protoplasmaklümpchen, die Zelle; er zäumt aber das Pferd beim Schwanze auf, indem er die eigenthümliche Spannkraft der Zelle leiht, statt mit mir in dieser Kraft die Ursache zu sehen, welche die chemischen Elemente in eine so in der Natur sonst nicht vorkommende Form zusammenordnet, und nun mittelst der Elementarkräfte die Lebenserscheinungen hervor-

Digitized by Google

bringt. Der Organismus ist entweder ein Haufwerk von Atomen, oder er setzt eine Organisationskraft voraus. Und so trennen sich unsere Wege, indem der Gegner die höheren Leistungen des inneren Lebens nicht dieser einheitlichen Organisationskraft, sondern der Vielheit ihrer Organe zuschreibt. Er zäumt das Pferd beim Schwanze auf, indem er das Erste zum Letzten, die Ursache zur Wirkung macht.

Stellen wir uns durchaus auf den Boden der Erfahrung, so ist für einen Jeden sein Selbst mit den inneren Vorgängen des Empfindens, Denkens und Wollens das einzig Unmittelbare und Urgewisse. Darin, daß wir fühlen und denken, haben wir die Gewißheit unseres Seins, und von einer Welt außer uns wird uns erst die Kunde durch die Empfindungen, in die wir ihre Eindrücke übersetzen, und nach denen wir als Ursache derselben nach dem Gesetz der Causalität in uns eine Welt außer uns voraussetzen. Empfindungen, Strebungen, Vorstellungen sind aber nicht für sich wirklich, sondern nur als die Lebensacte eines fühlenden, wollenden, denkenden Wesens, eines Seienden, Realen, das seine eigene Natur durch sie bethätigt, und wir schließen keineswegs aus ihnen erst auf einen Realgrund in uns, sondern wir erfahren unmittelbar dessen Realität in unserm Selbstgefühl. Wir sind unserer selbst unmittelbar inne, und kommen durch die Unterscheidung dieses unseres einheitlichen Wesens von seinen besonderen Lebensacten, von dem Inhalte seines Vorstellens und Empfindens zum Selbst- und Weltbewußtsein.

Dieses unser Selbst hat man von jeher die Seele genannt. Herr Mayer aber belehrt uns: wir wissen gar nichts von einer Seele, sondern kennen nur Organe und deren Verrichtungen. Umgekehrt: wir kennen die Empfindungen unserer Seele, und bilden aus diesen die Anschauungen unserer Organe, wie die urfprüngliche Organisationskraft der Seele die Organe selbst sich als Werkzeuge ihres Wirkens und Weltempfindens gestaltet hat. Für Mayer ist das Gehirn nicht das vermittelnde Organ, sondern das Princip des Denkens; daß ohne Vernunft und Verstand niemals ein Gehirn zu Stande gekommen wäre, hat er nicht überlegt. Die Organe oder ihr Centrum sollen empfinden, vorstellen und wollen. Hier ist aber durchaus zu wiederholen: außer uns sind die Schwingungen der Luft, des Aethers, der Körperatome; sie wirken auf unsere Nerven ein und erregen bestimmte Bewegungszustände in denselben, und die Umstimmung der Nerven pflanzt sich zum Centralorgan fort. Soweit ist Alles materieller äußerer Vorgang; daß aber nun der Ton a, die grüne Farbe, die Wärme empfunden wird, ist nichts Objectives, sondern ist der einfache innerliche Lebensact eines fühlenden Subjects, das durch die Bewegung in der Außenwelt zu diesen Empfindungen der Innenwelt angeregt wird. Vorstellungen, Begriffe, Gedanken sind keine Molecularbewegungen der Gehirnzelle, sondern ideale Gebilde einer geistigen Innerlichkeit, mögen sie immerhin der Anregung der Gehirnthätigkeit oder auch der Mitwirkung derselben zu ihrer anschaulichen Gestaltung bedürfen. Nicht die vielen Atome, sondern das eine Selbst fühlt, denkt und will.

Herr A. Mayer sagt: „Es hat so wenig Sinn, ein denkfähiges Wesen ohne die betreffenden das Denken hervorbringenden Organe vorauszusetzen, als es Sinn hat, ein verdauungsfähiges Wesen ohne Verdauungsapparat anzunehmen.“ Aber wo habe ich das denn gethan? Die Thatsache der Erfahrung ist ja das mittelst des Gehirns denkende Subject, Ich oder Selbst. Herr Mayer belehrt uns: ein

Digitized by Google

für sich seiendes Wesen, ein Selbst bedürfe der Organe nicht, denn sonst ist es kein Selbst, nicht für sich seiend, sondern nur begrifflich festgestellt aus lauter nicht bis zur Wirklichkeit reichenden Eigenschaften. Die Thatsache der Erfahrung ist aber unser Selbst in und mit unseren Organen! Das Selbst soll nicht existiren, nicht existiren können, und doch ist es für jeden das Allergewisseste, der Gegenstand unmittelbarer Erfahrung! Herr Mayer nennt es unnütz, und spricht von hochtrabendem schwülstigem Gerede, wenn ich die Empfindung den Lebensact des fühlenden Selbstes nenne, wobei er versichert, daß das Zustandekommen der Empfindung vom rein physiologischen Standpunkt aus so leicht verständlich sei, wie die Verrichtung jedes anderen Werkzeuges. Umgekehrt geben alle denkenden Physiologen zu, und Dubois-Reymond hat es öffentlich auf der Leipziger Naturforscherversammlung kundgethan: Die Ortsveränderung der Atome ist etwas ganz anderes als eine Empfindung, jene Bewegungen sind ein äußerer, diese ist ein innerer Vorgang, und nicht blos vor der sittlichen Freiheit, auch schon vor der einfachsten Empfindung hört die analytische Mechanik auf. Setzte das Organ seine Bewegungen in Empfindung um, so träte damit eine Quantität von Bewegungen fortwährend aus dem Spiel der Kräfte heraus, und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft würde durchbrochen. In der That wirken ja Bewegungen aber mechanisch fort, während sie im fühlenden Subject die Bildung einer Empfindung veranlassen; die Bewegungen, die wir als Wärme spüren, werden nicht in uns aufgehoben, sondern bleiben außer uns in Kraft. Dagegen nennt A. Mayer die Empfindung eine Verrichtung der eigenthümlich zusammengesetzten Organe. Auf derselben Seite aber lesen wir, daß zur Empfindung Individuen nöthig sind. Ein Individuum hat aber seinen Namen daher, daß es etwas Untheilbares, ein einheitliches Kraftwesen, kein zusammengesetztes ist. Und so fühlt sich der Mensch und ist seiner bewußt als eines einheitlichen Wesens, indem er sich von der Mannigfaltigkeit seiner Glieder wie seiner Empfindungen und Vorstellungen als die dauernde Einheit in ihrem Wechsel unterscheidet; ja, von wechselnden Zuständen in uns können wir nur reden, wenn in der Veränderung etwas bleibt und das Frühere von dem Gegenwärtigen unterscheidet. Unsere inneren Zustände, unsere Vorstellungen, Empfindungen, Triebe können ja doch nur dadurch Gegenstand der Beobachtung sein, weil in ihnen das eine Selbst lebendig ist, das sie betrachtet, daß sie als die Seinen fühlt und erkennt.

Wenn ich demgemäß sage, daß unser Selbstbewußtsein ein einiges, nicht ein Bewußtsein von Milliarden Zellen sei, so leugnet das der Gegner; die Empfindungen, sagt er, kämen an verschiedenen Stellen des Gehirns zu Stande, und da das Bewußtsein nur ein Innewerden des Empfundenen sei, so müsse auch das Bewußtsein ein getrenntes sein! Die Sinneswerkzeuge werden von Schwingungen getroffen und in Bewegungen versetzt, und die dadurch veranlaßten Eindrücke auf das Gehirn, das, was im Gehirn vorgeht, ist und bleibt etwas Aeußerliches und ist noch keine Empfindung. Die Empfindungen kommen also nicht an Gehirnstellen zu Stande, sondern in der Innerlichkeit eines Seienden, Subjectiven, das gerade dadurch sich als ein einheitliches, nicht getrenntes erweist, daß es mannigfaltige Empfindungeu von einander unterscheiden und auf einander beziehen kann. Herr A. Mayer will über die erfahrungsmäßige Thatsache, daß wir uns als Eins wissen, damit hinwegschlüpfen, daß er mich belehrt: es gebe ja auch Beispiele von alteri-

Digitized by Google

renbem und doppeltem Bewußtsein, wobei er nur das außer Acht läßt, daß dies Störungen, Erkrankungen sind, die wir wiederum als solche bezeichnen können, weil wir das gesunde eine Bewußtsein sind.

Nirgend in der Wirklichkeit kommen Empfindungen oder Vorstellungen als solche vor, so wenig wie Bewegungen; so wie Bewegung stets die Ortsveränderung einer Masse ist, so sind Empfindungen und Gedanken stets die Lebensacte eines für sich Seienden, einer Subjectivität. Und wie wäre es möglich, Empfindungen und Vorstellungen zu vergleichen oder zu beurtheilen, wäre nicht ein Seiendes vorhanden, das dieselben nach einander bildet und sie zugleich auf einander bezieht? Die Begriffe vergleichen sich doch nicht selbst, Begriffe, Urtheile, Schlüsse sind die That eines das Mannigfaltige zur Einheit zusammenfassenden einigen Wesens. So erfahre ich mich als den einheitlichen Mittelpunkt und Quell mannigfaltiger Zustände, Strebungen, Thätigkeiten, das ist alles nichts Erschlossenes, sondern etwas Erlebtes, der Vernunftschluß besagt nur, daß diese Einheit auch denknothwendig ist, wenn unser inneres Leben erklärt werden soll. Wo aber Erfahrung und Denknothwendigkeit zusammentreffen, da sehe ich die wissenschaftliche Gewißheit. Das hat Herr Mayer so mißverstanden, als ob ich Denknothwendigkeit und Thatsächlichkeit für identisch erklärte! Er sagt mir: „Thatsache der Erfahrung und Denknothwendigkeit sind himmelweit verschiedene Dinge." Denknothwendigkeit ist gar kein Ding, sondern bezeichnet die unumgänglichen Bedingungen und Gesetze für die Dinge, für das Thatsächliche, das, wenn es sein und gedacht werden soll, in jener Form sich verwirklichen muß. Dies können wir aus reiner Vernunft folgern, welcher Inhalt aber in diesen Formen verwirklicht ist, das müssen wir durch Erfahrung erkennen.

Herr Mayer erklärt dictatorisch: „Wir haben nicht entfernt das Recht, irgend etwas real, wirklich zu nennen, wenn nicht zuvor unsere Sinneswerkzeuge direct oder indirect davon in Erregung versetzt worden und Wahrnehmungen davon im Gehirn zu Stande gekommen sind. Nur das darf real genannt werden, dessen Existenz durch Sinneswahrnehmung nachgewiesen werden kann." Wir Anderen, Philosophen wie Physiologen, erachten es als die erste Frage: entspricht den Empfindungen in uns, die thatsächlich das sind, was wir unmittelbar erfahren, ein Reales außer uns? Wie ist dies beschaffen? Was ist es an sich, was ist die Zuthat unserer eigenen Natur? Die Erscheinungswelt ist das objectivirte Bild unserer Empfindungen; Herr Mayer scheint immer noch zu meinen: wir sind blos passive Spiegel, und nehmen die Dinge wahr, wie sie an sich sind. Die Physik sagt: Die rothe Farbe, unsere Empfindung, wird durch 481 Billionen Schwingungen des Aethers in der Sekunde hervorgerufen; sieht oder hört oder riecht Herr Mayer diese Schwingungen? Hat er die Atome, die in der Zelle zusammengeordnet sind, mit Händen betastet? Diese aber wie jene Schwingungen sind aus ihren Leistungen erschlossen, sind als nothwendige Bedingungen für das unmittelbar Gewisse, für unsere Empfindungen vorausgesetzt. Kommt ihnen Realität zu, warum denn nicht auch dem Gedanken des für sich seienden Selbstes, das erfahrungsmäßig der Träger der idealen Welt in uns ist? Dürfen wir es nicht gleichfalls aus seinen Leistungen, den Empfindungen, Vorstellungen, Entschlüssen und dem sie einigenden Selbstbewußtsein erschließen? Ich glaube, ja. Und wir sind noch besser daran. Während die Atome, die Aetherschwingungen das Ergebniß unseres Vernunftschlusses sind

Digitized by Google

und bleiben, und dem Skeptiker nicht andemonstrirt werden können, welcher dem Causalitätsgesetz eine Wirksamkeit über unser Vorstellungsleben hinaus nicht gestatten will, so ist unser Selbst nicht blos erschlossen, sondern als Einheit in der Mannigfaltigkeit unseres Lebens erlebt und erfahren, und damit jenes Reale, das die Menschen Seele nennen, das aber Herr Mayer für unwirklich, unnütz, unerwiesen ausgiebt; es sei unbegrifflich zusammengestellt aus lauter nicht in die Wirklichkeit reichenden Eigenschaften — als ob Denken, Fühlen, Wollen unwirklich wären, und nicht vielmehr das Urwirkliche und die Bewährung aller anderen Wirklichkeit für uns! Hat Herr A. Mayer je die Liebe, den Edelmuth, die Selbstbestimmung sinnlich wahrgenommen, oder hat er sie innerlich empfunden? Und sind sie darum nicht wirklich?

Nicht minder dictatorisch erklärt Herr A. Mayer bald den Dualismus, bald die Teleologie für „unerlaubt". Aber wenn er es zehnmal verbietet, so werden Tausende und aber Tausende es sich nicht nehmen lassen, zu glauben, daß sie Augen haben, um zu sehen, und nicht mit ihm sagen, daß, weil sich gerade die Atome so gruppiren, nun die Lichtempfindung möglich geworden und das Sehen zu Stande gekommen sei. Die Empfindungsfähigkeit in uns, die Aetherwellen außer uns, die Schwingungs- und Brechungsgesetze derselben und der wunderbare Bau unseres Auges: dies Alles in seinem stets neu sich darbietenden Wechselverhältniß wird Tausenden stets ein überzeugender Beweis sein, daß nicht viele beziehungslose blinde Stoffe und Kräfte das Erste und Ursprüngliche sind, sondern daß eine Einheit Quell und Macht des Mannigfaltigen ist und ordnend Alles für einander bestimmt, daß nicht Zufall, sondern Vernunft das Herrschende ist. Darauf aber beruht die Teleologie, die Herr A. Mayer für unerlaubt ausgiebt. Ebenso ächtet er den „unerlaubten" Dualismus. Aber die Wirklichkeit bietet uns den Unterschied und damit den Dualismus der Innen- und Außenwelt, des selbstbewußten Geistes und der unbewußten Natur, der selbstlosen und der selbstseienden Wesen, mag das nun Herr A. Mayer gestatten oder nicht. Wol aber ist auch uns der Dualismus nicht das Erste und Letzte, sondern die Einheit, aus der er entspringt und die er in lebendiger Wechselwirkung wieder herstellt. Das ist echter Monismus, nicht die Einerleiheit des bloßen Stoffes mit Druck und Stoß, deren Anhängsel, aber in sich wesenlos und eine Illusion, das Ideale, das Geistige sein soll.

Der Gegner giebt mir das Recht, zu behaupten, daß alle das Wachsthum eines Baumes fördernden Bedingungen den Keim, aus welchem der Baum hervorwächst, nicht entbehrlich machen und nicht hervorbringen. Er selber hält die Gesetze der Chemie und Physik für sich selber nicht für hinreichend, die in der todten Natur herrschenden Bewegungen in die vitale Bewegung überzuführen. Aber nach einer Ursache der neuen Verbindung der Elemente und der neuen Bewegungen im Lebensproceß soll ich nicht fragen dürfen! Die soll ich nicht in einer Organisationskraft, der Seele, finden dürfen! Warum nicht? Herr Mayer gebehrdet sich wie ein unfehlbarer Papst des Materialismus und Atheismus, er erlaubt und verbietet der wissenschaftlichen Forschung, was ihm gutdünkt. Und so darf das Dasein der Seele in keiner Weise zugegeben werden, so sehr die Erfahrung von ihr als dem Ersten und unmittelbar Erlebten anhebt und die denkende Betrachtung, die Vernunftnothwendigkeit sie für die Erklärung der angeschauten Wirklichkeit fordert.

Digitized by Google

A. Mayer meint nicht, daß die Leugnung der Seele, der Freiheit, des Gewissens, dem Menschengeschlecht Unheil drohe. „Die Wahrheit kann nur Gutes zur Folge haben." Wol; aber darum ja sagen wir von der Lehre des Materialismus und Nihilismus: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wir verweisen auf die Commune in Paris, auf die Vorgänge in Rußland, auf so manche schlimme Zeichen der Zeit in Deutschland, und sehen keine Wahrheit, sondern Irrlehren in den Theorieen, die derartige Ereignisse im Gefolge haben. Der Haß gegen das Ideale, die Meinung, daß die Wissenschaftlichkeit gerade darin bestehe, alle Ideale, die Liebe, die Freiheit, den Geist selbst für eine Illusion anzusehen, das ist die gefährliche Krankheit, die heute in den oberen und unteren Schichten unseres Volksorganismus sich ausbreitet. Ihr zu widerstehen, Heilmittel gegen sie zu bieten, auf die gesunden, erhaltenden Kräfte, auf die Wirklichkeit des Ideals hinzuweisen, ist ein Zweck dieser Berichte. Es handelt sich um mehr als um den Kampf von Schulansichten, von gleichgiltigen Theorieen, es handelt sich um die Zukunft des Vaterlandes. Ein Volk, das seine Seele und mit ihr den Glauben an die sittliche Weltordnung verliert, sinkt durch diese Selbstverthierung in jenen rohen Naturzustand zurück, aus dem nach den Ansichten der Darwinianer die Menschheit sich emporgekämpft, über den sie nach meiner Ansicht sich gerade durch die Erkenntniß und Anerkennung der sittlichen Weltordnung erhoben hat; ein Volk ohne diese wird verwesen oder sich zerfleischen; die Geschichte lehrt es. Um der hohen Wichtigkeit willen, welche diese wissenschaftliche Frage fürs Leben hat, habe ich Herrn A. Mayer geantwortet; nicht weil ich seine Schrift für werthvoll hielt, oder um seinen groben schmähenden Ausfällen zu begegnen, die ja im wissenschaftlichen Kampf, wenn sie Gründe versetzen sollen, nur den blamiren, der sie gebraucht. Mein Zweck ist erreicht, wenn die Leser die hier erörterten Probleme unbefangen erwägen und neben der äußeren auch die innere Erfahrung ins Auge fassen.

Die schlesische Mundart.

Von
B. Rösler.
Striegau.

Die Zeit, in welcher die Mundarten als verderbtes Schriftdeutsch angesehen wurden, ist heut wol vorüber; wer sich nur einigermaßen um die Sprache, ihre Bildung und Entwicklung gekümmert hat, der weiß, daß die verschiedenen Dialekte ursprünglich gleichberechtigte Aeste eines gemeinsamen Stammes sind, die sich im Laufe der Zeit geistig und physisch, infolge besonderer literarischer, geographischer und politischer Einflüsse, eigenartig entwickelt haben; der weiß, daß der hochdeutsche Dialekt hauptsächlich durch die Verdienste Luthers allmälig das Uebergewicht über den niederdeutschen erlangt hat, und daß die deutsche Spracheinheit wesentlich eine Folge der religiös-politischen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts ist.

Diese uns heut unentbehrlich gewordene Spracheinheit ist aber doch nur vorhanden für die Rede des Staates und der Kirche, der Wissenschaft und des höheren geistigen Lebens der deutschen Nation, denn die Dialekte aus denen sie hervorgegangen, werden alle noch vom Volke gesprochen; und merkwürdig! Wie

Digitized by Google

die ganze Nation eigentlich zwei Sprachen hat, das Hochdeutsche und die Dialekte, so kann auch der Einzelne neben seiner Buch- und Schulsprache den Volksdialekt nicht entbehren. Jeder von uns ist gewiß bemüht, ein recht gutes Hochdeutsch zu sprechen, um sich schon dadurch das Ansehen eines Gebildeten zu geben, und dabei gleitet seine Zunge doch halb unbewußt in die ihr bequeme Mundart hinüber; ehe er sich's versieht, entschlüpft seinen Lippen, nicht selten in der gewähltesten Rede, plötzlich ein dialektisches nee statt des hochdeutschen nein; der Fälle gar nicht zu gedenken, wo er im vertraulichen Verkehr sich gehen läßt und mit wahrem Vergnügen die kräftigen und bezeichnenden Ausdrücke der Volkssprache anwendet.

Die deutschen Mundarten werden in zwei große Gruppen eingetheilt, in die niederdeutsche und in die hochdeutsche, wobei zu beachten ist, daß „nieder" im Sinne von niedrig gelegen, „hoch" hingegen von hochgelegen zu verstehen ist. Der niederdeutsche oder plattdeutsche Dialekt ist also die Sprache der deutschen Tiefebene und der hochdeutsche die der deutschen Gebirgsländer. Der letztere theilt sich wieder in Oberdeutsch und Mitteldeutsch. Während das oberdeutsche Sprachgebiet die alemannischen, schwäbischen und bayrischen Mundarten umfaßt, zieht sich das Gebiet der mitteldeutschen Dialekte von der Mosel her über das südliche Hessen, über Thüringen, Franken, Meißen und Lausitz. Zu der Gruppe der mitteldeutschen Dialekte gehört auch unser schlesischer, und zwar ist er, was ihn nur um so interessanter macht, der östlichste derselben.

Die mitteldeutschen Dialekte haben das gemeinsam, daß ihre Vocale sich zu dem niederdeutschen Stande hinneigen, ihre Consonanten aber hochdeutsch sind. Wenn unser Dialekt neben diesem Grundzuge vielfache Schwankungen und Abweichungen aufweist, so muß man sich erinnern, wie derselbe entstanden ist. Die schlesische Mundart ist nämlich keineswegs eine auf Stammesunterschieden begründete, ursprüngliche und selbständige, sie ist vielmehr eine aus dem Zusammenwirken verschiedener geschichtlicher und sprachlicher Ursachen erst ziemlich spät entstandene und fertig gewordene Mischung ober- und niederdeutscher und slavischer Sprachelemente. Unser Dialekt ist also ein Mischdialekt, ganz wie das Schlesiervolk ein Mischvolk von Slaven und Deutschen ist, denn einen Stamm der Schlesier kennt die deutsche Völkertafel nicht.

Schlesien war in den ältesten Zeiten von germanischen Lygiern oder Lugiern bewohnt; als diese aber im fünften und sechsten Jahrhundert nach den Niederungen der Theiß abzogen, nahmen die Slaven von dem Oberlande Besitz, und unsere Heimat war sechshundert Jahre lang ein ganz slavisches Land. Erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, als das Germanenthum von Westen nach Osten stark zurückfluthete, begann auch die Wiedereroberung oder vielmehr die Wiedererwerbung Schlesiens — denn es ging dabei ganz friedlich zu — für Deutschland. Besonders wanderten die Deutschen nach Nieder- und Mittelschlesien ein, so daß am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts fast das ganze linke Oderufer, das fruchtbarste Land unserer Provinz, wieder deutsch geworden war. Meitzen schlägt in seinen Urkunden schlesischer Dörfer die Zahl der im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Schlesien neu angelegten deutschen Dörfer auf etwa 1500 und die Zahl der deutschen Einwanderer auf 150000—180000 Seelen an.*) Die piastischen Fürsten,

*) Codex diplom. Silesiae IV. pag. 103.

Digitized by Google

besonders von Niederschlesien, heirateten am liebsten deutsche Prinzessinnen;*) sie liebten deutsches Wesen und wurden bald selbst Deutsche. Sie begünstigten die Germanisirung, die ihnen manchen finanziellen Vortheil brachte, und gingen bei derselben bisweilen sogar ziemlich rücksichtslos vor. 1495 befiehlt z. B. der Bischof Johann von Breslau den Bauern von Woitz bei Ottmachau, binnen fünf Jahren deutsch zu lernen, widrigenfalls er sie „under em nicht dolden sunder von dann jagen" wolle.**)

Im ganzen nahmen die schlesischen Slaven das Germanenthum widerstandslos an, jedoch bewährten sich die Gegenden von Trebnitz, Ohlau, Strehlen und Münsterberg damals als Bollwerk des Slaventhums in Mittelschlesien, und diese Gegenstrebung ist so anhaltend gewesen, daß eine Stunde östlich von Ohlau in dem Dorfe Beckern trotz vierhundertjährigen Ansturms der Deutschen heute noch mehr polnisch als deutsch gesprochen wird. Daß fast ganz Oberschlesien slavisch geblieben, erwähne ich nur, um daran zu erinnern, daß es nach dem Gange der historischen Entwicklung die Aufgabe unserer und der kommenden Zeit ist, auch in diesen Gegenden dem Germanenthum endlich zum Siege zu verhelfen.

Woher kamen nun die deutschen Einwanderer? Denn es ist klar, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre heimatlichen Sitten und Gebräuche und vor allen Dingen ihre Sprache mit nach Schlesien gebracht haben. Die Urkunden, welche von der Aussetzung von Dörfern und Städten zu deutschem Rechte, also von deutschen Ansiedlungen erzählen, verschweigen die Herkunft der Ansiedler. Flamänder werden genannt. In der That veranlaßten furchtbare Ueberschwemmungen und Sturmfluthen an den Küsten Frieslands und Hollands, sowie der Einbruch der Zuyderfee und des Dollart, bei welchem Naturereignisse allein gegen fünfzig Ortschaften zu Grunde gingen, die Bewohner jener Gegenden im dreizehnten Jahrhundert zur Auswanderung. Das Vorkommen flamändischer Ackermaße***) weist bestimmt auf diese Colonisten hin, zugleich geht aber aus dem bei uns noch heut üblichen Ausdruck: „flämsch" — einen verschmitzten, ungeschickten Menschen nennen wir ja einen flämschen Kerl — hervor, daß dieselben nicht eben sehr beliebt gewesen sind.

*) Aus den Häusern Sulzbach, Andechs, Sachsen, Anhalt, Thüringen, Meißen, Braunschweig und Brandenburg. Stenzel, Gesch. Schlesiens pag. 207.

**) Weinhold: Laut und Wortbildung, pag. 18; aus Tschoppe und Stenzels Urkundenbuch pag. 622.

***) Die fränkische Hufe (**mansus magnus sive Franconicus**) ist ein Maß von 130 bis 140 Morgen preußisch, die flämische Hufe (**mansus parvus, jure Flamingico**) ist nur etwa halb so groß. „Die großen Waldhufen wurden fränkische genannt und nehmen das Riesengebirge, die Sudeten im Kreise Ratibor und Pleß, und im Tieflande alle höheren Wasserscheiden ein; sie reichen hier vom Löwenberger und Goldberger Kreise durch das Hainauische bis zur Oder nach Steinau und von dort auf der Fortsetzung des Katzengebirges nach Sprottau und Sagan . . . Zwischen ihnen finden sich in den ebeneren Lagen und auf den wechselnden Böden der Höhen zwischen Steinau und Auras, im Oelsischen und Wartenbergischen, ferner an den Hängen des Zobtengebirges und im Neissischen, namentlich aber in allen Kreisen Oberschlesiens zahlreiche Fluren der schmäleren und regelmäßigeren Hufenform, die sich als die flämische ausweist." Meitzen, Urkunden Schles. Dörfer. **Cod. diplom. Siles. IV. pag. 30. 76. 103.** — Es wird sich in späterer Zeit vielleicht nachweisen lassen, daß im deutschen Schlesien in den Gegenden, wo die fränkische Hufe überwiegt, der „oberländische Dialekt" der herrschende ist, und umgekehrt das „Niederländische" sich mehr in den Gegenden findet, wo die flämische Hufe vorwaltet.

Digitized by Google

Aus unserer gegenwärtigen Mundart, aus manchen Sitten und Gewohnheiten, aus einzelnen Resten uralten Glaubens und Aberglaubens, aus dem häufigen Vorkommen der fränkischen Hufe, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die große Mehrzahl der deutschen Einwanderer aus fränkischen Gegenden, vom mittleren Rhein und vom Main, nach Schlesien gekommen sein muß. Durch ihre Menge wurde zugleich die spärliche und ältere Einwanderung von der Nordsee her zurückgedrängt oder durch Vermischung weniger kenntlich gemacht. Wie sehr sich der fränkische Dialekt auch heute noch unserem schlesischen Gebirgsdialekt, namentlich dem des Riesengebirges und des Oppalandes um Freiwaldau-Gräfenberg nähert, das möge folgendes Beispiel klar machen.

Schlesische Mundart um Freiwaldau-Gräfenberg.

Der Hannes ihs a Moan g'wast, wenn dar ze viel g'soffa hot, hot a Olls toppelt g'sahn. Aemol ihs a häm g'kumma an hot an Rausch g'hot. Sei Weib (Frau) sitzt om Oufa, hat g'schponna an a Licht für sich g'hot.

„Musste zwee Lichter brün?"

Nä, sät se, ich hoa doch och äs.

Gelt, du wellst mich blend macha?"

A andermol ihs a wieder amal häm g'kumma, an sei kleener Junge läft ei der Stube rem. Do freet a:

„Wam g'hirt der andre Jonge, dar do rem läft."

Sät se: 's ihs doch och enser Kend do.

Amol oanam Feiertage ihs a noch'm Assa fortganga zum Waine und kimmt verhingert wieder häm on gieht ei de Keche. Do ihs a Topp mit Fläsch beim Feir g'schtanda.

„Wos huste ei dam Toppe", freed a.

A Hihnla hoa'ch drenne.

„Wäste woas" sät a, „ich wihl dan Toop nahma on du nemmst dan.

Do langt se noch'm rächta Toppa on Hannes toppt nei eis Feir on hoat'm die Hand techtich verbrannt; on vu dar Zeit oan hot a nischt meh toppelt g'sahn.

*) Nach Peter: Volksthümliches III. 12. mit veränderter Schreibung.

Fränkische Mundart.

Der Hoannes it a Moan g'wa, wenn dar ze viel g'suffa hot, hot er Ölles doppelt g'sahna. Emol it er häm g'kumma und hot an Rausch g'hot. Sa Frau sitzt an Oufa, hat g'schpunna und a Licht vör sich g'hot.

„Musst du zwä Lichter brenn?"

Nee, seicht se, i hö doch nur eens.

„Gell, du wist mi blind mach?"

Anners it er widder amol häm g'kumma, und sai klenner Bua laft in der Stuba rüm. Froïcht er:

„Wem g'hört der anner Fratz, der da rummer laft?"

Seicht si: It doch nur unner Kind da.

Emol ann'em Feierdag it er nach'n Asse fortganga zum Wei(n) und kummt verhungert widder häm und get in de Kich. Do it a Hoafa mit Flühsch bau Feir g'schtanne.

„Wa host in dein Hoafa?" freigt er.

A Hüala ho i drin.

„Wäst was, i will dahn Hoafa nahm und du nimmst dahn."

Do langt si nach'n rachtä Hoafa und Hoannes dappt nei ins Feier und hoat die Hand rechtschoffa verbronnt; und vo dara Zeit on hot er nïas mer doppelt g'sahna.

*) A. Gutbier: deutsches Sprachbuch pag. 214.

Schlesische Mundart des Riesengebirges.

Der Honns ihs a Moan gewast, wenn dar zu viel gesuffa hot, hot a Olles tuppelt gesahn. Emol ihs a heem kumma, und hot an Rausch gehot. Sei Weib (Frau) sitzt am Oufa, hat gschpunna und a Licht ver sich gehot.

„Musst du zwä Lichter brenn?"

Nee, soit se*), ich hoa doch ock ees.

„Gelt, du willst mich blind macha?"

A andermal ihs a wieder amol heem kumma, und sei klenner Junge leeft ei der Stube rüm. Do froit a:

„Wam gehirt dar anner Junge, dar do rüm leeft."

Soit sie: 's ihs doch ock ünse Kind do.

Amol oanem Feiertage ihs a noch'm Assa furtganga zum Weine und kimmt derhungert wieder heem und gieht ei die Kiche. Do ihs a Toop mit Fleesche bem Feur g'schtanda.

„Wos huste ei dem Tuppe", froit a.

A Hihnla hoa'ch drinne.

„Wisste woas, ich wihl da Toop nahma und du nimmst dan".

Do langt se nochm rechta Tuppe und Honns toppst nei eis Feur und hoat sich de Hand orntlich verbraunt; und vo dar Zeit oan hot a nischt meh tuppelt gesahn.

*) Im gloganer Dialekt heisst es ganz wie im fränkischen: seicht se.

Digitized by Google

Die Sprachen der verschiedenen Colonisten vermischten sich allmälig mit einander und gaben der unsrigen das ihr eigenthümliche Gepräge. Naturgemäß wurden in dieselbe viele slavische Elemente aufgenommen und daraus erklärt sich wieder die besondere Aehnlichkeit des Schlesischen mit den deutschen Mundarten in Posen, Nordböhmen, Mähren und um die Tatra, weil hier überall ähnliche Factoren wirksam waren; deutsche Reiser wurden auf slavische Aeste und Stämme gepfropft.

Der großen Zahl slavischer Ausdrücke, die unser Dialekt in sich aufgenommen und verarbeitet hat, wird man sich beim Sprechen heut kaum noch bewußt, nur einige der bekanntesten will ich hier wieder in Erinnerung bringen. So kommt unser Kratschem aus karczma, Nusche (Messer) von noz; der breslauer Fetzpopel entspricht dem böhmischen Aschenbrödel popiolek; dem Bubatsch, mit dem wir die Kinder schrecken, liegt das bömische bubak zu Grunde, und unser Krien (in Krientunke) ist dem böhmischen krzen entlehnt.*) — Die Zahl der Beispiele könnte mit Leichtigkeit vermehrt werden; doch muß man sich hüten, jedes Wort, das einen Zischlaut enthält, und dessen Abstammung nicht sofort in die Augen springt, ohne weiteres für ein slavisches anzusehen; z. B. gleich das Zeitwort nuscheln (durch die Nase sprechen), das ganz denselben Stamm wie das eben erwähnte nusche (Messer) zu haben scheint, hat doch mit dem Slavischen nichts zu thun, denn es kommt aus dem Althochdeutschen nisilên.

Wie sich das Deutsche mit dem Polnischen mischt, resp. wie der Pole schlesisch spricht, können wir heut noch beobachten in allen den Gegenden, wo sich beide Idiome als Nachbarn bekämpfen. Selbst ein Dichter hat sich für diesen Jargon gefunden. Arvin schildert einen Streit beim Spiel in der Vorstadt von Namslau folgendermaßen:

A. Biſt du nich Trumf gegeben zu
Du sakrimentſcher Kerla du,
Biſt du ſich ſchönes Bruder.
Kannſt du ſich ſpillen du alleen.
Mein Gelden hab fer dich ich keen,
Biſt ein vertrogner — Luder.

Worauf der andre böſe wird und erwidert:

B. Bin ich dich was geſtohlen? Nee.
Hab ich dich ooch niſcht ſchuldig; — geh;
Wo willſt? Fer ſu ich danken.
Wor's amol ſpillſt, machſt Lärm ock du,
Spectakel grußen immerzu,
Haſt ſich halt Freud an zanken.**)

Der Mischung mit dem Slavischen verdankt unsere Sprache übrigens den ihr eigenthümlichen Tonfall, das Abgehackte; und daher kommt es, daß die Sachsen, die Meißner und Oberlausitzer, deren Sprache ja in ganz Deutschland als ein Singen bezeichnet wird, gerade uns Schlesiern das Singen vorwerfen. So wenig wir ihnen unrecht thun, thun sie es uns, denn ihr Ohr hört in der That eine Art Gesang, wenn wir mit unserer deutsch-polnischen Zunge zu sprechen anfangen.

*) Kleberamftel (Brodkrume) von kleba.
**) Schles. Provinzialblätter 1867 pag. 672.

Digitized by Google

Es ist eine bekannte Thatsache, daß unser Dialekt, wie die übrigen auch, alle fünf Meilen eine andere Färbung annimmt; bildet ja nicht selten schon der Dorfbach die Grenze zwischen verschiedenen Sprechweisen. Einzelne Redewendungen, gewisse Sprichwörter, namentlich Schimpfworte und Zoten sind aber sicher jeder Ortschaft eigenthümlich. Es kann deshalb recht wol vorkommen, daß zwei Urschlesier, z. B. ein Landmann aus Katscher und einer aus Glogau einander nicht mehr recht verstehen, kann ja doch mancher Schlesier selbst mit dem Hochdeutschen nur sehr schwer zu Stande kommen. Und dennoch ist trotz dieser großen Verschiedenheit ein einheitlicher in ganz Schlesien heimischer und überall verständlicher Geist und Klang der Sprache vorhanden. Diese gemeinsame schlesische Sprache wird gewöhnlich Gemeinschlesisch genannt und namentlich von unseren Kleinstädtern gesprochen; da sie jedoch gar zu viel vom Hochdeutschen angenommen, sich ihm allzusehr genähert hat, und vielfach von ihm durchsetzt ist, so kann sie auf das Prädikat echt schlesisch keinen rechten Anspruch mehr machen.

Neben diesem Gemeinschlesisch der Städter giebt es aber auch eines der Landleute und dieses suche und finde ich in der Sprache unserer Dorfbewohner, die man hört von der Oder bis in die Vorberge des Eulen- und Riesengebirges, von Brieg bis Hirschberg, von Löwenberg-Liegnitz bis Neisse.

Wie nun die deutschen Dialekte nach Höhe und Tiefe der Landschaft auseinander gehen, so unterscheiden wir auch beim schlesischen zwei große Gruppen, 1) den Dialekt des Gebirges und 2) den Dialekt des Flachlandes, oder die Sprache des Oberländers und die des Niederländers.*)

Diese Eintheilung entspricht genau den Principien der Wissenschaft, wird aber auch vom Volke selbst schon gemacht. In der Glogauer Gegend, also im Flachlande, sagen die Leute beispielsweise, wenn das Gebirge verhüllt ist und schlechtes Wetter anzukündigen scheint: „Der Auberländer rett uf der Gälen;" und der Gebirgsbewohner seinerseits spottet und witzelt wieder auf die „Neiderländer". Selbstverständlich sind diese beiden Sprachgruppen in sich wieder sehr verschieden geartet, so daß man beim Oberländischen oder Gebirgsdialekt unterscheidet die Mundart, 1) des Riesengebirges, 2) des Hochwalds und Eulengebirges, 3) die Frankensteiner, 4) die Glätzer und 5) die des Oppalandes in Oesterreich-Schlesien. Ebenso klingt das Niederländische anders um Sagan-Sprottau, anders um Glogau, anders um Trebnitz, und einen ganz besonders stark ausgeprägten Typus zeigt die jetzt allerdings sehr in der Abnahme begriffene Sprache der Kroiter um Breslau.

Welches sind nun die Unterschiede zwischen dem Oberländischen und dem Niederländischen?

Die Sprache des Gebirges ist eng und knapp, sagt Weinhold; die hochdeutschen Diphthongen werden vielfach zu Vokalen, das Flexions n wird zu a. — Das Niederländische oder Plattschlesische hingegen hat gerade eine entschiedene Neigung und Vorliebe zu den breiten Vocalen ei und au.

*) Weinhold bestimmt die Grenze zwischen beiden Gruppen durch eine Linie von Bunzlau über Goldberg, Jauer, Striegau, Zobten, Strehlen. Auch nimmt er eine zwischen beiden liegende mittelländische Mundart an. Die Ortschaften: Oklitz, Landau, Sadewitz, Königszelt, Zobten, Schlaupitz, Lauterbach, Gr. Ellgut fallen ins Mittelland. Rübezahl 1863 pag. 523.

Digitized by Google

Für beide Gruppen sind Neckſprüche vorhanden, die das Charakteriſtiſche ziemlich treffend wiedergeben. So foppt man den Gebirgsbewohner mit dem Satz: (Alte Nägel halten nicht, neue Nägel halten auch nicht) folgendermaßen: Ala Nala hala nee, neua Nala hala a nee, obgleich er nicht genau ſo ſpricht. Den Niederländer aber fragt man wol im Scherz: Geiſte meite eiber de Auder? (Gehſt du mit über die Oder?) Oder auch: (Du, was giebt's denn da? Mohn? Nun da — da! lauter Mohn?!): Dau, wos haut's denn dau? Mau? — Mau! nu dau, dau, lauter Mau?! Oder man ſingt ihm das Liedchen vor: (Mein Dorchen glaub's, ich bin dir gut): Mei Daurel gleib's, eich bei dir gaut. — Wollen wir aber einen beſtimmten Satz nehmen, ſo lautet der hochdeutſche Vers: Ich hatte den Braten ſchon gerochen:

1. im Holteiſchen Städter-Gemeinſchleſiſch: Ihch hot a Braten ſchon gerochen;
2. im Niederländiſchen: Eich hott a Brauten ſchau gerochen;
3. im Oberländiſchen: Ich hott a Brota ſchunt gerucha.

Während das ſtädtiſche Gemeinſchleſiſch alſo nur wenig vom Hochdeutſchen verſchieden iſt, treten beim Niederländiſchen die Doppellaute au und ei, und beim Gebirgsdialekt die vielen a in den Vordergrund. Uebkigens iſt das ſo ſehr bekannte und auffallende Flexions-a keineswegs etwas ſpeciell Schleſiſches; wir finden es ebenſo im ſchwäbiſchen, bayeriſch-öſterreichiſchen, pfälziſchen, fränkiſchen und hennebergiſchen, und das iſt für die Zugehörigkeit unſeres Volkes und unſerer Sprache natürlich nicht ohne Bedeutung. — Intereſſant dürfte es ſein, zu hören, daß Friedrich dem Großen, als er 1740 Schleſien eroberte, dieſe volltönende vocaliſche Endung ſo gefiel und imponirte, daß er alles Ernſtes überlegte, ob er dieſen ſchönen Laut nicht dem Hochdeutſchen übermitteln könnte. —

Wenn ich nun einzelne grammatiſche Eigenthümlichkeiten unſerer Volksſprache erwähne, ſo greife ich auf gut Glück einige Charakteriſtica heraus; ſelbſtverſtändlich kann das hier nur ſo weit geſchehen, als es mir der vorliegende Zweck zu verlangen ſcheint. Wer ſich über dieſe Dinge genauer informiren will, den verweiſe ich auf die vorzüglichen Werke des gegenwärtigen Rector magnificus der Univerſität Breslau, Profeſſor Karl Weinhold, deſſen Verdienſte um die wiſſenſchaftliche Erforſchung unſerer Mundart noch lange nicht ſo allgemein gewürdigt werden, wie ſie es verdienen:

1. Die Laut- und Wortbildung, und die Formen der ſchleſiſchen Mundart. Wien 1853, und
2. Beiträge zu einem ſchleſiſchen Wörterbuche. Wien 1855.

„Eine große Tugend der ſchleſiſchen Mundart iſt ihr Feſthalten an dem Unterſchiede der ſtarken und ſchwachen Conjugation. Die oberdeutſchen Mundarten, wenigſtens die öſtlichen, haben das ſtarke Präteritum im Indicativ aufgegeben und darauf verzichtet, die Kraft des Gedankens durch die innerlich ſtrömende Kraft des Lautes zu verſinnlichen; die ſchwache Zuſammenſetzung hat die Oberhand gewonnen. Wir ſehen im ſchleſiſchen Derartiges nicht.“*)

*) Weinhold, Laut- und Wortbildung pag. 123.

Digitized by Google

Jedes Präsens wird durch Vorsetzung der Silbe ge zum Substantiv: Doas Geflenne (weinen), doas Gesolboadre (albernes reden), doas Genoatsche (weinen), doas Geschimfe.

Der schlesische Dialekt hat eine entschiedene Abneigung gegen die Umlaute ü und ö, an deren Stelle meist einfaches i und e auch ä erscheint.

Statt König sagt man: Keenig; statt Goethe Geethe; statt schön scheen oder schien; statt Höhe Hih, statt Vögel Vägerle; statt Kröte Kräte. Ferner klingt Glück wie Glick, Brücke wie Bricke, drücken wie dricken ꝛc.; ebenso verwirft die Mundart den Consonannten pf und setzt dafür f oder pp ein; sie sagt Forr statt Pfarrer, Fard statt Pferd, kloppen statt klopfen, Truppen statt Tropfen.

Gewiß nicht allgemein bekannt ist es, daß unsere Mundart das hinzeigende Fürwort „dieser" überhaupt nicht besitzt. Sie weiß sich aber zu helfen; der unbetonte Artikel ist eben Artikel, der betonte hingegen gilt als Demonstrativum. Man unterscheidet also streng:

dr moan und dar moan = dieser Mann,
de froo und die froo = diese Frau,
's Kind und doas Kind = dieses Kind.

Der Glätzer sagt für „dieser" wol dar dille, der Neuroder gar dar dicke, aber ohne Hauptwort; so frägt der eine also: Wie heeßt dar dille? der andere: Wie heeßt dar dicke. Für das neutrale „dessen" wird eine eigne Form sen (sein) gebraucht, z. B. ma krigt sen dicke. Hoat's noch Bier? O 's hoat sen noch genug. In den Redensarten: 's schodt im ju nischt; 's tutt im ju nischt, klingt das im genau wie en, ist aber nicht etwa der französische Genetiv en, sondern der Dativ des dritten Pronomens.

Statt des fragenden Genetiv „wessen" braucht man den Dativ mit s. Wessen ist der Hund da? = Wams ihs denn dar Hund do?

Auffallend ist ferner der Gebrauch des Artikels bei Ortsnamen; man sagt: ei de Ohle (nach Ohlau), ei de Schweinz (nach Schweidnitz), ei a Lamrich (nach Löwenberg,) uf a Schimrich (nach Schömberg). Hierbei wird auf die Frage wohin? meist die Präposition „auf" uf gebraucht. Ich gieh uf Brassel (nach Breslau), uf Zoten (nach Zobten), uf Struhfriebrich (nach Hohenfriedberg), uf Pläkahoan (nach Bolkenhain) u. s. w.

Von besonderem Interesse sind auch einige speziell schlesische Constructionen; so liebt der Schlesier den Infinitiv mit zu nicht überall, er ersetzt ihn z. B. nach anfangen gern durch und mit der bestimmten Verbalform. Er sagt also lieber statt, es fängt an zu schneien, 's fängt oan und schneit, 's fängt oan und wird. Dieses und schiebt er auch hinter dem conditionalen „wenn" ein: Wenn und der Pulzei kimmt (wenn die Polizei kommt), ebenso hinter „daß". Doas is's ju äbenst, doß bei Bruder und guckt immer zu tief eis Glasel. Bisweilen folgt hinter „wenn" und „daß" erst jenes und; dann macht sich diese Construction besonders gut in der zweiten Person: Wenn du nicht still bist, so schlag ich, heißt auf schlesisch: Wennste, doßte und du bist nich stille, do schloa ich. Aehnlich sagt man auch: Ehb de Sunne, doß se und ging uf. Bemerkenswerth sind auch die Uebersetzungen der bei uns bekanntlich sehr beliebten Fremdwörter. Der Schlesier sucht sich dieselben in seiner Weise zu verdeutschen, nicht blos der Bedeutung, auch dem Klange nach. Aus

Digitized by Google

Défilé wird Tiefelee, aus Bombardon Pumparton, aus Journaliere (wahrscheinlich weil sie gar so langsam fährt) Schnellangjährfuhre, aus Lieutenant Leitnant oder Leitmann, aus discourir tischkerirn und Tischkursch, wobei man sicher an Tisch (mensa) denkt. Auch Eigennamen müssen sich eine solche Verstümmelung gefallen lassen. Im breslauer Kreise liegt das Dorf Puschkowa; der Landmann weiß sich mit dem polnischen Namen nichts anzufangen und macht flottweg Pistole oder Pixtoale (Pistol) daraus. Diese Sucht zu übersetzen, hat zu manchem lustigen Mißverständniß Veranlassung gegeben. Bekannt ist, wie jener Bote, der Sassafras und Sassaparille in der Apotheke holen sollte, „A soaß, a sroaß und hott anne Prille" verlangte. Ein Pfarrer betete im Beisein des Küsters den lateinischen Todtenpsalm für einen in der Gemeinde eben Verstorbenen. Als er hierbei das Wort observaveris etwas prononcirt aussprach, verstand der Küster: Ob's a Waber is? und antwortete fest und sicher: „Nee, Herr Forr, 's ihs a Schneider." —

Wie steht es nun um die Verwendung des Dialekts in der Poesie?

Wahre Poesie ist ja immer die Sprache des Herzens, und wollen wir dem Landmann nicht jedes Gefühl absprechen, so können wir auch nicht leugnen, daß er über die edelsten Regungen und innersten Empfindungen seiner Seele sich am besten, wahrsten und schönsten in der ihm gewohnten Sprache ausdrücken wird. Wie dem Bauern seine Volkstracht am besten läßt, und wie ihn städtische Kleidung nicht selten zur Carricatur macht, so kleidet ihn auch seine Mundart, die Sprache, die er von Jugend auf gesprochen, lieblicher, als wenn er es versucht, auf hochdeutsch zu radebrechen; in der Sprache seines Herzens drückt er seine Gefühle zwanglos, natürlich und charakteristisch aus; und der echte Volksdichter hat nichts anderes zu thun, als dem Volke nachzufühlen und nachzusprechen. Da nun aber dem Bauern die uns heut zur Nothwendigkeit gewordene Politur des höheren gesellschaftlichen Verkehrs vielfach abgeht, so hat sich der Dichter zu hüten, dem Zuge nach dem Niedrigen, Trivialen und Sinnlichen, überhaupt dem groben Realismus zu folgen, wenn er naturgemäß auch die erlaubten Derbheiten der Sprache nicht gänzlich vermeiden kann und darf.

Andererseits muß er sich hüten, solche Stoffe zu wählen, welche ihrer inneren Natur nach über das Anschauungs- und Empfindungsvermögen des Volkes hinausgehen. Die Landleute sind keine Philosophen und beschäftigen sich nicht gern mit den höchsten Problemen der Kunst und Wissenschaft.

Hier drängt sich uns gewissermaßen von selbst die Frage auf, ob es gestattet ist, die Volkssprache willkürlich ins Hochdeutsche umzugießen, ob dem Leser zu Liebe Dorfgeschichten in einem sogenannten modificirten Dialekt geschrieben werden dürfen?

Seit wann findet der schlesische Dialekt nun Verwendung in der Poesie?

Wir besitzen Sprachproben schon aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, und diese aufgesucht und durchforscht zu haben, ist das große Verdienst des verstorbenen Professor Rückert.*) Naturgemäß haftet diesen ältesten Proben das mundartliche Element nur als etwas Unbewußtes und Zufälliges an. Als Beleg hierfür diene ein gereimtes Monologium aus dem 15. Jahrhundert, aus

*) Rückert, Entwurf einer system. Darstellung der schles. Mundart im Mittelalter, neu herausgegeben v. P. Pietsch, Paderborn 1878.

Digitized by Google

dem Dr. P. Pietsch, Docent an der Universität Kiel, zuerst eine Probe veröffentlicht hat. Dasselbe enthält circa 1000 Verse und giebt Regeln über die für jeden Monat geeignetste Lebensweise, namentlich über Diät und Aderlassen. So u. a. für den Januar:

Warme speysze saltu essin,
warmis trankis nicht vorgessin;
susze speyse ond sussen trank
saltu habin dick (viel) vnd lang.

Für den Februar u. a.

Vor kalder kost hutte dich wol,
des obindis volle (fülle) dich nicht vol,
dy kalde kost brenget dy gicht,
dy volle (Fülle) machet deyn owge czu nicht. (Auge schwach).

Für den März u. a.

Mit nichte saltu czur oder lon,
dyr komit vil krankheyt dovon,
der (deren) du nimmer me vorgist
dyweile du off erdin bist.

Für den April u. a.

Unstete is das wetter vnd dy czeit,
dorumme das oderlossen meyt. (meide)

Für den Mai u. a.

her (er) gibet denne sussen scheyn
aller werlde (Welt) ane peyn,
do ys denne frewden vil
yn aller werlde ane czyl; (ohne Ende)
dy lewte, dy tir (Thiere), dy vogeleyn (Vögelein)
dy fische, dorczu dy wormeleyn. (Würmlein)

Für den Juni u. a.

herten (harten) kese sultu nich essin,
wein ond methe saltu vorgessin;
och (auch) trink nicht czu vil byr, (zu viel Bier)
So bleybistu schone ond czyr. (schön und zierlich)

u. s. w. bis zum December.*)

Absichtlich und bewußt im Dialekt abgefaßte Sprachproben können, wie Professor Palm treffend sagt, naturgemäß erst aus der Zeit stammen, als sich die hochdeutsche Sprache völlig aus den Dialekten herausgebildet hatte. Erst als man sich des Unterschiedes zwischen Mundart und Hochdeutsch bewußt wurde, fing man an, die erstere zu verwenden, aber anfangs doch immer nur zu komischen Zwecken und zwar im Volksschauspiel. Dies geschah in Schlesien erst am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, wenigstens haben wir aus dieser Zeit den ersten Beweis hierfür. Ein Löwenberger Arzt und namhafter Dichter Dr. Tobias Kober edirte 1607 eine Tragödie, welche von den 1529 bei der Belagerung von Wien ausgeführten Thaten des rittermäßigen Helden Christoph von Zedlitz handelt; er widmete dieselbe einem

*) Diese Proben sind mit Genehmigung des Herrn Dr. P. Pietsch hier, außer den ersten vier Zeilen, zum ersten Mal gedruckt.

Digitized by Google

Verwandten seines Helden, dem Herrn von Zedlitz auf Siebeneichen am Bober.*) In diesem Trauerspiel führt der Dichter einen Fuhrmann Hans aus Schlesien in seinem Dialekt redend ein. Er hat ein Fuder Butter und Käse in die belagerte Stadt gebracht und sagt u. a.:

Mich dächt (däucht) ich ha mich wol beläsa (betrogen)
Mit meiner Putter und Schoffkäsa, (Schafkäsen)
Där (davon) ich ä Fuder här ho bracht.
Hat (hätte) äder (aber) nimmer mie gedacht,
Dass ich sault (sollte) ufgehälda wärda
Mit mäm (meinem) geschirr und all 4 Pfärda.

Ein Jude handelt ihm seine Fracht ab; beide werden aber gefangen und sollen an den Galgen kommen. Da Hans unschuldig ist, schimpft er wacker drauf los:

Ich weld, jhr wert an Galgen gehangen,
Ihr lusa Kärl! was ha ich gethon,
Dass jhr mich nicht könt zufrieden lohn?

Er wird jedoch von seinem ritterlichen Landsmann Christoph von Zedlitz erkannt und gerettet, der Jude aber wegen Spionage zum Hängen und zum Verlust einer Hand verurtheilt. Dagegen protestirt Hans, er sei noch nicht bezahlt, und sagt:

Wenn jhrn äsu verpützeln wält (verstümmeln wollt)
Womit wird hä denn zählen 'sgält?

Die bedeutendste Leistung aber ist das ganz im niederländschen, speciell glogauischen Dialekt geschriebene Lustspiel: Die geliebte Dornrose, von Andreas Gryphius, welches der Dichter am 10. Oktober 1660 in Glogau vor Georg III., Herzog zu Liegnitz und Brieg, und seiner jungen Gemahlin, Elisabeth Maria Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin in Baiern zur Feier ihres Einzuges in Schlesien aufführen ließ. Dieses interessante Stück wurde 1865 zu Breslau im Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens, im Saale der alten Börse von Mitgliedern des Vereins mit vielem Beifall von neuem aufgeführt und ist außerdem von Palm in so würdiger Weise herausgegeben worden, daß es leicht ist, sich mit seinem Inhalt bekannt zu machen.**) Ich kann deshalb von seiner näheren Betrachtung hier wohl absehen.

Nach dieser bedeutendsten Leistung tritt ein offenbarer Stillstand in unserer Literatur ein; denn was die Dramatiker Hallmann (in Adonis und Rosibella, sowie in der Urania), Christian Weise (in der beschützten Unschuld) und Stoppe 1735

*) Ihr vollständiger Titel lautet:

Idea Militis Vere Christiani tragoedia

Von des Rittermeßigen Heldens Christoffs von Zedlitz, Hardeckischen Fehndrichs, Anno 1529 im Herbst- und Weinmonat bey wehrender Belägerung der Stad Wien überstanden, Aus warem Historischen bericht und gründen umbstendiglichen vormals ins Latein bracht jetzo in deutsch verfasset.

Gedruckt zu Liegnitz durch Nicolaum Schneider. (11 Bogen. 8°.) Gödecke Grundriß pg. 336. H. Palm. Die älteste Probe des schlesischen Dialekts im Drama. Schles. Provinzialblätter 1867. pg. 7—13.

**) Andreas Gryphius. Das verliebte gesvenst, gesangspiel, und die geliebte Dornrose, scherzspiel, mit einleitung herausgegeben von Palm. Breslau. Trewendt und Granier 1855

Digitized by Google

(der Gemeinbothe im Pflaumatuffel) in dieser Hinsicht gelegentlich brachten, waren doch eben nur Späße und Scherze ohne besonderen Werth. —

Die so glücklich wenigstens im Drama angeschlagene schlesische Harfe verstummte im 18. Jahrhundert fast ganz wieder, einige Volkslieder wurden ja wol gesungen, aber neues kaum geschaffen. Eine kunstmäßige Volkslyrik fehlte ganz, und der seit 1803 (also gleichzeitig mit Peter Hebel) im glätzer Dialekt dichtende Franz Schönig, welcher nach einander Tischler, Färber, Lohnschreiber, Canzlist und Comptorist war, konnte schon deshalb keinen nachhaltigen Erfolg haben, weil seine Gedichte nicht gesammelt waren. Das große Verdienst, der schlesischen Lyrik das Bürgerrecht errungen zu haben, erwarb sich erst Karl von Holtei, dessen Gedichte 1830 erschienen und seitdem 16 Auflagen erlebt haben.

Es gehörte der ganze Muth eines Mannes dazu, damals mit schlesischen Gedichten an die Oeffentlichkeit zu treten, die Verachtung der sogenannten Bauernsprache war gar zu groß. Eine hochgestellte Persönlichkeit unserer Provinz äußerte sich, wie mir der Dichter in seiner originellen Weise selbst erzählt hat, etwa folgendermaßen: „Der Holtei ist ja ein recht guter Kerl, seine kleinen Lustspiele sind ja auch recht nett, aber mit seinen schlesischen Gedichten hat er doch eigentlich die ganze Provinz vor Deutschland lächerlich gemacht.“ So groß war das Vorurtheil gegen die Volkssprache damals, und es ist, leider muß es gesagt werden, gerade bei einem großen Theil der sogenannten Gebildeten heute noch nicht ganz geschwunden. „Es giebt auch heute noch Leute, wie Claus Groth sagt, welche es für eine Frechheit erklären, Bücher zu schreiben in der Sprache der Gasse und der Schänkstube, aber glücklicherweise giebt es auch solche, denen sogleich die Thränen der Rührung in die Augen treten, wenn sie in wohlgesetzter Rede die Töne vernehmen, die ihnen wie die Jugend theuer und wie sie entschwunden sind.“ Es bleibt also Holtei's unbestreitbares Verdienst, einmal, daß er diesem ertödtenden Vorurtheil muthig und furchtlos entgegengetreten ist, sodann, daß er das Fühlen und Denken des schlesischen Volkes in schlesischer Sprache glücklich wiedergeschaffen hat und somit ein Bahnbrecher für alle Zukunft geworden ist. *)

Die Dialektdichtung wirkt aber in ganz merkwürdiger Weise ansteckend; sie verleitet nämlich außerordentlich und viel mehr als das Hochdeutsche zur Nachahmung. Mundartliche Gedichte und noch mehr die Prosa klingen nämlich so natürlich, selbstverständlich und leicht, daß sich jeder, der den Dialekt einmal selbst gesprochen hat, unwillkürlich einbildet, es dem Meister ohne weiteres und mindestens nachmachen zu können. Kurzsichtige glauben wol auch, es komme bei der Dialektschriftstellerei auf weiter nichts an, als einzelne kernige, komische Ausdrücke und

*) Anders ist es mit der Form des Dialekts, in der Holtei schreibt; mit ihr können sich nicht alle Schlesier und namentlich nicht die wirklichen Freunde und Kenner unserer Mundart vollkommen einverstanden erklären. „Ich habe mir Ausdrucksweise und Schreibart gewissermaßen selbst geschaffen“ sagt er in der 15. Auflage. Wenn ihm philologisch kritisirende Beurtheiler vorgeworfen; „Kein Mensch in Schlesien spreche eigentlich so, wie er schreibe“, so ist damit freilich über das Ziel hinausgeschossen. Der von Bildung einigermaßen angehauchte schlesische Kleinstädter spricht in der That ungefähr so, wie Holtei schreibt. Aber ebenso wenig wie man das Messingsche des Onkel Bräsig richtiges Platt nennen darf, ebensowenig wird dem schlesischen Landmann die Holteische Sprache und Schreibweise als das richtige Schlesisch erscheinen.

Digitized by Google

Redewendungen mit einem gewissen Effekt anzubringen. Daraus erklärt sich die große Schaar der Nachfolger, welche Holtei gefunden hat.*)

Wie langsam es trotz alledem mit der Entwickelung unserer heimischen Dialektliteratur geht, beweist der Umstand am besten, daß 47 Jahre verfließen mußten, ehe der so klein scheinende Schritt vom Verse zur Prosa gemacht wurde. 1830 erschienen die Holteischen Gedichte und 1877 das erste Buch in schlesischer Prosa: Schnoken. So umfaßt die schlesische Literatur nunmehr das Drama, (Geliebte Dornrose 1660. Der Tag von Lundby 1865), die Lyrik und Anfänge prosaischer Darstellung. (Humoresken und Durfgeschichten.) Noch aber denkt wol niemand daran, etwa ein schlesisches Epos schreiben zu wollen.

Bei der Dialektliteratur ist die Sprache aber fast ebenso wichtig als der Inhalt. Wir haben gesehen, wie außerordentlich mannichfaltig die Spielarten unserer Mundart sind. In welcher derselben soll der Dichter schreiben?

Trotz der entschiedenen Forderung der Wissenschaft halte ich es für falsch, dies in einer bestimmt begrenzten, räumlich beschränkten Untergattung zu thun. Will der Schriftsteller der Dichter aller seiner Landsleute, der ganzen Provinz und nicht nur eines Kreises werden, so bleibt nichts übrig, er muß sich an eine der beiden Hauptgruppen anlehnen, dieselbe seinen Arbeiten zu Grunde legen, ihr aber ja nicht sclavisch folgen. Daß bei dieser Wahl der Gebirgsdialekt, das Oberländische vor dem Niederländischen den Vorzug hat, wird dem Kenner nicht zweifelhaft sein.**) Ganz wie sich unser Schrifthochdeutsch aus der Anlehnung an eine große Sprachgruppe herausgebildet hat, so muß sich ein Schriftdialekt durch Anlehnung an eine große Dialektgruppe bilden, ohne deshalb aber gewisse Einzel-

*) Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Namen aller derjenigen schlesischen Dialektdichter hier aufzuführen, die ihre Gedichte, zu einem Bändchen vereinigt, veröffentlicht haben. 1830 erschienen schlesische Gedichte von Karl von Holtei. Berlin, Haude und Sprenersche Buchhandlung. 1842 gab der Gymnasiallehrer Kastner in Neisse die Glätzischen Gedichte des 1828 in Mittelwalde verstorbenen Franz Schönig heraus. (Neisse, J. A. Müller.) 1843 veröffentlichte der Quolsdorfer Lehrer Heinrich Tschampel, der, ein geborener Oberschlesier, den Dialekt in seiner Stelle erst gelernt hatte, seine „Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart". (Schweidnitz, Heege.) 1847 von Boberthal ebenda: „Schnieglöckla" im Bauerndialekt; um dieselbe Zeit erschien (Glatz und Münsterberg bei Hoffmann) „Wiesenblumen" Gedichte humoristischen Inhalts im schlesischen Landdialekt von Buchenthal. Diesem folgte 1852 Brendel mit seinen „Kobolden" (Glogau, Flemming) und „Klängen aus der Heimath" (Freiburg, Hankel.) 1856 bei Pompejus in Glatz: „Rute Rieslau" und 1868 (Rosenthal, Hirschberg) „Blumen aus Rübezahls Garten" beide von Zeh. 1861 gab der Hirschberger Arzt Dr. Fliegel die Gedichte des 1860 verstorbenen Fischbacher Flickschneiders Berstermann heraus. (Hirschberg, Krahn.) 1862 veröffentlichte der Schönauer Pfarrer Jüttner (Wendelin) „Humoristische Pillen", denen er 1864 den „Feldzug käg'n die Trichinen" nachschickte (ei Oberschläf'scher Sproche.) 1865 erschien Grossers „Ernst und Scherz" mit einigen Gedichten im „breslauer Volkston". 1875 veröffentlichte Max Heinzel sein: „Vägerle, flieg aus" (Ratibor, Schmeer) und 1879 „A schläf'sches Pukettel." 1879 Ernst Langer die Injurienklage (Moborn) zuerst gedruckt im Rübezahl 1871. Von Robert Rößler erschienen 1867 „Aus Krieg und Frieden" Breslau, Trewendt 1873. Aus der Güntherstadt. 1873 Breslau, Skutsch. 1877 Schnoken, 1878 Närrsche Kerle, 1879 Durfgeschichten, die letzten drei bei Otto Janke, Berlin. —

**) Es verdient bemerkt zu werden, daß nach Gryphius nichts Erwähnenswerthes im niederländischen Dialect geschrieben worden ist.

Digitized by Google

heiten der andern Gruppe verschmähen zu wollen. Gelingen aber kann und wird diese Leistung immer nur einem tüchtigen, mit dem Wesen seines Volkes innig vertrauten, fruchtbaren Schriftsteller, dessen Werke seinen Landsleuten so behagen, daß sie Gemeingut derselben werden.

Und nun noch ein Wort über die Schreibung. Weinhold hat ausgerechnet, daß das Schlesische aus 25 mittelhochdeutschen Vocalen nicht weniger als 182 Varianten bildet; wer wäre im Stande diese oft verschwindend kleinen Nuancen durch die fünf Vokalzeichen sichtlich auszudrücken? Es ist eben eine Unmöglichkeit. Die Wissenschaft fordert hier den Gebrauch lateinischer Buchstaben; und unbedingt muß zugegeben werden, daß durch sie die Laute schärfer fixirt werden können. Das Volk aber mag lateinisch gedruckte Bücher nicht, und der Dichter, dessen Werke nicht in's Volk dringen, erreicht seinen Zweck nicht; deshalb sind lateinische Lettern für Volksschriften wenigstens vorläufig nicht zu brauchen. Immerhin läßt sich durch deutsche auch manches erreichen; wenn nur zwei Grundsätze befolgt werden: möglichste Vereinfachung der Schreibung und Ausmerzung aller nicht gehörten Vokale und Consonanten. Ein Fremder freilich wird auch bei der besten Schreibung den Dialekt nicht richtig lesen können.

Wer den Dialekt stumm überliest, dem geht es ähnlich, wie dem Musiker, der eine Partitur durchsieht; er hört von dem Wichtigsten, von der Musik selbst doch eben nichts. Die Musik der Sprache aber ist ein Hauptvorzug des Dialekts, denn in dieser Hinsicht übertrifft wol jeder unser schon etwas farblos gewordenes Hochdeutsch bei weitem.

Der geschriebene Dialekt ist todt, erst der Vortrag macht ihn lebendig. Glücklich darum jeder Dialekt-Dichter, der einen tüchtigen Vorleser als Verkündiger seiner Weisheit gefunden. Nicht immer ist der Dichter selbst sein bester Interpret; war doch grade Deutschlands gelesenstem Volksdichter die herrliche Gabe des Vortrags fast gänzlich versagt. —

Bismarck über die Slaven.

Von H. W.

Bei einer Unterredung, welche ich vor längeren Jahren mit Bismarck hatte, wurde auch der verschiedenen Slavenvölker gedacht. Der Fürst theilte hierbei folgendes Erlebniß mit:

„Während ich als Gesandter in Petersburg stand, hatte ich eines Tages auf meinen Schlitten zu warten. Ich befand mich auf dem Newsky-Prospect, der belebtesten Straße der Stadt; um unbemerkt zu bleiben, ging ich am Ufer der Newa auf und ab. Da drängte sich in ungehöriger, belästigender Weise ein Mann in der Tracht des gemeinen Volks, ein Mushik, an mich heran. Ich bedeutete ihm, daß er fortgehen solle; der freche Kerl aber grinste mich höhnisch an und wurde noch importuner. Ich durfte um Alles in der Welt in dieser Gesellschaft nicht gesehen werden, meine Stellung gestattete das nicht; da nun aber der Mensch keine Vernunft annehmen wollte, und der Schlitten, welcher die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf meine Person ziehen mußte, jeden Augenbick heranbrausen konnte, so faßte ich kurz den Burschen am Kragen, drehte ihn ein paar Mal herum und gab ihm einen

Digitized by Google

Stoß, daß er in den Straßenkoth schoß. Das hatte den gewünschten Erfolg; unvergeßlich aber sind mir die Worte, die mir der Flegel im Fortkriechen zuwinselte: Iswinite, Gossudar, jassam kriw! (bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, ich bekenne mich schuldig)."

„Sehen Sie", fügte Bismarck hinzu, „so sind die Slaven alle, die Einzelnen wie die Völker. Man muß ihrer Frechheit nur mit der gehörigen Kraft entgegentreten, und sie werden schuldbewußt für die erhaltene Züchtigung danken, wo der Deutsche im verletzten Rechtsgefühl über das Zuviel zum Himmel schreien würde."

Das Gespräch, dem ich diese Aeußerung verdanke, fand, wenn ich nicht irre, im December 1874 statt, jedenfalls also Jahre, bevor die russenfreundliche Haltung der Reichsdiplomatie bei dem schnöden Angriff des Zarenreichs gegen die Pforte ein so gerechtes Befremden erregte. Allerdings hatte noch früher Fürst Gortschakoffs angebliche Friedensstiftung, der denkbar widerwärtigste Streich, welchen dazumal Deutschland von seinem Alliirten erfahren konnte, einen Schatten auf die persönlichen Beziehungen der beiden leitenden Staatsmänner geworfen; doch war, wie die private Freundschaft der Herrscher, so die officielle der Nachbarreiche nicht getrübt worden. Auch hatten spätere Ereignisse den fatalen Eindruck von Gortschakoffs Besuch in Berlin längst zurückgedrängt, so daß nichts uns nöthigt, bei dem an die Erzählung geknüpften Urtheile Bismarcks weniger an das, wofür es sich ausgab, eine allgemeine Lebenserfahrung, als an die vorübergehende Frucht verdrießlicher Erregung zu denken.

Wie konnte nun aber dennoch nachher unter des Reichskanzlers Auspicien die Russophilie in Berlin so weit getrieben werden, daß jeder von Petersburg geäußerte Wunsch daselbst den pietätvollsten Anklang, die sorglichste Förderung fand, daß kein der Türkei zu Gute kommendes internationales Recht bei der Reichsregierung mehr zu existiren schien, daß die Pforte sogar in ihren diplomatischen Vertretern zu Berlin schwere Beleidigungen herunterschlucken mußte? Die Parteinahme war so offenkundig, daß im Auslande behauptet und geglaubt werden konnte, Deutschland habe absichtlich damit das unschuldige und friedfertige Rußland zu dem Kriege verlockt, um dann im Trüben fischen zu können! Als ob es für einen solchen Zweck nöthig gewesen wäre, gegen die Pforte und für Rußland in den officiösen Blättern in einer Weise zu agitiren, daß die aufrichtige Begeisterung, die sich in Deutschland weiter Volkskreise bemächtigte, nur durch die ganze Reihe russischer Fehler und Schlechtigkeiten, am meisten die schnöde Mißhandlung des so opferwilligen und nützlichen Bundesgenossen, Rumäniens, gedämpft werden konnte. Da der Verlauf, den die Sache in Berlin nahm, wohl nicht dazu angethan schien, auch hier einen für die Geschichtschreibung der Zukunft zu conferirenden „Buschium" zur Aufzeichnung der Inter-pocula Vertraulichkeiten zuzuziehen, und die wenigen Eingeweihten nach den Lorbeeren einer neuen Folge von „Bismark und seine Leute" kein Verlangen tragen, so dürften die von der Reichspolitik in den Jahren 1876/77 gestellten Räthsel vor der Hand unaufgeklärt bleiben. Bismarck, der den in seinem Namen erregten Enthusiasmus für den panslavischen Kreuzzug nicht theilte, wird sich von Anbeginn vor die peinliche Alternative gestellt gesehen haben, entweder die äußersten Consequenzen der zu gewärtigenden russischen Siege, d. h. eine gewaltige Machterweiterung des großen slavischen Nachbarn, gutzuheißen, oder vor dem

Digitized by Google

russischen Volke für alle Mißerfolge verantwortlich gemacht zu werden, wie denn jetzt der russische Deutschenhaß zur äußersten Extase entfacht ist. Hoffen wir, daß der große Staatsmann sich abermals von der Newa her ein Iswinite, Gossudar, verschaffe!

Erklärung.

Im Februarheft der „Deutschen Revue" findet sich auf Seite 153 ein Brief Bettina's an Wilhelm von Kaulbach, der ohne nähere Zeitangabe aus der Berliner „Stadtvogtei" datirt ist. Die Außenseite trägt den Poststempel „Berlin 21/VIII" (ohne Jahr) und bezeichnet als Adresse das Neue Museum, wo Kaulbach allsommerlich malte; es handelt sich, äußerlich betrachtet, um einen vollkommen ordnungsmäßigen Stadtpostbrief.

Gleichwohl ist dieser Brief apokryph, wie eine nähere Untersuchung, zu der ich von befreundeter Seite angeregt wurde, ergab. Denn nachdem ich die Handschrift desselben mit den verschiedensten Originalbriefen verglich, die Professor Carrière in München von Bettina besitzt, bin ich zur bestimmten Ueberzeugung gelangt, daß es sich hier um eine fremde Intervention handelt; das Schreiben, welches unterzeichnet ist: „Ihre tief unglückliche Betina", stammt nicht von deren Hand.

Wer es gefertigt hat, ist wohl heute sehr schwer zu ermitteln, soviel aber steht fest, daß Kaulbach dabei der Gegenstand einer Mystification gewesen, über deren Zweck und Verlauf sich im Nachlasse keinerlei Anhaltspunkte finden. Wenigstens ist der Familie nichts bekannt, daß Bettina überhaupt einmal in der Stadtvogtei sich befunden habe.

Anderseits waren ihre Conflicte mit dem Berliner Stadtmagistrat allerdings so notorisch, daß ein vorübergehendes Ereigniß dieser Art wohl möglich erschien; der ganze Ton des Briefes stimmt so völlig zu ihrem Wesen; kurz, die äußeren und inneren Gründe des Falles führten gleichmäßig darauf hin, das Schriftstück für das zu nehmen, wofür es sich gab. Vor allem, wenn man dasselbe im Nachlasse Kaulbachs in einem sorgfältig geordneten Packete findet mit der Ueberschrift: „Briefe berühmter Persönlichkeiten" zwischen den Autographen Humboldt's, Olfers', Rauch's u. a. Berliner Autoritäten.

Indem ich diesen Sachverhalt der Oeffentlichkeit übergebe, stelle ich das verbindlichste Ersuchen, daß jene Blätter, die etwa das genannte Schreiben seiner Zeit zum Abdruck brachten, auch von gegenwärtiger Erklärung Notiz nehmen.

Dr. Karl Stieler.

Literarisches.

Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom achtzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart von **Dr. Franz Krones.** Berlin 1879. Theodor Hofmann.

Das vierbändige Handbuch der österreichischen Geschichte von F. Krones ist trotz mancher Ungleichmäßigkeiten und Unebenheiten der Darstellung und trotz mancher Ungenauigkeiten im Detail ein höchst verdienstliches Werk. Es hatte seine großen Schwierigkeiten, einen so spröden Stoff, die Geschichte von verschiedenartigen Ländern, deren Geschicke Jahrhunderte lang aus einander gehen, bis die Dynastie der Habsburger sie zu einem Staatsganzen zusammenschmilzt, in der Weise zu behandeln, daß die Darstellung nicht blos als eine Aneinanderfügung unzusammenhängender Einzelheiten, sondern als von einem einheitlichen Gedanken getragen erschien. An dieser Aufgabe sind alle Vorgänger von Krones gescheitert, und wenn die Natur der Sache, trotz des Fleißes und Scharfsinnes, den er darauf verwendet hat, auch ihm eine vollständige Lösung derselben nicht gestattet hat, so ist er einer solchen doch näher gekommen, als irgend jemand vor ihm. Unter diesen Umständen konnte es von vornherein als ein willkommenes Unternehmen bezeichnet werden, wenn Krones daran ging, der neueren Geschichte Oesterreichs, die er aus Rücksichten des Raumes in dem vierten Bande seines Handbuchs dürftiger hatte behandeln müssen als frühere Perioden, ein eigenes Buch zu widmen. Freilich gegen die Art und Weise, wie er nun dies Unternehmen ausgeführt hat, lassen sich ernste Bedenken nicht unterdrücken. Von dem uns vorliegenden Bande, der gegen 800 Seiten umfaßt, sind mehr als zwei Drittheile nichts als ein fast wörtlicher Abdruck von dem ebenfalls 1879 erschienenen vierten Bande des Handbuchs, nur mit Hinweglassung der sehr nützlichen literarischen Nachweisungen, die dort

Digitized by Google

gegeben waren. Dabei haben Verfasser und Verleger es nicht für nöthig oder schicklich gehalten, dies Verhältniß der beiden Werke in Titel oder Vorrede klarzulegen, und gewiß wird mancher Besitzer des Handbuchs, der in dem vorliegenden Bande eine Ergänzung oder Erweiterung desselben zu erwarten glaubt, bitter enttäuscht sein, wenn er nur einen wörtlich gleichlautenden Abdruck von mehr als 500 Seiten erhält, die er schon einmal bezahlt hat. Neu sind also in dem uns beschäftigenden Bande nur die letzten 255 Seiten, die von den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts bis auf die Gegenwart reichen. Dabei ist aber auch hier die Behandlung eine höchst ungleichmäßige; die Revolution von 1848 und ihre Vorgeschichte füllen 200 Seiten — die Zeit nach 1848 ist dagegen auf 50 Seiten lediglich skizzirt, der Krieg von 1866 in höchst befremdlicher Weise auf 2 Seiten abgethan. Mochte der Verfasser gerechte Bedenken haben, die innern Zusammenhänge dieser uns so nahe stehenden Ereignisse eingehend zu behandeln, so kann man das schon deshalb begreiflich finden, weil wir über vieles, was der künftige Historiker dieser Zeit zu wissen verlangen wird, noch nicht ausreichend unterrichtet sind: aber wenigstens eine militärische Geschichte jenes Krieges ließ sich auch heute schon schreiben und sie durfte nicht durch eine trockene Aufzählung der Schlachten ersetzt werden. — In der Auffassung der Ereignisse steht Krones, wie man ihm nicht verübeln wird, auf gut österreichischem Standpunkte. Aber wenn er z. B. die Gründung des Zollvereins geschehen läßt durch „preußische Cabinetspolitik zu Gunsten ihres Emporkommens im Reiche", wenn er bei Gelegenheit des Krimkrieges von „Oesterreich beirrenden Anschlägen Preußens" redet, bei Gelegenheit des deutsch-französischen Krieges von 1870 kein Wort von dem Intriguenspiel des von ihm überhaupt zu günstig beurtheilten Grafen Beust zu erwähnen für nöthig hält, so vermißt man darin doch die volle Unbefangenheit, die der Geschichtsschreiber sich immer zu bewahren versuchen soll. -l-.

Das Urevangelium und die Gegner der Schrift: „Christus und die Cäsaren" von **Bruno Bauer.** Berlin. Verlag von Eugen Grosser 1880.

Das Werk: „Christus und die Cäsaren," auf welches sich die gegenwärtige Schrift bezieht, erschien im Jahre 1877, mit dem auf den Inhalt deutlichen hinweisenden Nebentitel: „Der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthum." Der Verfasser hatte darin nachzuweisen versucht, wie die beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung aus ein und demselben Keime den römischen Imperialismus und das Christenthum getrieben haben. Wie das Cäsarenthum damals alle Weltinteressen in der Person des Kaisers zusammenfaßte, so assimilirten sich die politisch rastlos gewordenen Römer die griechische Philosophie. Gegenüber der kaiserlichen Diktatur und der ausschweifenden Genußsucht der herrschenden Gesellschaft suchten die Geister in der Verinnerlichung durch die Philosophie, in den Traumgebilden der Dichter, in Weltentsagung und Selbstkasteiung Trost und Erhebung. An der Vermittelung der idealen Güter des Alterthums schreibt der Verfasser dem Judenthum einen großen Antheil zu. Es war nach ihm „der Cristallisationspunkt für die immateriellen Schätze des Griechenthums und die suchenden Geister Roms." Die römischen Stoiker acceptirten und modificirten die Verquickung des jüdischen Gesetzes und der griechischen Philosophie und diese Mischung diente als Material für die Entwickelung des Christenthums. Sie war der Boden für die Heilandsvisionen Senecas. In seinem Bilde eines idealen Vermittlers, erfüllte sich die Sehnsucht Philos und seiner Schule, die mit allen Kräften des Gemüths nach der weltlichen und sichtbaren Erscheinung des Logos gerungen hatten. Der Verfasser führt sein Geschichtsbild bis zum Tode des Kaisers Marc Aurel, in welcher Zeit, wie er sagt, „die produktive Kraft des Römerthums sich erschöpft hatte und die dem Alterthum entsprossene christliche Blüthe ihre selbstständige Entfaltung und Geschichte begann."

Das geistvolle und kühne Werk hat manche Anfechtung erfahren, nicht nur von Fachkritikern und Theologen, sondern auch von Solchen, die ihre Waffen aus der politischen Rüstkammer nahmen. Diesen Einwendungen und Widersprüchen verdankt die vorliegende Schrift ihren Ursprung. Bruno Bauer äußert sich darin mit großer Ruhe und wenn seine Gegner den Kürzeren ziehen, so werden sie wenigstens nicht darüber klagen können, daß sie unhöflich ums Leben gebracht worden seien. Der Verfasser will überzeugen, und indem dieser Zweck ihn nöthigt, überall in die Tiefe zu gehen, gestaltet die Schrift sich zu einem Commentar seines „Christus und die Cäsaren" der um so willkommener, je knapper in jenem Werke mitunter die Fassung ist. R. S.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der nationalen Wirthschaftspolitik. Ein Handbuch für das deutsche Volk von **Oswald Stein.** Erster Halbband. Bern u. Leipzig. Georg Frobeen & Co. 1880.

Es handelt sich in diesem Buche, insoweit dessen erstere Hälfte in Betracht kommt, um eine Tendenzschrift mit stark polemischen Accenten. Der Verfasser beklagt sich über die Uebermacht der „dominirenden Richtung" und der „herrschenden Schule", unter welcher er den Freihandel versteht. Er verkündigt, daß gegen diese ökonomische Schule durch eine Auffassung angekämpft werden müsse, „welche sich voll und ganz an die Mutter Natur, also (sie!) an das Vaterland anschließt." Diese krause Auffassung, „Mutter Natur" und „Vaterland" zu identifiziren, charakterisirt einigermaßen die Neigung des Verfassers, die unvereinbarsten Begriffe

Digitized by Google

den Zwecken seiner Beweisführung nutzbar zu machen. Dadurch erhält das Buch zwar namhafte propagandistische Vorzüge, die ihm überhaupt willig einzuräumen sind, es kann aber nicht den Anspruch einer ernsthaften wissenschaftlichen Abhandlung erheben. Im Interesse der hart angegriffenen Freihandelslehre möchten wir gerade behaupten, daß diese, jetzt übrigens nicht mehr herrschende Lehre, sich ganz und voll an die Mutter Natur anlehnt, welche in Hervorbringung ihrer Güter, sich nicht um politische Ländereintheilungen kümmert und deshalb gerade den besten Patrioten auf das Weltbürgerthum des Handels und den freien Austausch der Güter hinzuweisen scheint. —t.

Die Berliner Malerschule. Studien und Kritiken von **Adolf Rosenberg**, Berlin. Ernst Wasmuth.

Da es eine spezifische Berliner Malerschule in dem Sinne, wie man von der Düsseldorfer u. a. Schulen spricht, in der eine bestimmte Technik und Stilrichtung zur Uebung und ausschließlichen Herrschaft gelangt wäre, bisher nicht gegeben hat, würden sich Titel und Inhalt dieser dankenswerthen Arbeit des bekannten Kunstkritikers weit besser decken, wenn derselbe die Bezeichnung „Die Malerei in Berlin" gewählt hätte. Eine Geschichte derselben zu schreiben, war Angesichts ihrer verhältnißmäßigen Jugend und der Thatsache, daß sich — von einzelnen markanten Persönlichkeiten abgesehen — erst gegenwärtig eine Anzahl selbstständiger Stilrichtungen herauszuarbeiten beginnt, eine schwierige Aufgabe. Es ist dem Verfasser zwar gelungen, für die ersten fünf Dezennien unseres Jahrhunderts in seiner Darstellung das historische Princip festzuhalten und die Entwicklung der Malerei in Berlin im Zusammenhange mit der allgemeinen kulturgeschichtlichen Entwicklung der Zeit zu schildern. Gegenüber der modernen Malerei sieht er sich jedoch gezwungen, von diesem Verfahren abzustehen und sich auf eine kritische Durchmusterung des in den einzelnen Zweigen derselben, Historie, Portrait, Genre u. s. w. Geleisteten zu beschränken. Abgesehen von dieser Disharmonie in der Anlage des ganzen Buches, die jedoch deshalb nachsichtig beurtheilt werden muß, weil hier zum ersten Male der Versuch einer systematischen Bearbeitung des überreichen Materials gemacht worden ist, muß man demselben wegen der Klarheit und Sicherheit der Schilderung und der Ruhe und Objectivität des Urtheils volles Lob spenden, was natürlich nicht ausschließt, daß man sich gegen einzelne Ausführungen wendet. Den Glanzpunkt des Werkes bildet der Essay über Adolf Menzel, der mit einer außerordentlich wohlthuenden Wärme der Begeisterung geschrieben ist und in welchem der Verfasser bei Beschreibung der einzelnen Gemälde eine wahrhaft plastische Darstellungsgabe bekundet. Wenn er freilich das „Ballsouper" als ein Bild unserer ganzen modernen Gesellschaft in ihrer bunten Vielseitigkeit feiert, so bedarf das wesentlich der Einschränkung, da auf demselben doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Ausschnitt aus dem Kreise dieser Gesellschaft, und zwar in einer Weise geschildert wird, die etwa als einzige Zeugin auf die Nachwelt kommend, dieser wenig Respect vor der geistigen Bedeutung derselben einflößen würde. Sehr hart ist das Urtheil über Hildebrandt, von dem es im Anschluß an eine Stelle seiner Reise heißt, daß sein eigenes Geständniß, der „Maler der Phänomene" zu sein, das Ungesunde seiner ganzen künstlerischen Richtung characterisire. Uns scheint, daß Hildebrandt mit den Phänomenen lediglich die verschiedenen Erscheinungsformen der Natur überhaupt im Auge gehabt hat, und überdies — warum sollte er nicht Phänomene malen, wenn diese den Character der betreffenden Landschaft nur treu widerspiegeln? Und daß das bei Hildebrandt der Fall ist, dürfte heut wol Niemand mehr bestreiten. Daß der Autor die moderne Berliner naturalistische Richtung in ihren ercedirenden Vertretern kurz abfertigt, ist vom Standpunkt des guten Geschmacks wol zu billigen, indessen sollte die brutale Thatsache ihres Vorhandenseins nicht todtgeschwiegen, sondern der Kampf gegen sie bei jeder Gelegenheit mit den schärfsten Waffen und rücksichtsloser Energie geführt werden. Wenn R. ferner in der Vorrede bemerkt, daß sich der Ausschluß der „Malerinnen" durch den Titel des Buches rechtfertige, so mag dieser kleine Scherz hingehen; wenn er aber Anzüglichkeiten, die ihren Ursprung aus der Polemik der Tagespresse nicht verleugnen, einzuflechten bemüht ist, so thut das der ernsthaft wissenschaftlichen Haltung seines Buches Eintrag. Abgesehen von diesen verhältnißmäßig geringfügigen Ausstellungen begrüßen wir in demselben eine tüchtige gewissenhafte Arbeit, die als werthvolle Basis für eine spätere umfassende historische Darstellung des Entwicklungsganges der Malerei in Berlin, anerkannt werden muß. T.

Italienische Blätter v. Robert Schweichel. Dritte Auflage. Berlin, Otto Janke.

Der glückliche Erfolg dieses Werkes, welches ein Gesammtkulturbild des modernen Italiens, dessen Entwickelung vorläufig mit dem Einzug Victor Emanuels in Rom einen äußerlichen Abschluß gefunden, in farbenreicher, echt dichterischer und doch überall streng sachlicher und objectiver Darstellung bietet, darf wol als Beweis dafür gelten, daß mit seinem Erscheinen in der überaus reichhaltigen Literatur über Italien eine wesentliche Lücke ausgefüllt wurde. Ja, das Buch ist insofern von epochemachender Bedeutung, als die älteren derartigen Werke, wir nennen nur Gregorovius und Stahr, ein ganz andres, bereits historisch gewordenes Italien schildern, die neueren aus dem Gesammtbilde des modernen nur einzelne Ausschnitte wiedergeben, während Schweichel den ganzen breiten Lichtstrom des nationalen Lebens der Halbinsel in seinen Blättern auffängt, die Bedingungen, unter welchen sich dasselbe ent-

Digitized by Google

wickelt hat, wie die Richtungen und Ziele, nach denen es sich weiter entwickeln wird, mit sicherer Beherrschung des geschichtlichen, kirchenpolitischen, volkswirthschaftlichen und literarischen Materials vorführt, dabei aber der Kunst wie der poetischen Seite des Volkslebens in ihren bunt wechselnden Erscheinungsformen, der großen Vergangenheit wie dem zaubervollen Reiz der herrlichen Natur vollauf gerecht wird. Unterstützt von schärfster Beobachtungsgabe und großer Tiefe der dichterischen Empfindung, der nichts Menschliches fremd ist, hat Schweichel in diesen Italienischen Blättern ein Werk von ebenso wissenschaftlicher Gründlichkeit wie farbenprächtiger, sympathischer Darstellungsweise geschaffen. T.

Was heißt national? Ein Vortrag von Professor **Dr. Lazarus.** Verlag von Ferd. Dümmler.

Luther trat dafür schon im Mittelalter ein, daß „man mit den Juden freundlich handelt", da „sie Blutfreund, Vettern und Brüder unseres Herrn sind." Dies ist in letzter Zeit im Lande der Aufklärung und im Volke der Denker nicht immer geschehen. Es haben sich orthodoxe Geistliche zu Sittenrichtern über die Juden gestellt und eine Judenfrage heraufzubeschwören versucht, die in einem civilisirten Staate nicht existiren darf. Was Deutschland in Rumänien verbietet, darf innerhalb seiner Grenzen am wenigsten geschehen, es ist deßhalb mit allseitiger Dankbarkeit aufgenommen worden, daß Se. königl. Hoheit der Kronprinz des deutschen Reiches, den Agitationen einzelner orthodoxer Geistlicher gegen eine andere Religionsgesellschaft entschieden entgegengetreten ist. Die vorliegende Broschüre schildert in ruhiger Form, wie Unrecht es ist, wenn man die Juden als nicht zur Nation gehörig betrachtet, es beweist Lazarus, welche Verdienste sich die Juden um das Vaterland erworben, wie eng sie an dasselbe gebunden sind und daß sie auch durch ihre Leistungen in der Wissenschaft und in den Künsten gleiche Rechte mit uns zu beanspruchen haben. Es ist bedauernswerth, wenn in der Gegenwart überhaupt noch eine Broschüre von einem so bedeutenden Gelehrten wie Lazarus nöthig ist, um Vorurtheile zu beseitigen und ungerechten Verurtheilungen entgegenzutreten. Aber ein Mann wie Lazarus ergreift nicht ohne moralischen Zwang die Feder in solcher Frage; wir können deshalb nur wünschen, daß seine Worte die weiteste Verbreitung finden und in Deutschland ein für allemal die Verfolgungssucht gegen eine andere Religionsgesellschaft unterdrückt wird.

Von Otto von Leixners Illustrirter Literaturgeschichte, Leipzig, Spamer, liegen die Lieferungen 9 bis 16, von Ludwig Salomons Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts Stuttgart. Levy und Müller, Lieferung 1 und 2 vor. Wir kommen auf beide verdienstvolle Weker nach ihrer Fertigstellung zurück.

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Droysen, Joh. Gust. Geschichte Alexanders des Großen. 3. Auflage. Mit 5 Karten von Rich. Kiepert. Gotha 1880, Friedrich Andreas Perthes.

Leo, Willibald. Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. Wien 1880, M. Gottlieb's Buchhandlung.

Jordan's, W. Nibelungen. Zweites Lied Hildebrants Heimkehr. 4. Auflage. Frankfurt a. M. 1879, W. Jordan's Selbstverlag.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880. Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Zürich 1880, Orell Füßli u. Co.

Pöstler, G. und Zimmer, Dr. Fr. Halleluja. Organ für ernste Hausmusik. Nr. 1 u. 2, 1880. Vieweg's Buchhandlung, Quedlinburg.

Frommel, W. und Pfaff, Friedr. Sammlung von Vorträgen für das Deutsche Volk. 1. Abth. 1—10, 2. Abth. 1—4. Heidelberg 1879, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

de Serane, Marquis Philosophie elliptique du Latent Opérant. I. Partie. Philosophie intégrale. Francfort s. M. 1879, Wilhelm Rommel. Paris, C. Klincksieck.

Hennes, J. H. Die Erzbischöfe von Mainz. 3. vermehrte Auflage. Mainz 1879. J. Diemer.

Taschenberg, Prof. Dr. E. L. Practische Insectenkunde. 1. Einführung in die Insectenkunde, 2. Die Käfer und Hautflügler. Bremen 1879, M. Heinsius.

Derbock, Spledder u Spöhn. I. Ut de Hansbunkentid. Berlin 1879, Otto Drewitz.

Sterne, Carus. Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. 1. Lieferung. Berlin 1880, Gebr. Borntträger (Ed. Eggers).

Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen, VII. Kleinere Dichtungen von Konrad von Würzburg. Von Karl Pannier. VIII. Albrecht von Eybe's Ehestandsbüchlein von Karl Müller. Sondershausen 1879, Max Fahßheber.

Mauthner, Fritz. Nach berühmten Mustern. Neue Folge. 6. Auflage. Ebd. 1880.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Neu, Seitenstück zu Koenigs Literaturgeschichte:

Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Deutsche Geschichte.

In Verbindung mit Anderen

von

L. Stacke.

Mit zahlreichen Beilagen in Farbendruck, geschichtlichen Karten und authentischen Abbildungen im Text.

Vollständig im Laufe dieses Jahres in 5 Abtheilungen à 4 Mark.

I. Abtheilung. Preis 4 Mark.

Mit 15 Beilagen in Farbendruck und Holzschnitt, 2 Karten und 82 erläuternden Abbildungen im Text.

Inhalt der 1. Abtheilung. Text: Urzeit bis auf Heinrich I. (936).

Tafeln: Römische Statuen Armins, Thusneldas, eines gefangenen Germanen. Farbiges Mosaikbild von Theodorichs Palast in Ravenna (um 500). Farbendruck eines langobardischen Edikts König Rotharis (643). Eiserne Langobardenkrone zu Monza, Farbendruck. Mosaikbildniß Karls d. Gr. auf dem Triklinium Leos III. zu Rom (800), Farbendruck. Seite aus dem Evangeliarium Karls in der Schatzkammer zu Wien, Farbendruck. Facsimile von Einhards Leben Karls (820): Karls Testament, aus der Wiener Handschrift. Urkunde Karls v. J. 813 mit Siegel, Facsimilefarbendruck des Originals im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Die Straßburger Eidschwüre Ludwigs d. Deutschen und Karls des Kahlen (842), Facsimile des Originals zu Paris. Titel aus dem Psalter Ludwigs d. Deutschen (um 860), Facsimilefarbendruck nach dem Original in der K. Bibliothek zu Berlin. Seite aus Sintrams Evangelium longum, Farbendruck nach dem Original zu St. Gallen (um 900). Die Stelle aus der Dresdener Handschrift Widukinds von Heinrichs I. Kriegsvorbereitungen gegen die Ungarn, Facsimile.

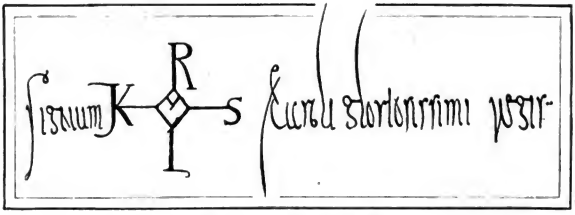
Abbildungen im Text: 70 thatsächliche, gleichzeitige Darstellungen.

Karten: Europa am Ende der Völkerwanderung. Europa zur Zeit der Karolinger.

Vorräthig und zur Ansicht zu erhalten in allen Buchhandlungen.

Verte!

Digitized by Google



„Signum + Caroli gloriosissimi regis."

Karls Unterschrift von einer Urkunde, gegeben zu Kufstein am 31. August 790.

Die Unterschrift Karls, bezw. die Vollziehung der Urkunde besteht lediglich in der eigenhändig gemalten Raute mit dem Winkel zwischen den Buchstaben des königlichen Monogramms K R/L s, welch letzteres nebst den Worten links und rechts vom Schreiber vorgeschrieben wurde.

Dieses Werk ist für den gebildeten Laien bestimmt, dem es in klarer Sprache die Resultate der gelehrten Forschung bieten und gleichzeitig durch die Abbildungen zu einer körperlichen Anschauung verhelfen soll.

Die Verlagshandlung hat sich vorgesetzt, die gediegene und schöne Arbeit des bewährten Verfassers ohne alles Nebenwerk rein aus der Geschichte selbst zu illustriren und so zu zeigen, daß deutsche Geschichte aus ihren eigenen Quellen interessanter belebt und veranschaulicht werden kann als durch erfundene Abbildungen.

Durch das dankenswerthe Entgegenkommen unsrer größeren Bibliotheken und Archive ist es gelungen, mit **Facsimiles** gleichzeitiger **Dokumente** und **Miniaturen**, mit **Reproduktionen** der ältesten **Handschriften** und **Geschichtsquellen** fast alle wichtigen Epochen deutscher Geschichte auf Schritt und Tritt zu belegen, sodaß Inhalt und Charakter der Zeiten zur körperlichen Veranschaulichung kommen.

Die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing

in Bielefeld und Leipzig.

Bestellschein, durch welchen das Werk von jeder Buchhandlung bezogen werden kann.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei: .....

1 **Stacke, Deutsche Geschichte.** I. Abtheilung und Folge nach Erscheinen.

Name und Wohnort:

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Confirmationsgeschenk.

Zur Einführung Shakespeare's in die Familie.

Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben

von

M. Petri.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich.

Eleg. geheftet 4 ℳ. 80 ₰. Eleg. gebunden 6 ℳ.

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wie auch gegen Einsendung des Betrages von der

Verlagsbuchhandlung von **Carl Meyer**
(**Gustav Prior**) in Hannover.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.

Gegründet von
Bruno Hildebrand,
herausgegeben von
Dr. Johannes Conrad,
Professor zu Halle a. S.

Monatlich erscheint ein Heft im Umfange von mindestens 5 Bogen Lex. 8°.
Achtzehnter Jahrgang 1880. Preis pro Jahrgang 24 Mark.
Inhalt der Hefte für **Januar** und **Februar** 1880:

Conrad, J., Die Tarifreform im Deutschen Reiche nach dem Gesetze vom 15. Juli 1879.
A. **Die Getreidezölle.**
Heusler-Von der Mühll, Ueber Eisenbahnstatistik aus Anlass der Berner Session der internationalen fachmännischen Kommission im September 1878.
Soetbeer, A., Umfang und Vertheilung des preuss. Volkseinkommen's im Jahre 1879.
Lesigang, W., Die indirekten Steuern in Oesterreich. Der internationale Handel der Vereinigten Staaten Nordamerika's im Jahre 1878/79.
Schuhmann, J., Die Umgestaltung des Kirchenvermögens im Königreich Italien.
Die Bezugs- und Absatzrichtung des deutschen Aussenhandels mit den 4 Hauptgetreidearten in den letzten 7 Jahren.
Literatur: — Uebersicht über die periodische Presse Deutschlands u. d. Auslandes.

Einband-Decken zur „Deutschen Revue".

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Unsern verehrlichen Abonnenten

theilen wir hierdurch mit, dass wir zum Einbinden der „Deutschen Revue" auf das Eleganteste ausgeführte

Einband-Decken

in englischer brauner Leinwand mit reicher Goldpressung haben anfertigen lassen, welche zum Preise von

1 Mark

pro Quartal-Band durch jede Buchhandlung bezogen werden können.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke in Berlin,
11. Anhalt-Strasse.

Digitized by Google

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

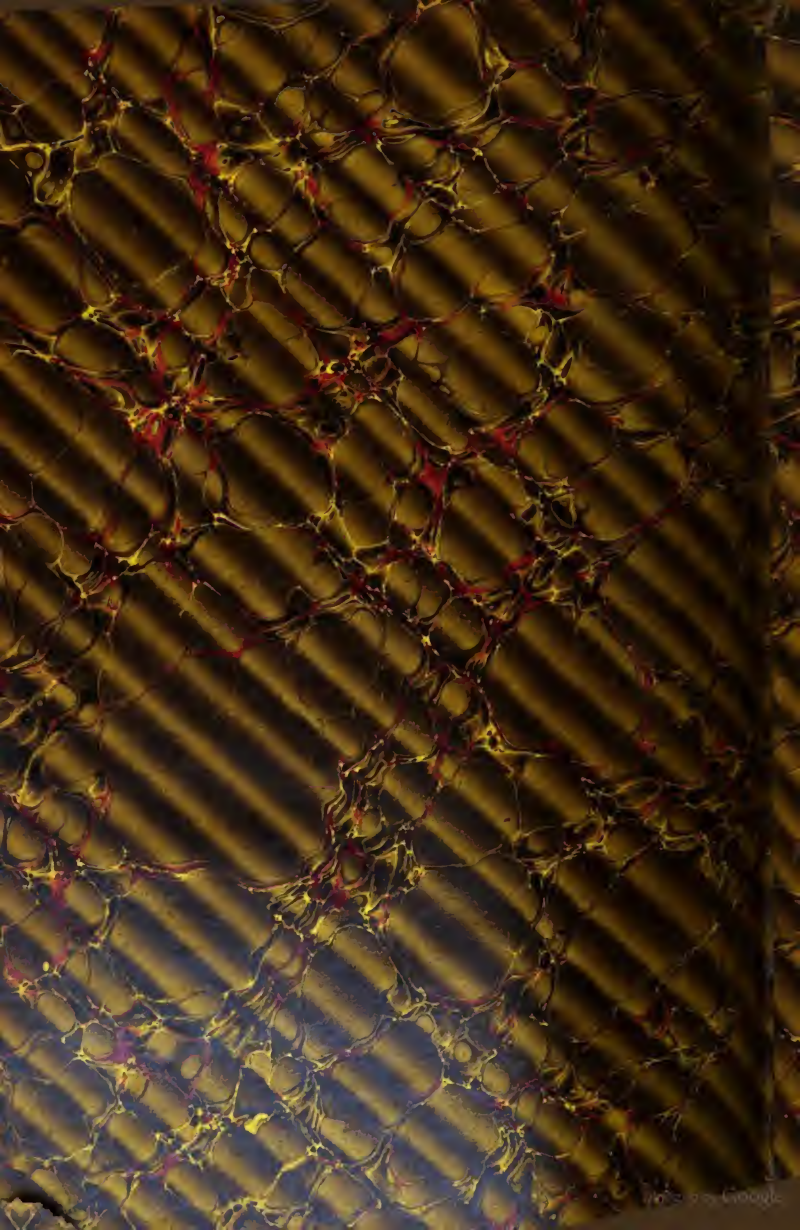
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

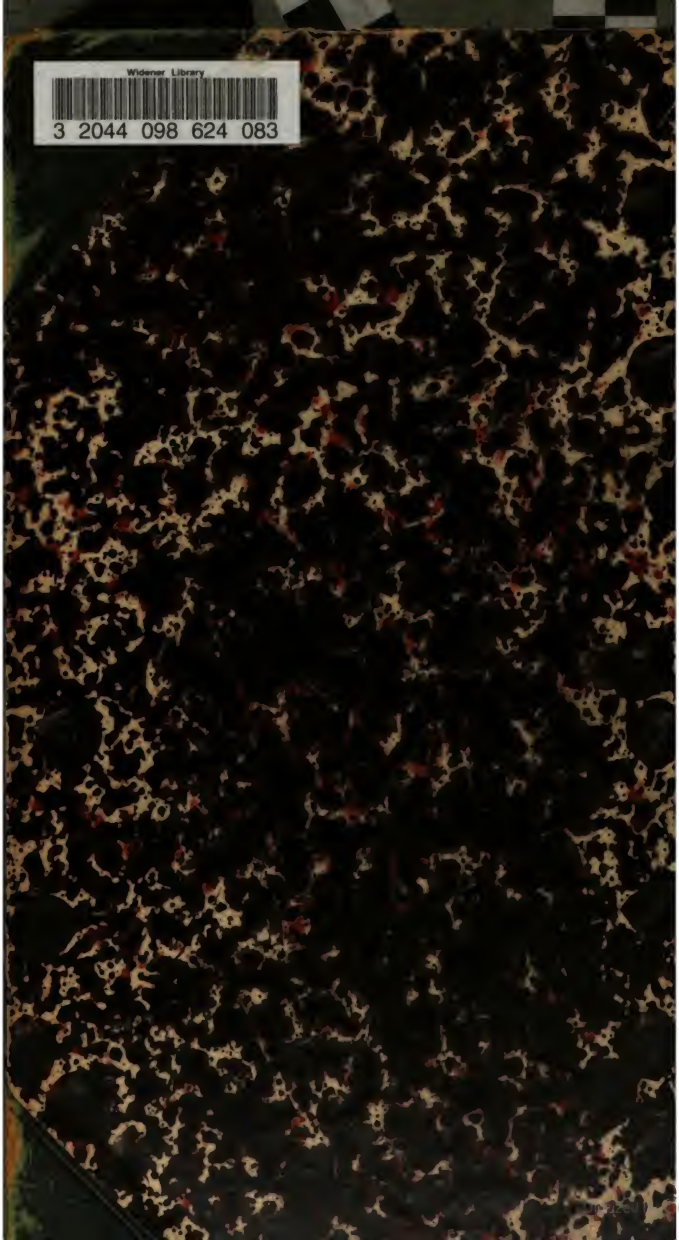


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 624 083



Digitized by Google